This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

B 1,036,558

GENERAL LIBRARY
UNIVERSITY OF MICHIGAN.

THE

Hagerman Collection

OF BOOKS RELATING TO

HISTORY AND POLITICAL SCIENCE

BOUGHT WITH MONEY PLACED BY

JAMES J. HAGERMAN OF CLASS OF '61

IN THE HANDS OF

Professor Charles Kendall Adams

IN THE YEAR

1883.

830.6
P94

20306

Preußische Jahrbücher.

Herausgegeben

von

R. Haym.

Zehnter Band.

Berlin, 1862.
Druck und Verlag von Georg Reimer.

Inhalt.

Erstes Heft.

Das Königthum in England seit hundert Jahren. . . . . Seite 1
Karl August Ehrenswärd, der schwedische Winckelmann. . . . . — 19
Die Vertreibung Wolff's aus Halle. . . . . — 47
Die neuesten Flugschriften über die Militärfrage. . . . . — 73
Politische Correspondenz. . . . . — 78
Notizen. (H. Hettner's deutsche Literaturgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts. — Nochmals Fichte. — Neuester Sachsenspiegel.) . . . . . — 90

Zweites Heft.

Das deutsche Ordensland Preußen. . . . . — 95
John Stuart Mill's politische Schriften. . . . . — 152
Zur Verständigung in der Militärfrage. . . . . — 169
Aus der Vorgeschichte der preußischen Verfassung. . . . . — 187
Politische Correspondenz. . . . . — 200

Drittes Heft.

Reise- und Geschichtsbilder aus Irland. II. . . . . — 209
Schleiermacher's politische Gesinnung und Wirksamkeit. . . . . — 234
John Stuart Mill's politische Schriften. (Schluß.) . . . . . — 277
Fernere Mittheilungen aus der Correspondenz von J. F. Benzenberg. . . — 289
Politische Correspondenz. . . . . — 302

Viertes Heft.

Reise- und Geschichtsbilder aus Irland. III. . . . . — 315
Ein Regierungsprogramm Friedrich's des Großen. . . . . — 335
Der Feldzug 1862 in Nordamerica. I. . . . . — 362
Zur Zollvereinsfrage. . . . . — 386
Neue Flugschriftenliteratur zur Militärfrage. . . . . — 393
Politische Correspondenz. . . . . — 402
Literarische Notizen. (Erinnerungen und Mittheilungen aus Griechenland. — Deutsche Städtechroniken.) . . . . . — 418

Fünftes Heft.

Goethe als Staatsmann. I. . . . . Seite 423
Der Feldzug 1862 in Nordamerika. II. . . . . — 470
Neue Thatsachen und Schriften zur Zollvereinsfrage. . . . . — 487
Politische Correspondenz. . . . . — 498
Literarisches. (Grundzüge der Politik von Waitz. — F. A. Wolf als Pädagog. — Die Memoiren A. Ruge's. — Eine politische Broschüre.) — 512
Notiz. . . . . — 526

Sechstes Heft.

Studien zur französischen Literatur- und Culturgeschichte. IX. Victor Hugo in der Verbannung. . . . . — 527
Die Reform des russischen Unterrichtswesens. . . . . — 569
Goethe als Staatsmann. II. . . . . — 585
Militärische Correspondenz. (I. Das Bundesmilitärwochenblatt und die südwestdeutschen Bundesfestungen.) . . . . . — 616
Politische Correspondenz. . . . . — 622
Literarisches. (Zwei Broschüren über den Verfassungsconflict in Preußen. — G. Freytag's Dramaturgie. — Der letzte Jahrgang von Aegidi's und Klauhold's Staatsarchiv.) . . . . . — 637

Berichtigung.

Auf S. 697 unseres Juniheftes bitten wir Z. 13 v. u., statt dessen, zu lesen: lassen, und auf S. 698 Z. 11 v. o. statt das übrige Deutschland: des übrigen Deutschlands.

Das Königthum in England ſeit hundert Jahren.

Wie viel politiſche Unklugheit, die nichts lernen und nichts vergeſſen will, iſt zur Verwunderung der Welt ſeit dem 18. März dieſes Jahres in Preußen von Neuem an den Tag getreten! Allein unſer Verfaſſungsleben iſt von allerneueſtem Datum, und wir dürfen uns kaum über Reminiſcenzen und Rückfälle verwundern, die bei einem jeden Uebertritt von einer Epoche in die andere unvermeidlich ſind. Iſt doch ſelbſt England, für Freund und Feind das Muſter und der Ausgangspunkt einer politiſchen Entwickelung, der ſich Preußen am allerwenigſten zu entziehen vermag, gerade in dem Zeitalter ſeiner parlamentariſchen Größe Rückwirkungen und Conflicten ähnlicher Art ausgeſetzt geweſen, wie ſie jetzt die Gemüther bei uns bewegen. Es lohnt ebendeshalb der Mühe, ſich die Parallelen und die Gegenſätze zu veranſchaulichen, die, bei aller Verſchiedenheit der Nationen, aus denſelben Grundurſachen, hier wie dort, entſpringen müſſen. Wir knüpfen unſere Betrachtung an ein neues engliſches Werk an, das wegen Inhalt und Plan verdientermaaßen ſofort durch Ueberſetzung unter uns eingebürgert worden iſt.*) —

Mit glücklichem Blick hatte Macaulay Wilhelm III. zu ſeinem Helden gewählt. In ihm war der erſte Fürſt und Lenker eines modernen Staates erſchienen, der, mit Bewußtſein und Geiſt auf der Höhe ſeiner Zeit ſtehend, das Problem zu löſen ſtrebte, die Macht und Geltung der Krone nicht nur neben den populären Elementen der Verfaſſung zu erhalten, ſondern gerade durch volle Anerkennung derſelben zum allſeitigen Beſten zu heben und zu ſtärken. Und dennoch verleugnet ſich eben unter dieſem Heros des Conſtitutionalismus die Neuheit der Zuſtände keineswegs.

*) Th. Erskine May, The Constitutional History of England, since the accession of George the Third, 1760—1860. Vol. I. London 1861.

Die Verfaſſungsgeſchichte Englands ſeit der Thronbeſteigung Georg's III. 1760 bis 1860. Band I. Mit Genehmigung des Verfaſſers aus dem Engliſchen überſetzt und bearbeitet von O. G. Oppenheim, Königl. Stadtgerichtsrath in Berlin. Leipzig 1862.

Obwohl selber nicht durch das Erbrecht, sondern durch eine Revolution auf den großbritannischen Thron gehoben, steht doch auch er unter dem Zauber der Persönlichkeit seiner Macht. Und ebenso umgekehrt: obwohl die drei Reiche ihm ihre politische und religiöse Freiheit verdanken, zeigen sie trotz Verbriefung ihrer Rechte überall Mißtrauen, nur weil er König ist. Wie schwer es den beiden Factoren bei aller Einsicht und allem Bedürfniß fällt, sich zu einigen, ist namentlich aus der berühmten Militärfrage ersichtlich, die sich gleich nach dem Frieden von Ryswick aufwarf. Ein Heer, das wahrlich nicht zum Schaugepränge oder zu Experimenten des Friedens da war, von Officieren befehligt, die von Klein auf den großen Krieg kennen gelernt, sollte, wie das Parlament verlangte, auf 7000 Mann herabgesetzt werden, damit es in der Hand eines Fürsten, der als Meister in der Diplomatie und der Taktik sich als den von der Vorsehung dem Selbstherrscher Frankreichs gesetzten Opponenten betrachtete, dem Lande nicht Gefahr bereite. Man weiß, wie Wilhelm den Versuch machte, der Verfassung zuwider wenigstens 16,000 Mann unter den Waffen zu halten, wie er dann im Zerwürfniß mit den Ständen und Parteien voll Unmuth den Gedanken faßte, die Krone niederzulegen, die Engländer sich selber zu überlassen. Man lese bei Macaulay, welche Erbitterung zwischen Civil und Militär ausgebrochen, wie Obersten und Hauptleute den Rednern des Unterhauses oder den Verfassern von Flugschriften sofort mit Degen und Pistole an den Hals gewollt. Man lese aber auch, wie Wilhelm die Soldaten, um Verbrechen zu verhüten, in ihre Quartiere weist, wie nun die Weisheit des großen Königs den verhängnißvollen Streit durch Nachgeben beschwichtigt, wie er in der Thronrede zwar Schmerz und Tadel nicht verschweigt, aber auch die Ueberzeugung ausspricht: daß nichts dem Staate so verderblich sei, als daß er von seinem Volke mit Mißtrauen sollte betrachtet werden, Mißtrauen, dessen Zielscheibe zu werden, er nach Allem, was er versucht, gewagt und vollbracht, nicht erwartet habe. Man weiß, wie bald darauf der Ausbruch des spanischen Erbfolgekriegs ihm Recht gegeben, mit welchem Nachdruck Krone und Volk da wieder einträchtig eingegriffen, wie in Folge dessen der Sieg den Fahnen Englands hold gewesen.

Wesentlich verschieden schienen sich die Verhältnisse zu gestalten, als kraft des Erbrechts und der Staatsgrundgesetze des Landes das Haus Hannover auf den englischen Thron gekommen. Die beiden ersten Fürsten dieser Dynastie haben sich kaum acclimatisiren können, der Erste hat niemals Englisch geredet. Ihr Interesse haftete an Hannover, wo sie persönlich eine Macht übten, wie etwa gleichzeitig der Czar in Rußland. Während sie sich zur Befriedigung dringender Bedürfnisse eines überaus rohen

Geschmacks die höchst substantiellen Früchte der königlichen Prärogative — der ungetrübten Quelle aller Ehre, aller Macht und alles Einflusses nach wie vor der Revolution — gern gefallen ließen, fügten sie sich der Partei, die ihnen zu einem so annehmbaren Glückswechsel verholfen, und regierten Minister, dem Parlamente verantwortlich, einen Staat, dessen Wesen zu verstehn die Niederlande allerdings eine Schule waren, aber nicht jenes kleine deutsche Herzogthum.

Erst Georg III. war der Geburt nach Engländer; der Einfluß der Mutter aber, eine einseitige Erziehung, ein schottischer Höfling entfremdeten den jungen Fürsten frühzeitig den Whigs und führten ihn den Toris zu, von denen manche bisher im Herzen den verjagten Stuarts angehangen. Es entsprang in ihm der feste Entschluß, selber zu regieren; sein hartköpfiger Eigenwille brachte ihn sofort mit den Grundsätzen und Bräuchen der verfassungsmäßigen Staatsverwaltung und mit denen, welche diese Principien auf ihre Fahne geschrieben, in Conflict. Während einer beispiellos langen Regierung, so lange sein gerader, aber enger Verstand noch nicht von Irrsinn umschleiert war, suchte er, so wenig Raum auch die politischen Institutionen des Landes dazu ließen, das Königsamt persönlich zu führen. Ein solches Beginnen konnte leicht, mochte es nun in die großen oder kleinen Triebräder des Staats eingreifen, den altbegründeten Privilegien beider Häuser des Parlaments, der Selbstbethätigung der höheren, besitzenden Klassen, auf welcher das organische Staatsleben wesentlich beruhte, dem in den beiden politischen Parteien repräsentirten Gleichgewichtssysteme, der Verantwortlichkeit des Ministeriums gefährlich werden.

Ueberaus merkwürdig ist es nun, daß die Monarchie damals wie heute zur Erreichung rücksichtsloser Zwecke immer nur zu denselben Mitteln greift. Sie werden ihr unter denselben Bedingungen und Beschränkungen unabänderlich an die Hand gegeben; auch die Gefahr, sie leicht abzunutzen oder in ihrer Wirkung umzukehren, schreckt nicht zurück. In England war die Theorie des Königthums von Gottes Gnaden schadlos geworden — durch den verwegenen Unfug, den die Stuarts mit ihr getrieben, zumal nachdem Cromwell den Begriff höher gefaßt und ihn als Ausdruck der von Gott stammenden Autorität für sich und seine Nachfolger beibehalten konnte. Die alte Tendenz jedoch hatte sich unter weniger mystischer und scheinheiliger Hülle erhalten. Bolingbroke wollte einen König als Vater des Vaterlands, der von der Thronbesteigung an auch factisch herrsche, sich von Räthen bedienen lasse, welche sich zu denselben Principien verpflichten, und an der Spitze des Volks die Parteien unter die Füße trete. Etwas Aehnliches bezweckte der dritte Hannoveraner. Allein, wie er als Knabe schon von einer Coterie abhängig gewesen, so gestattete er

auch als König Günstlingen einen Einfluß, der sein persönliches Regiment doch wieder, und zwar von völlig unrechtmäßiger Seite her, ernstlich beschränkte. Eine Camarilla, die man „des Königs Freunde," „des Königs Leute" nannte, stand fast immer deutlich erkennbar zwischen dem Monarchen und seinem Ministerium. Indem sie die Parteien aufzureiben, die Geltung der Majorität in Parlament und Ministerrath zu unterdrücken trachteten, hofften sie eine königliche Partei als die allein zu Macht berechtigte aufzurichten und übersahen in ihrem Eifer nur zu sehr, wie ihr Treiben die geheiligte und unverantwortliche Stellung der Krone compromittiren, welche Auflösung aller Einheit in der Regierung es nothwendig zur Folge haben mußte.

Vergessen wir vor allen Dingen nicht, wie man auch in die Wahlen zum Parlament eingriff. Fast sollte es uns freuen, daß die Herren v. Jagow und Genossen auch in dieser Beziehung so wenig von England wissen, sie würden sonst an Bute, Grenville und North haben lernen können, mit welchen Mitteln Wähler mit einiger Aussicht auf Erfolg zu bearbeiten sind, statt durch Wahledicte ein Volk gegen sich selber einig zu machen.

In dem England vor der Reformbill erschien das Unterhaus keineswegs als eine Vertretung der Nation. Die meisten seiner Mitglieder wurden factisch vom Adel oder von der Krone nominirt, die außerdem durch Verleihung von Aemtern und Pensionen, durch Begünstigung bei Anleihen und Lotterien gar Manchen an sich ziehen konnte. Viele kleine Ortschaften waren entweder ohne alle Wähler und nur im Besitze eines Herrn, der die Vertretung vergab oder verkaufte, oder besaßen so corrumpirte Wahlkörper, daß der Bestechung Thür und Thor offen standen. Man hat berechnet, daß unter Georg III. einmal die Majorität des Hauses, nämlich 307 Mitglieder, nur von 154 Patronen eingesetzt worden seien. Kein Wunder, wenn die Regierung solche Umstände sogleich bei den allgemeinen Wahlen von 1761 und 1768 nach besten Kräften ausbeutete. Die ersten, jüngst in Indien reich gewordenen Parvenus, vom politischen Leben angelockt, vom Hofe geblendet, erwarben mit ihren Schätzen die käuflichen Sitze, oder überboten bei den förmlich organisirten Auctionen die Gegner, die nicht anders als ebenfalls durch Kauf eine unabhängige Aeußerung ihres Standes und Standpunktes zur Geltung zu bringen trachteten. Beamte, namentlich aus dem Steuer- und Zollfach, spielten bei den Wahlen eine sehr einflußreiche Rolle. Tumultuarische, blutige Wahlscenen waren in der Regel aus den Sphären des Hofs und des Junkerthums instigirt worden. Das wirksamste Mittel jedoch unter Georg III., die Frage: ob Königthum oder Parlament, zu lösen, war di-

recte Bestechung. Es wurde so schamlos und kolossal angewandt, daß im Jahre 1762 die Generalkasse einen eigenen Zahltisch für habgierige Abgeordnete etablirte, die dort ihre Stimmen gelegentlich wohl für 200 Pfund verkauften. Noch nie hatten die geheimen Fonds, welche sich die Minister eben zu diesen Zwecken aussetzen ließen, eine solche Höhe erreicht. Auch des Königs Privatkasse war nicht verschlossen; in einem eigenen roth gebundenen Buche sollen für ihn die käuflichen und gekauften Persönlichkeiten so wie die angelegten Summen verzeichnet gestanden haben. Wie stark persönlich sich Georg dabei compromittirt hat, erhellt aus einem seiner Briefe an Lord North vom Jahre 1779: „Wenn der Herzog von Northumberland einige goldene Pillen zur Wahl bedarf, so würde es thöricht sein, ihn nicht zu befriedigen." Erreichte auch diese Form des Unwesens wenigstens mit William Pitt ein Ende, so wurden doch andere Mißbräuche gerade durch das starke Toriregiment aufrecht erhalten. Noch im Jahre 1809 bezeichnete man spöttisch eine gewisse Bill als eine Acte, um die Parlamentssitze ausschließlich der Regierung zu sichern. Seltsam, wie auch die Versuche, welche der von der Krone betriebenen Corruption vorbeugen sollten, so lange fehl schlugen. Die Grenville-Acte vom Jahre 1770 setzte einen Ausschuß des Unterhauses ein, der über die Gültigkeit einer jeden Wahl zu entscheiden haben sollte, durch welchen auch eine starke Abneigung gegen die Wählbarkeit von Beamten sich heranbildete. Aber je nachdem in der Folge Toris oder Whigs vorwiegend die Bänke besetzten, war natürlich auch dieser Ausschuß componirt. Dennoch entspringt ungefähr um die Mitte dieser Regierung, die, so oft sie den Einfluß der Krone unumschränkt walten lassen zu können glaubte, den Staat und dessen Verwaltung gründlich in Unordnung versetzte, jene Quelle, aus welcher der Widerstand, den die Verfassung nicht ausschließt, und am Ende eines halben Jahrhunders die Parlamentsreform hervorgegangen sind.

Wer mag entscheiden, was die ärgere Sünde sei, wenn eine Regierung die Gewissen mit „goldenen Pillen" vergiftet, oder wenn eine andere — wir sind neuerdings wieder an die Manteuffel-Westphalen'schen Manöver erinnert worden — durch ein entgegengesetztes Mittel die Gewissen tödtet, indem sie eine Legion von ihr abhängiger Unterthanen mit Beraubung von Amt und Brot bedroht, falls sie nicht wählen und stimmen, wie sie befiehlt. Was ist schlimmer, eine morsche Form sprengen zu wollen, ohne doch dem organischen Leben beikommen zu können, das sich in ihr birgt; oder unter der Versicherung, der Form, die doch nur ein Spielzeug, nichts anhaben zu wollen, im Grunde die altberechtigte Theorie vom beschränkten Unterthanenverstande frei walten, und von einer zwangsweise eingetriebenen Ver-

sammlung, die Niemand vertritt, sich Beirath und Unterstützung dictiren zu lassen, die man selber aufgesetzt?

Auch Georg III. verharrte behutsam innerhalb der Grenzen der Verfassung und verrieth doch überall das Gelüste, ihre Fesseln zu sprengen. Er wollte nicht nur dem Rechte nach, sondern auch factisch der König sein; ohne alle Schule und Kenntniß in Civil- und Militär-, in äußeren und Colonialangelegenheiten, meinte er doch in jedem Stücke verfügen, seine Minister einfach als Schreiber verwenden zu können. Die kleinliche Geschäftsroutine, in die er sich eingelebt, die erstaunliche Personalkenntniß, die er sich erworben, befähigten ihn indeß höchstens, um einen guten Clerk in irgend einem Amte oder einen Einpeitscher zum Parlamente abzugeben. Mit staatsmännischem Blicke aber die großbritannischen Reiche und ihre Dependenzen zu regieren, war er entfernt nicht im Stande. Der Verlust der americanischen Colonien, die wiederholte Gefahr auch Irland zu verlieren, späterhin die zur Revolution sich steigernde Gährung in England, als natürliche Folge so vieler verhaltenen Reformen, zeugen gegen den Versuch, den er gemacht, praktisch seine Königskunst in's Werk zu setzen.

Wenn ein Minister, wie Lord Mansfield, als Oberrichter und Gewissensrath, die Benutzung des königlichen Namens als Schild und Waffe zuließ, wo es den ‚Parlamentarismus zu bekämpfen galt, so stand die Verfassung in der That auf dem Spiel. Forscht man nach dem Verhältnisse zwischen dem König und seinen Ministern, so wird es klar, wie gewissenhaft der Fürst gerade diesen Rath zu befolgen sucht. Zu ohnmächtig, die Parteien auszurotten, wie er ursprünglich gewollt, entschlüpft er jedesmal den Whigs, so bald sie nur das Ruder ergriffen, durch Intrigue und entschieden unconstitutionelle Mittel. Er hält dann fest an den Toris, da die „Königsfreunde" vorzüglich in ihren Reihen zu finden. Aber auch sie werden ihm zu mächtig; selbst Pitt, der doch mit Hülfe einer Intrigue zwischen dem Könige und Lord Temple in's Amt gekommen, um eine großartige, auch von seinem königlichen Herrn bewunderte Verwaltung zu führen, wird schließlich durch diesen persönlich gestürzt. Es nützte ihm nichts, daß er selber zum eifrigsten Tori geworden und sogar mit willkürlichen Maaßregeln den Einfluß der Krone hatte steigern helfen. Sein starker, unnachgiebiger Wille war zu viel für den königlichen Stolz; an der bornirten Bigotterie des Fürsten, welcher in der vom Minister befürworteten Emancipation der irischen Katholiken eine Verletzung seines Krönungseides erblickte, kam es zum Bruch. Und in Addington fand nun Georg das völlig willige Subject, das für sich und andere Toris vom reinsten Wasser das Princip ihrer Gesinnung in die

Worte faßte: „Ich werde mich von allen Parteien fern halten, dem Könige anhängen und damit eine Bahn verfolgen, die ich vor dem eigenen Gewissen verantworten kann.“ Was war die Folge? Keine andere, als die, daß der Staat fast auf der Stelle nach Innen und Außen in Gefahr gerieth. Es zeigte sich, daß man ohne Pitt nicht fertig werden konnte, und, als dann auch der König dauernd in Blödsinn verfiel, so gaben, während des Riesenkampfs gegen Napoleon, die Grundzüge der Politik des großen Staatsmannes allein, und nicht jene geschraubte Auffassung von der Monarchie, die Richtschnur ab, durch deren Befolgung sich England auf der Höhe seiner Macht behauptet hat.

Hartnäckig von Natur, so daß man im Jahre 1783 befürchtete, er werde sich und das Reich in einen ähnlichen Conflict bringen, wie er einst zwischen Karl und dem langen Parlamente ausgebrochen, klammerte sich Georg III. auch an das damals fest umschriebene Recht, über die bewaffnete Macht selbständig verfügen zu können. Er, der seinem deutschen Fürstenthume völlig entwachsen war, der nur, wenn ihm Minister und politische Parteien den Kopf heiß machten, wohl einmal drohte, er werde sich hinweg nach Hannover begeben, der nichts von einem Soldaten hatte, fühlte doch in diesem Punkte wie ein Autokrat im deutschen Reich. Nicht das furchtbare Exempel des unglücklichen Karl, sondern nur warnende Stimmen aus der Mitte der königlichen Partei selber haben den Fürsten von verzweifelten Schritten abgehalten. Wenige Monate nach den Schlachten von Ulm und Austerlitz warf sich die Frage auf, ob die Armee vermittelst des Oberbefehlshabers unmittelbar unter der Controle der Krone stehe, oder der Oberaufsicht des Ministeriums übertragen bleiben solle. Der König, dessen Sohn, der Herzog von York, bekanntlich jenen wichtigen Posten inne hatte, und außerdem der Vertraute jener Königsfreunde war, die sich besonders gegen die Whigs drohend als eine bewaffnete Neutralität zu bezeichnen liebten, griff natürlich mit beiden Händen zu; die Minister hätten nur für Anwerbung, Bezahlung und Bekleidung der Truppen zu sorgen. Lord Grenville's Ministerium hing an einem Faden, — bis man sich zu der allgemeinen Formel einigte, daß überhaupt ohne Zustimmung des Königs keine Aenderung in dem Verhältniß statt haben sollte. Nichtsdestoweniger hat der König, so lange er im Besitz seiner Geisteskräfte war, sich um jede noch so unbedeutende Ausfertigung aus dem Kriegsministerium bekümmert, auch wohl persönlich Befehl gegeben, daß Regimenter marschiren und wo sie halten sollen. Bei seiner Art zu regieren unterlagen besonders Anstellungen und Beförderungen einer strengen Prüfung; noch als Wellington zuerst nach Spanien abging, hat Georg sich geweigert, brave katholische Officiere zu den höheren Stellen aufrücken zu lassen.

Was war nun der Erfolg einer solchen sechzigjährigen kleinlichen Thätigkeit, die ein Ziel erstrebte, dem sie doch am wenigsten gewachsen war? Schweigen wir von dem trübseligen Ende des Fürsten. Durch ihn doch war jene politische Partei verdrängt worden, die im Geiste von 1688 England bei seinem Königthume, seinem Glauben und seinen Freiheiten bewahrt hatte, durch welche gerade das Haus Hannover zur Krone gelangt war. Die Whigs schienen zu immerwährender Opposition verurtheilt zu sein, und warfen natürlich der Regierung und der Krone jedes denkbare Hinderniß vor die Füße, zumal wenn der König sich und seiner Stellung zur Verfassung so verfängliche Blößen gab. Einmal wird von der Majorität des Unterhauses die gewissenhafteste Prüfung und Veranschlagung der Einnahmen und Ausgaben gefordert mit festen, bestimmten Worten: „es ist die Pflicht des Hauses, so weit als möglich, sofort für eine wirksame Abstellung der Mißbräuche zu sorgen, über welche man Beschwerde führt.“ „Ich wünschte,“ schreibt der König darauf an Lord North, „ich fühlte nicht, auf wen persönlich man es abgesehen hat.“ Das rastlose Bemühen des Königs, statt der politischen Factionen nur einen großen loyalen Anhang gelten zu lassen, führte naturgemäß zu immer weiterer Kräftigung der Parteiung, und wiederholt in kritischen Momenten zu Coalitionen und Brüchen, die jedesmal den Kampf zwischen Krone und Verfassung wesentlich modificiren und bei steigendem Anwachs von Mißbräuchen die Bahn zu abschließenden Reformen immer mehr ebnen mußten.

Wenn heutzutage die englische Presse so oft das Thema von der Kindheit verfassungsmäßiger Zustände auf dem Festlande, von dem verhüllten oder unverhüllten Absolutismus deutscher Regierungen abhandelt, so ist es ein Leichtes, ihre Ausfälle mit Hülfe der Annalen ihrer Heimath zu erwidern, wo, trotz eines festen, organischen Unterbaues von Jahrhunderten, vor kaum achtzig Jahren noch die Krone sich über Ministerium und Unterhaus zugleich hinwegsetzen konnte, indem sie sich vorzüglich auf ergebene Parteigänger des Oberhauses stützte, das gleichsam durch einen ununterbrochenen Schub im Laufe dieser Regierung seine Physiognomie sehr zu Ungunsten der allgemeinen constitutionellen Grundlagen bedeutend veränderte.

Zunächst war nach dem Ableben Georg's III. keine Aenderung in diesen Zuständen zu erwarten, auch nicht nachdem durch Bezwingung Napoleon's ein zwanzigjähriger Krieg sein Ende gefunden. Es kam doch auch in England noch unendlich viel, weit mehr als so viele Gegner seines Staatswesens lärmend zugeben möchten, auf die Persönlichkeit des Nachfolgers an. Der Prinz von Wales hätte einst wohl durch seine Gaben

und liebenswürdigen Eigenschaften, durch seine Ausschweifungen und durch die Brüderschaft mit den entschiedenen Opponenten des väterlichen Regiments das Object eines Vergleichs mit dem von Shakspeare gefeierten Prinzen abgegeben, — hätte er etwas von dem besessen, was man Charakter nennt, und wäre er im Stande gewesen, sich aus der moralischen Versumpfung wieder zu einer regen Erkenntniß seiner hohen Aufgabe zu erheben. Allein an Leib und Seele verkommen, war ihm, wie ihn auch immer sein Beruf dazu nöthigte, jede Politik im weitesten Sinne gleichgültig geworden. Nur so weit sie seine Person, seine Eitelkeit und Spielereien, die wiederholte Bezahlung kolossaler Schulden berührte, zuckte durch sein völlig blasirtes Wesen noch ein wenig Leben. Im Sinnenrausche und aus Feindschaft zum Vater, nicht aus irgend politischer Ueberzeugung hatte er sich einst den Whigs in die Arme geworfen. Diese, vor Allen der geistreiche, dissolute Fox, hatten im eigenen Interesse den Launen und Schwächen des Thronfolgers geschmeidig nachgegeben und waren dadurch, als sich bei der ersten Geisteskrankheit Georg's III. die verwickelte Frage wegen einer Regentschaft erhob, in die ärgste Spannung mit ihren eigenen Grundsätzen, mit dem Rechtsboden ihres Vaterlandes gerathen. Pitt, im Namen des Königs, vertheidigte die Autorität des Parlaments, die einzig und allein hier zu entscheiden habe; Fox, indem er vor Allem doch für die Partei zu arbeiten meinte, trat rücksichtslos zu Gunsten des unbehinderten Anrechts und der persönlichen Macht seines erhabenen Freundes auf. Was hätte daraus werden können, wenn dieser ein Mann von Ehrgefühl und Thatkraft gewesen wäre! Dieselbe Frage drängte sich dann unter ähnlichen Anlässen, wenn auch unter anderen Constellationen, wiederholt in den Vordergrund: die ungeheuren, Alles zusammenfassenden Functionen des Königs wurden zeitweise sistirt, und ließen die ganze Maschine in Stocken gerathen. Die Verfassung hatte für solche Fälle keinerlei Vorsorge getroffen. Wer hatte statt des gänzlich behinderten Monarchen seine Rechte und Pflichten auszuüben? Ein König, der in gesunden Tagen für Aufrechthaltung und Erweiterung seiner Prärogative rastlos thätig war, konnte den von der Natur gebotenen, vom Landrecht keineswegs behinderten Stellvertreter nicht zulassen, — weil dieser selber sich unmöglich gemacht hatte.

Späterhin, im Laufe der französischen Revolution freilich, wo alles gemeinsame Interesse der Fürsten und der Völker auseinander zu brechen drohte, löste sich naturgemäß das Verhältniß des Prinzen von Wales zu den Whigs doch einigermaaßen. Nur Fox übte bis an sein Lebensende wenigstens ein Stück der alten Zauberkraft. Und als der Prinz dann gar, nachdem des Vaters Zustand unheilbar geworden, unter den einst

von Pitt aufgestellten verfassungsmäßigen Bedingungen die Regentschaft übernahm, deuteten mehrere Anzeichen auf einen Sturz der Toris und auf Uebertragung der Administration an die alten Genossen des neuen stellvertretenden Staatsoberhaupts. Trotz alle dem kam es zu keiner liberalen Wendung. Abgesehen von allgemeinen Gründen der großen Politik, sind die Schlaffheit des Prinzen, der den Moment verstreichen ließ, um die Persönlichkeit seiner Würde zur Geltung zu bringen, und der lähmende Einfluß der Krone und des Hofes auf ihn selber Schuld daran. Das strenge Torithum der Sidmouth und Liverpool, der Eldon und Colchester, jene Caricatur des Pitt'schen Staatsbegriffs und Regiments, behielt das Feld.

Und welche Jammergestalt erst zeigte sich der Welt, als diesem Fürsten endlich auch die Krone zufiel. Zwischen dem Bette, auf dem er träge und gebrochen sich von aller Mühewaltung frei meinte, und den Tafelfreuden unter unwürdiger Umgebung wurde der Tag todtgeschlagen, indem weder Jagd noch Theater, weder Weiber noch Wein Reize boten. Die Füße waren zu schwach, um den schweren, steifen Körper zu tragen, nur die Kunst hielt ihn aufrecht während des langen Ceremoniels und den mit wuchtiger Pracht überladenen Gewändern der Krönung. Bald fiel ihm das Schreiben so zur Last, daß, wie einst unter Heinrich VIII., ein Staatsact Verordnungen treffen mußte, damit ein Stempel an die Stelle der königlichen Signatur treten könnte.

Und diese körperlich und geistig erlahmende Natur hatte nun denkwürdige Conflicte mit dem Ministerium und dem Parlamente zu bestehen. Georg IV. erkannte erst den Werth der Toris, die er doch widerwillig übernommen, als diese vorlauten Vorkämpfer von König und Kirche ihm helfen sollten, von der Gemahlin loszukommen, deren Sünden, wenn sie überhaupt erwiesen, nur die Früchte der frevelhaften Behandlung gewesen, die ihr zu Theil geworden. Wir mögen hier nicht auf den Ehescheidungsproceß der Königin Karoline eingehen, dieses üppig wuchernde Thema des Scandals und der Lästerung. Es muß genügen, auf die servile Bereitwilligkeit des Ministeriums, und auf die Unfähigkeit desselben zu verweisen, das Recht zu beugen; die Opposition des Parlaments, die öffentliche Meinung erwiesen sich mächtiger als der Wille des Trägers der Krone, der sich selber, und die geheiligte Würde, zu der er berufen, vor den Augen der Welt und eines bei aller Selbständigkeit überaus loyalen Volkes, tief herabgewürdigt hatte. Kaum glaublich klingt es, wie nach solchen Erlebnissen, welche alle Achtung vor dem Königthume so leicht hätten zertrümmern müssen, die englische Nation doch wieder jubelnd zu einem sichtbaren Könige aufblickte, wie ihr unverwüstlich monarchischer Sinn sich an den gekrönten Fürsten, wenn er mit den Resten alter Lie-

benswürdigkeit bei einzelnen öffentlichen Anlässen nach Popularität haschte, begeistert anklammerte, trotz aller Schwächen und Fehler, Sünden und Verbrechen desselben, trotz des immer ungestümer werdenden Drangs, die Fesseln und Mißbräuche, mit denen Staat und Kirche belastet waren, diesen abzunehmen.

Die schon unter Pitt und in der Folge durch die gegen die französische Umwälzung gerichtete Reaction in Stocken gerathene Reform hatte unter einem Fürsten wie Georg IV. und Ministern wie Liverpool und Castlereagh an und für sich wenig Aussicht, wieder flüssig zu werden. Aber von Irland her drohte jetzt wieder offene Rebellion, und die Katholiken auf beiden Inseln, von den Whigs unterstützt, forderten die vor Jahren von Pitt verheißene Emancipation. Dagegen that nun der König, obwohl er einst als Prinz auch hierin dem Vater gegenüber den Freigeist zu spielen versucht hatte, so protestantisch bigot wie dieser. Indem sich der alte Libertin ebenfalls auf den heiligen Eid bei der Krönung berief, schrieb er im Jahre 1824 an Sir Robert Peel: „Die Ueberzeugungen des Königs über die Katholikenemancipation sind die seines verehrten und unvergleichlichen Vaters; von diesen Gefühlen kann und will der König niemals weichen." Es gelang ihm, diese unerläßliche Maaßregel noch fünf Jahre lang zu verzögern, bis der Staat an den Rand des Verderbens geführt war, und Toris wie Wellington und Peel als Rathgeber der Krone dieselbe Ueberzeugung wie die Opposition gewannen. Jämmerlicher hat sich schwerlich je ein Fürst benommen als Georg IV., der, nachdem er zuerst nachgegeben, sich dann wieder zu entziehen suchte. Er drohte, sich in die Bäder des Auslands, nach Hannover zu begeben; niemals wolle er wiederkehren; sein Bruder Clarence würde ihnen ein trefflicher katholischer König sein. Man muß in Peel's Memoiren lesen, mit welchen Unarten und Beleidigungen, heuchlerischen Thränen und Unwahrheiten diesem treuesten aller Minister begegnet worden ist. Aber die Hände, welche krampfhaft ein Princip festhalten wollten, das vor mehr denn hundert Jahren gegen die Stuarts Geltung gehabt, waren ohne Kraft und Willen und konnten nicht anders als schließlich die große Befreiungsurkunde unterzeichnen. Ein Glück, daß sie bereits starr lagen, als die nothwendige Folge dieses Acts, der Kampf um die Parlamentsreform mit Sturm und Wetter am politischen Horizont heraufzog. „Clarence, der Bruder," war da in der That besser an der Stelle. An sich freilich war er nicht viel besser oder schlechter als die anderen Söhne Georg's III.; wegen seiner wohlwollenden Gutmüthigkeit jedoch mag man ihn, soweit er überhaupt von politischen Dingen einen Begriff hatte, zu Sussex, Kent und Cambridge rechnen, die hier und da als liberal erschienen. Aber wenn er kei-

nerlei Schule zum Staatsmann durchgemacht hatte, so hatte er doch als Seemann ein bestimmtes Fach erwählt, das, da er sich ihm freudig gewidmet und jedenfalls fähiger darin war als York im Kriegsdienst, auch seinem ganzen Wesen den bestimmenden Ausdruck gab. Die alte Wahrheit bewährte sich auch an ihm, daß das Meer im Gegensatze zum Landdienst die Anschauungen des Menschen freier, offener macht. Auch die Ausschweifungen haben diesen Prinzen nicht physisch und moralisch zu entnerven vermocht wie seinen ältesten Bruder, denn, als er, schon in späteren Jahren, hauptsächlich wegen der überhaupt in Frage stehenden Nachfolge des Hauses, sich mit einer edlen deutschen Fürstentochter vermählte, hat deren sanftmüthige Tugend nicht wenig dazu beigetragen, den durch das Seeleben etwas entzügelten Sinn des Gemahls zu reformiren.

Der Contrast gegen Georg IV. war durchaus zu seinen Gunsten, als er, der als Admiral dem populärsten Berufe des Vaterlandes angehörte, allerdings schon 65 Jahre alt, den Thron bestieg. Populär, wie er persönlich den weitesten Kreisen der Nation sein mußte, hatte er auch selber eine warme Freude an diesem wünschenswerthen und wohlthuenden Verhältnisse zwischen dem Träger der Krone und ihren Unterthanen. Diese Freude hat ihm über die ersten, und zwar sehr beträchtlichen Schwierigkeiten seines hohen Amtes hinweggeholfen. Als unter den Nachwirkungen von Canning's Ministerium und dem Eindrucke der Julirevolution das allgemeine Drängen nach Reform immer gewaltiger geworden, fanden die Toris es unmöglich, sich zu behaupten und überließen, dem constitutionellen Brauche gemäß, ihren politischen Gegnern das Feld. Kein Wunder, daß es Wilhelm IV. bei den traditionellen Einflüssen von Krone und Hof schwer geworden, den Whigs zu gestatten, daß sie die Reform in die Hand nähmen. Aber nachdem er Ja gesagt zu der Durchführung der den ganzen Staat auf neue Grundmauern rückenden Maaßregel, hat er ehrlich zu seinen verantwortlichen Ministern gehalten und die von ihnen ertheilten Rathschläge gewissenhaft befolgt. Es war wahrhaftig eine seltene, auch in England völlig ungewohnt gewordene Erscheinung: der König selber stellte sich an die Spitze einer mächtig umgestaltenden politischen Bewegung, welche der Krone die willkürliche und staatsschädliche Ueberschreitung ihrer Prärogative abschnitt, die Auswüchse aristokratischer Selbstsucht im Hause der Lords hemmte und durch bedeutende Erweiterung des Wahlrechts nicht nur in allen finanziellen Dingen, sondern in der Action des gesammten politischen Organismus überhaupt den Schwerpunkt in das Unterhaus verlegte. Der König blieb fest, als ein dreimaliger Ansatz zur Reform gemacht werden mußte, als ein neues Parlament sofort wieder aufgelöst wurde, um sich durch eine Neuwahl von der wahren Stimmung des Lan-

des überzeugen zu können, als es nöthig war, die reactionären Standesinteressen und die blind conservative Renitenz des Oberhauses mit einem umfassenden Pairsschub zu bedrohen. Ja, Wilhelm IV. wankte nicht, als seine Minister abdankten, das Spiel verloren gebend. Da aber die Gegner absolut unmöglich waren, so hat er den Whigs schließlich seinen persönlichen Beistand geliehen, indem auf seine Veranlassung die Lords von ihrer Opposition zurücktraten. Die Einmischung des königlichen Namens konnte zwar durchaus nicht als correct im Sinne der Verfassung gelten, aber da sie weder den Einfluß der Krone steigern noch das Parlament einschüchtern, sondern vielmehr die Harmonie unter den drei Factoren ermöglichen wollte, so bildet sie einen denkwürdigen Präcedenzfall im Gegensatz zu so manchen Thatsachen der Vergangenheit: die monarchische Spitze selber beseitigte selbstthätig die Schranke, die dem entschiedenen Fortschritte der Gesammtheit im Wege stand.

Allein auch dieser kurzen Regierung blieb ein empfindlicher Rückschlag nicht vorenthalten. Wilhelm IV. war doch ein Sohn Georg's III. und kannte die constante politische Richtung, unter welcher er groß geworden, niemals völlig verleugnen. Es kam hinzu, wie es in der Natur großer staatlicher Veränderungen liegt, daß die siegreiche Partei der Bewegung sich nach radicaler Seite hin zu überschlagen drohte, und dem gegenüber die conservativen Interessen des Landes sichtbar wieder erstarkten. Da, fast aus blauer Luft, ohne einen politisch faßbaren Grund, entläßt der König im Jahre 1834 seine liberalen Minister, die allerdings sich rasch abgenutzt und täglich mehr an Anhang eingebüßt hatten. Handelte dabei auch die Krone in ihrem unbestreitbaren Rechte, so geschah es doch jedenfalls gegen den bisher üblichen Verfassungsbrauch, der bei ähnlichen Anlässen formell wenigstens selbst von den beiden vorhergehenden Fürsten beobachtet worden war. Die gemäßigten Toris, die sich bereits an der Abstellung mancher Mißbräuche betheiligt hatten, kamen an's Ruder. Aber die Lords Wellington und Lyndhurst waren eine Weile die einzigen Minister, bis der zum Premier bestimmte Sir Robert Peel aus Italien herbeieilte und nun mit ihnen im Bunde die schwierige Aufgabe unternahm, vor ein Unterhaus zu treten, in welchem die neue Administration kaum auf ein Viertel als zu ihrer Fahne haltend rechnen konnte. Man hoffte auf eine Neuwahl bei der im Lande zunehmenden Sympathie für die Toris und griff sofort zu diesem letzten gesetzlichen Mittel. Jedoch die Zusammensetzung des neuen Hauses, die Wahl des Sprechers, die Adresse auf die Thronrede, die erste Tendenzfrage entschieden in raschen Schlägen gegen die Minister. So resignirte Peel, fast allgemein bewundert wegen seiner trefflichen, tadellosen Haltung.

Für den König aber blieb nichts Anderes übrig, als seine persönliche Ueberzeugung der durch die Wähler der drei Reiche und das Parlament zur Geltung gebrachten öffentlichen Meinung unterzuordnen und, ohne ihnen seine Gunst zuwenden zu können oder allseitigen Anhang in der Nation wahrzunehmen, zum zweiten Male den Whigs unter Lord Melbourne die Leitung zu übertragen. Bei'm Tode des Königs haben die Toris fast noch mehr als ihre Gegner das Lob des Fürsten verkündet, unter welchem die Reform, nach welcher man länger als sechszig Jahre getrachtet, eine Thatsache geworden. „Es hat schwerlich einen Monarchen gegeben," sagte der Herzog von Wellington in den ihm gewidmeten Worten der Erinnerung, „der unter Umständen, in denen sich niemals ein Herrscher vor ihm befunden, den Schwierigkeiten mit mehr Erfolg entgegengetreten wäre, als es ihm bei jeder Gelegenheit gelungen ist."

Nach fünf Herrschern aus dem Hause Hannover, unter denen nur Einer mit staatsmännischen Interessen, kein Soldat, und nur der letzte mit einigem Verständniß und gutem Willen für die besonderen Aufgaben des britischen Throns erscheint, trat nun der bedeutsame Fall ein, daß die Krone dem Rechte der Erbfolge gemäß an ein junges Mädchen von achtzehn Jahren überging. Zwar hatten schon vier Königinnen aus eigenem Recht über England geboten, aber die Bedingungen waren doch dieses Mal eigenthümlich und wesentlich verschieden von den früheren Fällen. Es war von vorn herein nicht anzunehmen, daß eine junge Dame in den Fußstapfen ihrer Vorfahren fortwandeln und an den festen, der persönlichen Königskunst so lästigen Formen der Verfassung weiterrütteln würde. Eine Elisabeth in unseren Tagen, im England der Gegenwart, wäre, in der That eine wunderbare Erscheinung gewesen. Dagegen lag die Gefahr nahe, daß die hochgehenden Wogen einer auch von radicalen Kräften getriebenen reformirenden Richtung über den scharf umgrenzten monarchischen Gipfel des Staats zusammenschlagen möchten. Aber das Bedürfniß des Gemeinwohls, das bei allen Kämpfen der Vergangenheit doch stets eine organisch richtige Lösung gefunden, traf auch dieses Mal mit dem persönlichen Interesse des Souveräns zusammen.

Zunächst war es jedenfalls ein Glück für die jugendlich unerfahrene Fürstin so gut wie für die allgemeinen politischen Interessen, daß der Thronwechsel keinerlei rückwirkenden Umschlag zur Folge hatte, indem die Rathgeber des Vorgängers noch längere Zeit die Regierung weiterführten. Allein ihre schon früher wankende Stellung wurde doch keineswegs durch die ihnen nunmehr gewährte Gunst des neuen Hofs gefestigt; die entgegengesetzten conservativen und die stark demokratischen Elemente entzogen auch hier schon nach zwei Jahren den Altliberalen den Boden. Die Königin

Victoria sah sich genöthigt, Sir Robert Peel zur Bildung einer neuen Regierung zu berufen und gab dadurch selber Veranlassung zur Erörterung einer Frage von eigenthümlicher Bedeutung. Lord Melbourne und seine Freunde nämlich hatten bei'm Regierungsantritt der Königin den gesammten weiblichen Hofstaat aus der Schaar ihrer Verwandtschaft und ihres Anhangs besetzt; naturgemäß hatte die junge Fürstin da manches Freundschaftsband geknüpft. Aber konnte sich ein conservativer Minister die Fortdauer eines solchen Einflusses gefallen lassen, mußten nicht die Damen der Whigaristokratie in Beziehung auf den Parteiwechsel an oberster Stelle dieselbe exceptionelle Bedeutung gewinnen wie etwa die Camarilla der Königsfreunde unter den beiden letzten Georgen? Peel ergriff den Umstand entschlossen mit fester Hand und beharrte bei der Forderung, daß mit den Ministerien wie so manche Regierungsämter auch die höchsten weiblichen Chargen des Hofs einer regierenden Königin, zu Gunsten der Anhänger des jedesmal geltenden Systems zu wechseln hätten. Da die Fürstin an den bisherigen Brauch und an ihre persönlich durchaus berechtigten Gefühle appellirte, fristeten die Whigs noch auf zwei weitere Jahre eine ziemlich klägliche Nutznießung ihrer Gewalt, bis sie im Jahre 1841, nachdem alle legalen Mittel erschöpft waren, in eclatanter Weise fielen und den Toris Platz machten. Ohne Widerstand, ja, mit voller Einsicht der Berechtigung, wurde jetzt jene Forderung gewährt als unerläßlich bei den Grundsätzen der Verfassung.

Nur eine einzige constitutionelle Schwierigkeit ist seitdem aufgetaucht, als Lord Palmerston, damals Staatssecretär für die auswärtigen Angelegenheiten, im Jahre 1851 bei einer allbekannten Veranlassung seine Befugnisse höchst eigenmächtig überschritten hatte. Die Königin, weise berathen und mit richtigem Verständniß ihres Rechts und ihrer Macht, wonach ihr die oberste Controle der verantwortlichen Minister unbedingt zusteht, machte sofort Gebrauch davon, indem sie unter allgemeiner Billigung den Staatsmann, der gefehlt, aus ihren Diensten entließ. Es fragt sich sehr, ob in Staaten des Festlands, wo man unablässig auf die persönliche Machtübung des Souveräns zu pochen und das Beispiel der englischen Monarchie etwa durch einen Vergleich mit den Merovingern als Schattenkönigthum an den Pranger zu stellen liebt, die Hand des Fürsten jedesmal so weit reicht, um, zumal in den delicaten Verhältnissen zu auswärtigen Reichen, den Uebergriffen eines Einzelnen oder besonderer Standesinteressen Einhalt zu gebieten und den Grundsätzen der Gesammtregierung Achtung zu verschaffen.

Wenn nun, seitdem die Königin Victoria ihr mildes Scepter hält, von keiner Hofkabale, von keiner eigensinnigen Willensäußerung des Sou-

veräns, von keinerlei Zusammenstoß mit den waltenden Institutionen die Rede ist, wenn dagegen in allen Schichten und Klassen des Volks [illegible] Eine Stimme der Ehrfurcht und der Dankbarkeit herrscht gegen die Person der Fürstin, ihren exemplarischen Hof und ihr gerechtes Regiment, so liegt die Entscheidung auf der Hand, daß ein so seltenes Nationalgut unmöglich die Folge völliger Entkräftung des monarchischen Princips sein kann. Was die organische Entwickelung des bei allem Wandel immer noch einzigen und dauerhaften Staatswesens Großbritanniens dem Träger der Krone an willkürlicher Bewegung und Geltung auch entzogen haben mag: die scheinbare Einbuße, das wird allen Sehenden immer klarer, ist seinem moralischen und ebenso sehr seinem realen Einflusse in unberechenbarem Maaße zu Gute gekommen.

Alle Welt in England und in Deutschland kaum minder betrauert heute mit vollem Recht den frühen Tod des unvergleichlichen deutschen Prinzgemahls, der seine schwierige Stellung ohne Gleichen klar durchschaut und den Verhältnissen des neunzehnten Jahrhunderts gegenüber das Vorbild des großen Wilhelm III. lebendig in sich aufgenommen hatte. Wir wollen nicht wiederholen, was noch täglich ausgesprochen wird, daß durch seine Vermittelung nach langer Entbehrung den Engländern wieder das Muster eines tugendhaften Lebens der königlichen Familie und eines ehrenhaften Hofs vorgehalten worden. Wir wollen nur auf das Gut hinweisen, das auf diesem Wege allgemein zum Bewußtsein gekommen ist. Nicht der mit seiner Civilliste haushälterische, jede Rechnung bezahlende, sein Privateigenthum sorgfältig hebende Hof statt der Schulden und Verschleuderungen, die vorher gang und gäbe gewesen, ist der vornehmste Gewinn der Neuzeit, sondern die von argen Schlacken gereinigte und erhöhte Macht der Krone. Ihr ist weit mehr, als zuvor, die Eintracht mit der öffentlichen Meinung und deren Exponenten, dem Parlamente gesichert. Je fester sie dieses Bündniß wahrt, desto mehr schlägt sie ihre alten Gegner, Haß und Neid, aus dem Felde, desto größer, glänzender werden Ansehn und Ehrfurcht, zwei Juwelen, die heute in Victoria's Diadem heller leuchten als in dem irgend eines anderen Herrschers. Durch die Colonialmacht, durch den endlichen Uebergang Indiens von einer Compagnie an die Krone, spiegelt sich die Welt in ihren Strahlen. Und dieser Glanz ist kein eitler Schimmer; denn die Executive des gewaltigen Staatswesens, man mag sagen was man will, gipfelt immerdar in der Monarchie und kann unter dem bemerkenswerthen Anwachs des bureaukratischen Elements und durch den Gegensatz gesund conservativer Regungen gegen eine lächerlich americanisirende Demagogie allerdings über kurz oder lang entscheidenden, bei dem gegenwärtigen Spielraum der Krone und den an höchster

Stelle waltenden Gesinnungen nur wohlthätigen Einfluß üben. Dem Detail des Regiments entwächst jeder Souverän eines Großstaats mehr oder minder. Die Engländer haben von jeher das Kriegsheer als ein nothwendiges Uebel betrachtet und seine die nationale Freiheit statt den Landesfeind bedrohenden Anlagen zu beseitigen gewußt. Für das lächerliche und schädliche Soldatenspiel, das so leicht in impotentes und mattherziges Schaugepränge ausartet, hat in England, von der verständigen königlichen Frau natürlich zu geschweigen, höchstens ein Georg IV. Geschmack gezeigt. Alle Machtäußerungen und Attribute ursprünglich absolutistischer Herkunft haben demnach hier, nachdem gleichzeitig die Aristokratie, noch immer in denselben begabten Familien politisch thätig und productiv, fern von allem Eigennutze eines continentalen Junkerthums, das ihrer Machtfülle entsprechende Gebiet inne hält und den demokratischen Factor als ebenbürtig neben sich gelten läßt, eine Richtung genommen, die, wie in allen Epochen der Verfassungsgeschichte des Landes, noch immer grundverschieden von den meisten, auch noch so verwandten Erscheinungen auf dem Festlande ist. Hier zuerst finden wir, hauptsächlich auch durch die Weisheit des Prinzen Albert gefördert, die Erkenntniß ausgesprochen, daß, was die Monarchen von jeher als Eigenthum persönlicher Macht betrachtet haben, höchstens nur Mittel derselben ist. Das Wesen der Macht, die eigentliche Aufgabe des Staats liegt in der Combination vieler äußeren Erscheinungen und innerlich treibender Kräfte, die in jedem einzelnen Falle die ihnen naturgemäße Form schaffen helfen.

Die Welt aber kennt, so lange man vom Staate spricht, nur zwei Normalformen desselben, den der Gewalt und den von seinem eigenen Organismus getriebenen. Zwischen beiden, die vielfach in einander übergreifen und sich zersetzen, bewegt sich auch heute noch die europäische Geschichte. Im Allgemeinen bleiben die germanischen Nationen, in der Mitte zwischen Nachbaren von entgegenstrebenden Ueberzeugungen und Schicksalen, der zweiten Form, dem ihrer ganzen Vergangenheit homogenen Verfassungsstaate getreu. Ihnen ist die Abneigung wider die Tyrannei in jeder Gestalt, den legitimen Absolutismus des siebenzehnten wie den revolutionären Imperialismus des neunzehnten Jahrhunderts, gleich stark in's Blut gepflanzt. Es ist daher eine ernste, bedenkliche Erscheinung, wenn in Deutschland unser Verfassungsleben so oft von dem germanisch-englischen Muster hinweg sich, wie im Zauber befangen, dem bonapartistischen Cäsarenthum zuwendet, wenn in Preußen jüngst wieder die höchsten Staatsdiener Neigung bezeigen, die in Frankreich üblichen Maaßregeln bei uns einzubürgern, und in denselben Bahnen zu wandeln wie ihre dortigen Collegen, wenn in Hessen-Kassel der angestammte Fürst sein Volk nach Gutdünken

mißhandelt, ja, es noch im Momente des erzwungenen Nachgebens verhöhnt, als wäre er König Jerome selber. Wir haben in den letzten Monaten nicht zum ersten Male erlebt, welche innere Verwandtschaft zwischen feudalen und imperialen Tendenzen besteht. Beide streben, wie namentlich schon in der Reformperiode des Freiherrn vom Stein sich offenbarte, den Rechtsstaat unter die Füße zu treten. Der Imperator und die Junker, die ganzen wie die halben, mögen sie sich auf französischen Schlachtfeldern auch noch so erbittert bekämpfen, begegnen sich in demselben politischen Ziele, indem sie eigennützig den übrigen nationalen Elementen höchstens den Schein einer Theilnahme am Staate gestatten und bewußt mit den Formen der Verfassung ein gefährliches Spiel treiben. Gegenüber der widersinnigen Parole: Königthum *oder* Parlament, hat das preußische Volk, wohl wissend, daß die Parole in Wahrheit lautet: Verfassungsmäßige Monarchie oder Junkerwirthschaft, jenen Gegensatz in energischer Weise für erfunden und untergeschoben erklärt. Möge ihm die Erfahrung und das Beispiel Englands zu Gute kommen, um die Eintracht zwischen Krone und Volk nach deutschen und nicht französischen Begriffen, den Anforderungen der Gegenwart gemäß, fest zu begründen. Darnach aber bedeutet Volksvertretung zuvörderst die Gewährung der Mittel und alsdann die Controle derselben zu einer nationalen Politik; eine von der Vertretung gestützte Regierung *verfügt praktisch über unerschöpfliche Hülfsquellen.*

Karl Auguſt Ehrenſwärd, Schwedens Winckelmann.

Der Mann, deſſen Bild wir im Folgenden zeichnen wollen, nimmt in doppelter Weiſe unſer Intereſſe in Anſpruch: einmal wegen ſeiner ſeltenen, umfaſſenden Begabung und der edlen Menſchlichkeit, die ihn auszeichnet, insbeſondere aber als ſelbſtändiger Vertreter der Beſtrebungen, die ſich in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts auf die tiefere Erfaſſung und Wiederbelebung des klaſſiſchen Alterthums richteten, als Vertreter dieſer Beſtrebungen in einem Lande, welches bis auf den heutigen Tag niemals einen ſelbſtthätigen, productiven Antheil an den großen Bewegungen des europäiſchen Geiſteslebens genommen hat.

Graf Karl Auguſt Ehrenſwärd gehörte einer der zahlreichen adligen Familien Schwedens an, die, von Deutſchland dorthin verpflanzt, in der neuen Heimath zu Ruhm und Anſehn gelangt ſind und derſelben ausgezeichnete Feldherren, Staatsmänner und Gelehrte gegeben haben. Der Stammvater des Geſchlechts war ein ſchlichter Deutſcher, Namens Schäfer, der ſich in den Feldzügen Karl's XII. durch Tapferkeit und ausgezeichnete Kenntniſſe in den Kriegswiſſenſchaften emporarbeitete und zur Belohnung ſeiner Verdienſte im Jahre 1717 in den Adelsſtand erhoben wurde. Noch höheren Ruhm erwarb ſein Sohn, der Feldmarſchall Graf Auguſt Ehrenſwärd, der Erbauer Sweaborgs. In dem genialen Kopfe dieſes Mannes entſprang der kühne Gedanke, auf den wilden Klippen des finniſchen Schärgartens eine gewaltige Feſtung zu bauen, die ein Bollwerk gegen Rußlands Eroberungsgelüſte ſein ſollte. Nicht ſeine Schuld war es, daß ſchon funfzig Jahre ſpäter Finnland ſammt Sweaborg dennoch verloren ging. Des Feldmarſchall Ehrenſwärd zweite hiſtoriſche That war die Schöpfung der ſchwediſchen Schärenflotte. Im Bau der Schiffe, in der Conſtruction der Geſchütze und im Exercitium der Bemannung auf durchaus neue, der Natur des Landes genau angepaßte Principien baſirt, wurde ſie der wirkſamſte Schutz für Schwedens Küſten.

Uebrigens zeigt dieſer Ehrenſwärd in Charakter und Begabung eine innige Verwandtſchaft mit ſeinem Sohne: dieſelbe Gedankentiefe, dieſelbe Wortkargheit, dieſelbe künſtleriſche Ader. Auch er war Meiſter in der Handzeichnung, malte vortrefflich in Oel und ſchrieb Verſe. Während ſeines Aufenthalts in Paris verſchwand er einſt plötzlich für ſeine Freunde. Man glaubte ihn abgereiſt: endlich fand man den jungen Lieutenant in

einem abgelegenen Stadtviertel bei einem berühmten Kupferstecher wieder, dessen Kunst er erlernen wollte.

Sein Sohn, Karl August Ehrensvärd, wurde den 5. Mai 1745 geboren. Er erhielt eine männliche und strenge Erziehung, die auf Bildung des Charakters und des Geistes zu gleicher Zeit gerichtet war, und deren Grundsätze der Vater in einer Rede entwickelt hat, die er bei der Niederlegung des Vorsitzes in der Akademie der Wissenschaften „über die Erziehung der Jugend für den Kriegsdienst" hielt. Kaum acht Jahre alt, wurde der Sohn als Kadett bei der Artillerie eingeschrieben, und als siebzehnjähriger Jüngling legte er im pommerschen Kriege (1761 und 1762) zu Wasser und zu Lande an der Seite seines Vaters die ersten Proben der Tapferkeit ab und wurde befördert. In den folgenden Friedensjahren wurde er bei der Erbauung von Sweaborg als Ingenieur verwandt, eine Thätigkeit, zu der ihn seine gründlichen Kenntnisse in der Mathematik vorzüglich befähigten; dann nahm er an den Expeditionen der Flotte als Flotten-Capitän unter den Befehlen des Majors und späteren Admirals Trolle Antheil. Zwischen beiden entwickelte sich in dieser Zeit eine innige Freundschaft. In Trolle's Gesellschaft reiste Ehrensvärd sodann im Jahre 1768 nach Brest, um das französische Seewesen kennen zu lernen. Dürftige Umstände, — ein ehrenvolles Zeugniß für des Vaters Uneigennützigkeit, — konnten dieses Vorhaben nur erschweren, nicht vereiteln. In der militärischen Laufbahn erreichte Ehrensvärd schnell die höheren Grade: noch bevor er das dreißigste Jahr zurückgelegt hatte, war er Oberst und Ritter des Schwertordens.

Während er sich aber mit voller Energie und mit dem glänzendsten Erfolge einem Berufe hingab, der den Menschen mitten auf den geräuschvollen Markt des Lebens stellt und in jedem Augenblick praktisches Handeln von ihm fordert, blieb er einer andern Neigung treu, die ihn zu den Gebieten stillen geistigen Schaffens hinzog, der Neigung zur Kunst, die neben dem eifrigen Studium der mathematischen und Natur-Wissenschaften und der Klassiker schon die Freude seiner Jugend gewesen war. Jetzt verwandte er alle Mußestunden auf die Ausbildung eines bewundernswerthen Talents zum Zeichnen und Bilden. Die Meisterschaft, die er darin erlangte, berechtigt uns zu der Vermuthung, daß er ein großer Maler oder Bildhauer geworden wäre, wenn nicht sein Genie der Muße und der Ruhe ermangelt hätte, deren es zur Ausbildung der in aller Kunst unerläßlichen technischen Fertigkeit bedurfte.

Durch den Einfluß Gustav's III. hatte sich damals in Schweden ein reges geistiges Leben entwickelt: um den begabten König, der selbst ein enthusiastischer Freund der Kunst und alles Genialischen war, sam-

melten sich alle hervorragenden Geister. Doch stand dieser ganze Kreis, wie die Zeit überhaupt, noch völlig unter der Herrschaft des französischen Geschmacks. Nur Wenige vermochten sich dem Einfluß desselben zu entziehen: unter ihnen ist neben Adlerbeth, Thorild, Swedenborg und Sergel als der bedeutendste von Allen Ehrensvärd zu nennen. Seine Begeisterung für die griechische Kunst wurde zur hellen Flamme entzündet, als Sergel vom Könige aus Italien zurückberufen war und er nun mit diesem Künstler — Schwedens Phidias nennen ihn seine Landsleute — in die innigsten Beziehungen trat. Den schon lange gehegten Wunsch, die Schöpfungen der griechischen Kunst mit eigenen Augen zu sehn, durfte er endlich befriedigen: im Jahre 1780 reiste er nach Italien. Gleich nach seiner Rückkehr im Jahre 1782 verfaßte er in Stralsund eine Beschreibung dieser Reise. In demselben Jahre schrieb er in Carlskrone seine „Philosophie der freien Künste," die aber erst 1786 gedruckt wurde. Wie hoch Ehrensvärd's Geschmack und Einsicht in Sachen der Kunst geschätzt wurde, geht daraus hervor, daß der König ihn, als er in Italien war, zum Ober-Intendanten der Künste (chef des arts) machen wollte, eine Ehre, die Ehrensvärd mit seiner angeborenen Bescheidenheit ablehnte. Als Gustav III. selbst nach Italien ging, ließ er von ihm eine Denkschrift für seinen Gebrauch auf dieser Reise verfassen. Bei seiner Abreise, die bald nach Ehrensvärd's Rückkehr erfolgte, ließ der König einen versiegelten Cabinets-Befehl zurück, welcher eröffnet werden sollte, im Falle der General-Admiral Trolle mit Tode abginge. Dieses Ereigniß trat unvermuthet ein. Das königliche Schreiben wurde eröffnet: es enthielt die Berufung Ehrensvärd's auf den erledigten Posten. Der junge General-Admiral rechtfertigte das in ihn gesetzte Vertrauen sowohl bei den bald darauf beginnenden Rüstungen zum Kriege mit Rußland, als nach dem Ausbruche desselben. Die schwedische Flotte lief im besten Zustande aus. In der ersten Schlacht bei Swenst Sund, am 24. August 1789, führte Ehrensvärd den Oberbefehl. Er hatte schon die von dem Admiral Kruse befehligte Aspö-Eskadre geschlagen, als das Gros der russischen Flotte unter den Befehlen des Prinzen von Nassau in die Meerenge eindrang, nachdem die Versenkungen, womit die Schweden den Eingang abgesperrt hatten, fortgeräumt waren. Die Niederlage, welche die schwedische Flotte hierauf erlitt, wäre vermieden worden, wenn nicht Ehrensvärd, der den neuen Angriff voraussah und die Gefahr desselben deutlich erkannte, gegen seinen Willen vom Könige zur Annahme der Schlacht genöthigt worden wäre. Die schwedische Schärenflotte war theils vernichtet, theils in die Hände der Russen gefallen. Zwar verlieh der König noch auf dem Schlachtfelde Ehrensvärd das große Kreuz des Schwert-

ordens, das sonst nur eine Auszeichnung für den glücklichen Krieger ist; Ehrenswärd konnte jedoch die Durchkreuzung seiner, wie der Erfolg zeigte, richtigen Dispositionen durch den Eigenwillen seines Herrn nicht vergessen: er nahm am 1. Februar 1790 seinen Abschied, bevor der König, der bald wieder eine Schärenflotte hatte, in der zweiten Schlacht bei Swenst Sund durch einen glänzenden Sieg die Ehre der schwedischen Waffen und den Frieden wieder hergestellt hatte.

Jetzt, so scheint es, hätte sich Ehrenswärd mit voller Kraft der Kunst und der Kunstkritik, für die er geschaffen war, widmen können. Aber eine bei genialen Menschen nicht seltene Laune bestimmte ihn, sich den exacten Wissenschaften und allgemeinen philosophischen Speculationen zuzuwenden: seine Berufung in die Akademie der Wissenschaften trug vielleicht auch dazu bei, seinen Studien diese Richtung zu geben. Die Resultate seiner Forschungen faßte er nicht in systematischer Darstellung zusammen; sie sind in vereinzelt gebliebenen Fragmenten und in Briefen an einen vertrauten Freund, den Baron Gedda, zerstreut.

Von der Vormundschafts-Regierung während der Minderjährigkeit Gustav's IV., Adolph, wurde Ehrenswärd wieder in den Staatsdienst berufen: er erhielt von Neuem das oberste Commando über die Flotte. Aber obgleich er sich in seinem Element fühlte, wenn er auf einem Admiralsschiffe stand und der Schlachtendonner ihn umtoste, so waren doch die ermüdenden Details der Verwaltung seiner Natur zuwider, und er hielt es auf seinem Posten nicht länger als drei Jahre aus. Auch Differenzen mit Reuterholm, der Alles vermögenden Creatur des Herzogs von Südermanland, mochten auf seinen Entschluß, den Staatsdienst zu verlassen, von Einfluß sein.

Von 1795 bis zu seinem Ende brachte Ehrenswärd seine Zeit mit der Sorge für die Erziehung seines einzigen Sohnes, mit der Bewirthschaftung seiner in Schonen gelegenen Güter, mit einem weitläufigen Briefwechsel, mit Studien auf den verschiedenartigsten Gebieten menschlicher Forschung und mit Zeichnen, seiner Lieblingsbeschäftigung, zu. Er starb auf der Reise zum Reichstage im Jahre 1800 in Norrköping. Als sein Sohn in den Grafenstand im Ritterhause eingeführt wurde, bestritt der König selbst, zum Gedächtniß der großen Verdienste des Vaters, die Kosten. —

Ehrenswärd war ein universaler, in seinem innersten Wesen philosophisch angelegter Geist. Sein Blick umfaßte, die Grenzen seines Landes und Volkes weit hinter sich lassend, die gesammte Menschheit und ihre höchsten Interessen. Es war indessen nicht der objective Denker, der mit kühler Aristotelischer Ruhe nur das Gegebene nach allen Richtungen zu

erkennen und die allgemeine Formel für die Ergebnisse der bisherigen Entwickelung der Menschheit aufzustellen suchte: der Grundzug seines Denkens war bewußte Opposition gegen die gesammte Cultur seiner Zeit. Er war ein Suchender, wie das achtzehnte Jahrhundert überhaupt, und sein Leben lang beschäftigte ihn die Frage, welche Wege die Menschheit einschlagen müsse, um aus der Unnatur und Entartung, der Alles verfallen, wieder zu sich selbst zu kommen.

Wie Rousseau und seine Schule sieht er den Staat als ein Product menschlicher Willkür und als ein Hinderniß für die Enthaltung reiner Menschlichkeit an — „der Staat," sagt er, „ist eine Lüge in der Natur" — und an mehreren Stellen seiner Briefe spricht sich eine seltsame Vorliebe für die Wilden aus, die aus derselben Quelle abzuleiten ist.

Eine große Schuld der Entartung, welcher Alles verfallen ist, mißt er dem Handel bei, dem „Alles im Staat nur Gegenstand von Berechnungen ist, in denen die Moral keine Stelle findet." Der Handel war es, der die priesterliche Gewalt über den Haufen warf, er stürzt mit der Zeit auch die Königsgewalt. Alle Stetigkeit der Gesinnung wird weichen, wenn der Handel nicht gefesselt wird.

Die christliche Religion an sich hält er fest, und erklärt sie ausdrücklich für die beste, die es je auf Erden gegeben; in diesem Punkte unterscheidet er sich wesentlich von den Heroen *unserer* klassischen Literatur, mit denen er in der Verehrung der Antike völlig übereinstimmt. Aber gegen das historische Christenthum verhält er sich negirend. Er wirft der Kirche (und wie es scheint, nicht blos der katholischen, sondern auch der protestantischen) vor, daß sie den Menschen die natürliche Freude am Leben genommen, das heitre Spiel der Künste mit ihrem Bann belegt und dadurch dasselbe in falsche Bahnen gedrängt habe. „Unsere modernen Künste sind daher alle gleichsam eine Art geduldeter Zügellosigkeiten und verbotener Vergnügungen, denen man bisweilen nachgiebt; Alles geht gleichsam auf einem verbotenen und privaten Wege." „Das Theater, neben Anderem eine so wichtige Erziehungsanstalt für das Volk trägt noch immer den Stempel eines unerlaubten Vergnügens: es ist wie im großen Hausboden oder im abgelegenen Seitenflügel, wo insgeheim gespielt wird." „Ich weiß nicht," sagt er in einem seiner Briefe, „was unsere Nachkommen Anderes sagen werden, als daß wir Priester gehabt, die uns für das Jenseits, aber Niemand, der uns für das Diesseits erzogen habe."

Das Ideal echter Menschlichkeit, das Ehrenswärd der in ihrem Bau entarteten modernen Civilisation gegenüberstellt, ist das *klassische Alterthum*, und den reinsten Ausdruck desselben findet er in der *bildenden Kunst*. Wir betreten hier das Gebiet, in dem er eigentlich heimisch war.

Die Schweden nennen ihn gern ihren Winckelmann, und wenngleich er sich mit diesem, was Gelehrsamkeit anbetrifft, nicht im Entferntesten messen kann, so ist er ihm doch in der Reinheit des Geschmacks, in der angeborenen tiefinnerlichen Verwandtschaft mit dem griechischen Wesen unzweifelhaft ebenbürtig. Er war, wie Winckelmann, wie Göthe, in Wahrheit ein nachgeborener Hellene. Was ihn von Winckelmann unterscheidet, ist das höhere Maaß eigener künstlerischer Begabung. — Es ist merkwürdig, wie seine Auffassung des Alterthums, selbst in den einzelnen Ausdrücken, die er gebraucht, mit dem, was damals in Deutschland über die Antike geschrieben wurde, übereinstimmt: merkwürdig, weil er Winckelmann und die gleichzeitige deutsche Literatur überhaupt nicht gekannt zu haben scheint. Dreizehn Jahre, bevor Schiller seine Abhandlung über naive und sentimentale Dichtung schrieb, setzte Ehrenswärd das Charakteristische der Antike in „eine Art Naivität," und an einer anderen Stelle sagt er, die moderne Lebensweise habe in den Menschen eine gewisse Empfindsamkeit erzeugt. Wenn Winckelmann sagt, die höchste Schönheit sei in Gott, so ist auch bei Ehrenswärd Gott der Inbegriff aller Schönheit und in seiner Philosophie der freien Künste nimmt er ihn zum Ausgangspunkt. Winckelmann leitet die hohe Blüthe der Kunst bei den Griechen zum Theil aus dem glücklichen Klima Griechenlands ab: bei Ehrenswärd ist die Einwirkung des Klimas auf den Fortgang der Künste ein stehendes Thema.

Hiermit kommen wir auf den springenden Punkt in seiner Ansicht der griechischen Kunst und der Kunst überhaupt. Ihm gilt dieselbe nicht als eine isolirt dastehende Thätigkeit des Menschen, für das zufällig das eine Volk mehr als das andere begabt ist. Er faßt sie als ein Product der Gesammtheit physischer und ethischer Voraussetzungen auf, unter denen ein Volk sich entwickelt.

Alle Cultur überhaupt leitet er aus den Bedürfnissen des Menschen als ihrer einzigen Quelle her. Die Bedürfnisse bilden zuerst die physischen Organe des Menschen, d. h. die körperliche Kraft und die Sinne, aus, hierauf die höheren, Einbildungskraft und Denkvermögen. Diejenigen Völker, welche nicht über die Ausbildung jener niedrigeren Organe hinauskommen, nennt man Wilde: die anderen, welche zu der Entwickelung auch der höheren Organe gelangen, heißen civilisirte Völker. Jene wohnen in den besten Klimaten, wo der Mensch nur wenige Bedürfnisse hat, und wo die Natur ihm Alles, was er zu deren Befriedigung braucht, mühelos hergiebt, ohne daß ein Mensch auf die Hülfe des andern angewiesen wäre. Die civilisirten Völker dagegen wohnen in den schlechteren Klimaten, welche mehrere Bedürfnisse erzeugen, zu deren Befriedigung die Menschen auf einander angewiesen sind, weil der Einzelne sich nicht Alles

selbst verschaffen kann. Hieraus entstehen die Wissenschaften und alle geselligen Tugenden.

Daraus folgt nun aber nicht, daß, je schlechter das Klima, die Civilisation desto höher sein müsse. Der Grönländer muß einen beständigen harten Kampf mit den feindlichen Mächten der Natur bestehen, um nur eine rohe Nahrung zur Fristung seines Lebens zu gewinnen; die geistige Kraft ermattet in diesem Kampfe, wie auch die des Negers durch die scheitelrechten Sonnenstrahlen gelähmt wird. Das Klima muß, wo wahre Civilisation sich entwickeln soll, den Menschen zur Thätigkeit nöthigen, ihm aber nach der Arbeit auch Zeit zur Ruhe lassen, in der dann die heiteren Bedürfnisse sich einstellen, welche die Quelle und das Lebenselement der freien Künste sind. Arbeit und Ruhe, strenge und heitere Bedürfnisse in der gehörigen Mischung sind die Vorbedingung der Civilisation. Wenn Ehrenswärd die Bedürfnisse des Menschen als die alleinige Quelle der Cultur bezeichnet, so ist darin der Einfluß der jene Zeit beherrschenden materialistischen Philosophie zu erkennen, welche die geistige Freiheit leugnete. Aber er macht sich, ohne es selbst zu wissen, doch wieder von dieser Weltanschauung los, indem er die Distinction von strengen und heiteren Bedürfnissen macht. Es liegt nämlich auf der Hand, daß das, was er heitere Bedürfnisse nennt, nicht in die Kategorie der Naturwendigkeit fällt, sondern in die der geistigen Freiheit. Ehrenswärd verwechselt hier zwei sehr verschiedene Dinge: die physische und die ethische Nothwendigkeit. Jene macht den Menschen erfindsam, sie lehrt ihn Häuser bauen, die Felder messen, die Naturkräfte bewältigen und sich dienstbar machen: wenn er aber, von dem Druck der strengen Nothwendigkeiten des Lebens befreit, das Schöne sucht, so folgt er zwar auch einer Nothwendigkeit, aber einer ethischen, die mit der endlichen Menschennatur nichts gemein hat. Ehrenswärd täuscht sich also, wenn er im Sinne der materialistischen Philosophie die Künste ein Product des Bedürfnisses, d. h. der Naturnothwendigkeit nennt. — An einer andern Stelle sagt er, der Mensch sei in den Ruhestunden, die ihm nach gethaner Arbeit übrig blieben, auf die Künste verfallen, um der Langenweile zu entgehen. Aber warum denn gerade auf die Künste, nicht auf andere Unterhaltungen, z. B. sinnliche Genüsse? Die Kunst bleibt, auch wenn man die Herleitung aus der Langenweile gelten läßt, ein Product der geistigen Freiheit, und Ehrenswärd bekennt sich selbst ohne es zu wissen zu dieser Auffassung, indem er sie an der zuerst angeführten Stelle aus den sogenannten heiteren Bedürfnissen ableitet. —

Neben dem Klima räumt Ehrenswärd der Gesetzgebung und den Sitten den größten Einfluß auf die Künste ein. „Die Sitten beginnen die

Erziehung des Menschen in der Jugend und gewöhnen ihn so zur Ordnung oder Unordnung, zu Ernst oder Eitelkeit."

Nach diesen Ansichten über die Vorbedingungen des Gedeihens der Kunst mußten in Ehrenswärd's Augen die Griechen vor allen Völkern berufen sein, in derselben die höchste Stufe der Vollendung zu erreichen. Unter einem glücklichen Himmel, der die Arbeit herausforderte, aber auch belohnte, erlangten ihre Sinne eine große „Reife" d. h. Kraft und Mäßigkeit zu gleicher Zeit. Diese glückliche physische Organisation, vereinigt mit der Freiheit, welche die Gunst des Klimas ihnen ließ, auch den heiteren Bedürfnissen der Menschennatur zu leben, gab ihnen ihren hohen Schönheitssinn. Die Ordnung in ihrem Staatswesen, die frühe Gewöhnung an Zucht und Sitte machte ihnen Fleiß und Sorgfalt zur zweiten Natur: daher ihre Geschicklichkeit in den Handwerken, die ihnen dann auch in den Künsten zu Statten kam. So hatten sie die beiden Dinge, die in der Kunst am nöthigsten sind: Geschmack und vollendete Technik.

Ehrenswärd hat das griechische Wesen an verschiedenen Stellen seiner Schriften kurz und aphoristisch, wie es seine Art war, aber treffend charakterisirt. „Maaß und Freiheit" nennt er einmal als den Kern des Griechenthums. Er bewundert an den Griechen das schöne Ebenmaaß, welches die verschiedenen Kräfte der menschlichen Natur bei ihnen hatten. Als das unterscheidende Merkmal der griechischen Kunst gilt ihm „der große Geschmack," welchen er als den definirt, der die vollkommene und gesunde Natur zum Vorwurf wählt. Er schreibt den Griechen den „idealen Stil" zu, den er charakterisirt als „die naive Nachahmung sowohl der gesunden körperlichen Natur als auch der Wirkungen, welche gesunde innere Organe" (das heißt ein normal beschaffenes Gemüth) „hervorbringen." Er findet selbst in dem Thonkloß, den ein griechischer Töpfer geformt, immer vollendete Zeichnung und die Beziehung auf einen großen Zweck; die dargestellten Motive fallen immer in die Kategorie des Ernsthaften, Edlen und Gesunden. „Maaß und Ehrbarkeit" werden von Ehrenswärd wiederholt als ein wesentliches Merkmal des griechischen Charakters und der griechischen Kunst bezeichnet. —

Eine Reihe seiner Bemerkungen findet sich in dem Promemoria, welches er für den König als Vademecum auf der italienischen Reise verfaßte. „Die Künste," sagt er hier, „wurden von den Griechen als ein eigentlicher Theil des Staatswesens angesehen, und die Förderung des Geschmackes war ihnen eine wichtige Frage der Gesetzgebung." Die Schönheit habe bei ihnen das ganze Leben durchdrungen: in Herculanum und Pompeji sehe man mit Bewunderung, „welche Vollkommenheit der Mensch auch in sein Allerkleinstes legen könne, wenn er immer das Gefühl be-

halte, für die Ewigkeit zu arbeiten." Dieses Gefühl findet man in allen Erzeugnissen der griechischen Kunst. Ehrensvärd hatte, wie man aus diesen Aeußerungen sieht, ein klares Bewußtsein davon, daß bei den Griechen die Kunst das Leben beherrschte, weil sie, organisch mit ihm verbunden, allen seinen Interessen diente, nicht, wie bei uns, ein bloßes Anhängsel desselben, ein entbehrlicher Luxus war. „Es ist bemerkenswerth," sagt er weiterhin, „daß die Künstler ihre Gegenstände nur aus der Religion und der Geschichte der Regenten genommen haben: niemals wird das alltägliche Leben und seine Ereignisse dargestellt. Auch bemerkt man bald, daß nie die zerrissene und capriciöse Natur abgebildet wurde: Diogenes trug niemals einen zerlumpten Mantel, und das Grabmal ward nie mit Hirnschädeln geschmückt." Noch eine feine Beobachtung: „Ew. Majestät werden sehn, wie die Rüstungen, welche im Cabinet von Portici aufbewahrt werden, anders aussehn, als die, welche man von den alten Künstlern abgebildet findet. Daraus sieht man, wie dieselben immer das Schöne suchten und, indem sie die Hauptsache festhielten, eine Menge Nebendinge bei Seite ließen, welche die schöne Wirkung gestört haben würden." Als eine Besonderheit der griechischen Kunst bezeichnet er ferner „eine überall sich gleichbleibende Manier, so daß Alles von der Hand eines und desselben Künstlers herzurühren scheint, woraus erhellt, daß der Geschmack der Griechen von den wahren Principien der Schönheit geleitet wurde." —

Die griechische Kunst ist für Ehrensvärd in Folge dessen auch der Maaßstab, den er an die Leistungen der modernen Völker in den bildenden Künsten anlegt. Den Modernen insgesammt spricht er den großen Geschmack, den idealen Stil ab; selbst bei den größten modernen Künstlern vermißt er das schöne Gleichgewicht von Inhalt und Form; das moderne Gemälde stelle den großen Gegenstand nie mit voller Würde dar; der Künstler suche entweder die echte Schönheit nicht, sondern nur eine dem Auge schmeichelnde Anmuth, oder, wenn er die echte Schönheit (das soll heißen das Bedeutende und Charakteristische) suche, so vermisse man die dem Auge wohlthuende Form. Die volle Gesundheit des Menschenkörpers werde niemals dargestellt, der Seelenausdruck sei übertrieben oder ohne Adel. Der Künstler schmeichle dem Beschauer mit einer feinen Haut, einer zarten Farbe, schlaffen Stellungen, leuchtenden Draperien und einem heftigen Schattenspiel, während in Zeichnung, Composition, Farbe und Expression „das Maaß und die Ehrbarkeit" verloren gehe. Die moderne Kunst gebe nur ein aufgeputztes Porträt der Wirklichkeit, worin das Nebensächliche einen ebenso breiten Raum einnehme, wie die Hauptsache. Wenn der Künstler Begriff von der Kunst zu zeigen scheine,

so sündige er gegen den Geschmack, und scheine er Geschmack zu suchen, so sündige er gegen die Kunst.

Einen Grund, warum die moderne christliche Kunst sich nicht zu reiner Schönheit habe erheben können, findet Ehrensvärd in der unästhetischen Natur der christlichen Mythologie. „Die christlichen Künstler," sagt er, waren genöthigt, „einen leidenden und verfolgten Menschen, einen zerlumpten Apostel" darzustellen; die christlichen Symbole, obgleich schön an sich, besitzen keine Schönheit für das Auge. Wird man hier nicht an Göthe's „julianischen Haß gegen das Christenthum" erinnert? Aber wir wiederholen, daß Ehrensvärd's Kritik nicht den Inhalt der christlichen Religion traf.

Am nächsten stellt er von allen modernen Völkern den Griechen die Italiener. Für dieses Volk und sein Land hegt er eine große Vorliebe: er ist einer der Ersten gewesen, die als Apologeten der Italiener aufgetreten sind. Nachdem durch das Studium der alten Klassiker und durch die Bekanntschaft mit Sergel, dem größten Bildhauer Schwedens, der selbst lange Zeit in Rom gelebt hatte, die Sehnsucht nach Italien in ihm erweckt war, trat er, wie schon oben erwähnt, die Reise nach jenem Lande 1780 an und verweilte dort zwei Jahre lang. Sobald er in die lombardische Ebene hinabgestiegen war, fühlte er sich wie in eine andere Welt versetzt. Er fand Italien einem großen Garten gleich, die Fülle und Ueppigkeit der Vegetation wirkte wie eine süße Magie auf ihn. Die Schönheit der italienischen Natur schien ihm einen Charakter von Großartigkeit zu haben, der sie von der nordischen wesentlich unterscheide. „Nirgends in Italien," sagt er, „ist eine so häßliche Gegend wie um Rom: doch ist sie schön im Vergleich mit der von Abo." Sein feines Künstlerauge entdeckt, so wie er die italienische Grenze überschritten hat, die vollkommen entwickelte „Physik" der Menschen: Hände und Füße besser gebildet, die Haut feiner, die Gesichtsfarbe reifer und gesättigter: bei den Frauen sei sie ideal, der Grundton sei grün und päonienroth, während bei den nordischen Frauen Seladon und Rosenroth vorherrsche; die Menschen behielten auch im Alter ihre Zähne, der Körper habe eine mäßige Fülle, während im Norden die Extreme, Fettheit und Magerkeit, zu Hause seien; die Stimme des Italieners sei volltönender und tiefer. Die Kinder seien lebendige Blumen, und das Alter habe in den Gesichtszügen etwas Festes und Ehrwürdiges, während ihm im Norden ein matter und leidender Zug aufgeprägt sei. Das Volk sei beständig in einer freudigen Bewegung, wie bei einem Feste. In seiner originellen plastischen Weise versinnlicht er den verschiedenen Charakter der italienischen und der nordischen Physiognomie durch zwei geschwungene Linien von der Form eines römischen S, von denen die eine mehr

schlaff und lang gezogen, die andere kürzer und energisch gekrümmt ist. — Ebenso schön wie die Menschen findet er ihre natürlichen „unverschnittenen" Trachten: den Unterschied zwischen der schönen und schlichten Kopftracht der Italienerinnen und der im nördlichen Europa gebräuchlichen Haube in ihren verschiedenen, mehr oder minder unschönen Wandlungen stellt er in einer sehr ergötzlichen Reihe von Abbildungen dar, die mit einem einfachen, um den Kopf geschlungenen Tuch beginnt und mit abenteuerlich zugeschnittenen „Flügelmützen," wie er sie nennt, schließt. „Die Trachten des Volks," sagt er, „sind allzu ergötzlich: sie zeigen, wie manche Nationen den Geschmack von ganzem Herzen hassen. Um Neapel herum sieht man dagegen das Bauernmädchen — ohne Zweifel in der alten griechischen Tracht — so lebig und so leicht und dabei mit einer so ernsthaften Lieblichkeit gekleidet, daß man inne wird, wie die Elemente, die die Schönheit ausmachen, nur in einfachen Bedürfnissen und in einer großen Reife der Natur bestehen." Auch in der Tracht der Männer — in dem rundgeschnittenen Mantel, in der levantinischen Jacke und in der Fußbekleidung — entdeckt er Ueberbleibsel des antiken Costüms. — Der Geschmack, findet er, ist dem Italiener angeboren. Die einfachen Geräthschaften, die in Sicilien die Bauern aus Thon verfertigen, seien schöner als die Producte der Berliner und Dresdner Fabriken. Auch in den Sitten zeige sich dieser natürliche Geschmack: der Italiener trage Lasten auf dem Kopfe und auf der Schulter, während in Deutschland und Frankreich die Weiber in gebückter Stellung auf dem Rücken oder, nach hinten übergebogen, auf dem Bauche trügen — was wieder durch eine höchst charakteristische Zeichnung lächerlich gemacht wird. Unter den Bauersleuten, sagt er in dem für den König bestimmten Promemoria, studirt man am besten die Geschichte des Geschmacks. Wo der Sinn für das Schöne dem gemeinen Mann natürlich ist, da gedeiht die Kunst; von diesem in dem gemeinen Manne liegenden Schönheitssinn empfängt sie ihre Gesetze. Es ist ein Irrthum, wenn man meint, daß der Luxus die Künste zu ihrer Vollendung bringt und daß die Regenten Alles thun können, indem sie viel bestellen und gut bezahlen.

Dieselbe Reife und Stärke, wie in seiner physischen Organisation, hat nach Ehrenswärd der Italiener in seiner Gemüthsart. Er ist, sagt er, nicht munter, aber auch nichts weniger als mürrisch: er ist gleichmüthig und frei von nervöser Erregbarkeit. Die Empfindlichkeit des Nordländers, dessen Unmäßigkeit, Prahlerei und Streitsucht sind ihm fremd. Er kennt keine Uebertreibungen in seiner Lebensweise, ist nicht lächerlich, nicht plump, nicht barsch; aber er ist ernst in seinen Neigungen, feurig selbst im Spiel und stark in der Rache.

So hoch aber auch Ehrenswärd den Geschmack und die künstlerische Begabung der Italiener stellt, so ist für ihn doch die italienische Kunst, selbst in ihren größten Meistern, durch eine tiefe Kluft von der griechischen getrennt. Die vollkommene Schönheit spricht er selbst Raphael ab, den er übrigens bewundert und liebt, weil er „Stilgefühl" habe. Er nennt ihn den größten der italienischen Maler, tadelt aber an ihm eine kleine Uebertreibung, die nicht in einem Uebermaaß von Kraft, sondern „in einem zu Guten," in einer Art „liebenswürdiger Schwachheit" liege. Den Entwickelungsgang der italienischen Kunst stellt er folgendermaaßen dar: „Italien bekam von Griechenland fliehende Künstler, darauf blühten die Künste fröhlich empor und entwickelten sich allmählich: Raphael, der im Allgemeinen für den ersten gehalten wird, war in der That der letzte und der beste von den italienischen Künstlern. Seitdem seine Schule zu Ende ging, verfielen die Künste in ganz Europa und konnten sich nicht wieder erholen, sobald das nördliche Italien neben den Deutschen und den Niederländern sie auszuüben begann. Die bolognesische Schule mit den Caraccis verdarb Alles zusammen, und jetzt ist der hohe natürliche Geschmack der Italiener durch die französische Manier, die sie angenommen haben, obgleich sie dieselbe zu hassen scheinen, unterdrückt." Am meisten natürlichen Geschmack schreibt Ehrenswärd den Neapolitanern zu: in ihrer Naturanlage erscheinen sie ihm den Griechen am meisten verwandt. Trotz der Mittelmäßigkeit der Bilder aus der neapolitanischen Schule findet er in ihnen das Verdienst anmuthiger Gestalten, ungezwungener Stellungen, klarer Farbe, einfacher aber zweckmäßiger Composition und guter, müheloser Arbeit. Er ist der Ansicht, daß die Neapolitaner, wenn die Umstände der Entwickelung ihrer glücklichen Naturanlage günstig gewesen wären, noch heute Griechen sein würden, trotz Raphael und Giulio Romano.

Mit tiefem Schmerz schied Ehrenswärd von Italien. In seiner Reisebeschreibung sagt er, wie er sich den Alpen wieder nähert: „Es ist vorbei; man kann sagen: lebe wohl, du Volk jenseits der Apenninen" (denn auf der Rückreise findet er schon in der Lombardei in den Menschen, moralisch wie physisch, nicht mehr die italienische Natur in ihrer vollen Reinheit) „lebe wohl, Stärke und Gesundheit, Mutter der Schönheit und des Geschmacks! lebe wohl, schöne Natur! Der Norden naht: willkommen Unnatur!" Und von Berlin aus schreibt er an seinen Freund Masrelier: „Mein Gott! Deutschland hat mir in einem Grade die gute Laune hinweggenommen, daß ich meine ganze Kraft habe zusammennehmen müssen, um nicht vor langer Weile zu sterben. Ich bekomme einen Stich in's Herz, wenn ich an die Künste denke. Auf der Reise durch Deutschland

ist es mir klar geworden, daß der Geschmack im Norden eine baare Unmöglichkeit ist. Ich sage mir: denke nie an die Kunst in Schweden, das so hoch im Norden liegt! Schlage dir die Möglichkeit, der Kunst zu leben, ganz aus dem Sinn! Es ist indessen nicht so leicht, zu vergessen, was man liebt." Recht charakteristisch ist auch eine Aeußerung in der italienischen Reise, die er an den Aufenthalt in Berlin knüpft: „Das Auge glaubt hier mehr Säulen zu finden, als in Rom, aber das Auge fragt immer: Säulen, was macht ihr hier?" In Schonen, wo seine Güter lagen, soll er nach seiner Rückkehr einen Bauer mit seinem dicken Bauch und in der häßlichen landesüblichen Tracht abgezeichnet und darunter geschrieben haben: O Gott, mein Vaterland!

Wer denkt hier nicht an Göthe, dem nach seiner Rückkehr aus Italien Deutschland lange Zeit verleidet blieb, und an Winckelmann, der, um diesem Schmerz zu entgehn, umkehrte, als er die ersten spitzen Dächer auf deutschem Boden erblickte. Auch Ehrenswärd erfuhr an sich selbst, daß Niemand ungestraft unter Palmen wandelt; er erfuhr es, wie sein Freund Sergel, dessen ganzes übriges Leben, nachdem er von Gustav III. aus Rom nach Stockholm zurückberufen war, eine fortgesetzte Klage über die Flucht aus dem gelobten Lande der Künste blieb. —

Was Ehrenswärd in den oben angeführten Stellen seiner Schriften über den Norden sagt, war nicht die Eingebung einer vorübergehenden Stimmung. Der Gegensatz zwischen Süden und Norden ist bei ihm ein stehendes Thema, daß der Norden keine ächte Kunst haben könne, ein Axiom. Zum Norden rechnet er alle Länder nordwärts der Pyrenäen und Alpen, also auch Frankreich. Von den nordischen Völkern stellt er — nicht blos ethnographisch, sondern auch wegen ihrer Uebereinstimmung in Naturanlage und Sitten — Deutsche, Schweden und Holländer (von den Engländern spricht er nie) in Eine Gruppe und setzt ihnen die Franzosen als zweite Gruppe entgegen.

Im Norden — das ist sein Gedankengang — zwingt das Klima den Menschen zu einem harten Kampf um die Nothdurft des Lebens und läßt ihn, wenn dieser vorbei ist, wieder in eine tiefe geistige Unthätigkeit versinken; das Klima selbst springt von tiefer Ruhe zu hastiger Eile und wieder von hastiger Eile zu tiefer Ruhe über. Daher vereinigen die nordischen Völker in ihrem Temperament Indolenz und Gewaltsamkeit. Die Zeit, die nöthig ist, um eine Sache zur Reife zu bringen, wird abgekürzt, oder wenn man die Zeit beibehält, so nimmt das Feuer ab. Man kann in den nordischen Klimaten keine wahre Kunst und keinen wahren Geschmack verlangen. Große dem Norden angehörende Künstler haben mit großer Energie und großem Genie jenen Fehler zu überwinden gesucht,

aber dabei doch, wenngleich zu ihrer eigenen großen Ehre, den Beweis von der Richtigkeit des Behaupteten geliefert.

Neben dem Mangel an der zur Erreichung künstlerischer Meisterschaft nöthigen Ausdauer sieht Ehrenswärd den überwiegenden Hang zu sinnlichen Genüssen als Hauptgrund an, warum die Nordländer in der Kunst nichts leisten können. Während der Italiener, sagt er, im Essen und Trinken maaßvoll und prunklos ist, dagegen in den öffentlichen Gebäuden und sonst im öffentlichen Leben Pracht entfaltet, kehrt der Nordländer die Sache um und behandelt die Wahrheit als Tand, den Tand als Wahrheit; er spricht prachtvoll, wo hingegen die Pracht Wirkung thun würde, ist er knauserig. Sein Leichtsinn und sein Hang zur Uebertreibung lassen ihn in jedem Augenblick an das Ueberflüssige denken, was er haben könnte, und daraus entsteht die Armuth, die ihn entbehren läßt, was er haben sollte. Setzte der Nordländer nicht auf Essen und Trinken so großen Werth, so könnte er an edleren und dauerhaften Genüssen Freude finden. Aber der Norden ist nicht für das Dauernde geschaffen: er zerstört, indem er genießt; und wenn dieser Zerstörungstrieb keine Gelegenheit findet, sich nach außen zu bethätigen, so sucht er seine Befriedigung darin, daß der Mensch sich selbst zerstört.

Mit dieser Charakteristik der Nordländer zielt Ehrenswärd vor Allem auf seine Landsleute, und daß sie zutreffend ist, weiß Jeder, der Land und Leute in Schweden kennt. Daß sie indessen auch — cum grano salis — wenigstens auf die Deutschen der damaligen Zeit paßt, kann Niemand leugnen, dem bekannt ist, wie roh die Sitten, wie groß die Unmäßigkeit selbst in den höheren Ständen damals war. Im Uebrigen freilich ist Ehrenswärd in der Beurtheilung der Deutschen offenbar einseitig und ungerecht. Seine Bemerkungen über die gothische Kunst zeigen große Unkenntniß und sind der Widerlegung nicht werth. „Der verdorbene griechische Geschmack," sagt er, „wird insgemein gothisch genannt. Man weiß, daß die Gothen keinen Geschmack hatten, sie äfften die Alten nach oder raubten." „In den Arabesken von Pompeji und Herculanum ist die gothische Architectur gemalt: man sieht daraus, wie wenig man berechtigt ist, dieselbe gothisch zu nennen." Von den Deutschen im Allgemeinen urtheilt Ehrenswärd: sie hätten von Natur viel Sinn für Putz, aber keine Anlage zu wahrem Geschmack; sie hätten Anmuth mit Schwerfälligkeit gemischt.

Von der deutschen Malerei spricht er nie, — wahrscheinlich hat er unsere großen Meister gar nicht gekannt, sonst wäre sein Schweigen unerklärlich, da er die Holländer und die Brabanter Schule in den Kreis seiner Betrachtungen zieht. An beiden schätzt er die Vortrefflichkeit des

Handwerks, beiden spricht er Geschmack ab. Er nennt die Schule von Brabant plump im Großen, die Holländer naiv im Plumpen. „Rubens," sagt er, „mit seinem großen Genie, seinem vollendeten Handwerk, seiner großen Kunst und seinem poetischen Feuer hat einen mittelmäßigen Geschmack, wenn man ihn nicht häßlich nennen will. Er ist gleichsam der Antipode der Antike, wo man oft nachlässiges Handwerk, aber stets großen und wahren Geschmack findet." Den Charakter der niederländischen Kunst, im Guten wie im Schlechten, leitet er daraus ab, daß dieses Volk bei einem schlechten Klima einen tiefen Sinn für Ordnung in Sitten und Staatsleben habe. Die Ordnung in den Sitten gilt ihm aber, wie wir oben gesehen haben, als eine von den beiden Grundbedingungen für das Gedeihen der Künste.

Originell und hübsch ist, was er über die Franzosen und ihren Charakter in Leben und Kunst urtheilt. Daraus, daß Frankreich von allen nordischen Ländern das beste Klima hat, erklärt er, daß dort das begabteste der Völker des Nordens wohne. „Der Franzose ist," sagt er, „mit den andern Nordländern verglichen, minder schwerfällig, folglich hastiger, er ist mehr berechnet, folglich härter. Seine Beweglichkeit und seine Berechnung machen ihn witzig, sein Witz und seine Uebertreibung wankelmüthig. Es ist schwer zu sagen, was der Franzose ist. Seine Haupttugend ist Leichtsinn, sein Hauptfehler ist auch Leichtsinn." Paradox dem Anscheine nach, aber doch sehr treffend ist die Art, wie Ehrenswärd das Wesen des französischen Geschmackes in der Kunst definirt. „Alles, was man in Paris sieht, ist französisch: d. h. es zeigt eine gewisse Fröhlichkeit neben einer gewissen Bizarrerie, einen gewissen Reichthum neben einer gewissen Armuth, ein gewisses Feuer neben einer gewissen Trockenheit. Französisch heißt also soviel als: geistreich, launenhaft, unüberlegt, trocken, arm und fröhlich."

Er findet, daß die französischen Künstler da, wo sie das Erhabene darstellen wollen, unwahr und gezwungen, im Genre aber übertrieben sind.

Als ein Beispiel von Ehrenswärd's treffender Kritik führen wir an, was er über Hudon und Pigalle sagt. „Ich sah eine Diana in Hudon's Werkstatt. Ihre ganze Schönheit bestand in der französischen Anmuth, ohne daß sie die der Diana gehabt hätte. Die Zeichnung war so allgemein wie süßlich, so weichlich wie zierlich. Der Zusammenhang war unklar, und die Bewegung des Körpers aus lauter kleinen Bewegungen zusammengesetzt — ein Fehler, der in der Expression bei den Nordländern nie überwunden wird. Die Arbeiten von Pigalle sah ich auch, im Garten von Sanssouci. Den Mercur fand ich recht gut gemacht. Es war eine schöne gefallende Natur, meisterhaft im Marmor wiedergegeben. Eine

schlecht erfundene Stellung, aber das Handwerk weit getrieben. Ich halte Pigalle für ein Genie ohne Geschmack, das also für die Kunst nicht geschaffen ist."

Ehrenswärd hat die Resultate seines Nachdenkens über die Kunst philosophisch zu begründen versucht: unter seinen gedruckten Schriften findet sich eine „Philosophie der freien Künste." Es ist kein vollständiges System der Aesthetik; um ein solches zu schreiben, fehlte es ihm an Gelehrsamkeit und Ausdauer. Sein Buch ist, wie Alles, was er geschrieben hat, eine lose zusammengefügte Reihe von Aphorismen. Auch erheben sich seine Definitionen bisweilen nicht über das Niveau der seichten, in jener Zeit herrschenden Kunsttheorie. Bewundernswürdig ist aber auch hier die Sicherheit der genialen Intuition, womit er, im Widerspruch mit den willkürlichen französischen Theorien, die wahren und ewigen Gesetze der Schönheit, denen die Griechen gefolgt sind, im Großen und Ganzen erkennt, und die einfache, fast antike Weise, wie er sie ausspricht und begründet. Als Vorrede schickt er dem Buche die lakonischen Worte voraus: „Meine Meinung ist bei diesem Buche nicht die gewesen, esprit, diese Eitelkeit unseres Zeitalters, zu zeigen: ich habe meinem Volke Gedanken geben wollen."

Das Buch beginnt mit Gott, als dem Inbegriff der höchsten Schönheit, dessen Darstellung daher der höchste Vorwurf für die Kunst ist. Da es aber unmöglich sei, alle seine Vollkommenheiten in einer einzigen endlichen Erscheinung zur Anschauung zu bringen, so könne er nur dargestellt werden, indem man die einzelnen Seiten seines Wesens personificire. Die einzige mögliche Gestalt aber, unter der man ihn darstellen könne, sei der Menschenkörper in seiner Gesundheit, denn schön sei nur, was unsere Begriffe nicht übersteige. Es folgt die nähere Bestimmung des Wesens der Schönheit. Das Schöne ist das Vollkommene. Vollkommen ist die gesunde, sich selbst überlassene, d. h. von allen Störungen unbeeinträchtigte Natur. Kenntniß von der Schönheit hat der Mensch vermöge des in seiner eigenen Natur tief begründeten Gesetzes der Vollkommenheit, welches durch den großen Zusammenhang, in dem er mit der gesammten Schöpfung steht, ihn dazu leitet, auch in dieser das Vollkommene zu suchen und zu lieben: zur Kenntniß des Schönen ist aber auch die Erziehung nöthig, deren Zweck und Wesen darin besteht, alle Abirrungen des Menschen von der Natur zu verhüten.

Originell sind Ehrenswärd's Definitionen vom Hübschen, Reizenden, Häßlichen und Garstigen. Reizend — sagt er — ist das Schöne (also nach seiner Definition das Gesunde), wenn es eine Beimischung von Krankheit hat, wodurch ihm eine gewisse empfindliche Zartheit mitgetheilt wird.

Garstig ist die Zerstörung. Garstig sind daher z. B. alle Häuser mit hohen Dächern, weil man durch diese verleitet wird zu glauben, ein Theil des Hauses sei der Zerstörung ausgesetzt gewesen, welcher dann in der Eile durch ein großes Dach, womit man das zerstörte Stockwerk umgeben habe, abgeholfen sei. Hübsch ist das Reizende, das sich dem Schönen, häßlich das Reizende, das sich dem Garstigen nähert. Bei'm Schönen begreift und empfindet man Alles, beim Garstigen ebenfalls, beim Reizenden empfindet man viel und begreift nichts.

In der weiteren Entwickelung der Principien der Schönheit geräth nun Ehrenswärd in eine flache Nützlichkeitstheorie und verwickelt sich dabei in Unklarheiten und Widersprüche. Hatte er vorher als Grund und Quelle des Schönheitssinnes das in der menschlichen Natur liegende Gesetz der Vollkommenheit bezeichnet, so werden demselben jetzt die Bedürfnisse des Menschen substituirt. Ehrenswärd verwechselt dabei das ethische Bedürfniß (das interesselose Wohlgefallen, wie es Kant nennt) und die niedrigen Bedürfnisse des Lebens. Er verwechselt außerdem das Princip derjenigen Künste, welche die Natur nachahmen, mit dem Princip der selbständig schaffenden. Für die Letzteren, wozu vor Allem die Architectur gehört, in deren Bereich aber auch alle Handwerke gezogen werden können, insofern dieselben nicht nur nach Zweckmäßigkeit, sondern auch nach Schönheit streben, hat allerdings Ehrenswärd's Ausspruch, daß schön dasjenige sei, „was geradeswegs auf die Sache losgeht und zur Befriedigung der reinen Bedürfnisse des normal geschaffenen Menschen ausreicht," vollkommene Richtigkeit, und es ist damit eins der Hauptgesetze der griechischen Kunst ausgesprochen. Seltsam indessen ist der Satz, daß der Mensch deshalb das Schönste in der Natur sei, weil wir den Menschen zur Befriedigung unserer Bedürfnisse am wenigsten entbehren könnten; noch seltsamer, wenn Ehrenswärd nach dem Menschen dem Baum die größte Schönheit beilegt, weil wir von ihm den nächst größten Nutzen ziehen!

Tief gedacht ist dagegen wieder, was über „Gestalt" und „Expression" in der bildenden Kunst gesagt wird. Die schöne Form ist für Ehrenswärd, den Bewunderer der Griechen, das Höchste in der Darstellung des Menschen durch die Kunst. Aber er fordert von derselben noch etwas Anderes. Das Höchste in der Menschennatur, sagt er, das, was uns von den Thieren unterscheidet, sind die „hohen Lebenswirkungen" (d. h. das geistige Leben); sie äußern sich in den „Expressionen." Daher ist es neben der körperlichen die ethische Schönheit, worauf die Kunst zielen muß. Die Schönheit der Expression liegt aber in dem Maaß und der Zurückhaltung: die Kunst muß daher nicht die Hochmüthigen, sondern die Hohen, nicht die Höhnischen, sondern die Unerschrockenen, nicht die Aergerlichen, sondern

die Zornigen darstellen, und wenn sie das Unedle zum Vorwurf nimmt, so muß sie es in's Starke verwandeln.

Nach allem Vorhergehenden bezeichnet Ehrenswärd als die eigentliche „Kunst in den freien Künsten" die Fähigkeit, richtig zu wählen. Es ist nicht genug, daß der Künstler es verstehe, einen gewählten Gegenstand naturgetreu nachzuahmen: er muß in der Wirklichkeit nachsuchen, das Zerstreute zusammensetzen, um ein Schönes zu Stande zu bringen. Um aber diese Auswahl richtig zu treffen, muß er Geschmack haben, welcher „das Gefühl von den allergeheimsten Wahrheiten der Natur" ist. Es giebt zwei Arten von Geschmack, den großen und den kleinen: jener wählt die vollkommene und gesunde Natur, dieser das Alltagshübsche, das Mittelmäßige. Die Griechen haben Geschmack gehabt und zwar den großen: die Modernen haben Geschmack gesucht, und zwar sowohl den großen wie den kleinen. Sie haben aber weder im Großen noch im Kleinen den wahren Geschmack, weil ihnen das Allergeheimste und das Allerfeinste in den Wahrheiten der Natur nicht offenbar geworden ist. Die italienische Schule hat oft das Große ohne Geschmack gemalt, selbst Raphael's Geschmack ist nicht rein. Der Franzose hat einen gezwungenen Geschmack im Großen und viel und übertriebenen Geschmack im Kleinen. Der Flamänder hat einen plumpen Geschmack im Großen, der Holländer naiven Geschmack im Plumpen.

Die Art, wie der Künstler seine Wahl trifft und wie er das Gewählte darstellt, ist sein Stil. Derselbe wird bestimmt durch die Art, wie der Künstler empfunden hat. Es giebt zwei Stile, den idealen und den niedrigen, d. h. denjenigen, welcher mit Naivetät sowohl die gesunden äußeren als die Lebenswirkungen der gesunden inneren Organe darstellt, und den, der eine, sei es auch noch so geringe Beimischung von Krankheit hat, der das richtige Maaß verletzt und auch nur die mindeste Uebertreibung, sei es nach der Seite der Kraft oder nach der Seite der Anmuth hin, zeigt. Der ideale Stil gehört den Alten, der niedrige den Modernen an.

Ehrenswärd geht hierauf zu den einzelnen Künsten über; er nennt als dieselben Architectur, Sculptur und Malerei. Im strengen Sinn schließt er die Poesie davon aus, weil sie das Handwerk nicht erfordere. Die Musik nennt er gar nicht. In dem Capitel über die Architectur läßt er von allen Formen nur die des griechischen Tempels gelten und giebt eine ebenso einfache als scharfsinnige genetische Analyse desselben.

Er definirt das Haus als ein Dach oder Schauer für Stützen mit oder ohne Wände. Den Gesetzen der Schönheit entspricht es, wenn es den Bedürfnissen des Menschen in seinem natürlichen und gesunden Zustande und zugleich den „Festigkeitsgesetzen" des Materials (d. h. wie nach-

her begründet wird, des Baumes) angepaßt ist. Dagegen kann ein Gebäude nicht schön sein, wenn dasselbe auf die Befriedigung von unnatürlichen, aus Eitelkeit und Verweichlichung entspringenden Bedürfnissen berechnet ist. Eine schöne Architectur kann daher nur ein Volk mit natürlichen, unverdorbenen Lebensgewohnheiten haben. Doch kann auch das Klima dieselbe unmöglich machen, theils durch den Mangel eines dauerhaften und bildsamen Materials, theils durch die Nothwendigkeit, die es dem Baumeister auflegt, Vorkehrungen gegen die frühe Zerstörung der Gebäude zu treffen.

Maaßgebend für die Gesetze und Formen der Architectur ist einzig und allein die Natur des Baumes. Dieser ist das ursprüngliche Material zum Häuserbau, theils weil er am leichtesten herbeizuschaffen und zu bearbeiten ist, theils weil Holzhäuser der Gesundheit am zuträglichsten sind. Mit dem Steine ahmt man nur den Baum nach, um den Vortheil größerer Dauerhaftigkeit zu erreichen. Aus der Natur des Baumes ergeben sich aber als Grundgesetze des Baues die gerade Linie, das Viereck und die Säule — also die Formen des griechischen Tempels.

Die Form des Gewölbes gründet sich nach Ehrenswärd auf die Natur der Erde: wenn man sich horizontal in einen Berg hineinarbeitet, so fällt Erde von der Decke herab und so bildet sich ein Gewölbe. Daher ist das einzig natürliche Princip in der Architectur, über der Erde aus Holz zu bauen und Gewölbe nur im Keller anzubringen. Man sieht, daß Ehrenswärd den gesammten romanischen und gothischen, wie auch den byzantinischen Stil im Princip verwirft. Eine geistreiche Seltsamkeit ist es, wenn er sagt, das Gefallen, das gewisse Nationen an Gewölben fänden, rühre daher, daß Gewölbe gefährlich aussähen, da sie eine große Masse in der Luft hängend zeigen. — Vollkommen richtig und ein Zeugniß für sein tiefes Eindringen in den Geist der griechischen Kunst ist, was er über das Wesen der Malerei sagt. An die Spitze des Capitels, das von derselben handelt, stellt er den Satz, daß das Gemälde ein Ornament sei. Zur näheren Erklärung fügt er hinzu: „die Natur des Gemäldes ist im Bau begründet. Wenn eine Wand ihre Boden-, Decken- und Seitenleisten bekommen hat, so ist ein viereckiger leerer Raum da, der eine Zierde verlangt." Diese Zierde ist das Gemälde. Der würdigste Gegenstand, den der Künstler in demselben darstellen kann, ist die Menschengestalt. Seine Schönheit und seine Bedeutung hat es aber nicht in sich selbst, es bekommt sie erst von der Stelle, wo es sich befindet, von seiner Umgebung. Ehrenswärd fordert also, daß das Gemälde eine Illustration des dem Gebäude zu Grunde liegenden Gedankens sein solle. Es ist aber nicht genug, sagt er, daß es seinen Gegenstand vollständig und klar darstelle; es soll auch dem Auge „ein schönes Muster" zeigen (dies Wort ist

hier im Sinne des französischen dessin gebraucht): d. h. die Gegenstände müssen eine gewisse Größe und eine gewisse Entfernung von einander haben. Hierbei ist der Künstler oft genöthigt, die Natur, der er im Großen und Ganzen folgen soll, in gewissen Stücken zu verlassen, ja, bisweilen Ungereimtheiten zu begehen: Ungereimtheiten, wie die Trajans-Säule sie zeigt, wo die Soldaten so groß sind, wie die Häuser, an die sie Feuer legen, und größer als die Brücke, auf der sie marschiren. Ehrenswärd setzt hinzu: „es würde von großer Einfalt zeugen, wenn Jemand hier dem Künstler verwerfen wollte, daß er keine Einsicht in die Gesetze der Perspective gehabt habe. Es leuchtet vielmehr ein, daß er mit voller Ueberlegung verfahren ist, weil nämlich die Basreliefs Symbole und nicht Porträts der dargestellten Gegenstände sind. Es liegt hierin ebenso gut eine Uebereinkunft, wie es eine Uebereinkunft ist, daß zwei Bediente auf dem Theater so flüstern sollen, daß sie von allen Zuschauern, nur nicht von ihrem Herrn, der neben ihnen steht, gehört werden." Ist die Rücksicht auf die vollständige und klare Darstellung des Gegenstandes mit der andern auf die Schönheit des Musters nicht in Einklang zu bringen, so muß die letztere siegen, weil das Gemälde vor allen Dingen Ornament ist.

Im folgenden Capitel spricht Ehrenswärd über die Gegenstände der Malerei und Sculptur. Er fordert von diesen Künsten, daß sie nur solche Dinge darstellen sollen, die Alle kennen und deren Darstellung nützlich ist. Sie sollen für das ganze Volk arbeiten, weil in einem Staate nichts geschehen soll, woran nicht Alle theilnehmen, sei es zu ihrem Nutzen oder zu ihrem Vergnügen. Es sollen daher dargestellt werden die Religion des Landes und die Tugenden der Vorfahren.

In den letzten Capiteln handelt Ehrenswärd „von Genie und Geschmack" — wo er denn den Alten allein Geschmack, den Modernen nur Genie beilegt, denn nur bei den Alten seien alle Kräfte der Seele harmonisch entwickelt gewesen, dies aber sei die Grundbedingung des Geschmacks — dann „vom Menschen" und zuletzt „vom Klima." Hier entwickelt er seine Ansichten über die Entstehung der Cultur aus den Bedürfnissen der Menschen und über den Einfluß des Klimas und der Sitten auf das Gedeihen der Künste. Was er darüber sagt, haben wir schon oben des Weiteren ausgeführt.

Wir finden bei Ehrenswärd, wie bei Göthe, neben der Begeisterung für das Alterthum einen tiefen Zug zur Erforschung der Natur und ihres geheimnißvollen Wirkens. Wie Göthe es liebte, die dichterische Thätigkeit, zu der er geschaffen war, mit naturwissenschaftlichen Studien, in denen er doch immer Dilettant blieb, zu vertauschen, so verließ auch Ehrenswärd,

anstatt sein Genie der Kunstkritik, für die er einen wahren Beruf hatte, dauernd zuzuwenden, dieselbe nur zu bald, um sich bis an sein Lebensende mit fast allen Zweigen der Naturwissenschaft, ja sogar mit Alchymie, und mit allgemeinen philosophischen Speculationen zu beschäftigen. Berzelius, der von denjenigen seiner Fragmente, welche chemische Fragen behandeln, Kenntniß genommen hat, hat darin Spuren eines ausgezeichneten Wissens gefunden, auf das nur die Phantasie einen zu großen Einfluß geübt habe.

Ehrenswärd trieb auch seine naturwissenschaftlichen Studien vom philosophischen Standpunkt aus. Wie aus dem, was wir aus seinen Theorien über den Ursprung der Cultur mitgetheilt haben, hervorgeht, faßte er die ethischen Lebensäußerungen des Menschen im tiefsten und unmittelbarsten Zusammenhange mit seiner physischen Natur und mit der ganzen ihn umgebenden Schöpfung auf. Der Mensch erschien ihm vornehmlich in seiner Bedingtheit durch das Endliche, seine Weltanschauung war mit dem Spinozismus verwandt. Er versuchte, dieselbe in ein philosophisches System zu bringen, welches alle Wissenschaften, die physischen wie die moralischen, in sich begreifen sollte. Doch hat er es nicht weiter gebracht, als zu mehreren Ansätzen, die Fragment geblieben sind, und es gelang ihm nicht, mit sich selbst über die Hauptfragen einig zu werden. Bald stellt er den Begriff der Symmetrie, bald den Doppelbegriff von Ruhe und Bewegung an die Spitze, dann nimmt er wieder Bedürfniß und Genuß zum Ausgangspunkt. Da uns diese nie gedruckten Fragmente nicht bekannt sind, so können wir kein eingehendes Urtheil darüber fällen. Ein Philosoph von Fach, der sie gesehen, urtheilt, daß sie durch den Begriff von einem die ganze Welt durchdringenden Leben an die Leibnitz'sche Monadologie erinnern, wiewohl der Verfasser von der herrschenden atomistischen Ansicht der Natur ausgegangen und nur allmählich durch die fortschreitende Entwickelung seiner Gedanken zu einer höheren, mehr dynamischen Auffassung ihres Wesens gelangt zu sein scheine. Er sei, wenn man es so nennen wolle, in den Grundzügen seiner Weltanschauung Empiriker oder gar Materialist, aber die Tendenz zu etwas Höherem führe ihn dahin, diesen Empirismus zu einer beinahe spiritualistischen Ansicht der Natur zu sublimiren. An gewissen Stellen bemerke man übrigens bei ihm eine Uebereinstimmung mit den Lehren der alten griechischen Kosmogonien.

Nach Allem werden wir nicht irren, wenn wir als einen durchgehenden Charakterzug seiner philosophischen Speculationen den Dilettantismus bezeichnen.

Man muß es lebhaft bedauern, daß Ehrenswärd sich nicht mit größerer Ausdauer seinem wahren Beruf, der Kritik und Theorie der Kunst, zugewendet hat. Er hatte alle Anlagen, um ein zweiter Winckelmann zu

werden: an Feinheit und Sicherheit des künstlerischen Blickes übertraf er ihn sogar. Um indessen eine Wirkung auszuüben, wie Winckelmann, dazu fehlte es ihm an Gelehrsamkeit und an dem zähen Fleiße, der, nachdem der schöpferische Gedanken gefunden ist, das Licht desselben an das Einzelne heranbringt, den Stoff in seiner ganzen Ausdehnung mit demselben durchdringt. Nur dadurch kann eine herrschende Ansicht widerlegt und eine ganze Generation von der Richtigkeit einer entgegenstehenden neuen überzeugt werden. Winckelmann's Kunstgeschichte wirkte epochemachend; Ehrenswärd's Schriften blieben in seinem eigenen Lande fast unbekannt und wurden nur von wenigen hochgebildeten Männern verstanden. Nach seinem Tode geriethen sie fast ganz in Vergessenheit, und erst die sogenannte phosphoristische Schule (Atterbom, Hammarsköld, Beskov u. A.) hat ihn derselben wieder entrissen. Gemeingut werden aber seine Schriften, populär wird Ehrenswärd nie werden. Man wird, wenn man jene liest, beinahe verleitet zu glauben, er habe es sich zur Aufgabe gemacht, durch die Dunkelheit und Sonderbarkeit seines Stils den Leser abzuschrecken. Er liebte es in Räthseln zu schreiben, und seine Bücher machen auf den ersten Blick den Eindruck einer Sammlung von Paradoxien. Nirgends wird ein Gedanke mit der zur Ueberzeugung des Laien nothwendigen Breite ausgeführt und begründet, ein Schlagwort folgt auf das andere, der logische Gedankengang wird entweder beständig unterbrochen oder er ist auf den ersten Blick nicht zu erkennen. Nie hat ein Schriftsteller weniger an das Publicum gedacht, als Ehrenswärd. Von der italienischen Reise wie von der Philosophie der freien Künste ließ er nur wenige Exemplare drucken, um sie unter seine Freunde zu vertheilen: auf dem Titel der letzteren war nicht einmal sein Name genannt. —

Ehrenswärd war nicht blos Kunstkenner, er war selbst geborner Künstler. Sein Freund Sergel erklärte ihn für einen größeren Meister in der Zeichnung, als sich selbst. Seine lebhafte Phantasie machte es ihm zum Bedürfniß, was er dachte, in Bildern auszudrücken. Seiner italienischen Reise ist eine Reihe von colorirten Zeichnungen beigefügt, die mit kurzen, aber meisterhaften Strichen Landschaften, Physiognomien, Trachten und Sitten darstellen. Geistreich und originell ist er auch hier. Auf mehrere Tafeln, welche die italienische Natur mit ihren großartigen Formen versinnlichen, folgt ein Blatt, welches in ein paar über eine kahle Fläche hingestreuten erratischen Blöcken die Armseligkeit der schwedischen Natur veranschaulicht. Auf einem anderen Blatte sieht man im Vordergrunde ihn selbst auf einem Esel, in der einen Hand ein Blatt Papier mit einer Zeichnung, vor ihm eine hüglige Landschaft mit dem Aetna im Hintergrunde. Mit besonderem Behagen stellt er der reifen Schönheit der ita-

lienischen Physiognomie, den schönen, natürlichen Trachten und Sitten der Italiener ihre nordischen Gegenbilder zur Seite.

Unter seinen zahllosen Handzeichnungen ist namentlich eine Sammlung von Skizzen zur schwedischen Geschichte der Erwähnung werth. Während auf seinem Gute an den langen Winterabenden im Familienkreise Lagerbring's schwedische Geschichte vorgelesen wurde, folgte er nach seiner Gewohnheit den vorgetragenen Ereignissen mit der Reißfeder und überraschte am Ende seine Frau mit dieser Sammlung statt eines geschriebenen Compendiums, wie sie es sich gewünscht hatte. Es sind Bilder nach Ehrensvärd's Art, humoristisch, satirisch, allegorisch, oft aber auch schön und reich ausgeführte historische Scenen. Unter einem Bilde, auf dem Odin's Zug von den Ufern des Don nach Skandinavien dargestellt ist, liest man: „Ueberdrüssig, nur König zu sein, will er Gott werden, sucht unbekannte Länder, findet Schweden." Dann zeigt ein Bild Odin's Söhne, wie sie Rußland, Sachsen und Frankenland unter sich theilen. Derjenige, welchem Rußland zufällt, hält einen ungeheuren Adler mit dem linken Arm umfaßt, während er mit dem rechten Arm den einen seiner ausgebreiteten Flügel mißt. Ein anderes Blatt stellt die Eroberung Schwedens durch Odin dar: zwischen zwei hohen Bergen eilt ein beflügelter, Fackeln in beiden Händen tragender Genius hervor, der einen Siegeswagen zieht, auf welchem Odin mit Helm und Schild bewaffnet steht.

Wiewohl das Humoristische in diesen Bildern vorwiegt, so prägt sich doch wieder in anderen ein tragischer Ernst aus. So zeigt ein Blatt den älteren König Juge, wie er, eine Fackel in der Hand, von dem Tempel in Upsala, den er in Brand gesteckt hat, entflieht und mit dem scheuen Blick des Mordbrenners auf sein Werk zurückschaut. Der jüngere Juge wieder sitzt allein auf einem Felsen, an Gift sterbend, das man ihm in dem jüngst von ihm selbst gegründeten Kloster gegeben. Karl XI. ist durch die Perrücke lächerlich gemacht, die er trägt, auch wenn er die Dänen schlägt. Wird er aber als Gesetzgeber dargestellt, so trägt er eine andere von ungeheurer Größe. Die Stiefeln Karl's XII. spielen eine Hauptrolle. Schon in der Sitzung des Staatsraths, in welcher der Krieg beschlossen wird, hebt er sie auf den Tisch, und später, als während seiner Abwesenheit in der Türkei die Frage entsteht, wer die Regierung in Schweden führen solle, wiegt er einen davon in der Hand. Bei der Unterhaltung mit dem Groß-Vezier reißt er demselben mit seinen langen Sporen ein Loch in den Kaftan. Zwischen historischer und allegorischer Darstellung in der Mitte steht ein vortreffliches Bild, wo Karl zu Pferde einen Haufen Russen vor sich her jagt, während Czaar Peter, auf einem Schiffe stehend, mit gehobenem Schwert seinen Eintritt in die Ostsee verkündet. Das originelle Com-

pendium der schwedischen Geschichte geht bis zu der Regierung Adolph Friedrich's. Es ist leider nie veröffentlicht worden. —

Es ist der Mühe werth danach zu fragen, wie bei Ehrenswärd die Begeisterung für die griechische Kunst und für den Süden auf die sittlichen Bande zurückwirkte, mit denen der Mensch an sein Land und sein Volk gekettet ist. Winckelmann gab der Kunst zu Liebe den Glauben der Väter und die Heimath für immer auf. Göthe kehrte nach Weimar zurück, aber als Fremdling: er wandte sich von allem Nationalen dauernd ab und flüchtete mit all' seinem Fühlen und Denken in die heitere Welt der Griechen. Was Liebe zum Vaterlande ist, hat er kaum gewußt. Ganz anders Ehrenswärd. Auch ihn kostete die Rückkehr aus Italien nach dem trüben, sonnelosen Norden ein schweres Opfer: aber er überwand diesen Schmerz schnell durch die Energie des Willens und blieb mit seinem ganzen Herzen dem unwirthlichen Lande zugethan, das ihm von der Natur verurtheilt zu sein schien, stets von Barbaren bewohnt zu werden, denen Schönheit und ächte Menschlichkeit für immer versagt wäre.

Der Schwede war in ihm noch stärker als der Künstler: und wenn wir finden, daß seine Vaterlandsliebe ihn bisweilen zu Inconsequenzen verleitet, so werden wir, ohne den Denker geringer zu schätzen, den Menschen in ihm um so höher stellen. In der Vorrede, die für die italienische Reise in ihrer ursprünglichen, später veränderten Form bestimmt war, sagt er: „Alle Völker besitzen ein gleich Schönes, das nur von verschiedener Art ist. Jedes Volk sollte sich mit diesem ihm eigenen Schönen genügen lassen. Ich habe bemerkt, daß die europäischen Völker das Gute, das sie besitzen, eines vom andern sich anzueignen suchen, und es hat mir geschienen, daß sie dabei nicht gewonnen. Ich schließe daraus, daß Jeder, der reist, sein Vaterland entweder versäumt oder verdirbt. Was einem Volke wahrhaften Nutzen bringen soll, muß aus seiner eigenen Natur und aus der Natur seines Landes geschöpft werden. — Mir scheint, die Nordländer sollten die südlichen Völker um die Vorzüge, die die Natur ihnen verliehen, nicht beneiden. Der Unterschied ist nicht so groß, daß er uns unglücklich machen müßte. Aber aus seiner Natur herauszugehen und einen blendenden Schein mit dem Verluste des Nothwendigen erkaufen zu wollen, das muß unvermeidlich eine völlige Zerstörung herbeiführen." Das lautet freilich anders, als die Lobpreisungen des Südens, an die wir sonst bei Ehrenswärd gewöhnt sind.

In einer Rede, die er vielleicht bei der Niederlegung des Vorsitzes in der Akademie der Wissenschaften gehalten hat, heißt es: „Mag der Grieche in allen seinen Werken zeigen, wie er das Leben gleichsam lebendig machte: wir wollen, genügsam mit dem geringen Pfunde, das uns die

Natur anvertraut hat, dahin trachten, unsere Sittenstrenge und Ehrliebe unversehrt auf unsere Nachkommen zu vererben."

Obgleich er im Künstlerzorn seine Landsleute Barbaren und Affen nannte, so beschäftigte ihn doch auf's Lebhafteste die Idee einer eigenen Gesetzgebung für den Norden, durch die er sein Volk besser und glücklicher zu machen hoffte. Sie sollte strenger werden als die Klostergesetze, mit der Verbesserung der Sitten beginnen und in den Künsten dereinst ihre Vollendung finden. „Ueberall und jederzeit," sagt er, „ist der Mensch entweder Grieche oder Skythe oder Perser. Grieche, Römer, Perser soll der Nordländer nicht werden; er muß also bleiben was er ist, nämlich Skythe. Natur und Klima sind streng im Norden, also müssen Gesetze und Sitten es auch sein. Eine andere Neigung, als zu dem Lande, wo man geboren, ist eine Mißgeburt. Man muß das Glück in der eigenen Natur suchen. Die moderne Civilisation weiß nur die Noth zu erleichtern, die Rohheit zu übertünchen, den Stamm des Unglücks läßt sie stehen. Die Cultur, die bei andern Völkern natürlich ist, wird bei uns zur Verweichlichung: dies Spiel mit Geniesplittern aus einer fremden Civilisation bringt eine Orangerie-Gemüthsart hervor, welche Kraft und Maaß, die Grundbedingungen für das Bestehen des Nordens, in der Wurzel zerstört. Es braucht eine andere Lebensordnung in einem Lande, wo die Jahreszeiten wie gewaffnete Kriegsheere angreifen." —

Alle Charakterzüge, die uns von Ehrenswärd aufbewahrt sind, lassen eine tief sittliche, ebenso starke als milde Natur erkennen. Edler, männlicher Stolz war ein Grundzug seines Charakters. Als er — freilich durch die Schuld des Königs — die Schlacht bei Swensk Sund verloren hatte, trat er mit der stolzen Haltung und Miene des Siegers und mit den lakonischen, Zorn und Vorwurf athmenden Worten vor seinen Gebieter: „Ew. Majestät hat keine Schärenflotte mehr." In dem Promemoria, das er auf Gustav's III. Befehl für dessen Gebrauch auf der Reise nach Italien schrieb, sagt er ihm, dem Beförderer der Künste, die Regenten seien im Irrthum, wenn sie glaubten, es sei zur Hebung der Künste genug, viel zu bestellen und gut zu bezahlen. Er belehrt dann weiterhin den König: wenn demselben die antiken Bildwerke nicht gefielen, so komme das nur daher, daß er den Stil der Alten noch zu wenig kenne. Als er von der Vormundschaftsregierung nach des Königs Tode wieder in den Staatsdienst berufen war, kam es zu Differenzen zwischen ihm und Reuterholm, dem allmächtigen Günstling des Herzogs von Südermanland. Bei einer Unterredung sagte er diesem ohne Umschweife in's Gesicht: „Herr, Sie wollen regieren und Sie verstehen nicht zu regieren."

Er kannte weder Ehrgeiz noch Rache. Als im Jahre 1789 der Krieg

mit Rußland ausbrach, in welchem Armee und Flotte gemeinsam operirten, erbot er sich freiwillig, unter den Befehl des Generals zu treten, der das Landheer befehligte, obwohl er als General-Admiral im Range über demselben stand.

Ehrenswärd hatte, wie Jeder, der in der Welt einen ausgezeichneten Platz einnimmt, Neider und Feinde: er selbst war Niemandes Feind. Selbst an denen, die ihm übel wollten, schätzte er ihre guten Eigenschaften, und vor ihren Versuchen, ihm zu schaden, gewarnt, fuhr er fort, ihnen zu nützen. Im Privatleben war er von einer Aufrichtigkeit und Arglosigkeit, die leicht zu seinem Nachtheil gemißbraucht werden konnte. Mißtrauen zu hegen war seiner Natur so fremd, daß er es selbst der Erfahrung nie ablernen konnte. In der Geselligkeit war er meistens heiter und betheiligte sich mit fröhlicher Laune an der Unterhaltung. Da man seine Liebhaberei kannte, so war stets dafür gesorgt, daß er vor sich auf dem Tische Papier, Tinte und Feder fand: dann zeichnete er, dem Gange des Gesprächs folgend, was ihm in's Auge fiel oder durch den Kopf ging. Bald waren es Caricaturen, die aus seiner Feder flossen, bald zeichnete er Figuren von antiker Schönheit. Es war ein Zeichen, daß er sich bei guter Laune befand, wenn seine Phantasie sich mit den Bildern des Schönen und Vollkommenen beschäftigte. Sogar im Amtszimmer, bei der Vorlesung langer und ermüdender Actenstücke, und auf Reisen zeichnete er. So porträtirte er einmal auf der Reise von Schonen nach Stockholm alle Postbauern, die ihn fuhren.*) Oft war er auch zerstreut, wie bedeutende Menschen, deren Leben mehr der geistigen als der äußeren Welt angehört, es oft sind, und dann erschien er denen, die ihm nicht näher standen, oft wunderlich, ja selbst beleidigend. Seine Freunde jedoch, die seine offenherzige, anspruchslose und wahrhaft liebenswürdige Natur kannten, fanden selbst an seinen Sonderbarkeiten ihre Freude.

In seiner ganzen Liebenswürdigkeit erscheint er in seinen Briefen. Hier ließ er der Neigung, seine Gedanken in Bildern zu versinnlichen, den freiesten Lauf. Besonders anziehend sind seine Briefe an die Gräfin Törne, eine geistreiche Dame, welche Gustav III. die kleine Minerva des Nordens nannte und die auch Ehrenswärd sehr hoch schätzte. In dem zutraulich scherzenden Ton, in dem er stets an sie schreibt, nennt er sie nie anders als „das Vögelchen" und zeichnet sie auch in dieser Gestalt. Er selbst figurirt in diesen Briefen als Papagei, der oft am Schlusse derselben dem kleinen Vogel die Füße küßt. In andern Briefen erscheint er selbst in

*) Die schwedische Post ist ein einspänniger, zweisitziger Karren ohne Federn, die Pferde und die Kutscher werden abwechselnd von den in der Nähe der Station wohnenden Bauern gestellt.

Menschengestalt, und das „Vögelchen" sitzt auf seinem Kopf oder gar auf seiner Nase. Besprochen werden Neuigkeiten vom Hofe, Familienverhältnisse, mitunter auch Ereignisse der Tagesgeschichte.

In andern Briefen tritt das Gemüthliche und Persönliche mehr hervor. So schreibt er einmal: „Wieder ein Posttag und kein Brief von dem Vögelchen! Warum? Ist die Kleine krank? Du darfst nicht krank sein, das wäre mehr als ich ertragen kann. Aber ich hoffe das Beste." „Armes kleines Vögelchen und ich Armer! Du kommst nie hieher und ich gehe ungern dorthin. Der Böse braucht nur zu schlafen, um zu verhindern, daß wir uns sehen. Tannen und Berge gegen mich, siebzig und hundert Meilen gegen Dich. Gedenke dennoch des alten Papen" (Papageis). Das Bild des großen Vogels schließt auch diesen Brief; er sitzt dem kleinen Vogel gegenüber, zwischen beiden liegt aber eine Figur mit Bockshörnern und Schwanz.

Ebenso liebenswürdig, wie hier, zeigt sich Ehrenswärd in seinen Briefen an den Maler Masrelier, dessen Bekanntschaft er in Rom gemacht hatte. In einem derselben schreibt er: „Mein bester Herr Masrelier! Ich habe Briefe von Sergel bekommen, daß er Ihr Gemälde gesehen hat. Er rühmt Sie von ganzem Herzen und Ihr Gemälde auch. Ich umarme Sie" (Hier sind zwei Männer gezeichnet, die sich in den Armen liegen) „und bin froh, Ihr Bild bald sehen zu können. Es ist unglaublich, wie sehr ich mich darauf freue! Sie sind ein braver Mann. Schon was ich von Ihrer Hand gesehen, war von einem Mann, der Geschmack und Stil hat. Und Stil will viel sagen! Er ist in der Kunst dasselbe, wie königliches Blut in den Geschlechtern, wie Tugend im Leben und wie Geld für die Eitelkeit — d. h. das Höchste. Sagen Sie mir, Herr Masrelier, warum ich Sie so lieb habe! Das muß sein, weil Ihr Herz so schön ist, wie Ihr Geschmack, oder Ihr Geschmack so schön, wie Ihr Herz. Oder ist es blos, weil ich Sie für den besten der jetzt lebenden Maler halte? und weil ich die Künste liebe, liebe ich Sie mit? — Alles zusammen!"

In einem andern, in Neapel geschriebenen Briefe heißt es: „Ich küsse Ihre Hand, Herr Masrelier! die machen kann und macht, was alle Welt lieben muß und liebt. Es freut mich, daß ich Ihnen für mein ganzes Leben reconnaissance schuldig bin. Ohne Sie wäre ich in Rom entweder in andere Hände gerathen oder mir selbst überlassen gewesen. Ich stäke noch jetzt in den Kinderschuhen. Bemerkten Sie nicht, wenn wir umherfuhren, daß die Güte, mit der Sie mich belehrten, größer war als mein Vergnügen, Sie unterhalten zu können? Ich hatte einen dreifachen Genuß: in Gesellschaft zu sein, zu lernen und einen Freund in meiner Nähe zu haben. Ich konnte ohne Schminke mich zeigen, wie ich war. — Ar-

beiten Sie an dem Pergelese-Friese weiter. Lassen Sie Sich um die Élégance nicht bange sein, sie sitzt Ihnen im Blute. Ich brenne vor Verlangen, eine Apotheose Pergelese's von Ihrer Hand vorzeigen zu können. — — Sergel glaubt, daß ich Adelcrantz nachfolgen werde.*) Wie soll das geschehen! Ich kann nimmermehr ein Amt annehmen, das ich nicht aus dem Grunde verstehe. Temvelman hat mehr Geschäftskenntniß und Habilität, als ich, obgleich ich ohne Zweifel mehr Geschmack besitze. Aber der König käme schlecht an mit einem Ober-Intendanten, der nur etwas mehr Geschmack besäße. Aber könnte ich nebenher ein Wort dreinsprechen, so wäre es mir dennoch möglich, mich faiblement nützlich zu machen — dann und wann! Was die Zärtlichkeit betrifft, mit der Adelcrantz sich der Künstler sowohl wie der Kunst annahm, so sollte ich wünschen, sie mir auch aneignen zu können: aber ich glaube, daß ich mehr zänkisch sein würde. Der aimabelste Fuß, auf dem ich zu stehen wünschte, wäre der, auf dem ich jetzt stehe. Dann wird es mir auch eher nachgesehen, wenn ich in guter Gesellschaft bei einer Flasche Orviete disputire und Unrecht habe." —

Welch' reichbegabte Menschennatur tritt uns in Ehrenswärd entgegen! Welch' seltner Verein seltener Eigenschaften! Enthusiastischer Bewunderer des Südens und seiner Schöpfungen und treuer Sohn seiner nordischen Heimath; Feldherr und Schriftsteller; Künstler und Kunstkritiker; neben allen diesen Gaben des Geistes endlich die edelsten Eigenschaften des Charakters, Hoheit und Milde, Kraft und Güte, eine anima candida im schönsten Sinne des Worts. Keiner hat so hart über den Norden geurtheilt, wie er; und daß er nicht ganz Unrecht hatte, wenn er den Nordländern die Stetigkeit des Sinnes absprach, die dazu gehört, um eine Geistesarbeit auszureifen, wenn er ihnen vorwarf, daß sie beständig zwischen eiliger Hast und träger Ermattung hin und her schwankten und eine Sache wohl mit Feuer anzugreifen, dieses Feuer aber nicht bis zu ihrer Vollendung in sich zu erhalten vermöchten, — daß er mit diesem Vorwurf nicht ganz Unrecht hatte, hat er an sich selbst bewiesen, denn auch er hat nur Bruchstücke, nur unvollendet gebliebene Ansätze und Versuche hinterlassen — er war eben doch nur Dilettant in allen Gebieten, auf denen er sich erging. Hätte er nicht selbst von der Natur der Nordländer ein gutes Theil in sich gehabt, er würde sie nicht so treffend charakterisirt haben. Und doch ist er ein lebendiger Beweis, daß ächte und hohe Humanität kein so ausschließliches Erbtheil des Südens ist, wie er meinte, und daß der Mensch den unauslöschlichen Stempel seines gött-

*) Nämlich als Ober-Intendant der Künste. Ehrenswärd war damals 36 Jahre alt.

lichen Urſprungs auch unter dem rauhen Himmel der kalten Zone bewahrt hat.

Wolff's Vertreibung aus Halle; der Kampf des Pietismus mit der Philoſophie.

Ein Beitrag zur deutſchen Culturgeſchichte. *)

Als vor wenigen Wochen in ganz Deutſchland das Andenken des großen Philoſophen erneuert wurde, der vor hundert Jahren unſerem Volke geſchenkt war, mußte man ſich auch auf's Neue der Vorgänge erinnern, welche ſeiner glänzenden akademiſchen Wirkſamkeit auf dem erſten Schauplatz ſeines Ruhmes ein unerwartetes Ziel ſetzten; und wer nicht bei der Oberfläche ſtehen blieb, der mußte ſich ſagen, daß auch dieſe Kataſtrophe nur eine Epiſode jenes großen Kampfes ſei, der noch heute nicht ausgekämpft iſt: des Kampfes zwiſchen der Autorität und der Geiſtesfreiheit, zwiſchen den Anſprüchen eines Glaubens, der an ſeinen dogmatiſchen Vorausſetzungen nicht rütteln läßt, und den Anforderungen einer Wiſſenſchaft, die nichts für wahr annehmen will, was nicht bewieſen iſt, und nichts für denkbar anerkennt, was von Widerſprüchen nicht frei iſt. Es iſt eine anziehende und belehrende Aufgabe, dieſen Kampf auch durch frühere Stadien zu verfolgen, und es wird keiner Entſchuldigung bedürfen, wenn wir den Leſern dieſer Blätter ein Ereigniß aus der erſten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts vorführen, welches die Natur jenes Kampfes in ungleich derberen Zügen darſtellt, und für die Geſchichte der deutſchen Philoſophie und Cultur eine noch viel größere Bedeutung gehabt hat, als Fichte's Entlaſſung aus Jena. Die letztere trägt immer mehr oder weniger den Charakter des Zufälligen und leicht zu Vermeidenden; man kann es ſich unſchwer denken, daß Fichte in jener Zeit einer vorgeſchrittenen Aufklärung ohne ernſtliche Anfechtung geblieben wäre, oder daß der Conflict, mit etwas weniger Schroffheit von ſeiner Seite, eine minder gewaltſame Löſung gefunden hätte. Wolff's Vertreibung aus Halle dagegen iſt eine von den Begebenheiten, welche uns in dem engen Rahmen eines perſönlichen Erlebniſſes den Charakter eines ganzen Zeitalters, ſeine Gegenſätze,

*) Von Profeſſor Ed. Zeller in Marburg.

Kämpfe und Fortschritte in mustergültiger Weise [illegible] r, welche bei aller Zufälligkeit der unmittelbaren Anlässe doch nur [illegible] r Erscheinung bringen, was unter den gegebenen Verhältnissen [illegible] er später, in der einen oder der anderen Weise, zum Ausbruch kommen mußte. Diese Seite der Sache ist es auch hauptsächlich, welche wir hier in's Auge fassen. Die Einzelheiten derselben sind durch Wuttke's, Erdmann's, Biedermann's, Jul. Schmidt's und Anderer Arbeiten anhänglich bekannt; — doch wird sich auch hierbei zu der einen oder der anderen kleinen Ergänzung Gelegenheit finden. —

Der Zustand Deutschlands war bekanntlich am Ende des dreißigjährigen Krieges so traurig, wie nur selten der eines großen, an geistiger und sittlicher Kraft noch lange nicht erschöpften, zu großen geschichtlichen Leistungen berufenen Volkes gewesen ist. Nicht allein sein Wohlstand, seine Macht, seine politische Einheit war für lange Jahre zerstört, ganze Länder verwüstet, ihre Bevölkerung auf einen kleinen Bruchtheil zusammengeschmolzen; auch eine sittliche Verwilderung, eine Rohheit und Unwissenheit, und daneben, trotz der allgemeinen Verarmung, eine Ueppigkeit und Genußsucht hatte überhand genommen, von der wir uns heutzutage, nachdem das siebzehnte Jahrhundert allmählich in die Würde der „guten alten Zeit" vorgerückt ist, schwer einen Begriff machen. Diesen Uebeln entgegenzuarbeiten, wäre nach damaligen Verhältnissen zunächst und zumeist die Sache der Kirche gewesen. Aber weder die katholische noch die protestantische Kirche war dazu in der inneren Verfassung. Wurden in jener alle Kräfte und Interessen, unter der Leitung der Jesuiten, von dem leidenschaftlichen und entsittlichenden Streit gegen die Ketzer verschlungen, so war auch in dieser der mächtige Strom der reformatorischen Bewegung schon längst in das schmale Bett einer dogmatischen Orthodoxie eingedämmt worden, um in diesem, so schien es, am Ende vollständig zu versumpfen. Eine unfruchtbare und zelotische Streittheologie hatte alles freiere und gründlichere Wissen aus der Literatur und von den Universitäten, alle lebendige Erbauung aus den Kirchen, allen nützlichen Unterricht aus den Schulen verdrängt; die höheren wie die niederen Lehranstalten lagen in schreckenerregender Weise darnieder, für die geistigen Bedürfnisse des Volkes hatten seine Führer kein Verständniß. Es ist einer der glänzendsten Beweise von der inneren Kraft des deutschen Volkes und von der Tüchtigkeit, welche es sich auch unter den ungünstigsten Einflüssen in seinem Kerne bewahrt hatte, daß es sich aus diesem Zustand in verhältnißmäßig kurzer Zeit so weit herauszuarbeiten vermochte, wie dies in geistiger und sittlicher Beziehung noch während der nächsten Generationen nach dem angegebenen Zeitpunkt geschehen ist.

Unter den Männern, welche sich dieser reformatorischen Aufgabe in der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts widmeten, sind nun zwei vor allen andern zu nennen: Jakob Philipp Spener und Gottfried Wilhelm Leibnitz. Die Wege und die Ziele dieser zwei Männer sind allerdings verschieden, und Spener's geistige Begabung läßt sich dem glänzenden Talente seines genialen Zeitgenossen entfernt nicht gleichstellen; aber darin treffen sie zusammen, daß jeder von beiden in seiner Weise, der eine in der Wissenschaft, der andere in der Kirche, mit dem bedeutendsten Erfolge auf eine Aenderung und Besserung des Bestehenden ausging; und auch in dem Geist ihres Wirkens läßt sich bei schärferer Betrachtung eine viel weiter gehende Verwandtschaft entdecken, als man auf den ersten Blick vermuthen sollte, sofern doch jeder von beiden auf die Befreiung der Subjectivität, der eine der religiösen, der andere der denkenden Subjectivität hinarbeitete.

Spener's ganzes Leben war dem Dienst der Kirche, und näher dem praktischen Kirchendienst, gewidmet. Im Jahre 1635 zu Rappolsweiler im Elsaß geboren, wurde er 1663 Prediger in Straßburg, ging von da 1666 als Senior des Ministeriums nach Frankfurt a. M., 1686 als Oberhofprediger nach Dresden, und 1691 als Prediger an der Nicolaikirche nach Berlin, wo er 1705, bald nach Vollendung seines siebzigsten Lebensjahrs, starb. In dieser ganzen langen Amtsthätigkeit war er nun unabläßig bemüht, durch Wort und durch Beispiel, durch sein amtliches Wirken, seine ausgebreiteten persönlichen Verbindungen, seine Schüler und seine Schriften eine Verbesserung der kirchlichen Zustände herbeizuführen, deren Schäden er tief fühlte, und aus denen er sich nach jenem Zustand der Vollkommenheit sehnte, welchen die Apokalypse, wie er glaubt, auch der irdischen Kirche in Aussicht stellt. Als das Hauptgebrechen derselben erschien ihm aber die Unfruchtbarkeit eines bloßen Buchstabenglaubens, einer todten Orthodoxie; als das Hauptbedürfniß die Wiederbelebung der protestantischen Kirche durch eine thatkräftige Frömmigkeit. An der Wahrheit der lutherischen Kirchenlehre zweifelte er nicht im Geringsten; aber der eigentliche Sitz der Religion lag seiner Meinung nach nicht im Verstande, sondern im Willen: für einen wirklichen Glauben ließ er nur den gelten, welcher den Trieb zum frommen Leben, die Liebe und Gottseligkeit unmittelbar in sich schließe. Das Christenthum will seiner Ueberzeugung nach nicht blos gelehrt und geglaubt, sondern persönlich erfahren und erlebt sein, und es ist überhaupt nur da, wo es dies ist; — woraus dann zwar nicht Spener selbst, aber ein großer Theil seiner Anhänger, die methodistische Folgerung ableitete, daß jeder wahre Christ irgend einmal in seinem Leben einen förmlichen Bußkampf durchgemacht, die verschiedenen Stadien

des Bekehrungsprocesses in der [illegible] mit Bewußtsein zurückgelegt haben müsse. Demgemäß legte man [illegible] über dem Dogmenglauben und der dogmatischen Orthodoxie nicht denjenigen Werth bei, wie die herrschende Theologie: in der Meinung, daß dogmatische Irrthümer in Nebenpunkten nicht sofort von der Seligkeit und der wahren Kirche ausschließen; und so [illegible] bestimmter, als die Orthodoxen, zwischen Wesentlichem und Unwesentlichem in der Lehre unterschied, so behandelte er auch abweichende Ansichten mit einer in jener Zeit ungewöhnlichen Milde: er wollte z. B. in die Verdammung eines J. Böhme und anderer Mystiker nicht einstimmen, und den Reformirten den wahren Glauben so wenig absprechen, daß vielmehr er und seine Schüler einer Union mit denselben entschieden geneigt waren. Aus demselben Gesichtspunkt verlangte er eine andere Behandlung der Theologie und des Religionsunterrichts, als sie bisher üblich war. Die Theologie sollte, wie er meinte, alle unnütze Gelehrsamkeit, alle scholastischen Subtilitäten, alle überflüssige Polemik bei Seite setzen, um statt dessen das Bibelstudium und das praktische Christenthum desto nachdrücklicher zu treiben; ebenso sollte die Predigt und der Religionsunterricht der Alten auf Schriftkenntniß und Erbauung ausgehen, und es sollte zu dem Ende namentlich auch der Katechisation größere Aufmerksamkeit geschenkt werden. Er selbst und seine Schüler suchten diese Vorschläge sofort auch in's Leben einzuführen, und namentlich der Theologie durch jene collegia biblica aufzuhelfen, welche die ersten Reibungen zwischen ihnen und der Schultheologie herbeiführten. Je weniger aber Spener die bloße Rechtgläubigkeit ohne lebendige Frömmigkeit genügte, um so weniger konnte er auch dem theologischen Lehrstand die Stellung einräumen, welche derselbe in der lutherischen Kirche jener Zeit für sich in Anspruch nahm. Ein wahrer Theolog ist seiner Ansicht nach nur der, in welchem sein Glaube zu einer lebendigen, den ganzen Menschen umbildenden Kraft geworden ist, nur der Wiedergeborene; nur ein solcher kann daher auch das Wort Gottes mit Segen verkündigen und auslegen. Durch diesen Einen Grundsatz war das ganze bisherige Verhältniß des Lehrstandes zu den Laien principiell umgeändert. Wenn die dogmatische Rechtgläubigkeit weder das Einzige noch das Wichtigste ist, worauf es in der Religion ankommt, wenn vielmehr die Wahrheit und Heilskräftigkeit der Lehre selbst erst von dem persönlichen Glaubensleben, der persönlichen Heilserfahrung abhängt, so werden es auch nicht mehr die Theologen als solche, sondern alle Wiedergeborenen ohne Unterschied sein, denen in Sachen des Glaubens und des kirchlichen Lebens die letzte Entscheidung zusteht. Der Herrschaft des Lehrstandes, welche seit der Reformation immer mehr in der lutherischen Kirche zur Geltung ge-

kommen war, der Lehre von der „Amtsgnade," welche schon damals im Schwange ging, hält Spener die gleichen Grundsätze über das geistliche Priesterthum aller Christen entgegen, die Luther einst gegen die Herrschaft des katholischen Priesterstandes gekehrt hatte. Er widerspricht Einrichtungen, welche die Glaubensfreiheit und die religiöse Selbstbestimmung der Einzelnen beeinträchtigen; er will eine Verpflichtung auf Glaubensbekenntnisse nur mit der Einschränkung zugeben: so weit diese mit der heiligen Schrift übereinstimmen; er tadelt das Institut der Privatbeichte und bestreitet den Satz, daß der Geistliche die Sündenvergebung nicht blos ankündige, sondern auch ertheile, er wünscht der lutherischen Kirche die presbyteriale Verfassung, welche die Gemeinde an der Kirchenleitung mit betheiligt. Während die herrschende Theologie auf das äußere Kirchenwesen und die Theilnahme an demselben allen Werth legte, wollte Spener und seine Schule die äußere Kirche und das geistliche Amt zwar auch nicht verachten; aber als das Wesentlichere erschien ihnen die pietas, die persönliche Frömmigkeit der Einzelnen, deren starke Betonung ihnen von den Gegnern den Parteinamen der Pietisten zuzog. Die kirchlichen Gottesdienste sollten durch freie Vereine der Gleichgesinnten, die einander als wahre Christen bekannt seien, durch jene collegia pietatis oder Erbauungsstunden ergänzt werden, in denen die persönlichen religiösen Erfahrungen einen Hauptgegenstand der Besprechung bildeten, und in denen auch Laien das Wort erhalten konnten, — die Religion sollte möglichst tief in alle Beziehungen des häuslichen und Privatlebens eingeführt werden. Ebendeshalb sollten aber die Frommen auch andererseits alles dessen sich enthalten, was keine unmittelbar religiöse Beziehung zuzulassen schien; und daher jenes zurückgezogene, weltscheue Wesen, welches schon Spener dem protestantischen Pietismus durch seine Lehre von den sogenannten Mitteldingen (Adiaphora) aufgedrückt hat. Weltliche Lustbarkeiten, wie Theater, Tanz und Musik, Spiel und gesellige Scherze, Spazierengehen, Fechten, schöne Kleider u. s. w. wurden von den Pietisten gemieden, weil sie der Seele Schaden und Gefahr bringen, jedenfalls aber mit der Gottseligkeit nichts zu thun haben; dafür bemühten sie sich aber, Allem, auch den alltäglichsten Dingen und Verrichtungen, eine religiöse Beziehung in einer Weise aufzuprägen, die uns freilich nicht selten nur erkünstelt und geschmacklos erscheinen kann. Wie weit indeß dieser Standpunkt von dem unsrigen abliegen mag: geschichtlich angesehen müssen wir doch immer in dem Pietismus, seiner ursprünglichen Tendenz nach, eine Erscheinung von wesentlich reformatorischem Charakter, eine Reaction des religiösen Lebens gegen die Unfruchtbarkeit der Orthodoxie, einen Act der Befreiung von den Fesseln einer alleinseligmachenden Dogmatik anerkennen, und wie ihn deshalb bei

seinem ersten Auftreten der volle Haß der herrschenden Theologie traf, so müssen wir auch zugeben, daß er diesen Haß redlich verdient hat, daß er eine von den Haupturſachen der Veränderung gewesen ist, welche sich um den Anfang des achtzehnten Jahrhunderts in dem Charakter des deutschen Protestantismus vollzogen hat.

Mit dieser neuen Form des religiösen Lebens tritt nun gleichzeitig eine andere Macht auf den Schauplatz, die einen noch weit umfassenderen und eingreifenderen Einfluß auszuüben bestimmt war: die deutsche Philosophie. Deutschland war bis über die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts in seiner philosophischen Entwickelung weit hinter den Engländern, Franzosen und Holländern zurückgeblieben. Die religiöse Bewegung und die theologischen Verhandlungen hatten seine Thätigkeit so ausschließlich in Anspruch genommen, daß für Anderes keine Zeit und keine Theilnahme übrig blieb. Die Philosophie, welche auf seinen Hochschulen gelehrt wurde, war im Wesentlichen noch immer mittelalterliche Scholastik und auch auf den protestantischen Universitäten nur jener der Scholastik nahe verwandte Aristotelismus Melanchthon's, dessen sich die protestantischen Theologen, wie ehedem die mittelalterlichen Scholastiker, zum Ausbau ihrer dogmatischen Systeme bedienten. Einem Baco und Hobbes, einem Descartes und Spinoza hatte Deutschland keinen ebenbürtigen Nebenbuhler zur Seite zu stellen. Erst Leibnitz (1646—1716) war es, durch den es in selbständiger Stellung in die philosophische Bewegung der Zeit eintrat. Gleich bei ihm stellt es sich aber heraus, daß dies nicht möglich war, ohne mit der herrschenden Theologie in vielfachen Conflict zu gerathen. Der leitende Gedanke seiner Philosophie ist die Harmonie des Universums, die mangellose Vollkommenheit, der lückenlose Zusammenhang des Weltganzen. Die Elemente aller Dinge sind nach Leibnitz die Monaden, lebendige, geistige Kräfte, die, für sich selbst unräumlich, nur unter gewissen Bedingungen in ihrem Zusammensein die Erscheinung des Räumlichen und Körperlichen hervorbringen. Jedes von diesen zahllosen Urwesen folgt seinen eigenen Gesetzen, keines erleidet eine unmittelbare Einwirkung von dem andern; aber jedes ist auch ein Spiegel des Universums, von dem Gesetz und der Ordnung des Ganzen; unendlich verschieden an Vollkommenheit stellen sie in ihrer Gesammtheit alle denkbaren Abstufungen des Seins von der höchsten bis zur niedrigsten vollständig dar; jedes ist genau so beschaffen, wie dies zur Vollkommenheit des Weltganzen nöthig ist, und jedes kann nach dem unverbrüchlichen Gesetz seiner Natur nur diejenigen Thätigkeiten und Vorstellungen erzeugen, welche um jenes Zwecks willen gerade an diesem Ort eintreten mußten. Keines von allen den unzähligen Wesen ist überflüssig, keines die bloße Wiederholung eines andern; sondern jedes ist

ein unentbehrliches Ergänzungsstück des Universums, jedes leistet ihm alles das und nicht mehr, was es ihm nach seiner Eigenthümlichkeit zu leisten hat. Die Welt ist daher als Ganzes genommen vollkommen, sie ist die beste Welt, die sich denken läßt; und selbst das Uebel und das Schlechte, was in ihr ist, thut dieser Vollkommenheit so wenig Eintrag, daß vielmehr nach Leibnitz zu sagen ist, sie sei mit allen ihren Uebeln besser, als sie ohne dieselben wäre, weil jedes Uebel eben nur die Rückseite und die Bedingung eines Guts ist, welches ohne diesen seinen Schatten nicht dasein könnte. Auch die menschliche Seele ist nur ein Glied in der unermeßlichen Kette des Weltzusammenhangs; auch ihr sind alle ihre Geistes- und Willensthätigkeiten durch ihre Naturanlage und die jeweilige Entwickelungsstufe derselben unabänderlich vorgezeichnet, und ihre Natur selbst ist so beschaffen und wird sich so entwickeln, wie dies die unverbrüchliche Ordnung des Ganzen mit sich bringt. An der Spitze der ganzen Wesensreihe steht aber das Wesen aller Wesen oder die Gottheit. Auch aus ihrem Begriff muß der Philosoph natürlich alle die Vorstellungen ausschließen, welche einen Zufall und eine Willkür in ihr Wesen und Wirken bringen würden. Alles, was ist und geschieht, ist ein Werk der göttlichen Weltregierung; aber diese göttliche Weltordnung ist im Sinn unseres Philosophen von der Naturordnung nicht verschieden: Gott hat die Welt von Anfang an so eingerichtet, daß durch den natürlichen Zusammenhang und die natürliche Entwickelung der Dinge alle seine Zwecke erreicht werden; sie ist ein Kunstwerk, das keiner späteren Nachbesserung bedarf, eine Maschine, die durch ihre eigenen Kräfte sich unverrückt auf der ihr vorgeschriebenen Bahn erhält. Die göttliche Weisheit zeigt sich nicht darin, daß sie nachträglich in den Weltlauf eingreift, sondern darin, daß sie Alles ursprünglich schon nach dem Gesetz der vollkommensten Zweckmäßigkeit geordnet und jede weitere Nachhülfe überflüssig gemacht hat, und diese Weisheit wird vom Menschen nicht dadurch geehrt, daß er in dumpfem Erstaunen vor der Unbegreiflichkeit ihrer Wege stillsteht, sondern dadurch, daß er sie in ihren Beweggründen zu verstehen, daß er Alles, so weit seine Kraft reicht, nach dem Gesetz des zureichenden Grundes zu erklären sich anstrengt.

Es liegt am Tage, wie weit dieser Standpunkt von allen Voraussetzungen des kirchlichen Systems abliegt. Eine religiöse Weltansicht freilich wird man auch Leibnitz nicht absprechen dürfen; aber diese Religiosität ist von anderer Art, als die der positiven Dogmatik: ein willkürliches Eingreifen der Gottheit in den Weltlauf, eine Störung der ursprünglichen Weltordnung durch die Sünde, eine Wiederherstellung derselben durch übernatürliche Offenbarungen und Wunder fand bei folgerichtiger Entwicklung

im Leibnitz'schen System keinen Raum. Leibnitz selbst gab sich nun allerdings viele Mühe, einen solchen trotzdem für sie zu schaffen, wie er überhaupt sehr rücksichtsvoll gegen die Theologie war, und sein großes Talent mehr als einmal zur Vertheidigung von Lehrbestimmungen verwandte, deren ursprünglichen Sinn er selbst erst umdeuten mußte, um ihre Rechtfertigung übernehmen zu können. Die Glaubenssätze, welche Vernunftwahrheiten zu widersprechen scheinen, sollten in Wahrheit nicht widervernünftig, sondern nur übervernünftig sein; die Wunder sollten in den Weltplan mit aufgenommen, in der ursprünglichen Einrichtung der Dinge präformirt sein; sie sollten nicht den ewigen Gesetzen der Welt, sondern nur den Regeln des gewöhnlichen Weltlaufs widersprechen, nur eine Offenbarung der höheren Naturordnung in der niederen, nur andere, durch die Weltentwickelung selbst nothwendig gewordene Mittel für die unveränderlichen Zwecke der göttlichen Weisheit sein. Wir würden dem Philosophen Unrecht thun, wenn wir läugnen wollten, daß es ihm für seine Person mit diesen Wendungen vollkommen Ernst ist; wir thäten aber auch seiner Philosophie Unrecht, wenn wir behaupten wollten, daß sie sich folgerichtig aus ihr ableiten lassen. Wenn die Wunder in der Welteinrichtung präformirt sind, so sind sie keine Wunder, und wenn in der Welt als Ganzem nichts Zufälliges und Willkürliches ist, wenn nichts ohne zureichenden Grund geschieht, und Alles, was ist, ein festgeschlossenes System, eine prästabilirte Harmonie bildet, so kann von Wundern und übernatürlichen Offenbarungen überhaupt nicht gesprochen werden. Mag sich daher Leibnitz für seine Person auch noch so sehr bemühen, für den Supranaturalismus der kirchlichen Lehre Raum zu schaffen: aus seinen philosophischen Voraussetzungen läßt sich schlechterdings nur ein System des reinen Rationalismus, nur die Ansicht ableiten, daß Alles streng nach natürlichen Gesetzen und aus natürlichen Ursachen erfolge. Um so weniger kann es uns auffallen, wenn die Theologie jener Zeit den Philosophen nicht blos mit Mißtrauen, sondern mit offener Feindschaft behandelte. Auch wenn sie die weitergehenden Consequenzen seines Standpunktes nicht vollständig durchschaute, war für sie das, wozu er selbst sich bekannt hatte, hierfür vollkommen ausreichend. Ein Philosoph, welcher verlangte, daß der Glaube mit der Vernunft übereinstimme, und sich auf Vernunftgründe stütze, war in ihren Augen schon deshalb vom Atheisten kaum verschieden. Doch kam es vor Leibnitz' Tode zu keiner öffentlichen Verhandlung über das Verhältniß seiner Philosophie zum Christenthum. Er war wohl beim Volk als der „Löveniz" (Glaubenichts) verschrieen, und als er starb, folgte kein Geistlicher seinem Sarge, wie er freilich auch, um ruhig sterben zu können, keinen an sein Sterbebett zugelassen, und in langen Jahren nur ausnahmsweise Einmal, bei

beſonderer Veranlaſſung, Kirche und Abendmahl beſucht hatte. Aber mit öffentlichen Angriffen, welche über beiläufige Mißfallensäußerungen hinausgegangen wären, blieb er von Seiten der Theologen verſchont; ſei es weil ſie den Ruhm und die Stellung des Mannes fürchteten, ſei es, weil ſie durch dringendere Streitfragen in Anſpruch genommen waren, und von dem Philoſophen, der an keiner Univerſität lehrte, ſich nicht unmittelbar in ihrem Geſchäft geſtört fanden.

Um ſo heftiger und hartnäckiger war der Widerſtand, welchen Spener und ſeine Schule gleich bei ihrem erſten Auftreten empfing. Von ihnen ſah ſich die herrſchende Theologie auf ihrem eigenſten Gebiet angegriffen; in ihnen glaubte man eine Neuerung bekämpfen zu müſſen, welche nach der Meinung dieſer Theologen auf nichts Geringeres, als auf die Zerſtörung aller kirchlichen Ordnung, die Herabwürdigung des Lehrſtandes, die Verfälſchung der reinen lutheriſchen Lehre ausging, welche von allen ſeit der Reformation ausgebrochenen Ketzereien, nach der Verſicherung ihrer Gegner, die gefährlichſte und verderblichſte ſein ſollte. Ein volles Menſchenalter hindurch dauerte dieſer Kampf, der nicht allein in zahlloſen Streitſchriften und nicht blos mit wiſſenſchaftlichen Gründen, ſondern zugleich auch mit allen Mitteln der theologiſchen Verketzerung und der perſönlichen Verdächtigung, der öffentlichen Schmähung und des geheimen Ränkeſpiels geführt wurde. Die leidenſchaftlichſten und gewiſſenloſeſten unter den Gegnern warfen einen Spener und ſeine Anhänger geradezu mit den Wiedertäufern der Reformationszeit zuſammen: es ſei von ihnen, verſicherten ſie, auf nichts Anderes abgeſehen, als auf eine vollſtändige Umwälzung in Staat und Kirche, auf eine Wiederholung der Münſteriſchen Tragödie; ein Schelwig wurde nicht müde, den Pietiſten Irrthümer und Schlechtigkeiten aller Art ſchuldzugeben; der alte Deutſchmann in Wittenberg wußte Spener in einem Gutachten der dortigen theologiſchen Facultät nicht weniger als 283 Irrlehren vorzurechnen. Aber auch der mildeſte und gemäßigtſte unter den orthodoxen Gegnern der Pietiſten, Valentin Löſcher, wollte ſich Zeitlebens nicht dazu verſtehen, den Stifter der pietiſtiſchen Partei nach ſeinem Tode den „ſeligen“ Spener zu nennen, da er überzeugt war, daß er der lutheriſchen Kirche einen beiſpielloſen Schaden zugefügt, und daß es der Satan mit der pietiſtiſchen Bewegung arg genug meine und etwas ſehr Böſes vorhabe; — worauf ihm freilich von pietiſtiſcher Seite, durch den ſtreitfertigen Lange, in einer Schrift der theologiſchen Facultät zu Halle, noch ſtärker erwiedert wurde: Dr. Löſcher's Gebete und religiöſe Betheuerungen ſeien nichts Anderes, als leeres Blendwerk und phariſäiſches Heuchelweſen, in Wahrheit ſei nicht zu vermuthen, daß der Teufel aus der Hölle es gröber und unverſchämter, als er, würde machen kön-

Kämpfe und Fortschritte, in mustergültiger Weise darstellen, welche in aller Zufälligkeit der unmittelbaren Anlässe doch nur das zur Erscheinung bringen, was unter den gegebenen Verhältnissen früher oder später, in der einen oder der anderen Weise, zum Ausbruch kommen mußte. Diese Seite der Sache ist es auch hauptsächlich, welche wir hier in's Auge fassen. Die Einzelnheiten derselben sind durch Wuttke's, Erdmann's, Biedermann's, Jul. Schmidt's und Anderer Arbeiten hinlänglich bekannt; — doch wird sich auch hierbei zu der einen oder der anderen kleinen Ergänzung Gelegenheit finden. —

Der Zustand Deutschlands war bekanntlich am Ende des dreißigjährigen Krieges so traurig, wie nur selten der eines großen, an geistiger und sittlicher Kraft noch lange nicht erschöpften, zu großen geschichtlichen Leistungen berufenen Volkes gewesen ist. Nicht allein sein Wohlstand, seine Macht, seine politische Einheit war für lange Jahre zerstört, ganze Länder verwüstet, ihre Bevölkerung auf einen kleinen Bruchtheil zusammengeschmolzen: auch eine sittliche Verwilderung, eine Rohheit und Unwissenheit, und daneben, trotz der allgemeinen Verarmung, eine Ueppigkeit und Genußsucht hatte überhand genommen, von der wir uns heutzutage, nachdem das siebzehnte Jahrhundert allmählich in die Würde der „guten alten Zeit" vorgerückt ist, schwer einen Begriff machen. Diesen Uebeln entgegenzuarbeiten, wäre nach damaligen Verhältnissen zunächst und zumeist die Sache der Kirche gewesen. Aber weder die katholische noch die protestantische Kirche war dazu in der inneren Verfassung. Wurden in jener alle Kräfte und Interessen, unter der Leitung der Jesuiten, von dem leidenschaftlichen und entsittlichenden Streit gegen die Ketzer verschlungen, so war auch in dieser der mächtige Strom der reformatorischen Bewegung schon längst in das schmale Bett einer dogmatischen Orthodoxie eingedämmt worden, um in diesem, so schien es, am Ende vollständig zu versumpfen. Eine unfruchtbare und zelotische Streittheologie hatte alles freiere und gründlichere Wissen aus der Literatur und von den Universitäten, alle lebendige Erbauung aus den Kirchen, allen nützlichen Unterricht aus den Schulen verdrängt; die höheren wie die niederen Lehranstalten lagen in schreckenerregender Weise darnieder, für die geistigen Bedürfnisse des Volkes hatten seine Führer kein Verständniß. Es ist einer der glänzendsten Beweise von der inneren Kraft des deutschen Volkes und von der Tüchtigkeit, welche es sich auch unter den ungünstigsten Einflüssen in seinem Kerne bewahrt hatte, daß es sich aus diesem Zustand in verhältnißmäßig kurzer Zeit so weit herauszuarbeiten vermochte, wie dies in geistiger und sittlicher Beziehung noch während der nächsten Generationen nach dem angegebenen Zeitpunkt geschehen ist.

Unter den Männern, welche sich dieser reformatorischen Aufgabe in der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts widmeten, sind nun zwei vor allen andern zu nennen: Jakob Philipp Spener und Gottfried Wilhelm Leibnitz. Die Wege und die Ziele dieser zwei Männer sind allerdings verschieden, und Spener's geistige Begabung läßt sich dem glänzenden Talente seines genialen Zeitgenossen entfernt nicht gleichstellen; aber darin treffen sie zusammen, daß jeder von beiden in seiner Weise, der eine in der Wissenschaft, der andere in der Kirche, mit dem bedeutendsten Erfolge auf eine Aenderung und Besserung des Bestehenden ausging; und auch in dem Geist ihres Wirkens läßt sich bei schärferer Betrachtung eine viel weiter gehende Verwandtschaft entdecken, als man auf den ersten Blick vermuthen sollte, sofern doch jeder von beiden auf die Befreiung der Subjectivität, der eine der religiösen, der andere der denkenden Subjectivität hinarbeitete.

Spener's ganzes Leben war dem Dienst der Kirche, und näher dem praktischen Kirchendienst, gewidmet. Im Jahre 1635 zu Rappolsweiler im Elsaß geboren, wurde er 1663 Prediger in Straßburg, ging von da 1666 als Senior des Ministeriums nach Frankfurt a. M., 1686 als Oberhofprediger nach Dresden, und 1691 als Prediger an der Nicolaikirche nach Berlin, wo er 1705, bald nach Vollendung seines siebzigsten Lebensjahrs, starb. In dieser ganzen langen Amtsthätigkeit war er nun unablässig bemüht, durch Wort und durch Beispiel, durch sein amtliches Wirken, seine ausgebreiteten persönlichen Verbindungen, seine Schüler und seine Schriften eine Verbesserung der kirchlichen Zustände herbeizuführen, deren Schäden er tief fühlte, und aus denen er sich nach jenem Zustand der Vollkommenheit sehnte, welchen die Apokalypse, wie er glaubt, auch der irdischen Kirche in Aussicht stellt. Als das Hauptgebrechen derselben erschien ihm aber die Unfruchtbarkeit eines bloßen Buchstabenglaubens, einer todten Orthodoxie; als das Hauptbedürfniß die Wiederbelebung der protestantischen Kirche durch eine thatkräftige Frömmigkeit. An der Wahrheit der lutherischen Kirchenlehre zweifelte er nicht im Geringsten; aber der eigentliche Sitz der Religion lag seiner Meinung nach nicht im Verstande, sondern im Willen: für einen wirklichen Glauben ließ er nur den gelten, welcher den Trieb zum frommen Leben, die Liebe und Gottseligkeit unmittelbar in sich schließe. Das Christenthum will seiner Ueberzeugung nach nicht blos gelehrt und geglaubt, sondern persönlich erfahren und erlebt sein, und es ist überhaupt nur da, wo es dies ist; — woraus dann zwar nicht Spener selbst, aber ein großer Theil seiner Anhänger, die methodistische Folgerung ableitete, daß jeder wahre Christ irgend einmal in seinem Leben einen förmlichen Bußkampf durchgemacht, die verschiedenen Stadien

des Bekehrungsproceſſes in der vorſchriftsmäßigen Ordnung mit Bewußtſein zurückgelegt haben müſſe. Demgemäß legte nun Spener dem Dogmenglauben und der dogmatiſchen Orthodoxie nicht denſelben Werth bei, wie die herrſchende Theologie: er war der Meinung, daß dogmatiſche Irrthümer in Nebenpunkten nicht ſofort von der Seligkeit und der wahren Kirche ausſchließen; und da er gleichzeitig weit beſtimmter, als die Orthodoxen, zwiſchen Weſentlichem und Unweſentlichem in der Lehre unterſchied, ſo behandelte er auch abweichende Anſichten mit einer in jener Zeit ungewöhnlichen Milde: er wollte z. B. in die Verdammung eines J. Böhme und anderer Myſtiker nicht einſtimmen, und den Reformirten den wahren Glauben ſo wenig abſprechen, daß vielmehr er und ſeine Schüler einer Union mit denſelben entſchieden geneigt waren. Aus demſelben Geſichtspunkt verlangte er eine andere Behandlung der Theologie und des Religionsunterrichts, als ſie bisher üblich war. Die Theologie ſollte, wie er meinte, alle unnütze Gelehrſamkeit, alle philoſophiſchen Subtilitäten, alle überflüſſige Polemik bei Seite ſetzen, um ſtatt deſſen das Bibelſtudium und das praktiſche Chriſtenthum deſto ausdrücklicher zu treiben; ebenſo ſollte die Predigt und der Religionsunterricht vor Allem auf Schriftkenntniß und Erbauung ausgehen, und es ſollte zu dem Ende namentlich auch der Katechiſation größere Aufmerkſamkeit geſchenkt werden. Er ſelbſt und ſeine Schüler ſuchten dieſe Vorſchläge ſofort auch in's Leben einzuführen, und namentlich der Theologie durch jene collegia biblica aufzuhelfen, welche die erſten Reibungen zwiſchen ihnen und der Schultheologie herbeiführten. Je weniger aber Spener die bloße Rechtgläubigkeit ohne lebendige Frömmigkeit genügte, um ſo weniger konnte er auch dem theologiſchen Lehrſtand die Stellung einräumen, welche derſelbe in der lutheriſchen Kirche jener Zeit für ſich in Anſpruch nahm. Ein wahrer Theolog iſt ſeiner Anſicht nach nur der, in welchem ſein Glaube zu einer lebendigen, den ganzen Menſchen umbildenden Kraft geworden iſt, nur der Wiedergeborene; nur ein ſolcher kann daher auch das Wort Gottes mit Segen verkündigen und auslegen. Durch dieſen Einen Grundſatz war das ganze bisherige Verhältniß des Lehrſtandes zu den Laien principiell umgeändert. Wenn die dogmatiſche Rechtgläubigkeit weder das Einzige noch das Wichtigſte iſt, worauf es in der Religion ankommt, wenn vielmehr die Wahrheit und Heilskräftigkeit der Lehre ſelbſt erſt von dem perſönlichen Glaubensleben, der perſönlichen Heilserfahrung abhängt, ſo werden es auch nicht mehr die Theologen als ſolche, ſondern alle Wiedergeborenen ohne Unterſchied ſein, denen in Sachen des Glaubens und des kirchlichen Lebens die letzte Entſcheidung zuſteht. Der Herrſchaft des Lehrſtandes, welche ſeit der Reformation immer mehr in der lutheriſchen Kirche zur Geltung ge-

kommen war, der Lehre von der „Amtsgnade," welche schon damals im Schwange ging, hält Spener die gleichen Grundsätze über das geistliche Priesterthum aller Christen entgegen, die Luther einst gegen die Herrschaft des katholischen Priesterstandes gekehrt hatte. Er widerspricht Einrichtungen, welche die Glaubensfreiheit und die religiöse Selbstbestimmung der Einzelnen beeinträchtigen; er will eine Verpflichtung auf Glaubensbekenntnisse nur mit der Einschränkung zugeben: so weit diese mit der heiligen Schrift übereinstimmen; er tadelt das Institut der Privatbeichte und bestreitet den Satz, daß der Geistliche die Sündenvergebung nicht blos ankündige, sondern auch ertheile, er wünscht der lutherischen Kirche die presbyteriale Verfassung, welche die Gemeinde an der Kirchenleitung mit betheiligt. Während die herrschende Theologie auf das äußere Kirchenwesen und die Theilnahme an demselben allen Werth legte, wollte Spener und seine Schule die äußere Kirche und das geistliche Amt zwar auch nicht verachten; aber als das Wesentlichere erschien ihnen die pietas, die persönliche Frömmigkeit der Einzelnen, deren starke Betonung ihnen von den Gegnern den Parteinamen der Pietisten zuzog. Die kirchlichen Gottesdienste sollten durch freie Vereine der Gleichgesinnten, die einander als wahre Christen bekannt seien, durch jene collegia pietatis oder Erbauungsstunden ergänzt werden, in denen die persönlichen religiösen Erfahrungen einen Hauptgegenstand der Besprechung bildeten, und in denen auch Laien das Wort erhalten konnten, — die Religion sollte möglichst tief in alle Beziehungen des häuslichen und Privatlebens eingeführt werden. Ebendeshalb sollten aber die Frommen auch andererseits alles dessen sich enthalten, was keine unmittelbar religiöse Beziehung zuzulassen schien; und daher jenes zurückgezogene, weltscheue Wesen, welches schon Spener dem protestantischen Pietismus durch seine Lehre von den sogenannten Mitteldingen (Adiaphora) aufgedrückt hat. Weltliche Lustbarkeiten, wie Theater, Tanz und Musik, Spiel und gesellige Scherze, Spazierengehen, Fechten, schöne Kleider u.s.w. wurden von den Pietisten gemieden, weil sie der Seele Schaden und Gefahr bringen, jedenfalls aber mit der Gottseligkeit nichts zu thun haben; dafür bemühten sie sich aber, Allem, auch den alltäglichsten Dingen und Verrichtungen, eine religiöse Beziehung in einer Weise aufzuprägen, die uns freilich nicht selten nur erkünstelt und geschmacklos erscheinen kann. Wie weit indeß dieser Standpunkt von dem unsrigen abliegen mag: geschichtlich angesehen müssen wir doch immer in dem Pietismus, seiner ursprünglichen Tendenz nach, eine Erscheinung von wesentlich reformatorischem Charakter, eine Reaction des religiösen Lebens gegen die Unfruchtbarkeit der Orthodoxie, einen Act der Befreiung von den Fesseln einer alleinseligmachenden Dogmatik anerkennen, und wie ihn deshalb bei

seinem ersten Auftreten der volle Haß der herrschenden Theologie traf, so müssen wir auch zugeben, daß er diesen Haß redlich verdient hat, daß er eine von den Haupturſachen der Veränderung gewesen ist, welche sich um den Anfang des achtzehnten Jahrhunderts in dem Charakter des deutschen Protestantismus vollzogen hat.

Mit dieser neuen Form des religiösen Lebens tritt nun gleichzeitig eine andere Macht auf den Schauplatz, die einen noch weit umfassenderen und eingreifenderen Einfluß auszuüben bestimmt war: die deutsche Philosophie. Deutschland war bis über die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts in seiner philosophischen Entwickelung weit hinter den Engländern, Franzosen und Holländern zurückgeblieben. Die religiöse Bewegung und die theologischen Verhandlungen hatten seine Thätigkeit so ausschließlich in Anspruch genommen, daß für Anderes keine Zeit und keine Theilnahme übrig blieb. Die Philosophie, welche auf seinen Hochschulen gelehrt wurde, war im Wesentlichen noch immer mittelalterliche Scholastik und auch auf den protestantischen Universitäten nur jener der Scholastik nahe verwandte Aristotelismus Melanchthon's, dessen sich die protestantischen Theologen, wie ehedem die mittelalterlichen Scholastiker, zum Ausbau ihrer dogmatischen Systeme bedienten. Einem Baco und Hobbes, einem Descartes und Spinoza hatte Deutschland keinen ebenbürtigen Nebenbuhler zur Seite zu stellen. Erst Leibnitz (1646—1716) war es, durch den es in selbständiger Stellung in die philosophische Bewegung der Zeit eintrat. Gleich bei ihm stellt es sich aber heraus, daß dies nicht möglich war, ohne mit der herrschenden Theologie in vielfachen Conflict zu gerathen. Der leitende Gedanke seiner Philosophie ist die Harmonie des Universums, die mangellose Vollkommenheit, der lückenlose Zusammenhang des Weltganzen. Die Elemente aller Dinge sind nach Leibnitz die Monaden, lebendige, geistige Kräfte, die, für sich selbst unräumlich, nur unter gewissen Bedingungen in ihrem Zusammensein die Erscheinung des Räumlichen und Körperlichen hervorbringen. Jedes von diesen zahllosen Urwesen folgt seinen eigenen Gesetzen, keines erleidet eine unmittelbare Einwirkung von dem andern; aber jedes ſt auch ein Spiegel des Universums, von dem Gesetz und der Ordnung des Ganzen; unendlich verschieden an Vollkommenheit stellen sie in ihrer Gesammtheit alle denkbaren Abstufungen des Seins von der höchsten bis zur niedrigsten vollständig dar; jedes ist genau so beschaffen, wie dies zur Vollkommenheit des Weltganzen nöthig ist, und jedes kann nach dem unverbrüchlichen Gesetz seiner Natur nur diejenigen Thätigkeiten und Vorstellungen erzeugen, welche um jenes Zwecks willen gerade an diesem Ort eintreten mußten. Keines von allen den unzähligen Wesen ist überflüssig, keines die bloße Wiederholung eines andern; sondern jedes ist

ein unentbehrliches Ergänzungsstück des Universums, jedes leistet ihm alles das und nicht mehr, was es ihm nach seiner Eigenthümlichkeit zu leisten hat. Die Welt ist daher als Ganzes genommen vollkommen, sie ist die beste Welt, die sich denken läßt; und selbst das Uebel und das Schlechte, was in ihr ist, thut dieser Vollkommenheit so wenig Eintrag, daß vielmehr nach Leibnitz zu sagen ist, sie sei mit allen ihren Uebeln besser, als sie ohne dieselben wäre, weil jedes Uebel eben nur die Rückseite und die Bedingung eines Guts ist, welches ohne diesen seinen Schatten nicht dasein könnte. Auch die menschliche Seele ist nur ein Glied in der unermeßlichen Kette des Weltzusammenhangs; auch ihr sind alle ihre Geistes- und Willensthätigkeiten durch ihre Naturanlage und die jeweilige Entwickelungsstufe derselben unabänderlich vorgezeichnet, und ihre Natur selbst ist so beschaffen und wird sich so entwickeln, wie dies die unverbrüchliche Ordnung des Ganzen mit sich bringt. An der Spitze der ganzen Wesensreihe steht aber das Wesen aller Wesen oder die Gottheit. Auch aus ihrem Begriff muß der Philosoph natürlich alle die Vorstellungen ausschließen, welche einen Zufall und eine Willkür in ihr Wesen und Wirken bringen würden. Alles, was ist und geschieht, ist ein Werk der göttlichen Weltregierung; aber diese göttliche Weltordnung ist im Sinn unseres Philosophen von der Naturordnung nicht verschieden: Gott hat die Welt von Anfang an so eingerichtet, daß durch den natürlichen Zusammenhang und die natürliche Entwickelung der Dinge alle seine Zwecke erreicht werden; sie ist ein Kunstwerk, das keiner späteren Nachbesserung bedarf, eine Maschine, die durch ihre eigenen Kräfte sich unverrückt auf der ihr vorgeschriebenen Bahn erhält. Die göttliche Weisheit zeigt sich nicht darin, daß sie nachträglich in den Weltlauf eingreift, sondern darin, daß sie Alles ursprünglich schon nach dem Gesetz der vollkommensten Zweckmäßigkeit geordnet und jede weitere Nachhülfe überflüssig gemacht hat, und diese Weisheit wird vom Menschen nicht dadurch geehrt, daß er in dumpfem Erstaunen vor der Unbegreiflichkeit ihrer Wege stillsteht, sondern dadurch, daß er sie in ihren Beweggründen zu verstehen, daß er Alles, so weit seine Kraft reicht, nach dem Gesetz des zureichenden Grundes zu erklären sich anstrengt.

Es liegt am Tage, wie weit dieser Standpunkt von allen Voraussetzungen des kirchlichen Systems abliegt. Eine religiöse Weltansicht freilich wird man auch Leibnitz nicht absprechen dürfen; aber diese Religiosität ist von anderer Art, als die der positiven Dogmatik: ein willkürliches Eingreifen der Gottheit in den Weltlauf, eine Störung der ursprünglichen Weltordnung durch die Sünde, eine Wiederherstellung derselben durch übernatürliche Offenbarungen und Wunder fand bei folgerichtiger Entwicklung

im Leibnitz'schen System keinen Raum. Leibnitz selbst gab sich nun allerdings viele Mühe, einen solchen trotzdem für sie zu schaffen, wie er überhaupt sehr rücksichtsvoll gegen die Theologie war, und sein großes Talent mehr als einmal zur Vertheidigung von Lehrbestimmungen verwandte, deren ursprünglichen Sinn er selbst erst umdeuten mußte, um ihre Rechtfertigung übernehmen zu können. Die Glaubenssätze, welche Vernunftwahrheiten zu widersprechen scheinen, sollten in Wahrheit nicht widervernünftig, sondern nur übervernünftig sein; die Wunder sollten in den Weltplan mit aufgenommen, in der ursprünglichen Einrichtung der Dinge präformirt sein; sie sollten nicht den ewigen Gesetzen der Welt, sondern nur den Regeln des gewöhnlichen Weltlaufs widersprechen, nur eine Offenbarung der höheren Naturordnung in der niederen, nur andere, durch die Weltentwickelung selbst nothwendig gewordene Mittel für die unveränderlichen Zwecke der göttlichen Weisheit sein. Wir würden dem Philosophen Unrecht thun, wenn wir läugnen wollten, daß es ihm für seine Person mit diesen Wendungen vollkommen Ernst ist; wir thäten aber auch seiner Philosophie Unrecht, wenn wir behaupten wollten, daß sie sich folgerichtig aus ihr ableiten lassen. Wenn die Wunder in der Welteinrichtung präformirt sind, so sind sie keine Wunder, und wenn in der Welt als Ganzem nichts Zufälliges und Willkürliches ist, wenn nichts ohne zureichenden Grund geschieht, und Alles, was ist, ein festgeschlossenes System, eine prästabilirte Harmonie bildet, so kann von Wundern und übernatürlichen Offenbarungen überhaupt nicht gesprochen werden. Mag sich daher Leibnitz für seine Person auch noch so sehr bemühen, für den Supranaturalismus der kirchlichen Lehre Raum zu schaffen: aus seinen philosophischen Voraussetzungen läßt sich schlechterdings nur ein System des reinen Rationalismus, nur die Ansicht ableiten, daß Alles streng nach natürlichen Gesetzen und aus natürlichen Ursachen erfolge. Um so weniger kann es uns auffallen, wenn die Theologie jener Zeit den Philosophen nicht blos mit Mißtrauen, sondern mit offener Feindschaft behandelte. Auch wenn sie die weitergehenden Consequenzen seines Standpunktes nicht vollständig durchschaute, war für sie das, wozu er selbst sich bekannt hatte, hierfür vollkommen ausreichend. Ein Philosoph, welcher verlangte, daß der Glaube mit der Vernunft übereinstimme, und sich auf Vernunftgründe stütze, war in ihren Augen schon deshalb vom Atheisten kaum verschieden. Doch kam es vor Leibnitz' Tode zu keiner öffentlichen Verhandlung über das Verhältniß seiner Philosophie zum Christenthum. Er war wohl beim Volk als der „Lövenix" (Glaubenichts) verschrieen, und als er starb, folgte kein Geistlicher seinem Sarge, wie er freilich auch, um ruhig sterben zu können, keinen an sein Sterbebett zugelassen, und in langen Jahren nur ausnahmsweise Einmal, bei

beſonderer Veranlaſſung, Kirche und Abendmahl beſucht hatte. Aber mit öffentlichen Angriffen, welche über beiläufige Mißfallensäußerungen hinausgegangen wären, blieb er von Seiten der Theologen verſchont; ſei es weil ſie den Ruhm und die Stellung des Mannes fürchteten, ſei es, weil ſie durch dringendere Streitfragen in Anſpruch genommen waren, und von dem Philoſophen, der an keiner Univerſität lehrte, ſich nicht unmittelbar in ihrem Geſchäft geſtört fanden.

Um ſo heftiger und hartnäckiger war der Widerſtand, welchen Spener und ſeine Schule gleich bei ihrem erſten Auftreten empfing. Von ihnen ſah ſich die herrſchende Theologie auf ihrem eigenſten Gebiet angegriffen; in ihnen glaubte man eine Neuerung bekämpfen zu müſſen, welche nach der Meinung dieſer Theologen auf nichts Geringeres, als auf die Zerſtörung aller kirchlichen Ordnung, die Herabwürdigung des Lehrſtandes, die Verfälſchung der reinen lutheriſchen Lehre ausging, welche von allen ſeit der Reformation ausgebrochenen Ketzereien, nach der Verſicherung ihrer Gegner, die gefährlichſte und verderblichſte ſein ſollte. Ein volles Menſchenalter hindurch dauerte dieſer Kampf, der nicht allein in zahlloſen Streitſchriften und nicht blos mit wiſſenſchaftlichen Gründen, ſondern zugleich auch mit allen Mitteln der theologiſchen Verketzerung und der perſönlichen Verdächtigung, der öffentlichen Schmähung und des geheimen Ränkeſpiels geführt wurde. Die leidenſchaftlichſten und gewiſſenloſeſten unter den Gegnern warfen einen Spener und ſeine Anhänger geradezu mit den Wiedertäufern der Reformationszeit zuſammen: es ſei von ihnen, verſicherten ſie, auf nichts Anderes abgeſehen, als auf eine vollſtändige Umwälzung in Staat und Kirche, auf eine Wiederholung der Münſteriſchen Tragödie; ein Schelwig wurde nicht müde, den Pietiſten Irrthümer und Schlechtigkeiten aller Art ſchuldzugeben; der alte Deutſchmann in Wittenberg wußte Spener in einem Gutachten der dortigen theologiſchen Facultät nicht weniger als 283 Irrlehren vorzurechnen. Aber auch der mildeſte und gemäßigtſte unter den orthodoxen Gegnern der Pietiſten, Valentin Löſcher, wollte ſich Zeitlebens nicht dazu verſtehen, den Stifter der pietiſtiſchen Partei nach ſeinem Tode den „ſeligen“ Spener zu nennen, da er überzeugt war, daß er der lutheriſchen Kirche einen beiſpielloſen Schaden zugefügt, und daß es der Satan mit der pietiſtiſchen Bewegung arg genug meine und etwas ſehr Böſes vorhabe; — worauf ihm freilich von pietiſtiſcher Seite, durch den ſtreitfertigen Lange, in einer Schrift der theologiſchen Facultät zu Halle, noch ſtärker erwiedert wurde: Dr. Löſcher's Gebete und religiöſe Betheuerungen ſeien nichts Anderes, als leeres Blendwerk und phariſäiſches Heuchelweſen, in Wahrheit ſei nicht zu vermuthen, daß der Teufel aus der Hölle es gröber und unverſchämter, als er, würde machen kön-

nen. Auch an Aufforderungen zu obrigkeitlichem Einschreiten, an Lehrverboten auf den Universitäten, Amtsentsetzungen gegen pietistische Geistliche, Schließung der pietistischen Erbauungsstunden fehlte es nicht; ja, in Hamburg kam es in den Jahren 1693 und 1694 über dem pietistischen Streit wiederholt zu einem förmlichen Aufruhr, durch welchen ein Schwager Spener's, Horbius, aus der Stadt vertrieben und das Hamburgische Gemeinwesen für längere Zeit in Unruhe versetzt wurde. Nichtsdestoweniger gewann der Pietismus, — auch von manchen Fürsten, und namentlich von der preußischen Regierung, der er ein willkommener Bundesgenosse gegen die Unverträglichkeit der lutherischen Eiferer war, begünstigt, — in der öffentlichen Meinung und auf den Universitäten mit jedem Jahr mehr an Boden; als im Jahre 1691 die Universität Halle gegründet wurde, ward die theologische Facultät derselben nach Spener's Vorschlägen, und ausschließlich mit Männern aus seiner Schule besetzt; in wenigen Jahrzehnten verbreiteten sich Tausende von Theologen, die hier ihre Bildung erhalten hatten, als Geistliche und als Lehrer über Deutschland, und als sich zwischen 1720 und 1730 die letzten Nachwehen des pietistischen Streits aus der Theologie allmählich verloren, hatte die neue Richtung den vollständigsten Sieg errungen. Die strengere Schulorthodoxie des siebzehnten Jahrhunderts war von jetzt an kaum noch bei einigen Nachzüglern zu finden, und das, was man jetzt Orthodoxie nannte, war nur noch jener gemäßigtere, gegen die schrofferen Bestimmungen des dogmatischen Systems gleichgültig gewordene, sichtbar auf dem Rückzug begriffene Supranaturalismus, welcher mit dem Pietismus nicht im Streit lag, sondern nur sein dogmatisches Gegenbild und unter seinem unmittelbaren Einfluß entstanden war.

Kaum war aber der Pietismus so weit gekommen und hatte seinen Frieden mit der Orthodoxie gemacht, als er sofort auch begann, seinerseits als Vorkämpfer derselben gegen alle die aufzutreten, welche in der Neuerung weiter gingen, als er selbst: die Stelle des Verfolgten war jetzt für ihn zu Ende, — es schien Zeit, die des Verfolgers zu beginnen. Von allen Neuerungen jener Zeit war aber die eingreifendste und diejenige, von welcher auch die Theologie und die Kirche am tiefsten berührt wurde, die Leibnitzische Philosophie und diese Philosophie hatte zufälligerweise ihren bedeutendsten Sitz auf der gleichen Universität aufgeschlagen, welche auch der des Pietismus war. Daß die Theologen der Spener'schen Schule in derselben etwas Anderes sehen würden, als einen höchst verderblichen Ausbruch des Unglaubens, daß sie sich ihrer beiderseitigen inneren Verwandtschaft bewußt werden würden, ließ sich nicht erwarten. Eine Besserung der sittlich-religiösen Zustände, eine Befreiung des Menschen vom

Druck hierarchiſcher Glaubensherrſchaft wollten freilich auch ſie. Aber dieſe Reform ſollte ſich ganz auf dem Boden der poſitiven Dogmatik, des ſupranaturaliſtiſchen Offenbarungsglaubens bewegen, die Befreiung ſollte nur dem chriſtlich-religiöſen Glaubensleben, nicht der Vernunft gelten, welcher ſie vielmehr auf dem Gebiete des praktiſchen Lebens und der allgemeinen Bildung ſogar noch engherziger als die ältere Orthodoxie, entgegentraten. Jene religiöſe Aufklärung, welche Leibnitz und ſeine Schüler anſtrebten, konnte ihnen nur als ein Abfall vom poſitiv-chriſtlichen Glauben erſcheinen. So konnte es denn kaum ausbleiben, daß es zwiſchen den beiden Bewegungen, welche in den letzten Jahrzehnten des ſiebzehnten Jahrhunderts gleichzeitig aus demſelben Reformbedürfniß entſprungen waren, welche aber von Anfang an eine ſo verſchiedene Richtung genommen hatten, an ihrem beiderſeitigen Hauptſitz zum entſcheidenden Zuſammenſtoß kam. Dieſer Kampf jener beiden reformatoriſchen Richtungen iſt es nun, in dem das geſchichtliche Intereſſe von Wolff's Vertreibung aus Halle im Weſentlichen zu ſuchen iſt.

Chriſtian Wolff war als ein noch junger Mann auf die Univerſität Halle berufen worden. Den 24. Januar 1679 in Breslau geboren, der Sohn eines Lohgerbers, war er ſchon vor ſeiner Geburt durch ein Gelübde dem Studium gewidmet worden. Er hatte dann auch wirklich in Jena Theologie ſtudirt; er ſelbſt jedoch fand ſich durch mathematiſche, phyſikaliſche und philoſophiſche Studien ungleich ſtärker angezogen, und wiewohl er noch längere Zeit, und ſelbſt noch in Halle, den dereinſtigen Uebergang zum Predigtamt im Auge behielt, trat er doch zunächſt in Leipzig als philoſophiſcher Docent auf. Im Jahre 1706 wurde er als Profeſſor der Mathematik nach Halle berufen. Er beſchränkte ſich auch Anfangs in ſeinen Vorleſungen auf dieſe Wiſſenſchaft, nach einigen Jahren jedoch dehnte er dieſelben auf alle Theile der Philoſophie aus, während er gleichzeitig ſeine Anſichten auch in Lehrbüchern über Logik, Metaphyſik, Moral und Politik ausführlich darlegte. Die Philoſophie, welche Wolff vortrug, war im Weſentlichen die Leibnitziſche; von Leibnitz hatte er namentlich die Ueberzeugung vom durchgängigen Cauſalzuſammenhang aller Dinge und von der abſoluten Harmonie und Vollkommenheit des Weltganzen, und in Folge davon jenen Determinismus aufgenommen, welcher auch die menſchlichen Handlungen der gleichen Nothwendigkeit, wie alle anderen Vorgänge, unterwirft. Hatte ſich aber hieran ſchon bei Leibnitz die Forderung angeſchloſſen, Alles aus ſeinen zureichenden Gründen zu erklären, ſo iſt eben dieſes Beſtreben, Alles zu erklären und uns über Alles aufzuklären, bei Wolff bis zur Einſeitigkeit entwickelt. Wolff war ein Mann von bedächtigem, phlegmatiſchem Weſen, ohne alle Genialität, aber mit dem nüchtern-

den mathematischen Verstand ausgerüstet. Schon als Schüler des Breslauer Gymnasiums brachten ihn die Disputationen, in welche er und seine Mitschüler nicht selten mit den Zöglingen der dortigen Jesuitenanstalten verwickelt wurden, auf den Gedanken, ob es nicht möglich sei, für die Wahrheit in der Theologie ebenso unwiderstehliche Beweise zu finden, wie in der Mathematik, und diesem Gedanken ist er sein Leben lang treu geblieben, nur daß er ihn in der Folge weiter ausdehnte. Alle Wissenschaften nach mathematischer Methode zu behandeln, alle Fragen aus deutlichen Begriffen durch regelrechte Demonstration zu entscheiden, dies ist das wissenschaftliche Ideal unseres Philosophen; und wie trocken und ermüdend, wie geistlos und oberflächlich wir seine weitschweifigen Deductionen nicht selten finden mögen: wer den damaligen Zustand der Wissenschaften und der allgemeinen Bildung unbefangen betrachtet, der wird sagen müssen: es war ein Glück für Deutschland, daß es einmal in diese trockene logische Schule genommen, daß einmal der ernstliche Versuch gemacht wurde, in allen Fächern ohne Ausnahme statt der Autoritäten auf die Gründe, statt unklarer Vorstellungen auf scharfe und feste Begriffe zurückzugehen. Auch die Theologie sollte sich nach Wolff's Absicht diesem Verfahren nicht entziehen. Wolff hatte eine altväterisch religiöse Erziehung genossen; als Knabe hatte er keine Predigt versäumt und zu Hause täglich in der Bibel gelesen: er hatte sodann, wie bemerkt, Theologie studirt, und erst in reiferen Jahren den Gedanken an den Predigerberuf definitiv aufgegeben; er war in der Erfüllung seiner Religionspflichten, wie in allen Dingen, gewissenhaft und pünktlich: aus dem Jahr 1717 ist noch ein kleines Actenstück erhalten, worin er die Einladung zur academischen Reformationsfeier mit der Bemerkung beantwortet: er wisse nicht, ob er erscheinen könne, da er an diesem Tag das Abendmahl genießen wolle, und sein Vorhaben nicht gern ändern möchte, er wolle es aber mit seinem Beichtvater überlegen. Gerade deshalb aber, weil er es mit der Religion nicht leicht nahm, glaubte er sich nur um so mehr verpflichtet, sein Verfahren auch auf sie anzuwenden. Theologische Erörterungen waren es ja gewesen, welche ihn zuerst veranlaßt hatten, die mathematische Evidenz auch außerhalb der Mathematik zu suchen; durch klare und unwiderlegliche Demonstration der religiösen Wahrheiten hoffte er der Religion den größten Dienst zu leisten. Und er wollte sich hierbei so wenig, wie Leibnitz, auf die sogenannte natürliche Religion beschränken: neben ihr glaubte er vielmehr auch für die geoffenbarte hinreichenden Raum schaffen, und auch ihre Wahrheit durch zwingende Beweise darthun zu können.*) Und wirk-

*) Biedermann (Deutschland im achtzehnten Jahrhundert II. S. 422 ff.) glaubt

ch ist auch die Wolff'sche Philosophie in der Folge ebenso gut für als gen den Offenbarungsglauben gebraucht worden, und neben den ratio- nalistischen Aufklärern, die aus Wolff's Schule hervorgingen, steht eine nge Reihe von orthodoxen Wolffianern, welche ihren Wolff so gut, wie e Früheren ihren Aristoteles, und Spätere ihren Hegel, zur Formulirung nd Vertheidigung der kirchlichen Dogmatik zu Hülfe nahmen. Selbst ner Determinismus, an dem Wolff's Zeitgenossen den meisten Anstoß hmen, stand dieser Wendung an und für sich nicht mehr im Wege, als e Calvinische Prädestinationslehre, auf die auch Wolff selbst sich — B. in den von Gottsched in den Beilagen zu seiner Historischen Lob- schrift Wolff's S. 35 mitgetheilten Bemerkungen — zu seiner Rechtferti- ung beruft. Aber der ganze Geist der Wolff'schen Philosophie war lerdings ein anderer, als der des herrschenden theologischen Supra- naturalismus. Wer sich bemüht, die Glaubenssätze zu beweisen und zu klären, der bemüht sich eben damit, sie aus etwas Uebervernünftigem ein Erzeugniß der Vernunft, ihren Inhalt aus etwas Uebernatürlichem ein Natürliches zu verwandeln; denn etwas beweisen, heißt: seine Noth- endigkeit mit Vernunftgründen darthun, etwas erklären, heißt: es aus inen natürlichen Ursachen ableiten. Hätte daher die Wolff'sche Philo- phie das herrschende System auch seinem ganzen materiellen Inhalt nach angetastet gelassen, so setzte sie sich mit demselben schon dadurch in einen efgreifenden Gegensatz, daß sie beweisen wollte, was diesem System ge- äß nur Sache des Glaubens sein durfte. Auch jenes konnte sie aber cht, sobald sie folgerichtiger angewandt wurde, als dies ihr Urheber selbst than hatte. Jene demonstrative Methode, die Alles beweisen und er- iren will, hatte ja zu ihrer wesentlichen Voraussetzung die Leibnitzische hre von der Nothwendigkeit alles Geschehens, dem unverbrüchlichen, in r ursprünglichen Welteinrichtung begründeten Causalzusammenhang aller inge. Daß aber mit dieser Voraussetzung das wunderbare Eingreifen ner übernatürlichen Ursächlichkeit in den Weltlauf und ebendamit auch ne übernatürliche Offenbarung, in Wahrheit unvereinbar ist, brauchen ir hier nicht noch einmal zu wiederholen. Wenn daher die orthodoxen

---

zwar bei Wolff rationalistischere Grundsätze zu finden, als bei Leibnitz. Dies ist jedoch nicht richtig. In ihrem Verhältniß zum Offenbarungsglauben stimmen beide durchaus überein: auch die Stellen, welche Biedermann anführt, Verm. Ged. v. Gott u. s. w. II. 308. 343, besagen nicht, daß Gott keine Wunder thue, sondern daß die Wunder, wie dies Leibnitz gelehrt hatte, von Anfang an in den Welt- plan mitaufgenommen und in der Welteinrichtung präformirt seien. Ebensowenig spricht Wolff, um dies hier beiläufig zu bemerken, in den Stellen, auf welche sich Biedermann S. 425 beruft, materialistische Ansichten aus, sondern die Annahme, die er in denselben ausführt, ist die echte Carteſianisch-Leibnitzische Lehre von der präſtabilirten Harmonie.

Theologen in der Wolff'schen Philosophie einen gefährlichen Gegner ihres Systems sahen, so hatten sie dazu alle Ursache.

Diese Gefahr war aber für sie um so größer, da Wolff nicht, wie Leibnitz, seine Ansichten nur in einzelnen, mehr auf die eigentlich gelehrten Kreise beschränkten Arbeiten, in Briefen und im persönlichen Verkehr mit hochstehenden Personen, aussprach, sondern dieselben mit der unmittelbarsten Wirkung auf die studirende Jugend und die ganze deutsche Lehrwelt übertrug. Wolff war damals der beliebteste und berühmteste Universitätslehrer Deutschlands; seine Schüler rühmen die Klarheit und Ordnung seines Vortrags, die Kunst, mit der er seine Gedanken ungezwungen, als ob er sie eben erst entdeckte, zu entwickeln, sie durch Beispiele zu erläutern, in ansprechender Form darzustellen, sie, wie Ludovici in seiner Historie der Wolff'schen Philosophie sagt, „durch unterstreute artige Einfälle, wohlangebrachte Gleichnisse, lustige Beispiele zu verzuckern," Allen eine praktische Nutzanwendung zu geben wußte. Nach dem Vorgang eines Thomasius bediente er sich auf dem Katheder der deutschen Sprache, und auch seine Lehrbücher schrieb er in den ersten Jahrzehnten seiner akademischen Thätigkeit fast ausschließlich in derselben. Wir werden es nur natürlich finden können, wenn sich ein Lehrer des lebhaftesten Beifalls erfreute, der einen bedeutenden, dem Bedürfniß der damaligen Zeit so ganz entsprechenden Inhalt in so anregender und gewinnender Form mitzutheilen wußte; wir werden aber auch den Kummer begreifen, mit dem seine theologischen Collegen Lehren, die sie nun einmal für verderblich und unchristlich hielten, unter den ihrer Fürsorge anvertrauten jungen Leuten trotz aller Warnungen sich immer unaufhaltsamer verbreiten sahen. Der fromme Francke hat später bezeugt, schon vor Ausbruch des Streites mit Wolff habe er die Beweise von seinen gottlosen Lehren aus dem Bekenntniß seiner Schüler in Händen gehabt, und er habe auch Wolff Vorstellungen darüber gemacht, welche greuliche Corruption der Gemüther er an jenen gefunden; ja, er habe von den entsetzlichen Verführungen, die durch Wolff's Vorlesungen in die Hallischen Anstalten eingedrungen seien, ein solches Herzeleid gehabt, daß er nachher oft nicht ohne große Bewegung die Stelle angesehen habe, auf der er Gott auf den Knien um die Erlösung von dieser großen Macht der Finsterniß angerufen, und daß er die Erfüllung seiner Bitte lebenslang als Beispiel wunderbarer Gebetserhörung behalten werde.

Zu diesem tiefen grundsätzlichen Zwiespalt zwischen Wolff und den Hallischen Theologen kamen nun aber überdies noch, um ihn zu vergiften und zu verschärfen, persönliche Mißverhältnisse. Wolff war schon damals von einem übermäßigen, bei seinen rasch errungenen ungewöhnlichen Erfol-

gen allerdings verzeihlichen Gefühl seiner wissenschaftlichen Bedeutung erfüllt, das er auch nicht verbarg; wie er denn z. B. im Stande war, im Jahre 1724, als ihn Peter der Große nach Petersburg zu ziehen suchte, und seine Bedingungen etwas zu stark fand, ganz unbefangen daran zu erinnern, wie reich Aristoteles von Alexander und andere Gelehrte von anderen Fürsten belohnt worden seien, und wie wenig doch das, was diese Leute gethan haben, gegen die Ausführung des großen Vorhabens sei, zu dem man ihn berufe.*) Ebenso wenig hielt Wolff, wie es scheint, mit seinem Urtheil über die herrschende Theologie hinter dem Berge; manche seiner Aeußerungen waren seinen theologischen Collegen hinterbracht, und bei dieser Gelegenheit wohl auch übertrieben und entstellt worden: er selbst klagt — in der von Wuttke herausgegebenen Selbstbiographie, S. 190 — über „fälschlich angebrachte Verläumdungen"; und wie empfindlich sie aufgenommen wurden, sieht man, trotz der Versicherung des Gegentheils, aus Francke's Worten: „daß er mich und Collegas auf's Entsetzlichste geschmähet und verspottet hat, das ist mir wie nichts gewesen und hätte es gern gelitten." Von den Hallischen Theologen war aber gerade damals, wo sie durch das Bewußtsein ihres Siegs über die altorthodoxe Partei und ihrer sich immer mehr befestigenden kirchlichen Stellung gehoben waren, am wenigsten zu erwarten, daß sie dem Kampfe mit einem Gegner, wie Wolff, ausweichen würden. Die hervorragendsten unter denselben waren Francke und Lange. August Hermann Francke war ein Mann von inniger Frömmigkeit und höchst ehrwürdigem Charakter. Durch seine aufopfernde, von hoher Glaubenskraft getragene Thätigkeit hatte er das bewunderungswürdige Werk der Francke'schen Stiftungen zu Stande gebracht, und dadurch nicht wenig zu der Anerkennung beigetragen, welche der Pietismus in der öffentlichen Meinung erlangt hatte; sein wissenschaftlicher Gesichtskreis war aber beschränkt, und war er bei seiner milden und friedliebenden Gesinnung und seiner geringeren dialektischen Uebung nicht zum Wortführer in theologischen Streitigkeiten berufen, so konnte es doch nicht schwer sein, seine Theilnahme dafür zu gewinnen, wenn er das, was ihm heilig war, in Gefahr glaubte, und wenn ein Streitfertigerer die Führerschaft übernahm. Einen solchen nun aber hatte Francke neben sich an seinem Collegen Joachim Lange. Dieser Theolog war bald nach Wolff, im Jahre 1709, von Berlin, wo er noch mit Spener befreundet gewesen war, als Professor nach Halle gekommen. Gelehrter als Francke, in der Schulphilosophie bewanderter und im Disputiren geübter, leidenschaftlich, rechthaberisch, rücksichtslos im Streite, war er vorzugsweise ge-

*) Briefe von Chr. Wolff (Petersb. 1860) S. 27.

eignet, den Pietismus, der ursprünglich aus einer Reaction gegen die unduldsame Orthodoxie entsprungen war, zu einer neuen gleich unduldsamen Orthodoxie auszubilden, und in allen Verhandlungen als der allzeit schlagfertige Vorkämpfer seiner Partei aufzutreten. In dieser Stellung hatte er sich schon vor seiner Berufung nach Halle gegen Valentin Löscher gewendet, und die Vertheidigung der pietistischen Sache alsbald in einen Angriff auf die herrschende Theologie verwandelt; und in dem weiteren funfzehnjährigen Streit mit diesem Gegner war er durchaus der Wortführer der Pietisten gewesen. Ein so hervorragender, in Streitigkeiten der heftigsten Art eingewohnter und in ihnen sich wohl fühlender Polemiker war ganz der Mann dazu, um auch mit Wolff anzubinden. Nun waren aber überdies zwischen beiden auch schon persönliche Reibungen vorgekommen, indem Wolff als Prorector bei einigen Anlässen Lange's Wünschen entgegengetreten war. Die Theologen hatten, wie dies nicht blos Wolff versichert, sondern wie es auch nach Francke's oben angeführten Aeußerungen ganz glaublich und zum Theil (vergl. Gottsched, Histor. Lobschr. Beil. S. 17, S.) urkundlich erwiesen ist, schon längere Zeit vor Wolff's Vorlesungen gewarnt, und denen, welche dieser Warnung nicht Folge leisteten, mit Entziehung ihrer Beneficien gedroht, so daß Manche jene Vorlesungen nur heimlich zu besuchen wagten. Es war so sowohl durch principielle Gegensätze, als durch persönliche Spannungen Zündstoff genug aufgehäuft, — als eine zufällige Veranlassung die verhängnißvolle Katastrophe herbeiführte.

Am 12. Juli 1721 hatte Wolff das Prorectorat an Lange zu übergeben. Für die Rede, welche er bei dieser Gelegenheit zu halten hatte, wählte er sich das Thema: über die Moralphilosophie der Chinesen. Er führte aus, daß die Chinesen, und namentlich Confucius, eine sehr reine und vorzügliche Sittenlehre gehabt haben, welche sich ohne viele Mühe auf die Principien seiner eigenen Moral zurückführen lasse; und da es ihnen nun doch andererseits, wie er behauptet, an jeder, sowohl der geoffenbarten als der natürlichen Religion fehlte, so fand er in dieser Thatsache einen merkwürdigen Beweis des Satzes, daß die Vernunft die sittlichen Wahrheiten mit ihren eigenen Kräften, und ohne Beihülfe einer höheren Offenbarung, durch die bloße Betrachtung der menschlichen Natur finden könne. Diese Rede gereichte den anwesenden Theologen zum äußersten Anstoß. Daß sich die Sittenlehre auf die bloße, sich selbst überlassene Vernunft gründen lasse, daß die Kräfte des natürlichen Menschen dafür ausreichen, daß Atheisten eine reine Moral haben können, — diese Sätze waren in ihren Augen ebenso viele verabscheuungswürdige Ketzereien; und es waren nicht blos die Hallenser, die so dachten, sondern derselben An-

ſicht war ohne Zweifel die Mehrzahl der damaligen Theologen. In einem Gutachten der theologiſchen und philoſophiſchen Facultät zu Jena, vom 6. December 1725 (Ludovici I. 244 f.), wird es Wolff nicht als der geringſte von den ſiebenundzwanzig Irrthümern, die dort aufgezählt ſind, vorgerückt, daß er behaupte, nicht die Atheiſterei, ſondern nur der Mißbrauch derſelben, verleite zum böſen Leben, ein Atheiſt könne tugendhaft leben, und es gebe ganze Völker, die keinen Gott glauben, und bei denen es doch nicht ſchlimmer, ja in vielen Stücken beſſer hergehe, als unter Chriſten, wie die Hottentotten, namentlich aber die alten Chineſen. Wolff freilich entgegnete in einer Anmerkung zu ſeiner, Frankfurt 1726 gedruckten Oratio de Sinarum Philosophia practica, er habe nicht von der theologiſchen oder chriſtlichen, ſondern nur von der philoſophiſchen Tugend geredet; die Vernunft könne durch ſich ſelbſt das Rechte erkennen und ausreichende Beweggründe zu ſeiner Vollbringung aus unſerer Natur ſchöpfen; dies ſchließe aber gewiß nicht aus, daß die Offenbarung theils die Gewißheit, und eben damit die Wirkſamkeit der Vernunftwahrheiten verſtärke, theils auch in den geoffenbarten Wahrheiten noch weitere eigenthümliche Beweggründe des ſittlichen Handelns hinzufüge. Aber es begreift ſich, wenn die Theologen eine Entſchuldigung nicht gelten ließen, welche nur dazu dienen konnte, den ganzen Unterſchied ſeines Standpunkts von dem ihrigen an's Licht zu ſtellen; um ſo mehr, da dieſe Erläuterung in ſeiner Rede ſelbſt nicht ausdrücklich gegeben war. Unmittelbar nachdem Wolff dieſe Rede gehalten hatte, brachte der Senior der theologiſchen Facultät, Abt Breithaupt, *) dieſelbe auf die Kanzel, und gleichzeitig bat ſich die Facultät durch Francke als ihren Decan von Wolff ſein Manuſcript aus, um ihm ihre Erinnerungen darüber collegialiſch zu communiciren. Man wird es Wolff nicht verübeln können, wenn er ſich wenig Gutes von collegialiſchen Verhandlungen verſprach, welche damit eröffnet wurden, daß man ſeinen Vortrag auf der Kanzel verſchrie, und ſich dann nachträglich das Manuſcript deſſelben Vortrags von ihm erbat, weil man deſſen, was man blos gehört habe, doch nie ganz gewiß ſei. Er lehnte die Auslieferung des Manuſcripts in einem höflichen, aber ziemlich ſpitzigen Brief ab, und verwies die Theologen auf ſeine Bücher, wo ſeine Anſichten zu finden ſeien.

Während nun dieſer Streit für den Augenblick ruhte, wurde das Zerwürfniß durch andere Veranlaſſungen genährt. Unter Lange's Prorectorat kamen Unordnungen unter den Studenten vor, welche dieſer, ſtreng und pedantiſch, wie er war, nicht mit dem richtigen Tact zu behandeln

*) Welcher demnach nicht, wie Engelhardt (Val. Löſcher S. 177, 1) angiebt, Halle vor Lange's Berufung i. J. 1709 verlaſſen hatte. Vgl. auch Joach. Langens Lebenslauf S. 82 u. a. St.

wußte; es wurden dem unbeliebten Prorector Pereats gebracht und Spottlieder auf ihn gesungen, die ihn ohne Zweifel doppelt ärgerten, weil sie mit Vivats auf seinen Vorgänger vermischt waren. Wolff's Lieblingsschüler Thümmig war Adjunct der philosophischen Facultät geworden; nachher machte ein Sohn von Lange Anspruch auf die Stelle, weil er als Magister älter sei; aber Wolff als Decan duldete nicht, daß jener durch diesen verdrängt werde.*) Machte nun schon dies böses Blut; so wurde es Wolff natürlich noch mehr übel genommen, als sich Thümmig um eine außerordentliche Professur, welche Lange seinem Sohn bestimmt hatte, bei der Regierung unmittelbar bewarb, und sie auch wirklich auf Wolff's Verwendung ohne vorgängige Befragung der philosophischen Facultät erhielt. Die Gegner behaupteten, dies sei gegen die Statuten der Universität, was jedoch Wolff bestreitet. Den hauptsächlichsten Anlaß zum erneuerten Ausbruch des Streits gab aber eine Prüfung der Wolff'schen Metaphysik, die ein Hallischer Docent, M. Strähler, um den Anfang des Jahres 1723 erscheinen ließ. Diese Schrift war zwar in keiner beleidigenden Form abgefaßt, aber doch war sie in mehrfacher Hinsicht geeignet, Wolff zu verletzen. Während sie manche Blößen seiner Ansichten und Schriften nicht ohne Scharfsinn aufdeckte, hängte sie sich zugleich mit einer widerwärtigen Kleinigkeitskrämerei an einzelne Ausdrücke und unwesentliche Punkte, und trotz aller höflichen und submissen Redensarten schulmeisterte sie den berühmten Philosophen in einem Tone, an den dieser nicht gewöhnt war. Ueberdies war aber ihr Verfasser ein früherer Schüler von Wolff, dessen er sich längere Zeit wohlwollend angenommen, bei einigen von dessen Kindern er sogar Pathenstelle übernommen hatte. Wenn ferner richtig ist, was Wolff behauptet, daß Strähler seine Schrift mit Lange's Beirath und Unterstützung, und auch mit Francke's Vorwissen, zum Druck befördert hatte, so mußte ihn eine solche Verbindung des ihm früher befreundeten Schülers mit seinen ausgesprochenen Feinden nothwendig tief kränken. Auch ohne diese erschwerenden Nebenumstände erschien es aber nach damaligen Begriffen ungehörig und unschicklich, daß ein Universitätslehrer einen Collegen an derselben Universität mit Nennung seines Namens öffentlich angreife; in Halle war dies sogar durch die Universitätsstatuten ausdrücklich verboten. Wolff, welcher in diesem Punkte durchaus nicht über seiner Zeit stand, wandte sich auf Anrathen des Kanzlers der Universität mit einer Beschwerde an den akademischen Senat, und als

*) Dieser Vorfall scheint der Rede über die Chinesen schon vorangegangen zu sein; vgl. Wolff's Ausführl. Antwort u. s. w. in der Sammlung: Acht neue merkwürdige Schriften, die in der Wolff'schen Philos. erregte Streitigkeit betreffend. Anno 1737. S. 40.

dieſer wenig Neigung zeigte, ihm zu willfahren, an die Regierung. Es wäre ohne Zweifel würdiger geweſen, dieſen Schritt zu unterlaſſen, und Strähler's Angriff entweder zu ignoriren oder ihm mit wiſſenſchaftlichen Waffen zu begegnen; indeſſen verlangte er nicht, daß dem Gegner unterſagt werde, ſeine Anſichten zu beſtreiten, ſondern nur, daß er dieſelben nicht mit Nennung ſeines Namens beſtreiten ſolle. Damit hatte er aber ſein formelles Recht ſchwerlich überſchritten; und wenn er von der akademiſchen Behörde an die Regierung ging, ſo hatte er dabei zwar vielleicht den Fehler gemacht, daß er dies that, ohne die formelle Entſcheidung der erſteren abzuwarten; daß er aber damit ſeine Gegner darauf hingewieſen habe, um auch ihrerſeits am Hofe gegen ihn zu arbeiten (Wuttke S. 27), kann man nicht ſagen: er hatte ſich nicht an den Hof, ſondern an die Regierung gewandt, er hatte den Fiscal angerufen, — ſie operirten durch die Adjutanten und den Hofnarren. Auf Wolff's Beſchwerde erfolgte (5. April 1723) von König Friedrich Wilhelm I., welcher ſtreng darauf hielt, keine Händel auf ſeinen Univerſitäten zu dulden, und welcher die Streitſchrift eines jungen Docenten gegen einen ſo berühmten Profeſſor nun vollends gegen alle Subordination fand, ein ſcharfes Reſcript, worin Strähler bei namhafter Strafe und Verluſt ſeiner Magiſterwürde alles weitere Schreiben in dieſer Sache verboten, und den ſämmtlichen Profeſſoren unterſagt wurde, ſie in ihren Vorleſungen zu berühren. Indeſſen ließen ſich Wolff's Gegner durch dieſe Niederlage nicht abſchrecken. Von der theologiſchen und auch von der Mehrheit ſeiner eigenen Facultät ward eine Klagſchrift bei'm König eingereicht, die nach Wolff's Angabe Lange mit Strähler's Unterſtützung verfaßt hatte, um die ſchweren Irrthümer des Wolff'ſchen Syſtems nachzuweiſen. Auch dieſer Schritt ſcheint aber zunächſt keinen großen Eindruck gemacht zu haben; wenigſtens wurde die Schrift dem Angeſchuldigten mit einem ganz gnädigen Schreiben zur Beantwortung zugeſtellt. Man mußte ſich alſo nach weiterer Unterſtützung umſehen. Und da fanden es denn die frommen Männer in Halle ganz angemeſſen, ſich zum Sturz des gehaßten Gegners eines Menſchen zu bedienen, deſſen Gemeinſchaft jeder anſtändige Gelehrte, welchen die Leidenſchaft nicht verblendet hatte, gemieden haben würde, auch wenn er die von Lange ſo lebhaft vertheidigten Anſichten über profane Scherze und weltliche Luſtbarkeiten nicht theilte. Neben einigen Officieren aus der Umgebung des Königs wurde auch der bekannte Gundling, an deſſen derben Späßen ſich der ſonſt verſtändige und tüchtige, aber aller feineren Bildung ermangelnde Monarch zu beluſtigen pflegte, von Wolff's Gegnern gewonnen, und durch dieſes unſaubere Werkzeug wurde dem Könige hinterbracht, was ein Lange und Strähler vielleicht allerdings für eine richtige Conſequenz des Wolff'-

ſchen Determinismus hielten, was aber an ſich ſelbſt eine grobe Unwahrheit war: Wolff behaupte, wenn einer von des Königs großen Grenadieren in Potsdam durchgehe, ſo habe der König kein Recht, ihn zu beſtrafen, weil er ja nur gethan habe, was das Schickſal über ihn verhängte. Damit war der Fürſt an ſeiner empfindlichſten Seite getroffen; jetzt ſah er auf einmal in Wolff einen Mann, der alle Grundlagen der Ordnung im Staat und in der Armee untergrabe; und im friſchen Zorn erließ er am 8. November 1723 jenen berüchtigten Cabinetsbefehl, durch welchen Wolff nicht blos entſetzt, ſondern ihm auch bei Strafe des Stranges geboten wurde, binnen 48 Stunden Halle und die geſammten königlichen Lande zu räumen. Auch Thümmig wurde abgeſetzt, ein Königsberger Profeſſor Fiſcher des Landes verwieſen. Wolff's Profeſſur erhielt der jüngere Lange, die außerordentliche, welche Thümmig bekleidet hatte, bekam Strähler.*) Die Lehren, von deren Verderblichkeit man ſich ſo plötzlich überzeugt hatte, ſollten ſo in Preußen mit Stumpf und Stiel ausgerottet werden.

Dies war mehr, als Wolff's Gegner gehofft, ja mehr, als ſie gewünſcht hatten. Ihre Abſicht war nicht dahin gegangen, daß Wolff abgeſetzt, ſondern daß er mit ſeiner Lehrthätigkeit und ſeinen Schriften auf die Mathematik und die Phyſik beſchränkt werde. Als ſtatt deſſen ein ſo weitgehender und ſo gewaltſamer Ausbruch des königlichen Zorns erfolgte, kamen Einzelne von denen, welche ihn veranlaßt hatten, im erſten Augenblick kaum weniger aus der Faſſung, als derjenige, welcher von demſelben zunächſt getroffen wurde. Francke zwar pries, wie wir bereits gehört haben, Gott für die wunderbare Erhörung ſeiner Gebete, und hielt am nächſtfolgenden Sonntag eine Predigt über das Evangelium von der Zerſtörung Jeruſalems, worin von dem Weheruf über die Schwangeren und von der Flucht im Winter auf Wolff's Frau und auf die damalige Jahreszeit eine erbauliche Nutzanwendung gemacht war. Aber Lange verlor bei'm Eintreffen des königlichen Reſcripts für drei Tage den Schlaf und die Eßluſt. Er fühlte wohl, welchen Nachtheil dieſer Sieg der Partei bringen müſſe, die ihn mit ſolchen Mitteln erfochten hatte, und welches Licht auf ihn ſelbſt, als den Vorkämpfer dieſer Partei fallen werde. Es war daher ohne Zweifel mehr Berechnung, als chriſtliche Feindesliebe, daß nach Einlauf des Cabinetsbefehls die Theologen ſelbſt Wolff unter der Hand ihre Verwendung anbieten ließen. Auch Wolff faßte die Sache nicht anders auf. Er habe wohl gewußt, ſagt er, und es ſei ihm nach-

*) Doch hatte Lange ſelbſt Sträbler für die ordentliche, ſeinen Sohn nur für die außerordentliche vorgeſchlagen. Sowohl dieſer Umſtand, als das ſogleich Anzuführende, widerlegt die Behauptung, daß Lange bei ſeinem Auftreten gegen Wolff von der Abſicht geleitet geweſen ſei, ſeinen Sohn an deſſen Stelle zu bringen.

her auch von Berlin aus bestätigt worden, worauf es abgesehen gewesen sei: ihn zu einem Widerrufe zu bewegen und auf Mathematik und Physik zu beschränken. Dazu hatte er aber keine Lust, und seine persönliche Lage war auch nicht von der Art, daß sie ihm solche Zugeständnisse hätte aufdringen können. Er wies daher jenen Vorschlag mit Würde zurück, verließ Halle schon in zwölf Stunden, nachdem ihm der Ausweisungsbefehl zugekommen war, und begab sich vorläufig nach Kassel.

So hatten Wolff's Gegner für den Augenblick gesiegt. Aber ihrer Sache hätten sie keinen schlimmeren Dienst leisten können. Die brutale Vertreibung des Philosophen hatte die Wirkung, welche derartige Maaßregeln noch immer gehabt haben. Dieses Verfahren gegen einen der ersten Gelehrten der Zeit machte in und außer Deutschland ein unglaubliches Aufsehen. Wer sich bisher nichts um Wolff bekümmert hatte, dessen Augen wurden jetzt gewaltsam auf ihn gezogen; seine Sache war durch die Mittel, welche man gegen sie gebraucht hatte, mit der des Fortschritts, der Aufklärung, der wissenschaftlichen Freiheit identificirt: wer sich nicht geradehin zu den Feinden der Wissenschaft, zum Anhang der Pietisten zählen lassen wollte, der mußte Wolff's Partei nehmen. Die Verhandlungen über den Inhalt, den Werth, die Haltbarkeit, die Christlichkeit der Wolff'schen Philosophie kamen jetzt erst recht auf die Tagesordnung: eine Masse von Schriften für sie und gegen sie erschienen; ihr Geschichtschreiber Ludovici konnte deren (a. a. O. I. 179 ff.) schon im Jahre 1737, ohne die Lehrschriften Wolff's und seiner Schüler, über zweihundert zählen, von denen nur zwanzig Strähler's Angriff auf Wolff vorangehen. Griff doch selbst ein Schmid in Schmalkalden, Namens Joh. Val. Wagner, zur Feder, um in Druckschriften die Sache dieser Philosophie gegen Lange zu führen (a. a. O. S. 320). In diesem lebhaften und lang andauernden Streite war aber das wissenschaftliche Uebergewicht ganz unverkennbar auf Wolff's Seite; was er wollte und lehrte, das war, auch wenn wir es nicht selten ungenügend und einseitig finden müssen, doch jedenfalls nichts willkürlich Gemachtes; er hatte nicht allein die Ueberlegenheit eines klaren und festen Standpunkts und das allgemeine Recht der Vernunft, sondern auch alle Bedürfnisse seiner Zeit für sich, — er hatte an allen vorwärts drängenden Kräften seine natürlichen Bundesgenossen. Die jüngere Generation stellte sich in ganz Deutschland mit Vorliebe auf seine Seite; noch ehe ein Jahrzehnt seit seiner Vertreibung aus Halle verflossen war, war sein Sieg in der öffentlichen Meinung entschieden, und in der Folge beherrschte seine Philosophie die Wissenschaft und den Geschmack ihres Zeitalters ein volles Menschenalter hindurch mit einer Macht, wie sie von den späteren Systemen höchstens das Kant'sche in ähnlicher Weise gehabt hat. Wenn

die despotische Maaßregel gegen den Philosophen die Ausbreitung seiner Ansichten verhindern sollte, so hätte dazu kein unglücklicheres Mittel gewählt werden können.

Auch persönlich hatte aber Wolff unter dem Schicksal, das ihn betroffen hatte, nicht auf die Dauer zu leiden. Schon mehrere Monate vor seinem Abgang von Halle hatte ihm der Landgraf Karl von Hessen-Kassel vortheilhafte Anerbietungen machen lassen, um ihn für die Universität Marburg zu gewinnen. Noch früher hatte Peter der Große, der ihn bereits im Jahre 1715 nach Rußland zu ziehen gesucht hatte, die Unterhandlungen mit ihm erneuern, ihm die Direction der neu zu errichtenden Akademie der Wissenschaften unter glänzenden Bedingungen anbieten lassen, und nachdem sich diese Unterhandlungen längere Zeit hingezogen hatten, war Wolff nicht abgeneigt, diesem Rufe zu folgen, als die Hallische Katastrophe eintrat. Auf die erste Nachricht von der letzteren dachte man in Dresden daran, sich des berühmten Gelehrten sofort für Leipzig zu versichern. Es fehlte also Wolff keinen Augenblick an der Gelegenheit zu einer neuen ehrenvollen Stellung. Indessen glaubte er jetzt von Rußland absehen zu müssen, theils weil er nicht wußte, welchen Eindruck der Vorgang in Halle dort machen würde, theils weil er keinen Schritt thun wollte, der ihm als Flucht vor seinen Gegnern ausgelegt werden konnte. Von den zwei deutschen Universitäten, welche sich ihm darboten, hätte er für seine Person Leipzig vorgezogen. Aber die Unterhändler machten den Fehler, ihm zunächst ungünstigere Bedingungen anzubieten, als man ihm zu gewähren entschlossen war, — und so entschied er sich für Marburg, wo er von den Studirenden mit Jubel, von den neuen Collegen freilich zunächst mit einem Protest empfangen wurde, den zwei scharfe landesherrliche Rescripte niederschlugen.

Die siebzehn Jahre, während deren Wolff an dieser Universität wirkte, sind ohne Zweifel als die glänzendste Periode anzusehen, die sie überhaupt gehabt hat. Auch der Philosoph seinerseits hatte sich über die neuen Verhältnisse nicht zu beklagen. Seine Vorlesungen fanden solchen Beifall, daß hundert und mehrere Zuhörer selbst auf einer so kleinen Universität, wie Marburg doch auch damals immerhin war, bei ihm etwas ganz Gewöhnliches waren.*) Von seinem Fürsten und dessen Umgebungen wurde er mit einem Wohlwollen und einer Hochschätzung behandelt, die er nicht genug zu rühmen weiß. Seine ökonomische Stellung, gegen welche sich der Philosoph durchaus nicht gleichgültig verhielt, war, wenn wir den Unterschied der Zeiten in Betracht ziehen, glänzend zu nennen: bei seiner An-

*) Wolff an Reinbeck in Büschings Beyträgen z. d. Lebensgesch. denkw. Pers. I, 73.

ſtellung in Marburg war ihm ein Gehalt von 1000 Thalern in Geld und Naturalien ausgeſetzt worden; ſein Geſammteinkommen berechnet er ſchon im Jahre 1724 auf 2000 Thaler jährlich, obwohl er mit 500 Thalern reichlich auskommen könne;*) im Jahre 1740 ſogar nach Abzug ſeiner Haushaltung auf 2000 Thaler; die Collegien allein, bemerkt er, ertragen ihm 1000 Thaler und könnten das Doppelte ertragen, wenn er in Einforderung des Honorars weniger ſaumſelig wäre. Zu dieſer günſtigen äußeren Lage kam endlich für ihn ſein von Tag zu Tag ſteigender Ruhm und Einfluß in der wiſſenſchaftlichen Welt, der außerordentliche Erfolg ſeiner Schriften, die bewundernde Anerkennung, welche ihm nicht blos von Gelehrten, ſondern auch von Fürſten und Staatsmännern, in und außer Deutſchland in reichem Maaße gezollt wurde. Die Jahre, welche Chriſtian Wolff in Marburg zubrachte, ſind im Ganzen genommen vielleicht die glücklichſte Zeit ſeines Lebens, und er ſelbſt dachte auch zeitlebens dort zu bleiben, und wählte ſich in dieſem Gedanken im Jahre 1732, als ihm ein Sohn ſtarb, an der Seite deſſelben in der lutheriſchen Kirche zu Marburg die Grabſtätte für ſich und ſeine Frau aus.

Indeſſen kam doch mit der Zeit Manches zuſammen, was den Philoſophen eine Veränderung wünſchen ließ. Seine Frau, eine Hallenſerin, war nicht gerne in Marburg, und der Gedanke, ſie, wenn er ſterbe, an dieſem Orte zurücklaſſen zu müſſen, war ihm drückend. Seinem noch einzigen Sohn ſtand in Heſſen der Umſtand entgegen, daß er lutheriſcher, der Landesherr und der größte Theil des Volks reformirter Confeſſion war. Dieſer Sohn, ſchreibt er, müßte nach ſeinem Tod in der Fremde herum irren, weil er hier wegen der Religion nichts werden könnte, als ein Advocat, der ſich mit Bauernproceſſen plagen müſſe, wozu er ihn doch nicht gern erziehen möchte. Wolff ſelbſt beſchwerte ſich, daß er in Marburg nichts haben könne, was zu phyſikaliſchen Experimenten erfordert werde; und will er dies auch unter die verborgenen Wege Gottes rechnen, die ſich der Menſch gefallen laſſen müſſe, ſo iſt doch natürlich, daß er es zu ändern gewünſcht hätte. Die Hauptſache war aber wohl, daß er mit

*) M. ſ. die 1860 von der Petersburger Academie herausgegebenen Briefe von Chr. Wolff S. 25. — So hoch wie oben angegeben berechnet er ſelbſt bei Büſching a. a. O. S. 63 ff. 72, bei Wuttke S. 131 u. ö. ſeinen Gehalt. Das Anſtellungsreſcript, bei Gottſched a. a. O. S. 33 ff., nennt: 500 Thaler in Geld, 50 Scheffel Korn, 20 Viertel Gerſte, 1 Viertel Erbſen, 12 Viertel Hafer, „Heidochſen 1 Stück à 25 Thaler," 10 Hämmel à 1 Goldgülden, 2 Schweine à 8 Kammergülden, 1½ Centner Fiſche à 8 Thaler, 4 Ohm Wein zu 11 Thaler, ein Maaß zu 18 Thaler. Die Ohm, nebſt freier Wohnung in dem neuen Obſervatorio, „wann es fertig;" zu der letzteren ſcheint es aber nicht gekommen zu ſein, da er ihrer in den ſpäteren Verhandlungen nie erwähnt. — Für das Folgende die Belege bei Büſching a. a. O. S. 64, 72 ff., 75, und bei Wuttke S. 171, 39 ff. u. 52 ff.

seinem Verhältniß zum Hofe nicht mehr recht zufrieden war. Dem Landgrafen Karl war im Jahre 1730 der König Friedrich von Schweden gefolgt, welcher das Land durch seinen Bruder Wilhelm als Statthalter regieren ließ. Wiewohl es nun keiner von beiden an Aufmerksamkeiten gegen den berühmten Philosophen fehlen ließ, vermißte dieser doch die Beweise persönlicher Hochschätzung, an die ihn Landgraf Karl gewöhnt hatte; er glaubte zu bemerken, daß man ihn nur um der Dienste willen schätze, die er durch seine Vorlesungen der Universität leiste, daß sein Credit bei Hofe (an dem ihm nur zu viel lag) von dem Maaß seiner akademischen Arbeit abhänge. In dieser wünschte er aber nachgerade sich einige Erleichterung gönnen zu dürfen; und als sich die Hoffnung, nach Halle zurückkehren zu können, nicht erfüllen wollte, hören wir ihn (10. Juni 1733) unmuthig genug klagen: er werde sich wohl auf den hessischen Bergen zu Tode steigen und in Marburg zu Tode arbeiten müssen. Ja er war im Jahre 1740 bereits auf dem Punkte, einen Ruf nach Utrecht anzunehmen, — als ein unvorhergesehenes Ereigniß ihn auf die für ihn erfreulichste Weise in die frühere Heimath zurückführte.

Bei Friedrich Wilhelm von Preußen hatte die üble Meinung von Wolff, welche ihm 1723 seinen Cabinetsbefehl dictirt hatte, noch längere Zeit angehalten. Noch im Jahre 1727 waren Wolff's metaphysische und moralische Schriften ausdrücklich unter die atheistischen Bücher gestellt worden, deren Druck und Verkauf der König bei lebenslänglicher Karrenstrafe verboten hatte, und es war streng untersagt worden, über dieselben zu lesen. Aber trotz dieses Verbots wurde nicht allein an den preußischen Universitäten Wolff'sche Philosophie vorgetragen, sondern auch in der nächsten Umgebung des Königs hatte dieselbe höchst einflußreiche Gönner, wie den Fürst von Anhalt-Dessau, den Feldmarschall von Grumkow, den Staatsminister von Cocceji, zu denen in der Folge der frühere sächsische Minister Christoph von Manteuffel, einer von Wolff's begeistertsten Verehrern, hinzukam; vor allen Andern aber war es der Hofprediger Reinbeck, ein treuer Anhänger Wolff's, der schon früher das gewaltsame Verfahren gegen ihn zu verhindern gesucht hatte, und der auch jetzt das Meiste zur Umstimmung des Königs beitrug. Durch diese Männer ließ sich der Fürst überzeugen, daß man ihn früher über Wolff getäuscht habe, und daß dieser Philosoph, weit entfernt, religions- und sittengefährliche Lehren vorzutragen, vielmehr jeder preußischen Universität vom höchsten Nutzen sein würde. Diese Sinnesänderung des Königs war so vollständig, daß er Wolff schon im Jahre 1733 den Antrag machen ließ, als Vicekanzler unter günstigen Bedingungen nach Halle zurückzukehren. Indessen lehnte Wolff diesen Ruf ab, wie er auch auf die Anträge, welche ihm gleich-

zeitig durch den Freiherrn von Münchhausen gemacht wurden, um ihn für die neu zu gründende Universität Göttingen zu gewinnen, nicht einging. Er war wohl damals Marburgs noch nicht so überdrüssig, wie später, und der Gesinnung des Königs noch nicht so sicher, um nicht einen neuen Umschlag in derselben zu befürchten. Wirklich gab sich auch Lange alle Mühe, einen solchen herbeizuführen; aber sein Angriff wurde von Wolff's Freunden so vollständig abgeschlagen, daß statt dessen Wolff's früher so streng verbotene Schriften den Candidaten der Theologie ausdrücklich empfohlen wurden, nachdem Wolff dem Könige den zweiten Band seiner philosophia practica universalis gewidmet hatte. Auch den Gedanken, ihn nach Preußen zu ziehen, gab der König nicht auf. Aber doch fürchtete er nach diesem neuen Beweis von der Unversöhnlichkeit der Hallischen Theologen, in Halle „würden sich die Kerl's gleich wieder bei die Köpfe kriegen;" und da überdies für Halle eben kein Gehalt flüssig war, ließ er ihm jetzt (1739) eine Stelle in Frankfurt a. d. O. anbieten. Wolff war anfangs nicht abgeneigt, diesem Antrag zu folgen; aber diesmal riethen ihm seine Berliner Freunde selbst ab, wie sie ihm denn überhaupt nicht verbargen, daß es auch jetzt mit Friedrich Wilhelm's Bemühungen für die Wissenschaft nicht so glänzend aussehe, und daß dieser seinem despotischen Verfahren gegen seine Universitäten nicht so vollständig entsagt habe, wie es Wolff aus der Ferne scheinen mochte; und in der That, wenn man sich erinnerte, daß er noch vor wenigen Jahren seinen Spaßmacher, den Hofrath Morgenstern zu Frankfurt a. d. O. in seiner Gegenwart eine possenhafte Disputation hatte halten lassen, und die Professoren gezwungen hatte, sich bei dieser Unwürdigkeit zu betheiligen, so konnte man sich von seiner Achtung vor der Wissenschaft unmöglich einen hohen Begriff bilden. So zogen sich denn die Unterhandlungen in die Länge, und Wolff war, wie bemerkt, schon im Begriff, Deutschland zu verlassen, als Friedrich Wilhelm I. unvermuthet, nach kurzer Krankheit den 1. Juni 1740 starb. Sein großer Nachfolger war ein eifriger Leser und Verehrer der Wolff'schen Schriften, und er ließ es eine seiner ersten Regentenhandlungen sein, diesen Philosophen für das Unrecht zu entschädigen, welches ihm früher in Preußen widerfahren war. Erst vor wenigen Tagen hatte er, noch als Kronprinz, die Dedication von Wolff's Naturrecht mit einem äußerst schmeichelhaften Schreiben erwidert: schon den 6. Juni erfolgte der Befehl an Reinbeck, sich um Wolff Mühe zu geben. „Denn ein Mensch, der die Wahrheit suche und sie liebe, müsse unter aller menschlichen Gesellschaft werth gehalten werden." Daß Wolff einer solchen Aufforderung Folge leisten werde, war nicht zu bezweifeln. Einige Schwierigkeit machte es nur, daß der König ihn in Berlin bei der

Akademie anzustellen wünschte. Dazu wollte sich aber Wolff, in richtiger Würdigung der Verhältnisse und seiner eigenen Begabung, nicht verstehen, und so gab denn Friedrich vorläufig nach, und genehmigte (4. Aug. 1740) seine Berufung nach Halle, als erster Professor des Naturrechts und der Mathematik, Vicekanzler und Geheimerath, mit einem Gehalt von 2000 Thalern. Die Entlassung von seiner bisherigen Stelle brachte noch einige Verzögerung, woher es kam, daß Wolff erst am 30. November 1740 Marburg verließ und am 6. December in Halle eintraf. Mit den lebhaftesten Beweisen der Dankbarkeit und Verehrung wurde er aus seinem bisherigen Wirkungskreis entlassen, mit fürstlichen Ehren in dem neuen empfangen. Und diese Ehrenrettung der Philosophie verdiente es, daß sie so gefeiert wurde. Wolff selbst zwar machte bald die Erfahrung, daß es dem Zweiundsechzigjährigen nicht möglich sei, für seine akademische Wirksamkeit sich mit alternden Kräften den Boden zurückzuerobern, von dem rohe Gewalt den Fünfundvierzigjährigen verdrängt hatte; und aller Ruhm und alle Ehren, die noch 14 Jahre lang sein Haupt schmückten, konnten ihn für das Schmerzliche dieser Erfahrung nicht entschädigen. Aber für die Sache der Philosophie war Wolff's Rückkehr nach Halle ein glänzender Triumph, und den Mächtigen der Erde kann sie zur augenfälligen Bestätigung der Wahrheit dienen, die sich immer auf's Neue bewährt, und immer auf's Neue verkannt wird: daß es nichts hilft, den Bedürfnissen der Zeiten und der Völker sich gewaltsam entgegenzustemmen, daß das Irrige und Verkehrte, an dem es freilich auch auf dem wissenschaftlichen Gebiete nie fehlen wird, nur durch die bessere Einsicht selbst, nicht durch Lehrverbote, Verfolgung und Zurücksetzung, widerlegt wird, und daß der Geist der Geschichte noch immer die Werkzeuge gefunden hat, durch welche er Alles, was in der rastlos fortschreitenden Entwicklung der Menschheit begründet war, unfehlbar und zur rechten Zeit durchsetzte.

Die neueſten Flugſchriften über die Militärfrage.

1. Beleuchtung der preußiſchen Heeresorganiſation für deutſche Patrioten von C. Pochhammer, königl. preuß. Oberſtlieutenant z. D. Berlin 1862. Druck und Verlag von E. S. Mittler und Sohn.
2. Zwei militäriſche Aufſätze über Tagesfragen von einem alten Soldaten. 1) über dreijährige Dienſtzeit; 2) über die Landwehr. Berlin 1862. Druck und Verlag von E. S. Mittler und Sohn.
3. Militäriſche Gedanken eines Verborgenen (preußiſchen Veteranen). Erſtes Heft. Darmſtadt und Leipzig. Eduard Zernin 1862.
4. Das preußiſche Militärbudget für 1862 von W. Rüſtow, Oberſt-Brigadier, dritte unveränderte Auflage. Berlin 1862. Druck und Verlag von O. Janke.
5. Der Standpunkt unſerer Armee der Verfaſſung und ſich ſelbſt gegenüber. Militäriſche Aufſätze mit einem politiſchen Vorwort von Hundt v. Hafften. Zweite verbeſſerte Auflage. Berlin Reichardt und Zander 1862.
6. Organiſatoriſche Donnerkeile oder wie man mit dem Armeebudget auskommt, von Seraphus I. Köln 1862. Commiſſionsverlag von W. Aſſenheimer u. Comp.

Wir haben in den genannten ſechs Flugſchriften die bedeutenderen Erſcheinungen aus dem Gebiete der militäriſchen Brochürenliteratur vor uns, welche ſeit der Auflöſung des letzten Abgeordnetenhauſes auf den Markt gekommen ſind. Ihr Alter wird ungefähr der hier angegebenen Reihenfolge entſprechen. Ein Intereſſe nehmen ſie zunächſt ſchon durch die Stellung und die Schickſale ihrer Verfaſſer in Anſpruch, welche ſämmtlich der preußiſchen Armee als Officiere angehört haben oder noch angehören. Die zweite wird einem höheren Officier zugeſchrieben, der noch im Dienſt iſt; bei der erſten und dritten haben wir „Stabsofficiere zur Dispoſition" vor uns, wovon ſich indeſſen nur der erſtere genannt hat. Der Verfaſſer der vierten war bekanntlich Lieutenant im Ingenieurcorps, als er 1849 aus der preußiſchen Armee ausſchied; ſeitdem hat er ſich als Militärſchriftſteller einen angeſehenen Namen erworben, obwohl die Gediegenheit ſeiner meiſten Arbeiten unter ſeiner außerordentlichen Fruchtbarkeit nicht wenig gelitten hat; ſeinen jetzigen Rang hat er von der Stellung, in welcher er den Feldzug Garibaldi's auf dem neapolitaniſchen Feſtlande im Herbſt 1860 mitmachte. Hundt v. Hafften, der Verfaſſer der fünften Schrift, war früher Officier in Mecklenburg-Schwerin, hatte ſich dort beſonders durch zwei Brochüren, „Armee und Staat" und „militäriſch-politiſche Berichte aus Frankreich," welche letztere kurz vor Ausbruch des italieniſchen Krieges von 1859 erſchienen, einen literariſchen Namen gemacht, war dann, wie man ſagt, auf Empfehlung des Prinzen Friedrich Karl, als Premierlieutenant zur preußiſchen Armee übergetreten; iſt aber jetzt, wie er uns in ſeiner Schrift (S. 74—82) ausführlich ſelbſt ſagt, vorübergehend ausgeſchieden, um eine „rückſichtsloſe und rückhaltloſe Sprache zu führen." In der ſechſten Schrift endlich haben wir, den Zeitungsberichten zufolge, ebenfalls einen Premierlieutenant vor uns, der aus dem Dienſt ausgeſchieden wäre, doch nicht vor dem Erſcheinen dieſer Schrift, ſondern unfrei-

willig in Folge derſelben, indem man eine Unterſuchung gegen ihn eingeleitet hätte. —

Inhalt, Richtung, Bedeutung der Schriften darf man nicht nach dem äußeren Erfolg bemeſſen. Die vierte hat ihre drei oder jetzt vielleicht vier Auflagen allerdings dem Namen des Verfaſſers und dem Geſchick zu danken, womit er gerade zur Zeit der Wahlen der wachſenden Abneigung der öffentlichen Stimmung gegen die Militärvorlagen entgegengekommen iſt. Wenn dagegen die fünfte und ſechſte jetzt ebenfalls ihre drei Auflagen erleben, ſo liegt das in der öffentlichen Theilnahme, welche der Austritt ihrer Verfaſſer aus dem Dienſt hervorgerufen hat; bei der fünften noch überdies an einem übrigens glücklich abgelaufenen Duell, welches ſie ihrem Verfaſſer zugezogen hat. Hiernach waren es nur theilweiſe die Standpunkte der Schriften, welche den äußeren Erfolg bedingt haben. Sie ſind darin ſo ziemlich durch alle Stufen vertreten. In den beiden erſten könnte man den der „Militäriſchen Revue" und „der militäriſchen Blätter" wieder finden, wenn man von dieſen Zeitſchriften die gehäſſige Farbe des Fanatismus und der Tendenz abzuthun vermöchte; hier haben wir ein Stück des ächten alten preußiſchen Officiergeiſtes ohne dieſe Schlacken vor uns: in der Sache ſtehen die Schriften faſt durchaus zur neuen Organiſation und zur Regierungsvorlage. H. v. Hafften nimmt ſeine allgemeine militär-politiſche Stellung ungefähr auf derſelben Linie ein; in der Sache dagegen geht er, zwar nicht den Principien der Organiſation, wohl aber den beſtehenden Einrichtungen in vielen Punkten ſcharf zu Leibe. Noch einſchneidender, obwohl in ſehr verſchiedener Form, erſcheint die Kritik des „Verborgenen" und der „Donnerkeile;" ſie richtet ſich zum Theil auch gegen Principien der Heeresreform, ſo jedoch, daß beide Verfaſſer ihren Standpunkt als den einer berechtigten und heilſamen Oppoſition innerhalb der Armee feſtzuhalten ſuchen. Hr. Rüſtow endlich ſtellt ſich im politiſchen wie im militär-techniſchen Theil der Frage auf die äußerſte Seite der Fortſchrittspartei. Wir wollen die Schriften, dieſer Gruppirung folgend, kurz beſprechen, ſo zwar, daß wir zu ihrer Charakteriſirung nur die bezeichnendſten, für die augenblickliche Lage des Streits bedeutſamſten Punkte hervorheben.

Die beiden erſten Schriften, namentlich aber die zweite, ſind in höheren militäriſchen Kreiſen mit einer gewiſſen Betonung als beſonders gelungene Rechtfertigungen für die neue Organiſation angekündigt worden. Sie haben dieſe Erwartung jedenfalls nur unvollkommen erfüllt; auch nach ihrem Erſcheinen noch bilden Th. v. Bernhardi's beide Denkſchriften weitaus das Beſte, was von dieſer Seite geſagt worden iſt. Oberſtlieutenant Pochhammer hat in der ehrenwertheſten Geſinnung und der redlichſten Abſicht geſchrieben, zugleich reicht ſein militär-politiſcher Geſichtskreis weit über die Beſchränkung und das Vorurtheil einſeitiger Standestraditionen hinaus. Er iſt ein lebendiger Zeuge für den ächt militäriſchen und doch zugleich der großen neueren Staatsbewegung zugänglichen Geiſt, der gerade in den höheren Schichten des preußiſchen Officiercorps keineswegs ſelten iſt. Von dieſer Seite möchten wir der Schrift gerade unter den liberalen Parteien viele Leſer wünſchen; ſie könnte ihre Anſchauung vom überlieferten preußiſchen Heeresgeiſt, der durch unglückliche Ereigniſſe getrübt iſt, als ein ächtes Wort der Vermittelung berichtigen. Der Löſung der beſonderen brennen-

den Fragen dagegen bringt uns die Schrift keinen Zoll näher; ſie geht theils mit bloßen allgemeinen Sätzen darüber hinweg, theils ſieht ſie viel zu optimiſtiſch im Beſtehenden nur hier und da Zeichen allgemein menſchlicher Gebrechen, wo es auf die ſchwere Arbeit der Wegräumung zweifelloſer ernſter Schäden ankommt. Im Gegenſatz zu dieſer allgemeinen Haltung tritt die zweite Schrift ausſchließlich in die Behandlung gerade der beiden Fragen ein, welche auch für die Landesvertretung die entſcheidenden ſind; doch ebenfalls nur, um für die Reorganiſation, wie ſie einmal eingeleitet iſt, eine unfruchtbare Schutzrede zu halten. Unverkennbar haben wir in dem Verfaſſer einen höheren Militär von durchgebildetem Geiſte und gründlichem militäriſchem Urtheil vor uns, das ſich an Wiſſenſchaft und Praxis entwickelt hat, — es mag ihm wohl eine gewiſſe Ueberlegenheit auch in der Form in ſeinen Kreiſen zu Gebote ſtehen. Allein an dem umfaſſenden Blick, der die Situation zu durchdringen vermöchte, hat es ihm offenbar gefehlt. Eine außerordentliche Beleſenheit, die ſich überall zu zuſammenhängender Anſchauung erhebt, macht ihn zu einem gewandten Vertheidiger der dreijährigen Präſenz. Doch kommen auch gänzlich unhaltbare Stellen vor, wie die Behauptung, das öſterreichiſche Heer habe vor dem Kriege von 1859 jährlich die Hälfte ſeines Beſtandes an Recruten eingeſtellt, wozu es 250,000 Recruten nöthig gehabt hätte; daneben Argumente, die in anderem Zuſammenhang ſich auch für die entgegengeſetzte Anſicht verwerthen ließen und ſelbſt ſolche, die ſehr wenig für eine lange Präſenz, dagegen ſehr viel für die heilloſe Kräftevergeudung im gewohnten Dienſtbetrieb beweiſen. So bleiben die eilf Punkte, in denen er ſeine Anſicht am Ende zuſammenfaßt, Behauptungen und Forderungen, in denen der Zuſammenhang zwiſchen Dienſtpräſenz, Organiſation und Uebungsmodus fehlt, aus dem allein ein gültiger Beweis geführt werden kann. Dieſelbe Erſcheinung wiederholt ſich bei ſeiner Anklage gegen das frühere Landwehrſyſtem. Sie iſt ohne Zweifel in vielen Punkten berechtigt, allein man fragt zuletzt vergebens nach dem geſtaltenden Gedanken. Mit bloßen Ausfällen gegen die Verirrungen der Tagestendenzen und Parteibeſtrebungen kommt man nicht vom Fleck, wo das vereinte Gewicht der bedeutendſten Zuſtände und Intereſſen beſtimmte ausführbare Maaßregeln verlangt. Der Verfaſſer ſtellt ſelbſt die Forderung auf: „eine organiſche Fortentwickelung geſchichtlich gewordener Zuſtände und die Befriedigung wirklich gefühlter Bedürfniſſe auf dem Wege der Reform;“ — aber er entſpricht ihr ganz und gar nicht.

Wir haben oben auf den äußeren Erfolg hingewieſen, welcher vor dieſen beiden der Schrift Hundt's v. Hafften zugefallen iſt; an wirklicher Bedeutung für die entſcheidenden Fragen ſteht ſie indeſſen weit hinter ihnen zurück. Der Verfaſſer hat ſich freilich in einem politiſchen Vorwort und in einem Nachwort, welche faſt die Hälfte ſeiner Schrift einnehmen, gerade dieſer Fragen zu bemächtigen geſucht, allein ſeine Ausführungen ſind für die wirkliche Löſung derſelben völlig werthlos. Sie beweiſen nur für ihn und für viele ſeiner Standesgenoſſen, wie wenig ſelbſt aus einem Standpunkt heraus, dem man Geiſt und einen ſicheren Ideenkreis nicht abſprechen kann, eine vernünftige Auseinanderſetzung mit den berechtigten Forderungen der Zeit möglich iſt, ſobald man alle Bewegung der Dinge nur auf die ſchroffſten Gegenſätze zurückzuführen im Stande

iſt. Nicht in der Logik eines Syſtems, ſondern in einer geſunden Praxis gilt es, das Recht der Budgetbewilligung für die Volksvertretung mit dem Recht der Krone zum Staatsregiment zu vereinigen; jede Staatskunſt, die das nicht verſteht, wird in unſerer Zeit ſcheitern. Doch das fällt dieſen Herren niemals ein; wäre der Verſuch nicht zu theuer, man möchte wünſchen, daß ſie's einmal auf ihre Weiſe mit Staat und Heer probiren müßten. Auch die vierzehn Punkte, unter welche der Verfaſſer die Bedeutung der Heeresreform zuſammenzufaſſen ſucht, enthalten neben ganz unwichtigen Behauptungen zwar geiſtvolle und treffende Bemerkungen, doch nichts, was einen Weg durch die Schwierigkeit der Lage anzudeuten vermöchte. Vortreffliche Gedanken dagegen enthalten die „militäriſchen Aufſätze" über militäriſche Fachfragen, als Turnen, Exercieren, Marſchiren, Fechten, Schießen, Manövriren. Die Kritik dürfte etwas weniger von Selbſtgefühl und Schärfe durchtränkt ſein: doch gehört ſie zum Beſten, was über dieſe Zuſtände, wie ſie durch alle deutſche Armeen hindurch gehen, neuerdings geſchrieben worden iſt. Nur ſollte man ſich endlich klar darüber werden, daß allen dieſen Schäden nicht durch vereinzelte Maaßregeln, ſondern nur im Zuſammenhang einer großen Reform abgeholfen werden kann. Dieſe Beherrſchung des Gegenſtandes, welche von den einzelnen Punkten her immer wieder auf die nothwendigen und entſcheidenden Maaßregeln in der Organiſation zurückkommt, fehlt auch den „Gedanken des Verborgenen" und den „Donnerkeilen," welche, in ihrem allgemeinen Standpunkt weit freier als v. Hafften's Schrift, ebenfalls das Verdienſt in Anſpruch nehmen dürfen, mit ſachkundiger Kritik auf Reformen hingewieſen zu haben, die nicht oft und nachdrücklich genug hervorgehoben werden können. Der „Verborgene" iſt ein Officier aus den Befreiungskriegen, der nicht blos eine lange Dienſtzeit, ſondern auch eine wirkliche Dienſterfahrung für ſich hat. Das Buch, in maaßvollem Ton geſchrieben, verdient mehr Beachtung, als es bis jetzt gefunden hat. Es war zum größeren Theil ſchon vor den neueſten Wendungen in der großen Frage geſchrieben; dennoch enthalten ſeine Betrachtungen und Vorſchläge auch jetzt noch ſehr brauchbares Material; namentlich was über einige der brennenden Fragen, über Officiere und Unterofficiere, Budgeterleichterungen, Garde und Landwehr geſagt iſt, heben wir hervor; ſpeciell über das Bericht- und Conduitenweſen bezüglich der Officiere erhalten wir intereſſante Aufſchlüſſe, deren Bedeutung über die einzelnen angeführten Fälle, was ſonſt in der Schrift nicht überall der Fall iſt, weit hinausgeht. Anders die „Donnerkeile," die übrigens weit harmloſer ſind, als ihr Titel und die Aufregung, die ſie in militäriſchen Kreiſen hervorgerufen haben ſollen, vermuthen läßt. Der Verfaſſer geißelt mit einem Witz, der weit mehr heiter als verletzend iſt, die Verhältniſſe des Dienſtes, offenbar von der redlichen Abſicht geleitet, daß es beſſer werde. Obwohl er die Geldſäcke herunterkanzelt, die an der Armee ſparen wollen, kommt er doch auf Erſparungen am Budget, namentlich auf die zweijährige Dienſtzeit. Er weiſt die Möglichkeit derſelben an einer treffenden Kritik des beſtehenden Ausbildungsmodus nach: ſeine poſitiven Vorſchläge indeſſen ſind nur bei der Bekleidung und Ausrüſtung von praktiſchem Werth. Sollte er wirklich zum Austritt aus der Armee veranlaßt worden ſein, ſo wäre die Maaßregel eine

sehr starke Uebertreibung; eine ernste Zurechtweisung wegen einzelner Stellen der Schrift hätte reichlich genügt. Es ist nicht die Zeit, wo man Officiere, die aus dem gewöhnlichen Kreis herausstreben, so leicht gehen lassen sollte. Männern, wie dem Verfasser und Hundt v. Hafften, sollte man vielmehr die Möglichkeit gewähren, im Dienst zu beweisen, ob ihr Streben praktischen Werth hat.

Wir gestehen sogar, diesmal auf's Neue zu dem Bedauern angeregt worden zu sein, daß W. Rüstow der preußischen Armee nicht hat erhalten werden können. Wir geben eine große Zahl seiner Schriften als Fabrikarbeit preis; durch einige aber, wohin wir namentlich die Geschichte des griechischen und römischen Heerwesens, dann auch den Feldzug von 1805, die Taktik der Infanterie, die Lehre von den Feldverschanzungen rechnen, hat er sich mit vollem Recht den Namen eines angesehenen Militärschriftstellers und zugleich praktisch hervorragenden militärischen Kopfs erworben; selbst seine Gelegenheitsbücher über den orientalischen und italienischen Krieg gehören zum Besten und Geistvollsten, was darüber geschrieben worden ist. Die Brochüre, womit wir es hier zu thun haben, zeigt in auffallendem Grade die Mängel wie die Vorzüge ihres Verfassers. Er behandelt die Militärfrage principiell vom demokratischen Standpunkt und zugleich praktisch, indem er das Budget Titel für Titel seiner Kritik unterwirft. Sein Ton ist bekannt; die preußische Armee wird nicht davon berührt werden, daß er auch nicht einen Rest von Scheu mehr für sie bewahrt hat; es hätte ihn aber ein Gefühl der Achtung vor sich selbst davor bewahren sollen, in den Kampf gegen die Sache überall diese Sucht nach niedrigen Motiven einzumischen. Zugleich ist das Urtheil, das auf kaum 100 Seiten den ganzen Bau der Armee durchmustert, an vielen Punkten höchst oberflächlich absprechend. Nichts destoweniger gehört die Schrift zu den bedeutendsten Erscheinungen über die Militärfrage, — nur daß nicht das Abgeordnetenhaus, für welches, sondern die Armee, gegen welche sie geschrieben ist, sie wirklich verwerthen könnte. Das Abgeordnetenhaus kann durch diese Darstellung nur verführt werden, die Hauptpunkte seiner Aufgabe zu vergessen und seine Thätigkeit über hundert Dinge zu zersplittern, die zu ordnen nicht in seinem Recht und noch weniger in seiner Macht und Zeit liegt; es kann nur verführt werden, daß es die schwere Verpflichtung, nach einer *Vermittelung* zu suchen, welche dem Heere wie dem Volk sein Recht giebt, über der Phantasterei einer Rüstow'schen „Novelle" vergißt, welche die Kräfte nur zum Umsturz berufen würde, die zur Arbeit am gemeinsamen Bau bestimmt sind. Die Armee dagegen, oder vielmehr ihre Vertreter und Lenker, könnten gerade aus diesem Buche eine Reihe von Erkenntnissen und Wahrheiten lernen, die ihnen so leicht nicht wieder in dieser Schärfe und Klarheit gesagt werden. Rüstow ist auf diesem besonderen Gebiet, wie über Militärfragen im Allgemeinen, ohne Zweifel zum Urtheil berufen; und gerade, daß er sich von allen überlieferten Illusionen so völlig frei gemacht hat, giebt seiner Kritik einen empfindlichen, aber auch sehr heilsamen Stachel.

Wenn wir von dieser Brochürenliteratur auf die nächste Entwickelung der Militärfrage schließen müßten, so wäre die Aussicht keine tröstliche. An gutem Willen fehlt es darin freilich ebenso wenig, als an Einsicht und gesundem Urtheil über einzelne Dinge; dagegen besteht über die eigentliche Aufgabe und den

Weg, auf dem sie zu erreichen wäre, noch überall Verwirrung, Unklarheit und Widerspruch. Um so ernster ist die Forderung, welche an die Regierung wie an die Volksvertretung ergeht. Sie könnten beide die Erfahrung gemacht haben, daß sie ihre Ziele unfehlbar gefährden, sobald sie in schroffer Einseitigkeit auf ihrem Standpunkt verharren. Suchen sie dagegen aufrichtig Verständigung auf dem Boden der concreten Wirklichkeit, ohne sich irren und verbittern zu lassen, dann, aber auch nur dann, wird die Militärfrage ihre Lösung finden, so schwer sie ist.

Politische Correspondenz.

Berlin, 26. Juli.

Ein seltsamer Contrast, fürwahr, zwischen dem patriotischen Festjubel des Frankfurter Schützentags und der politischen Arbeit, welche hier in der preußischen Hauptstadt auf den Schultern der Regierung und der Landesvertretung ruht. Dort eine in vollen Strömen ausgegossene Begeisterung für die deutsche Einheit und Freiheit, für die luftigsten und traumartigsten Bilder der deutschen Zukunft: hier der Versuch, der für's Erste scheinbar aussichtslose Versuch, diesen Strömen in dem engen Bett der Wirklichkeit einen gesicherten und geordneten Lauf zu verschaffen; dort ein ungehemmt in's Blaue, ja in's Wüste hinausschwärmender Idealismus — hier eine Situation, nur allzu geeignet, uns zu mahnen, welche Berge von Schwierigkeiten einstweilen noch vor dem Ziele liegen, den Gedanken der deutschen Herrlichkeit in staatlicher Existenz zu verkörpern. Vergebliche Mühe, den Begeisterten begreiflich zu machen, daß nichts desto weniger in diesen widerspruchsvollen, verworrenen, stockenden preußischen Zuständen ein, doch vermuthlich unumgängliches Moment des Processes enthalten ist, den Deutschland zum Behufe seines Staatwerdens durchzumachen hat! So groß ist der Abstand zwischen der augenblicklichen Erscheinung des preußischen Staates und dem, was man von der führenden Macht in Deutschland mit Recht fordert, daß alle Antipathien gegen diesen Staat im Süden wieder wach geworden sind. Auch die Wohlwollendsten und Einsichtigsten dort wagen nur kleinlaut von ihm zu reden; man kehrt den preußischen Dingen verstimmt oder erbittert den Rücken —: was hat diese von keiner Partei gestützte, diese büreaukratisch-reactionäre Regierung mit den idealen Träumen deutscher Patrioten zu schaffen?

Wir unsererseits sind nicht in der Lage, vor den unerfreulichen Zuständen in unserer nächsten Nähe den Blick einfach verschließen zu dürfen; nur die Versuchung liegt uns nahe, einem Zustande der Dinge gegenüber, der sich wider alle unsere Rathschläge und Mahnungen entwickelt hat, der uns zu einem positiven Eingreifen so wenig wie möglich Fläche bietet, uns auf den Standpunkt einer rein objectiven Kritik, einer blos historischen Betrachtung zu stellen.

So betrachtet, in der That, ist nichts in den wachsenden Verwickelungen unserer inneren Politik, in dem immer drohender werdenden Zwiespalt zwischen

der Regierung und der Volksvertretung, was uns überraschen könnte. Dieses Ministerium geht die durch die Art und Weise seiner Entstehung ihm vorgezeichneten Wege und es erntet die natürlichen Früchte seines doppelschlächtigen Charakters. Gleich unfähig, liberal und gleich unfähig, conservativ zu sein, weicht es auf der einen Seite Schritt für Schritt dem Drängen eines Parlaments, in dem es kaum ein Dutzend Anhänger hat, wirft es sich auf der anderen Seite, um der erregten Stimmung des Landes Herr zu werden, in die reactionärsten Maaßregeln. Hier sucht es durch Willfährigkeit seine Vorgänger an Freisinnigkeit zu überflügeln — dort wieder fällt es in der plumpsten Weise in die Traditionen der Periode vor 1858 zurück. Durch Beides, wie natürlich, untergräbt es lediglich sein eigenes, ist es in Gefahr, auch das Ansehen der Krone zu untergraben. Statt, von dem Gesichtspunkte der wahren und nothwendigen Bedürfnisse des Landes aus das Land zu befriedigen, ist es einzig bedacht, seine eigene Existenz täglich gegen die Angriffe der Parteien zu decken oder den Forderungen der Parteien abzukaufen. Wenn es durch die Praxis der kleinen Concessionen, statt zu befriedigen, nur ermuthigt, so ist seine reactionäre Praxis gerade dazu ausreichend, zu erbittern —: es ist der sicherste Weg, die Parteistimmung und Parteiaction, die das vorige Ministerium durch seine Unthätigkeit in's Leben gerufen, in immer bedenklicherer Weise zu nähren und zu steigern.

Der ganze bisherige Verlauf der Landtags-Verhandlungen, soweit sich dieselben auf die innere Politik beziehen, bestätigt das Gesagte. Bereits die Adreßdebatte hatte das unzweifelhafte Resultat festgestellt, daß hier von einem Zusammenwirken der Regierung und des Hauses nicht die Rede sein könne, sondern nur von einem Gegeneinanderwirken, welches bald die Form des Feilschens und Marktens, bald die der offenen Opposition annehmen mochte. Das Mißtrauen war zum Exponenten des gegenseitigen Verhältnisses erklärt, und bald mußten sich die Folgen eines so unleidlichen Verhältnisses auch bei den einzelnen praktischen Fragen zeigen. Es liegt im Wesen des parlamentarischen Lebens, daß die Regierung, bei der in den meisten Fällen die Initiative liegt, auch die Führung der Sachen in allen Stadien der Verhandlung zu dem bestimmten Ziele hin übernehme. Eine solche Führung jedoch ist unmöglich bei mangelndem Vertrauen. Selbst diejenigen Parteien, welche keineswegs eine principielle und tendenziöse Opposition beabsichtigen, werden kaum im Stande sein, die vorliegenden Fragen von einem rein sachlichen und objectiven Gesichtspunkt zu behandeln. Nur so mochten Gesetzesvorlagen, wie die über das Paßwesen und die Stempelmarken — Gesetze, welche in der That dem Publicum erhebliche Erleichterungen und Annehmlichkeiten bieten — von Seiten der Fortschrittspartei heftige Bekämpfung finden. Noch deutlicher aber und in erhöhtem Maaße tritt jenes Fundamentalübel bei der ganzen Behandlung des Budgets hervor. Wenn das formulirte Mißtrauen an sich selbst schon Staatsweisheit wäre, so war der Antrag von Waldeck und Genossen, die Feststellung des Etats für 1863 so lange auszusetzen, bis der Etat für 1862 seine Erledigung gefunden habe, ein Muster von Staatsweisheit. Die Wahrheit ist, daß die Annahme dieses Antrags nicht blos die rechtzeitige Feststellung des Etats für 1863 und

damit die lang angestrebte Basis für eine verfassungsmäßige Lage des Budgets überhaupt in große Gefahr gebracht, sondern überdies die Etatsberathung im Hause an Zeitaufwand verdoppelt haben würde. Was nützt solchem Mißtrauen gegenüber die höfliche Bereitwilligkeit des Finanzministers, den Forderungen, den Wünschen, den Winken der Budgetcommission nach Möglichkeit nachzukommen, was jenes überschwenglichste Entgegenkommen, wie er es in der Zusage, betreffend die vorzulegenden Bemerkungen der Oberrechenkammer, documentirt hat? Den Abgrund des Mißtrauens mit Verheißungen und Höflichkeiten ausfüllen, heißt das Sieb der Danaiden vollschöpfen, und auch von Versprechungen gilt, was ein Alter vom Eide sagt: der Mann beglaubigt sie, nicht sie den Mann. Wir wünschten, offen gesagt, etwas mehr Zuverlässigkeit, etwas weniger Bereitwilligkeit. Hat doch diese Bereitwilligkeit des Finanzministers das Haus verleitet, betreffs der im Voraus vorzulegenden Etatsüberschreitungen und der außeretatsmäßigen Verwendungen eine vorläufige Genehmigung derselben anzuordnen. Vergebens, daß die Herren v. Patow und Kühne die entgegenstehenden Bedenken und Gefahren für die Rechte und das Verfahren des Hauses klar und unwiderlegt darstellten, vergebens, daß sie darauf aufmerksam machten, wie auf diese Weise das Haus einerseits leicht mit sich selbst und mit der Oberrechenkammer in Widerspruch kommen, andererseits dem Herrenhause eine specielle Einwirkung auf den Etat geboten oder gar der gefährliche Weg der Etatsnachträge angebahnt werden könne.

Fast könnte man sich versucht fühlen, dieser excessiven Nachgiebigkeit des Herrn Finanzministers einen tiefliegenden Plan als Motiv unterzuschieben. Wie, wenn diesem Verfahren die Speculation zu Grunde läge, die Majorität zu immer weiter gehenden, maaßlosen Forderungen zu veranlassen, um dem gegenüber schließlich bei einer unvermeidlichen, entscheidenden Collision an den Schiedsspruch der öffentlichen Meinung appelliren und darauf hinweisen zu können, daß die Regierung bis zum Aeußersten entgegengekommen, daß sie, weit übergebogen, die Hand zur Versöhnung geboten, daß sie, dennoch zurückgewiesen, im Recht und im Stande der Nothwehr sei? Man thäte sicher, im Guten wie im Bösen, dem gegenwärtigen Ministerium Unrecht, wenn man es so weit angelegter Pläne und der zu ihrer Durchführung erforderlichen Consequenz fähig hielte. Gewiß, die Regierung wünscht sich ernstlich mit der Landesvertretung zu verständigen, — aber sie sucht diese Verständigung auf die inconsequenteste Weise und, die Wahrheit zu sagen, auf einem ebenso unwürdigen wie moralisch beleidigenden Wege. Kein Kundiger hält die Früchte der Nachgiebigkeit des Herrn Finanzministers für irgend der Rede werth, während dieselben andererseits die bewährte und mit Recht gepriesene Ordnung des preußischen Finanz- und Rechnungswesens wenigstens formell zu alteriren drohen. Aber schlimmer als das. Während noch die verlegenen und nichtssagenden Reden in Aller Gedächtniß sind, mit denen die Herren Minister ihre verunglückten Wahlmanöver halb zurückzunehmen, halb als unschuldig darzustellen versuchten, so fällt ein Schlag, der deutlicher redet und schwerer wiegt als Alles, was das heitere Lächeln des Herrn von der Heydt der Landesvertretung entgegenzubringen im Stande gewesen ist. Wir reden von der Entlassung des Polizeipräsidenten von Berlin

und ſeiner Erſetzung durch einen Mann, der dem Lande durch nichts als durch ſeine ultrareactionären Abſtimmungen, durch ſeine unter Manteuffel und Weſtphalen erprobte antiliberale Geſinnung bekannt iſt. An eben der Stelle, welche den Schauplatz eines langen Kampfes unter dem vorigen Miniſterium gebildet hat, an eben dem Punkte, der durch eine zwar zögernde und ſpäte, aber ehrenvolle und von allgemeiner Befriedigung begleitete Nachgiebigkeit des Grafen Schwerin bezeichnet iſt, an dieſem Punkte gerade, der für die öffentliche Meinung ein weithin erkennbarer Maaßſtab für den in den oberen Regionen waltenden Geiſt iſt, ſchlägt man dieſer öffentlichen Meinung rückſichtslos in's Geſicht. Das ſind die Acte, welche Parlamente unwillfährig machen, das ſind von jenen Thatſachen, welche nicht vergeſſen werden und welche einer Regierung hundertfach größere Schwierigkeiten eintragen, als etwa momentan durch die Einſchüchterung der Preſſe und die ſtrengere, polizeimäßig-correctere Ueberwachung des Verſammlungsrechtes beſeitigt ſcheinen. Wir predigen das politiſche ABC. Aber es giebt ein Seitenſtück zu der Entlaſſung des Herrn v. Winter, das, nach der negativen Seite, nicht minder charakteriſtiſch für die Unfähigkeit dieſer Regierung iſt, zur rechten Zeit nachzugeben, um zur rechten Zeit Widerſtand leiſten zu können. Ein Mittel wenigſtens, um die Ungunſt zu brechen, mit welcher die Majorität des Hauſes die Armeereorganiſation betrachtet, lag ganz in der Hand der Regierung. Es wurde ihr durch die Interpellation, welche über eine Vorlage zur Aufhebung der Militär-Gerichtsbarkeit für alle nicht disciplinären und militäriſchen Vergehen Auskunft verlangte, unter die Füße gegeben. Hier war der Ort, wo einem guten Theil der Mißſtimmung über die Heeresfrage, ſoweit dieſelbe auf allgemeinen politiſchen Anſchauungen beruht, der Boden entzogen werden konnte. Hier war der Ort, wo die Anſichten der Regierung und die der Vertretung eine weit über die einzelne angeregte Frage hinausgehende moraliſche Verſöhnung finden durften; hier endlich der Ort, wo man nur dem, was die Natur der Sache fordert, gerecht wurde, wenn man der verſtimmten öffentlichen Meinung eine Conceſſion machte. Die Haltung der Regierung war im Gegentheil nur dazu angethan, die beſtehende Differenz zu conſtatiren und zu verſchärfen. Das Auftreten des Kriegsminiſters zeichnet ſich ſonſt durch eingehenden Ernſt vor dem ſeiner Herren Collegen für das Innere und für die Juſtiz vortheilhaft aus, — denn es iſt uns bisher nicht gelungen, an dieſen Herren etwas wie ſtaatsmänniſche Begabung oder auch nur ein irgend achtunggebietendes Maaß parlamentariſchen Geſchicks und fachkundiger Tüchtigkeit zu entdecken. Diesmal indeß machte Herr von Roon übel nur ärger. Rief ſchon die Begründung, womit der Juſtizminiſter die Nothwendigkeit einer derartigen Vorlage zurückzuweiſen verſuchte, ein bedenkliches Kopfſchütteln, ja theilweiſe die Heiterkeit des Hauſes hervor, ſo mußte die Ausführung des Kriegsminiſters durch ihre Schroffheit poſitiv verletzen. Er geſteht die beklagenswerthe, leider wachſende Kluft zwiſchen Civil und Militär zu, aber er weiß dieſer Klage nur den Tadel über das Verhalten eines Theils der Preſſe hinzuzufügen, welche jene Kluft durch Verhöhnung und Schmähung der Armee ſchaffe, er weiſt das einfache, überall erkannte und erſehnte Ausgleichungsmittel mit Entſchiedenheit zurück!

Unter solchen Eindrücken geschieht es, daß das Haus der **Hauptaufgabe** seiner Thätigkeit, der endlichen Regelung und Feststellung des **Militäretats**, der schließlichen Entscheidung über die Organisation der **Armee näher tritt.** Die militärische Frage ist in diesem Augenblick in Preußen zugleich die eigentlich, wenn man will die einzig politische Frage. Mehr oder weniger ist sie es überall. Seit zehn Jahren hat ein Staat den andern, hat vor Allem das imperialistische Frankreich die übrigen zu zuvor nicht gekannter Vermehrung und Steigerung der Wehrkraft fortgerissen; in immer größerem Maaße sind die finanziellen Kräfte vorzüglich für die Armee und Marine in Anspruch genommen worden, und allüberall, wenn auch in verschiedenem Grade, sind in Folge dessen die Armeebudgets der Angelpunkt, um den sich die Finanzfragen drehen. Es ist nur natürlich, daß, was so auf allen Völkern in wesentlich gleichem Maaße lastet, mit der Zeit auch eine allgemeine Reaction hervorruft. Und ebenso natürlich, daß sich diese nicht allein gegen unerschwingliche weitere Erhöhungen des Militärbudgets erhebt. Für das, was die Völker jetzt bereits leisten müssen und bei der allgemeinen Weltlage noch Jahre lang leisten zu müssen überzeugt sind, verlangen sie auch, was ihnen die zehnjährige Periode absolutistischer und centralisirender Tendenzen, die sich gleichfalls nach dem Pariser Staatsstreich auf dem ganzen Continent geltend machten, sei es vorenthalten, sei es wieder entzogen oder verkümmert hatte: unter aufrichtig constitutionellem Regiment die Möglichkeit freier moralischer und materieller Entwickelung in der Gegenwart und die Garantie derselben für die Zukunft. So treten die freiheitlichen Bestrebungen überall in Zusammenhang, setzen sie überall da an, wo die Staaten in Folge einseitigen und übertriebenen oder vermeintlich übertriebenen Kraftaufwandes kranken: die Volksvertretungen fordern Einhalt in den Anforderungen für die Armee und zugleich im Inneren freiere Entwickelung. Nur in England findet nicht in gleichem Maaße diese Verkettung der finanziellen und politischen Fragen statt; in seinem festgegründeten freien Staatswesen bedarf es zur Sicherung und allmählichen Fortentwickelung des Hebels nicht, als dessen sich die Völker des Festlandes der Finanznoth der Regierungen bedienen. Auch England seufzt unter der Last seiner Rüstungen, aber die Opposition, welche gelegentlich auch dort diesen Punkt betont, weicht zurück, wenn Palmerston mit geschickter Wendung aus der finanziellen Frage eine Staatsfrage macht: um diese nicht zur Unzeit zu lösen, entschließt man sich, auch jene für's Erste fallen zu lassen. Aber anders stehen die Dinge auf dem Continent, anders in Preußen. Die einfache Lösung für Preußen haben wir oft genug angedeutet: eine große Politik nach Außen, die volle Entfesselung aller moralischen und materiellen Kräfte im Innern. Die Militärreorganisation und der erhebliche Aufwand für dieselbe wird alsdann zum natürlichen Correlat des so reorganisirten gesammten Staatskörpers, zu einem natürlich erwachsenden, zu einem auch moralisch sich eingliedernden Organe desselben. Der Bestand jedoch des gegenwärtigen Ministeriums, Thatsachen wie die oben angeführten, zeigen, wie weit wir von dieser Lösung entfernt sind. Die Lage konnte niemals eine ungünstigere sein. Zu weissagen, ob und wie dennoch eine Verständigung werde gefunden werden, dürfte, bei der Beschaffenheit und der Stellung der Parteien im Hause, zumal

für den draußen Stehenden unmöglich sein. Thatsächlich und officiell ist noch nichts geschehen. Noch harrt, während wir dies schreiben, die Commission der Vorträge ihres Referenten. Bedeutungsvoll allein sind einstweilen die Vorgänge *außerhalb des Hauses*, insbesondere die *privaten Besprechungen* der beiden Fractionen der Fortschrittspartei und des linken Centrums.

Wir gestehen, daß wir in hohem Maaße die Bedenken theilen, welche gegen diese Versammlungen von zwei starken, zusammen die überwiegende Majorität des Hauses repräsentirenden Fractionen erhoben worden sind. Mit Recht ist gesagt worden, daß eine solche Versammlung, auch wenn keine förmlichen Abstimmungen in derselben Platz greifen, mehr oder weniger den Character eines Neben-Parlaments annehmen müsse und damit dem legalen Parlamente das Gepräge des Scheins, des bloßen Formalismus aufdrücke. Die eigentliche Entscheidung ist dann bereits vorweg gefallen, der Beschluß festgestellt und zwar in einer Privatversammlung: der Landesvertretung bleibt nur noch die Aufgabe, das offenkundige Geheimniß — nach vorangegangener Bekämpfung oder vielmehr Niederredung der abweichenden Minorität — rite festzustellen und zu verkündigen. Und das Alles, ohne die Regierung zu ihrer Vertheidigung, ohne die Ansichten der übrigen Mitglieder und Parteien des Hauses auch nur gehört zu haben. Aber die Sache hat eine noch schlimmere Seite. Gerade das gegenwärtige Abgeordnetenhaus ist aus einer ungewöhnlich erregten Stimmung des Volkes hervorgegangen. Sehr begreiflich, daß von der Aufregung der Wahlversammlungen etwas auf die Gewählten übergegangen ist und daß man gleichsam das Bedürfniß fühlt, sich auf der Höhe der Stimmungen und des politischen Pathos vom April und Mai zu erhalten. Die Stellung eines Abgeordneten ist unbequemer, weil eingeengter, bedingter und verantwortlicher als die eines Wahlcandidaten; ein Parlament ist keine Volksversammlung. Je nöthiger es daher wäre, diesen Unterschied sich zum Bewußtsein zu bringen, um so eher wird man geneigt sein, ihn aufheben zu wollen. In jenen Monstre-Parteiversammlungen befindet man sich wieder mitten im Elemente der Massenstimmung. Auch hier werden begreiflich vorzugsweise die rednerisch Begabten das Wort ergreifen, während die sach- und fachkundigsten Männer, die lieber im kleinsten Kreise rathen, als im größten reden, zum Schweigen verurtheilt sind. Diese Letzteren sind ohnehin der Zahl nach die Wenigeren; die Vielen hinwiederum, welche sich nur als Hörer betheiligen, werden, um so mehr, da ihnen der Anhalt eines instructiven Berichtes fehlt, dem lebendigen und gewandten Redner zufallen und von der Strömung des Ganzen fortgerissen werden. Genug, diese Parteiversammlungen sind wesentlich von dem Charakter von Volksversammlungen. Man constituirt sich nicht sowohl als Comité denn als Club. Es findet etwas Analoges Statt, wie wenn ein Parlament unter dem Einfluß herrischer demokratischer Vereine beräth. Man erhitzt sich, in der Meinung, sich zu belehren. Man übt gleichsam auf sich selbst einen Druck aus und steigert sich unwillkürlich in einer einseitigen, vielleicht blos rhetorischen Ansicht und Richtung. Nicht gut, ohne Zweifel, wenn die Vertreter der Nation sich von dem Luftzug außerhalb der Wände des Parlaments absperren und das Bewußtsein des lebendigen Zusammenhangs mit der öffentlichen Meinung, ja, der öffentlichen Stimmung

verlieren, aber doppelt schlimm, wenn man diesem Uebelstande dadurch abzuhelfen denkt, daß man die Agitation unmittelbar in die parlamentarischen Kreise selbst versetzt und sich auf eigene Hand demokratisirt. Vielleicht, daß wir uns, indem wir die möglichen Gefahren in's Auge faßten, über das vorliegende Verfahren zu stark ausgedrückt haben. Gewiß aber ist soviel, daß dieses Verfahren, welches über die vom Hause selbst eingesetzte Commission, über die Regierung und über die Minorität hinwegschreitend den Stab bricht, unmöglich der Erhöhung des parlamentarischen Ansehens im Lande dienen kann.

Die Bedenken vermindern sich nicht, wenn wir die Resolutionen betrachten, welche in jener Versammlung gestellt sind und den Mittelpunkt der Debatten gebildet haben.

Folgendes sind die Grundanschauungen, welche dieselben im Wesentlichen mit einander gemein haben. Man geht zunächst davon aus, daß die gegenwärtige Reorganisation nur eine außerordentlich bewilligte erhöhte Kriegsbereitschaft ist. Dieselbe entspricht nicht den Bestimmungen des Gesetzes vom 3. September 1814, und es ist daher durch Zurückgehn auf den ordentlichen Etat von 1859 ein legaler Zustand wiederherzustellen. Demgemäß ist die aus der Reorganisation hervorgegangene Mehrforderung, das Extraordinarium, abzulehnen, dagegen sind die behufs der Zurückführung der Heeresorganisation auf den Zustand von 1859 erwachsenden Ausgaben außerordentlich zu bewilligen. Ausschließlich festgehalten wird dieser Standpunkt von Waldeck, während Andere — v. Hoverbeck, Schultze und Bockum-Dolfs — über denselben insofern hinausgehn, als sie nach Herstellung des Zustandes von 1859 zu einer dann vorzunehmenden Reorganisation unter gewissen Bedingungen, — der zweijährigen Dienstzeit, der Festhaltung des Landwehrsystems u. s. w., — die Hand bieten wollen.

Wir recapituliren nur unseren, den Lesern dieser Blätter hinreichend bekannten abweichenden Standpunkt, wenn wir die Voraussetzungen einer Kritik unterwerfen, auf denen sämmtliche Resolutionen beruhen, welche jene Richtung innehalten.

In welchem Stadium der Annäherung zum ewigen Frieden zunächst befinden wir uns denn, daß wir nicht allein einer erhöhten Wehrkraft nicht bedürften, sondern daß selbst das gefährliche Experiment der Auflösung oder doch der Zurückführung der bestehenden Armee auf einen schwachen Friedensstand unbesorgt könnte ausgeführt werden? Die Frage ist einfach die, ob wir die Mittel der Armeereorganisation dem gegenwärtigen Ministerium, oder ob wir sie dem preußischen Staate zu bewilligen meinen. Wir unsererseits glauben an die Dauer — nicht dieses Ministeriums, sondern dieses Staates; wir identificiren uns - nicht mit dieser Regierung, sondern mit den Pflichten und mit den Gefahren des, so Gott will, bald wieder andere Wege zu führenden Staates. Es giebt für uns keinen Augenblick, in welchem die Aufgabe, die Preußen in Deutschland zu realisiren hat, nicht existirte. Haben wir uns heute mit dem kläglichsten Resultat in der kurhessischen Angelegenheit begnügt, da wir das ehrenvollste erringen konnten, so mag schon morgen — so liegt es in der Natur unserer deutschen Aufgabe — die Gelegenheit zwingender wiederkehren, die Scharte auszuwetzen. Wenn in diesem Augenblick Oesterreich und die Würzburger be-

reits den Moment für günstig erachten, Preußen offen entgegenzutreten, seinen Einfluß in Deutschland moralisch und materiell zu paralysiren und dafür sich selbst an die Spitze der Bewegung und Gestaltung zu stellen, wenn namentlich Oesterreich ausschließlich in Deutschland das Mittel und den Hebel sucht, um seine gemischten Volksstämme zusammenzuhalten, wenn selbst Dänemark bereits auf die Schwächung Preußens speculirt, wenn endlich mit Sicherheit dem Kaiser Napoleon soviel Klugheit zuzutrauen ist, daß er solche Zustände nicht ohne Nutzen für sich studiren wird, so würden wenigstens wir unseres Theils uns geradezu eines Landesverraths schuldig zu machen glauben, wenn wir jener projectirten Entwaffnung das Wort redeten. Jener Entwaffnung. Denn die Armee ist ein lebendiger Organismus, der sich nicht in der Weise umwandeln läßt wie ein Gesetz, dessen Wirksamkeit man beliebig für einen bestimmten Tag eintreten lassen kann. Die Umgestaltung und Rückleitung einer lebenden Institution in eine wesentlich veränderte organische Form bedarf längere Zeit, während deren ihre Kraft gelähmt, ihr Gebrauch fast unmöglich gemacht wird. Es will uns nicht scheinen, daß die Gegenwart zu einem solchen Experimente geeignet sei.

Eine zweite Voraussetzung, gegen die wir nicht minder protestiren müssen, ist die, als ob die bestehende Reorganisation und das alte Landwehrsystem in einem absoluten Gegensatz gegen einander ständen, als ob das stehende Heer der Verfassung und deren Ausbau gefährlich sei, während die Landwehr den eigentlichen Schutz derselben bilde. Wir kennen und wir beklagen all' jenes Privilegien- und Bevorzugungswesen in der Armee, welches diese Meinung zu einem populären Vorurtheil gemacht hat. Vor dem wahren Verhältniß der Sache besteht dasselbe dennoch nicht. Preußen kennt nur ein Volksheer, denn seine Armee im Ganzen und Großen bildet sich aus dem Volke heraus und tritt in dasselbe zurück. Völlig anders als in irgend einem Staate der Welt stehen hier Armee und Civilbevölkerung zu einander in dem Verhältniß einer beständigen Strömung und Rückströmung. Wäre die Auffassung gegründet, daß in der Landwehr der Schutz, in der stehenden Armee der Feind der Verfassung zu erblicken sei, so würde das ganze alte Wehrsystem von 1814 mit der Wurzel auszurotten sein, denn es trüge ja zwei feindliche Elemente in sich, die im Zusammenstoß das Land aufreiben müßten. Einen politischen Charakter hat im Allgemeinen die Armee unzweifelhaft — den Charakter des Staates, dessen Glied sie ist. Aber es ist das sichere Symptom eines krankhaften Zustandes, wenn die Armee sich selbst oder wenn das Volk der Armee eine bestimmte politische Tendenz, eine specifische politische Aufgabe zuschreibt. Der normale Zustand und der Grundgedanke der preußischen Heereseinrichtungen ist dies nicht. Die Armee hat keine im engeren Sinn politische Aufgabe; sie bildet allein den Schutz und die Wehr des Landes, und die preußische Armee als Volksheer wird diese Pflicht erfüllen, ganz gleich, ob die Regimenter der eigentlichen Linie oder der Reserve oder der Landwehr angehören, ob sie als solche geschieden oder vermischt dastehen. Vorausgesetzt, daß der volksthümliche Grundcharakter unserer Armeeeinrichtungen bestehen bleibt, so handelt es sich übrigens einzig darum, welche Organisation am meisten der Wehrkraft und den finanziellen Mitteln des Landes entspricht.

Und unhaltbar ist ferner die Voraussetzung, als ob der Zustand der Armee im Jahre 1859 vollständig dem Landwehrsystem, wie es im Jahre 1814 und den nächstfolgenden Jahren sich bildete, entspräche. Mit dem Ausscheiden der kriegsgeübten Officiere und Unterofficiere aus dem Landwehrverbande, unter Berücksichtigung der zu schonenden Finanzkräfte des Landes, welche nur die Unterhaltung einer stehenden Armee von circa 130,000 Mann, aber auf dem Kriegsfuße 180,000 Mann zuließ, sah man sich bereits 1831 genöthigt, die Landwehr ersten Aufgebots gegen den ursprünglichen Plan in die Feldarmee einzureihen. Nach und nach wurde dann, um die Kriegstüchtigkeit der Armee aufrecht zu erhalten, die Landwehr auch für den Frieden in die Divisionen und Brigaden des stehenden Heeres eingereiht und das Land, da sich damit natürlich die Anforderungen an die Landwehr hinsichtlich der Uebungen und der Vollzähligkeit der Bataillone steigern mußten, bedeutend belastet. So gestaltete sich allmählich das System in der Armee, welches die Landwehr neben die Linie stellte und eine Mobilmachung nur gleichzeitig für beide Theile gestattete. Nicht blos die Schwerfälligkeit, mit der auf diese Weise eine Mobilmachung allein auszuführen ist, liegt auf der Hand, sondern auch die nur langsam, für die gegenwärtigen Kriegsbedingungen viel zu langsam sich vorbereitende Schlagfertigkeit der Landwehr — von den Opfern nicht zu reden, welche dieses System dem Lande durch die Uebungen im Frieden, durch die nothwendige schonungslose Heranziehung der Familienväter auferlegt. Wer auf das Jahr 1859 zurückgreifen will, der stellt damit keineswegs das Landwehrsystem von 1814 und 1815 her, ein System, das sich längst im Drange der Zeit als unhaltbar erwiesen hat: er führt vielmehr nur den Zustand der Armee zurück, dessen Bedenklichkeit für die Kriegstüchtigkeit und dessen ökonomische Unerträglichkeit uns die Mobilmachungen seit 1830 hinlänglich gezeigt haben.

Wer ist denn eigentlich, so frägt man billig bei dieser Lage der Dinge, in dieser Armeefrage der fortgeschrittene und wer der zurückbleibende Theil? Soll denn nur an diejenigen Institutionen, welche dem Interesse der Freiheit und nicht an die, welche dem Interesse der Macht und der Sicherheit des Staates gelten, die „bessernde Hand" angelegt werden? Wodurch sind denn die Erinnerungen der Befreiungskriege so werthvoll, wenn nicht durch jene einzige Verbindung moralischer Erhebung mit ernster und gehaltener Besonnenheit, wenn nicht durch den mit Einsicht gepaarten Muth, mit alten, unhaltbaren Einrichtungen zu brechen? Der Appell an die Begeisterung jener Jahre ist eine Phrase, wenn sich derselbe auf etwas Anderes bezieht als auf den großen Sinn, der jener Begeisterung zu Grunde lag, der mit der Erkenntniß der eigenen Schäden und der Nothwendigkeit der Reform begann. Nicht das, fürwahr, ist die rechte Pietät für jene große Zeit, die ihr die lebendige Gegenwart zum Opfer bringen will, die mit Hartnäckigkeit an einem System festhalten will, das sich unter den damals gegebenen Bedingungen als das damals genügende, ja, vortreffliche bewährte, sondern die vielmehr, die, unter Festhaltung des Princips der Volksthümlichkeit der Armee und des Landwehrinstituts, dieselben mit der gleichen Entschlossenheit fortentwickelt, die damals gegen die alte, von nicht minder glorreichen Traditionen in Schutz genommene Armeeeinrichtung gekehrt ward. Die

Herren Waldeck und Gneist betonen fast ausschließlich, indem sie auf die Leistungen der Landwehr im Freiheitskriege zurückweisen, das Gesetz von 1814, und da sie die bestehende Organisation damit in Widerspruch finden, so rufen sie ihr apodiktisches Zurück aus — inconsequenter Weise aber auf das Jahr 1859. Offenbar widerspricht die Reorganisation dem §. 2 des Gesetzes: „die bewaffnete Macht soll bestehen aus dem stehenden Heer, der Landwehr ersten Aufgebots, der Landwehr zweiten Aufgebots und dem Landsturm" nicht. Ebenso wenig dem §. 4: „die stehende Armee ist beständig bereit, in's Feld zu rücken, sie ist die Hauptbildungsschule der ganzen Nation für den Krieg." Wenn nun §. 6 bestimmt: „die drei ersten Jahre befindet sich die Mannschaft des stehenden Heeres beständig bei ihren Fahnen, die beiden letzten Jahre wird sie in ihre Heimath entlassen und dient im Fall eines entstehenden Krieges zum Ersatz des stehenden Heeres," so stellt sich danach bei einer jährlichen Rekrutenerhebung von 40,000 Mann die Stärke des stehenden Heeres auf 5mal 40,000, das ist 200,000 Mann. Als man in Folge der französischen Julirevolution diese Stärke für zu gering erachtete, brachte man dieselbe durch Einreihung der Landwehr ersten Aufgebots auf 320,000 Mann. Will man nach dem bestehenden Organisationsplane bei einer Aushebung von jährlich 63,000 Mann, also einer Kriegsstärke von 5mal 63,000, das ist 315,000 Mann, im Falle der Mobilmachung das stehende Heer noch über diese Stärke hinaus erhöhen, so wird damit eine Abänderung des Gesetzes hinsichtlich der Reservezeit und der Landwehr ersten Aufgebots nothwendig. Die in der aufgelösten Session eingebrachte Novelle wollte diese Lücke ausfüllen, und es ist schwer einzusehen, weshalb dies gegenwärtig nicht geschehen ist, es sei denn, daß die Regierung innerhalb des Gesetzes eine ausreichende Kriegsstärke herstellen zu können meint. Wie dem aber sei, von einem Aufgeben des Landwehrsystems ist nicht die Rede, sondern nur von einer Veränderung der Dienstverpflichtung für die Reserve und die Landwehr ersten Aufgebots. Im Gegentheil wird sich die Landwehr, wenn das stehende Heer auf eine Kriegsstärke gebracht wird, welche zunächst bei'm Ausbruche eines Krieges genügt, auf ihre ursprüngliche Organisation zurückführen lassen. Daß aber der §. 8 des Gesetzes: „die Landwehr ersten Aufgebots ist bei entstehendem Kriege zur Unterstützung des stehenden Heeres bestimmt, sie dient gleich diesem im Kriege im In- und Auslande" — daß dieser Paragraph die Regierung ohne die Reorganisation zwingen würde, factisch bei jeder Mobilmachung das erste Aufgebot der Landwehr einzuberufen und dem Lande die damit verbundenen Lasten aufzulegen, steht außer Zweifel. Und weiter. Will man das Gesetz von 1814 in seine volle Wirksamkeit setzen, so wird man, um „die ganze Nation für den Krieg" heranzuziehn, bei der gewachsenen Bevölkerung jedenfalls zu einer erheblichen Erhöhung der jährlichen Rekrutenaushebung schreiten müssen, denn es ist ein gesetzliches Unrecht, daß der Zufall des Looses einzelne Staatsbürger zu einer langen und schweren Dienstverpflichtung heranzieht, während andere, gleich rüstige und jüngere Kräfte davon verschont bleiben. Außerdem würde die Regierung zur Herbeiführung einer entsprechenden Kriegstüchtigkeit der Armee jenes Gesetz mit aller Strenge zur Ausführung bringen und neben einer stärkeren Rekrutenaushebung auf volle dreijährige Dienst-

zeit, regelmäßige Uebungen der Landwehr, der Infanterie wie der Cavallerie, Herstellung eines selbständigen Officier- und Unterofficierscorps für die Landwehr bestehen mögen. Bei jedem Ausbruch eines Krieges müßte aber dennoch sofort zur Landwehr gegriffen werden — und man würde sich schließlich mit dem Allen dem Feinde doch nur langsam, mit einem zwar kräftigen und kernigen, aber jedenfalls ungenügend eingeübten und zusammengesetzten Bestandtheil der Armee gegenüberstellen können.

Einrichtung gegen Einrichtung, System gegen System gemessen, wenn man, meinen wir, rein sachlich diesem geschilderten das Cadressystem der Reorganisation vergleicht, welches in der stehenden Armee nur den Rahmen geschaffen wissen will, in den sich die Reserven bei ausbrechendem Kriege einzureihen haben, um ein aneinander gewöhntes, eng zusammengewachsenes, mit der entsprechenden Zahl von Officieren und Unterofficieren versehenes Ganzes zu bilden, so endlich, daß sich hinter dieser kriegstüchtigen Armee nöthigenfalls die Landwehr sammeln und aufstellen kann, — so leuchtet, von allem Einzelnen abgesehen, im Ganzen und Großen der Vorzug dieses Planes zur Evidenz ein. Der Vorzug für den Zweck des Krieges, der Vorzug für das Land. Die Verminderung der Landwehrübungen, das Aufhören der Landwehrcavallerie, das Verschonen der Familienväter bei den möglichen Kriegsbereitschaften, welche den Communen schwere Kosten und bei'm wirklichen Kriege unberechenbare Lasten auferlegen — alle diese Vorzüge hat das Land zum großen Theil schon jetzt begriffen und wird sie immer allgemeiner begreifen. Es wird, dessen sind wir gewiß, den Standpunkt weder gutheißen, noch begreifen, der sich in einseitiger und unpraktischer Consequenz auf das Gesetz von 1814 steift und schließlich bei dem fiat justitia, pereat mundus ankommt. Die Popularität, deren sich einstweilen noch diese Opposition erfreut, ist ohne Frage schon jetzt im Abnehmen begriffen. Wir begreifen vollkommen die rhetorische Erhitzung, aber wir hegen einigen Zweifel über den politischen Scharfblick, um nicht zu sagen über den Patriotismus derjenigen, welche jenen Standpunkt auch auf die Gefahr hin festzuhalten rathen, daß darüber die Verfassung des Landes bei einem eintretenden Conflict zum Sturze gebracht werden sollte. Dieser Staat steht nicht so isolirt im Kreise der Staaten und er hat zur Erfüllung seiner Aufgaben nicht so viel Zeit zu verlieren, daß ihm mit einem so radicalen Pessimismus gedient wäre, der die Consequenz des Rechts und das Mißtrauen gegen das derzeitige Ministerium zum entscheidenden Maaßstab seiner Beschlüsse macht.

Es ist die heilige und ernste Pflicht der Landesvertretung — und wir freuen uns, daß wenigstens ein Theil unserer Freunde sie zu begreifen scheint — eine Pflicht, zu der sie schon das Budget als Regierungsvorlage zwingt —, nicht vorweg den Stab zu brechen über die bestehende Organisation der Armee. Es ist ihre Pflicht, zu prüfen, inwieweit dieselbe den gesetzlichen Bestimmungen entspricht, und demgemäß entweder auf Abänderung des Gesetzes oder der Reorganisation zu dringen. Es ist nicht minder Pflicht, die finanzielle Seite mit Sorgfalt zu prüfen; denn hier liegt recht eigentlich der Schwerpunkt der Frage für die Befugnisse des Hauses. Von hier aus wird und kann für die Armee nicht mehr bewilligt werden, als die finanzielle Kraft des Landes, als die Rück-

ſicht auf die übrigen Staatszwecke zuläßt. Dieſem Standpunkt gegenüber wird die Regierung gezwungen ſein, die Organiſation der Armee nach allen Seiten hin klar zu legen und ſo der Landesvertretung die Gelegenheit bieten, ihrerſeits auf Erſparniſſe dringen und dadurch auch auf die Organiſation ſelbſt — ohne dieſelbe in's Techniſche hinein zu discutiren — einwirken zu können. Die Landesvertretung wird den ſchweren Bedenken gegen die hohen Koſten der Organiſation um ſo mehr Nachdruck geben können, je weniger ſie, dem gegenwärtigen Miniſterium gegenüber, durch irgend etwas Anderes als durch die Rückſicht auf die Sache, auf das unabweisbare Bedürfniß beengt iſt. Sie wird von jenem finanziellen Standpunkt aus berechtigt und im Stande ſein, die Zeit und die Zahl des Präſenzſtandes der ſtehenden Armee, die hohe Bedeutung der productiven Kräfte, welche dem Lande dadurch entzogen werden, ſo wie die ſonſtigen Einrichtungen in der Armee, bei denen ihr Erſparniſſe zuläſſig erſcheinen — im Penſionsweſen, in den höheren Officierschargen u. ſ. w. — zur vollen Geltung zu bringen.

Wir verzichten, wie geſagt, auf's Prophezeien, aber wir hoffen, daß dem erfahrenen Stavenhagen, welcher weſentlich dieſe Poſition mit Klarheit und Entſchiedenheit innehält und bereits an Anderen, neuerdings auch an Tweſten und Lette kräftige Unterſtützung gefunden hat, ſchließlich die Majorität des Hauſes zufallen werde. Damit werden unſere Freunde zwar den Stimmungen des Tages nicht entſprechen, aber ſie werden den wahren Willen des Landes realiſiren. Das Land will, unter möglichſter Schonung der finanziellen und productiven Kräfte, eine Reform der Armee, ſoweit ſie in der That durch die Sicherheit des Staates gefordert iſt und zur Erreichung der großen Ziele dient, welche Preußen in ſeinem eigenen, wie im deutſchen Intereſſe anzuſtreben hat. Das Land will eine Armee, welche in der Kraft des Volkes wurzelt, frei von Kaſtengeiſt und Sonderintereſſen ſich mit den allgemeinen Intereſſen des Staates eins weiß. Das Land will, daß ſeine Vertreter in ſachlicher Prüfung die große Frage löſen, welche ſchwer auf dem Herzen ſeines Königs, der Armee und aller Preußen laſtet, damit der feſte Boden inneren Friedens wiedergewonnen werde, auf dem der weitere Ausbau der Verfaſſung emporſteigen kann.

Wir ſind, wie unſere Leſer ſehen, dem Geſichtspunkt blos hiſtoriſcher Betrachtung bald genug untreu geworden. Das macht: wie ſehr die Dinge ſich unſerem Rath und unſeren Anſchauungen zuwider entwickelt haben, wie tiefes Mißtrauen uns gegen einen Theil der dermaligen Rathgeber Seiner Majeſtät erfüllt — wir ſind weit entfernt, an dem wahren Weſen, an der Beſtimmung und Zukunft unſeres Staates irre zu werden. Es iſt eine ſchwere Inconvenienz, daß ein Mann wie Herr v. d. Heydt momentan als der Repräſentant eines Staatsweſens erſcheint, das auf ſtrenge Conſequenz, auf Ehrlichkeit, Lauterkeit und Tapferkeit geſtellt iſt, und etwas wie ein Gefühl der Unſchicklichkeit überkömmt uns, wenn wir die Reden der Herren v. Jagow und v. Lippe leſen: aber dennoch ſind wir niemals weniger in Verſuchung geweſen, den Glauben an Preußen einzubüßen, als in dem Momente, wo das Organ des Nationalvereins fahnenflüchtig wird und Miene macht, der Monarchie Friedrich's des Großen ſeine Gunſt zu entziehen, um ſie auf den Staat der Habsburger zu übertragen!

Der Moment zu dieſer Schwenkung konnte nicht ſchlechter gewählt ſein. Denn eben jetzt haben wir zwei Thatſachen zu regiſtriren, welche Bürgſchaft leiſten, daß das wahre Preußen zum Verdruß ſeiner Feinde ſich immer wiederfinden und ſich auf ſich ſelbſt beſinnen wird. Wir bedauern, daß die Anerkennung Italiens durch Preußen der Anerkennung von Seiten Rußlands erſt nachgefolgt iſt; wir hätten gewünſcht, daß dieſe Anerkennung die unmittelbare Antwort Preußens auf die identiſchen Noten geweſen wäre — auch ſo indeß freuen wir uns eines Akts, der nur im Lager derjenigen Parteien mißfällig aufgenommen worden iſt, die in Oeſterreich den Hort ihrer confeſſionellen oder ihrer Standesintereſſen zu erblicken gemüßigt ſind. Von viel höherer Bedeutung aber erſcheint uns die Einmüthigkeit, mit welcher das Haus der Abgeordneten dem franzöſiſchen Handelsvertrag ſeine Zuſtimmung gegeben hat und die unbeirrte Feſtigkeit, mit welcher unſere Regierung die neueſten Anträge Oeſterreichs wegen eines Vertragsverhältniſſes mit dem Zollverein zurückgewieſen hat. Es iſt wahr, die Abſicht dieſer Anträge war allzu durchſichtig, und man kann ſagen, daß in dieſen Dingen Preußen ſchlechterdings nur Einen Weg gehen, daß es ſchlechterdings nicht anders als correct preußiſch und correct deutſch handeln kann. Gerade dies aber iſt es, was uns mit Genugthuung und mit Hoffnung erfüllt. Es iſt die ſegensreiche Frucht ſolcher Acte einer geſunden und großen Politik wie die Gründung des Zollvereins, daß ſie eine Tradition, ein Geleiſe und eine Nothwendigkeit des Handelns erzeugen, die über die Schwankungen des Moments hinaushebt und den Entſchließungen der Perſonen nur die engſte Wahl läßt. Die Zeit wird kommen, möge ſie bald kommen, wo auch unſer Verfaſſungsleben ſo feſt gegründet und unſere politiſche Poſition in Deutſchland ſo ſtark bezeichnet iſt, daß wir auch hier des rechten Weges nicht verfehlen können. Wenn dieſe Zeit gekommen iſt, dann wird ein Conflict wie der gegenwärtige über die Militärfrage unmöglich ſein und dann werden ſich preußiſche Staatsmänner nicht mehr vor den Chicanen des Bundestages, preußiſche Soldaten nicht mehr vor kurfürſtlich-heſſiſchen Inſolenzen zurückziehn.

Notizen.

Aus Ed. Zeller's Feder haben unſere Leſer in dem vorliegenden Hefte eine Darſtellung jener bezeichnenden Epiſode aus der Geſchichte der neueren Philoſophie erhalten, die in dem Kampf des Pietismus und Rationalismus Epoche macht. Wir freuen uns, ſie auf die parallele Darſtellung aufmerkſam machen zu können, welche derſelbe Gegenſtand inzwiſchen im Zuſammenhang der deutſchen Literatur- und Bildungsgeſchichte durch Hermann Hettner gefunden hat. Den die Entwickelung des deutſchen Geiſtes im achtzehnten Jahrhundert behandelnden Werken von Biedermann und Julian Schmidt reiht ſich der ganz kürzlich erſchienene erſte Theil von Hettner's „Geſchichte der deutſchen Literatur im achtzehnten Jahrhundert" (Braunſchweig, bei Vieweg) an. Wir erwarteten

den Verfaſſer längſt bei dieſem wichtigſten Theil ſeiner umfaſſenden Aufgabe, die Kämpfe der Aufklärung überhaupt, das heißt die Strömung der befreienden Ideen von ihrem Urſprungsort in England, über Frankreich, bis in unſer eigenes Vaterland hinein zu verfolgen. Denn erſt hier nehmen dieſe Ideen eine wahrhaft poſitive Geſtalt an; in dem tiefen Boden des deutſchen Geiſtes und Gemüthes ſchlagen ſie Wurzel und treiben zuletzt jene edelſte Bildungsform hervor, die in unſerer klaſſiſchen Dichtung ſich vollendet. In die Anfänge dieſer Entwickelung im Elemente deutſchen Lebens und Geiſtes führt uns der jetzt erſchienene Band, nachdem zwei frühere Bände (1856 und 1859) in der engliſchen und franzöſiſchen Literaturbewegung gleichſam die Vorgeſchichte dazu enthielten. Gerade in dieſem „Erſten Buche," das bis zum weſtfäliſchen Frieden zurückgreift und bei dem, nicht blos durch die Thronbeſteigung Friedrich's des Großen epochemachenden Jahre 1740 innehält, rechtfertigt ſich der ganze Plan des Verfaſſers am ſichtlichſten, denn gerade hier iſt die Abhängigkeit der werdenden deutſchen von der früher fertigen ausländiſchen Bildung am evidenteſten. Es iſt ſo, wie Hettner ſagt: eben die Ausländerei, die bei der Stockung aller eigenen, ſpontanen Lebenstriebe in Folge des großen Religionskrieges in unſerem Vaterlande Platz gegriffen hatte, dieſe Ausländerei, welche Deutſchlands tiefſtes Verderben war, wurde zugleich der Grund ſeiner Rettung. Dieſe Thatſache iſt freilich allbekannt und ſie braucht nicht erſt zur Anerkennung gebracht zu werden, allein es iſt das Verdienſt der Hettner'ſchen Darſtellung, ſie in lichtvollſter Weiſe als oberſten Geſichtspunkt der geſchichtlichen Conſtruction geltend zu machen, ohne darüber dem Eigenthümlichen und Individuellen der deutſchen Zuſtände und Hergänge Abbruch zu thun. Wir ſprechen ebendeshalb nicht mit Recht von einer geſchichtlichen Conſtruction. Die Weiſe unſeres Geſchichtsſchreibers iſt vielmehr die, daß er uns vor und zwiſchen der Erzählung jezuweilen an die Hand nimmt, um uns einen raſchen Ueberblick über das Charakteriſtiſche des Geſchichtsverlaufs, überzeugende Ein- und Durchblicke von beſonders geeigneten Punkten nehmen zu laſſen. Weder der Leſer noch die Ereigniſſe werden durch die Zudringlichkeit und Rechthaberei allgemeiner Geſichtspunkte gequält; Erzählung und Gruppirung haben gegenſeitig ein bequemes und gefälliges Abkommen gefunden; es iſt, als ob uns der verſtändigſte Cicerone durch eine Bildergallerie führte: er ſorgt vor Allem, daß wir ſelbſt ſehen, genießen und urtheilen, und nur zuweilen wirft er ein verſtändigendes Wort dazwiſchen, das uns an der richtigen Stelle auf's Schönſte über Bedeutung des Einzelnen, über Beziehung und Zuſammenhang des Einen mit dem Andern aufklärt. Vielleicht giebt es eine noch höhere Form für die Geſchichte des geiſtigen Lebens einer Nation, eine noch innigere und kunſtreichere Verbindung des ideellen Zuſammenhangs der Erſcheinungen mit der Darlegung des Thatſächlichen — eine Verbindung, deren Geheimniß in der perſönlichen Bildungsgeſchichte der hervorragenden Träger des nationalen Geiſteslebens ſtudirt werden mag. Allein der glückliche Takt, der künſtleriſche Sinn des Verfaſſers, das Geſchick, mit dem er jetzt ein Detailbild ausmalt, jetzt mit leichteſter Hand eine Ueberſichtsſkizze hinwirft, erreicht nahezu und wie ungeſucht denſelben Zweck. Niemals ſpannt oder überſpannt er uns durch abſtracte Charakteriſtiken, niemals ermüdet er uns durch

allzubreite Erzählung, niemals endlich bröckelt ihm das Material atomistisch auseinander. Wie schön z. B. weiß er, da, wo er die Entwickelung der deutschen Dichtung und bildenden Kunst erzählt, den Grundgedanken, daß es sich dabei um die zunehmende Convergenz der Renaissance und des Volksthümlichen handelt, nicht sowohl in seine Darstellung hineinzuarbeiten, als vielmehr immerfort zu zeigen, ihn immerfort dem Leser gegenwärtig zu erhalten. Kein Wort sagen wir davon, daß sich die Literaturgeschichte unter der Hand Hettner's von einer Geschichte des geschriebenen Buchstabens eben zu einer Geschichte des Geistes erweitert. Daß dies allein die wahre Idee der Literaturgeschichte ist, wird immer allgemeiner anerkannt, und unser Verfasser besitzt durchaus die Beweglichkeit und Vielseitigkeit, die dazu erfordert wird, um demselben Geiste, der sich hier zur Dichtung sammelt, dort in den Wegen wissenschaftlichen Strebens nachzugehen, ihn dort wieder in den Tönen der Musik zu belauschen oder von den Formen der bildenden Kunst abzulesen. Seinen eigenthümlichen Neigungen und Talenten gehört es an, daß er dabei mit Vorliebe bei der Letzteren verweilt, während andererseits die sittlichen Bedingungen der Culturentwickelung, die Formen und Verhältnisse des öffentlichen Lebens in einer gewissen Ferne stehen bleiben und nur wie in leichtem Rahmen das Ganze umspannen. Es hängt damit zusammen, daß die letzten Motive der Darstellung, die praktischen Ueberzeugungen des Verfassers sich verstecken. Wir haben nichts weniger als eine Tendenzgeschichte vor uns, so wenig, daß selbst zwischen deutlich hervortretender Zuneigung und Abneigung das Urtheil des Lesers frei bleibt. Hierüber indeß wird uns erst nach dem Abschluß des ganzen Werkes zu sprechen erlaubt sein. Wir schließen für diesmal mit dem Hinweis auf einzelne Abschnitte des Buches, an denen wir uns besonders erfreut oder durch die wir uns in irgend einer Richtung vorzugsweise angeregt gefühlt haben. Sehr gelungen ist uns — abgesehen von den artistischen Partien — die Darstellung des Aufklärers der Aufklärer, Thomasius erschienen. Einzelne geistreiche Bemerkungen heben den Abschnitt über Leibnitz, für dessen Charakteristik übrigens Hettner mit Recht auf die eingehende Darstellung Biedermann's verweist. Mit sichtbarer Gunst wird die Figur Edelmann's hervorgerückt. Für Gottsched und die Schweizer Literaturreformatoren blieb dem Verfasser wenig mehr zu thun übrig, als eine knappe Zusammenfassung der Arbeiten von Danzel und Mörikofer. Mit überwiegender Selbständigkeit wieder verweilt er bei den Robinsonaden und verweist dabei mit Nachdruck auf jenes eigenthümliche Buch von der Insel Felsenburg — „Rousseau vor Rousseau," wie er sich ausdrückt. Polemischer als sonst seine Art ist, aber mit unserer vollen Zustimmung, erklärt er sich gegen die Ueberschätzung des Satirikers Liskow, und mit liebenswürdiger Wärme endlich tritt er für die Verdienste Rabener's und namentlich Gellert's ein.

Noch einmal müssen wir auf Fichte zurückkommen, denn wir dürfen unmöglich den köstlichen Beitrag unerwähnt lassen, den die »Genzboten« in ihrer Nr. 29 und folgenden zur Lebensgeschichte und Charakteristik des Mannes veröffentlicht haben. Durch Moritz Weinhold werden hier ein halbes Hundert

Fichte'ſcher Familienbriefe, zu deren Entdeckung der 19. Mai den Anlaß gegeben, begleitet von kurzen, theils kritiſchen, theils erläuternden Bemerkungen mit diplomatiſcher Genauigkeit mitgetheilt. Man kann aus dem Nichtfinden Niemand einen Vorwurf machen, immer aber bleibt es eine zu bedauernde Lücke in der Biographie Fichte's von ſeinem Sohne, daß dieſem für die neue Auflage ſeines Werkes dies Material nicht zur Verfügung ſtand. Denn für uns wenigſtens haben ſich durch den hier gegebenen Einblick in die Familienbeziehungen Fichte's die Züge des Mannes weſentlich verdeutlicht. Nicht zu ſeinen Ungunſten, wohl aber zu Ungunſten derjenigen Betrachtungsweiſe, die uns von dem Idealiſten, dem Transſcendentalphiloſophen eben nur das transſcendentale Ich zu zeigen geneigt iſt. Wir halten es für einen großen Gewinn, daß uns Fichte durch dieſe Mittheilungen *menſchlich näher rückt* und daß wir bis in das phyſiologiſche Werden ſeines Weſens und ſeiner Denkweiſe zurückgewieſen werden. Der Sohn iſt der Eltern Kind und er trägt in's Leben etwas von dem hinüber, was ihm in ſeinem väterlichen Hauſe entgegentrat. Dieſes Haus war, wie wir deutlich aus den gegenwärtigen Documenten ſehen, nichts weniger als eine Idylle; es waltete darin neben dem rechtſchaffenen, von Fichte mit immer gleicher Liebe, Verehrung und Fürſorge gehegten Vater der herriſche, heftige, rechthaberiſche Geiſt der Mutter; es giebt Unfrieden, Zank und Krieg in der Familie; in barſchen, ſchneidigen und trotzigen Briefen thut der Sohn den Seinigen kund, daß er ſeine eigene Wege zu gehn entſchloſſen ſei, daß er ſeinen Kopf und Willen für ſich habe. Wie hätte der Mann, in deſſen Adern das Blut einer ſolchen Mutter war, der in ſolchen Familienverhältniſſen ſeine Kindheit verlebt hatte, die Welt als eine Idylle oder als ein Paradies anſehen können, wie war es ihm doch ſo nahe gelegt, ſie als den harten, widerſtehenden Stoff zu betrachten, gegen den es vor Allem gelte, *ſich ſelbſt* durchzuſetzen. Und wiederum, nirgends wird es ſo deutlich wie hier, daß die Subſtanz des erhabenen Fichte'ſchen Moralismus der ſtarke, grundtüchtige, aber ſchroffe und rechthaberiſche *Eigenwille* iſt. Auf der Wurzel eines in der Jugend ungezähmten, ja, wir ſcheuen den Ausdruck nicht, eines rohen Selbſtändigkeitsgefühls iſt die Tapferkeit, die Tugend, der ſittliche Idealismus des Philoſophen gewachſen. Wie wehe thut uns der Brief, in welchem er mit unleidlichem, männiſchem Stolz gegen ſeinen Bruder großthut mit der rührenden Hingebung ſeiner Braut, noch ſchwankend, ob er es nicht ſeiner Freiheit und ſeinen hochfliegenden Plänen ſchuldig ſei, ſie, die Hingebende und Vertrauende, zu verlaſſen. Aber gleichzeitig freilich bewundern wir das edle Metall, das mit dieſen Eiſenſchlacken gemiſcht war, wenn doch der gute Geiſt der Treue, der Pietät, der Liebe Herr wurde über ſo herriſchen Stolz und Egoismus. Es iſt weiter köſtlich zu leſen, wie er den bevorzugteſten ſeiner Brüder mit brüderlicher Fürſorge tyranniſirt und mit kategoriſchen Imperativen ihm Liebes und Gutes erweiſt. Und nun neben dieſem Manne die ſanfte, gute, fromme Frau, ein Muſter echteſter Weiblichkeit, unendlich liebenswerth in ihrer herzlichen Einfachheit, in ihrer feſt anſchmiegenden Liebe zu dem ſtarken, unter ihrem Einfluß milder werdenden Gatten! Endlich aber, wie wunderlich die Briefe, in denen ſich der Verfaſſer der Wiſſenſchaftslehre uns als Theilhaber an dem Bandweber-Geſchäft ſeiner Brü-

der darſtellt! Beſſer begreifen wir nun, wenn wir ihn hier Geld- und Geſchäftsfragen verhandeln, kaufmänniſche Rathſchläge und Fabrikationsrecepte mittheilen ſehen, wie der praktiſch-ökonomiſche Tik in ihn hineingekommen war, der ſich auf der idealiſtiſchen Grundlage ſo ſeltſam beſchränkt in ſeinem geſchloſſenen Handelsſtaat und in der Detailgeſetzgeberei ſeines Naturrechts offenbart. — Doch genug der Winke über Werth und Inhalt des hier gebotenen Materials. Das jüngſt gefeierte Feſt hat hinreichend dafür geſorgt, daß nicht etwa über den Menſchlichkeiten Fichte's ſeine Größe uns entſchwinde. Im vollen Glanze ſeiner philoſophiſchen Bedeutung ſchildert ihn unter Anderm die Feſtrede von Kuno Fiſcher, auf die wir unſere Leſer ſchon früher hingewieſen haben würden, wenn ſie uns nicht erſt jetzt, zuſammen mit einer anderen akademiſchen Rede des Verfaſſers über „die beiden kantiſchen Schulen in Jena" (Akademiſche Reden von Kuno Fiſcher, Cotta'ſcher Verlag) vorläge.

Faſt hätten wir unſer Heft geſchloſſen, ohne über eine ſpeciell auf Anlaß eines Aufſatzes dieſer Jahrbücher geſchriebene Broſchüre zu quittiren: Es iſt, um mit Fichte zu reden, eine „Recenſion im wehmüthigen Tone" unter dem Titel — wir wollen ihn ganz abſchreiben —: „Die Zuſtände im Königreiche Sachſen und der Miniſter von Beuſt. Ein Wort zur Abwehr gegenüber dem Aufſatze: die Zuſtände des Königreichs Sachſen unter dem Beuſt'ſchen Regiment, im Märzhefte der Preußiſchen Jahrbücher 1862. Von einem Sachſen. Facit indignatio versum, Verlag von B. Tauchnitz." Bis zu dieſer Copie des Titels, aber wahrlich nicht weiter, wollen wir die Höflichkeit erwidern, mit der die Broſchüre uns ſelbſt und zum Theil ſogar den Verfaſſer des betreffenden Artikels behandelt. Denn dieſe zahme Unmaaßgeblichkeit, dieſe ſtumpfe Gutmüthigkeit, dieſe ſtilloſe Langweiligkeit und regierungsräthliche Schläfrigkeit iſt allzu komiſch, als daß wir irgend den Eindruck ſtören möchten, den ſie nothwendig auf den Leſer, der ſich durch einige der 87 Seiten hindurcharbeitet, hervorbringen muß. Wir unſererſeits machten das Buch zu, nachdem wir auf Seite 26 die beichtväterliche Ergießung über die Verirrung und hoffentliche Bekehrung des Herrn von Carlowitz geleſen hatten. Ein Freund, der weiter geleſen hatte, war mit dem Büchlein zufrieden; und er hat Recht: eine glänzendere Beſtätigung der Behauptung unſeres Correſpondenten von der politiſchen Erſtorbenheit des ſpecifiſchen Sachſenthums konnte auf der Welt nicht geſchrieben werden.

Verantwortlicher Redacteur: R. Haym in Halle a. d. S.
Druck und Verlag von Georg Reimer in Berlin.

Das deutſche Ordensland Preußen.

Scriptores rerum Prussicarum. Die Geſchichtsquellen der preußiſchen Vorzeit bis zum Untergange der Ordensherrſchaft. Herausgegeben von Theod. Hirſch, Max Töppen und Ernſt Strehlke. 5 Bände. 1r Band. Leipzig, S. Hirzel, 1861.

Nicht die Jahre der Geſchichte zähle, wer eines Volkes Alter meſſen will; ſicherer zum Ziele führt ihn die tiefere Frage, welcher Theil der Vergangenheit noch als Geſchichte in der Seele des Volkes lebendig iſt. Wer aus dem Kampfe der Gegenwart um den Grundbau des deutſchen Staates noch nicht die Einſicht gewonnen hat, dies alte Land komme jetzt zum zweiten Male zu ſeinen Tagen: der mag die Jugend unſeres Volks erkennen an der vergeblich geleugneten Thatſache, wie unendlich fern unſer Mittelalter dem Bewußtſein der heutigen Deutſchen ſteht. Nicht blos der Maſſe iſt nahezu Alles aus dem Gedächtniß geſchwunden, was über die Tage der Schwedennoth und der Reformation hinaus liegt. Auch das Urtheil der Gebildeten iſt nur über ſehr wenige Erſcheinungen jener reichen Zeit zu einem feſten Schluſſe gelangt. Der heute mit neuem Eifer entfachte Streit über das Kaiſerthum, wäre er möglich in einem Volke von einfacher, ungebrochener Entwicklung? Noch mehr, ſogar das durchſchnittliche Maaß unſerer Kenntniſſe von dem deutſchen Mittelalter iſt erſtaunlich dürftig für ein ſo gelehrtes Volk und nach ſo emſiger Arbeit der hiſtoriſchen Wiſſenſchaft. Was anders lehren in der Regel unſere gelehrten Schulen, als ein willkürliches Gemiſch gleichgültiger Thatſachen, das man Geſchichte des engeren Vaterlandes zu taufen liebt, und jene Kaiſergeſchichte, welche dahinging wie der Traum einer Sommernacht und mit all' ihrem Glanze die Deutſchen doch nur als die Lernenden zeigt? Kaum daß eine hingeworfene Notiz dem ſüddeutſchen Knaben eine Ahnung giebt von der größten, folgenreichſten That des ſpäteren Mittelalters, von dem reißenden Hinausſtrömen deutſchen Geiſtes über den Norden und Oſten, dem gewaltigen Schaffen unſeres Volkes als Bezwinger, Lehrer, Zuchtmeiſter unſerer natürlichſten Feinde.

Ein glücklicheres Geſchlecht, emporgewachſen auf den Werken unſerer Tage, wird vielleicht dereinſt als einen köſtlichen Segen preiſen, was wir

an der Unfertigkeit unseres Gemeinwesens noch schmerzlich empfinden: daß die Deutschen so eigen zu ihrer Geschichte stehen, daß wir so alt sind und so jung zugleich, daß unsere uralte Vorzeit nicht als eine Last auf unseren Seelen liegt, wie vormals die Größe Roms auf den romanischen Völkern. Preußen insbesondere mag mit Stolz den Namen führen, womit seine Neider es schmähend ehren, den Namen des Emporkömmlings unter den Mächten. Dennoch sollten wir öfter, als es namentlich bei uns in Süd- und Mitteldeutschland zu geschehen pflegt, den Blick verweilen lassen auf jener kraus-verschlungenen Entwickelung, welche den kurzen zwei Jahrhunderten der modernen preußischen Geschichte voranging. Ein kräftiges Gefühl der Sicherheit dringt uns zu Herzen, wenn wir das so plötzlich zur Reife gediehene Werk durch die harte Arbeit langer Jahrhunderte gesichert sehen. Wir lachen des hämischen Geredes über die willkürliche Entstehung des preußischen Staates, wenn wir die deutsche Großmacht der modernen Welt auf demselben Boden gefestet schauen, wo einst das neue Deutschland unserer Altvordern, die baltische Großmacht des Mittelalters sich erhob. Und wer mag das innerste Wesen von Preußens Volk und Staat verstehen, der sich nicht versenkt hat in jene schonungslosen Racenkämpfe, deren Spuren, bewußt und unbewußt, noch in den Lebensgewohnheiten des Volks geheimnißvoll fortleben? Es webt ein Zauber über jenen Boden, den das edelste deutsche Blut gedüngt hat im Kampfe für den deutschen Namen und die reinsten Güter der Menschheit.

An gelehrten Bearbeitern freilich hat es dem reizvollsten Theile dieser Vorgeschichte, der Geschichte des Ordenslandes Preußen, nie gefehlt. Wie hätte es nicht jede lautere und jede lüsterne Phantasie locken sollen, den Geschicken der geheimnißvollen Ordensburgen mit der morgenhellen Pracht ihrer Remter und dem Spuk ihrer unterirdischen Gänge nachzuspüren? Diese räthselhaften Menschen zu verstehen, die zugleich raufluſtige Soldaten waren und streng rechnende Verwalter, zugleich entsagende Mönche und waghalsige Kaufleute und, mehr als all' dies, kühne weitschauende Staatsmänner? Den Staatsmann vornehmlich mußte sie reizen, diese Geschichte einer schroffen Aristokratie, deren beste Kraft in ihrem Bunde mit dem Bürgerthume gelegen war — einer geistlichen Genossenschaft, welche der Kirche so herrisch wie nur je ein weltlicher Despot den Fuß auf den Nacken setzte — eines Staates, der uns bald traumhaft fremd erscheint, wie eine versunkene Welt, ein Anachronismus selbst in seiner Zeit, bald die rationalistische Nüchternheit moderner Staatskunst vorbildet — einer Kolonie, die keiner Theorie des Kolonialwesens sich einfügen will und dennoch die Lebensgesetze der Pflanzungsstaaten typisch veranschaulicht in ihrem athemlosen Steigen, ihrem jähen Falle. Eine Geschichte

thut sich hier auf, welche uns bald heimisch anmuthet durch die trauliche Enge provinziellen Sonderlebens, bald die Seele erhebt durch den weiten Ausblick auf welthistorische Verwickelungen: — eine Geschichte so wirrenreich und verschlungen wie nur die Schicksale unseres alten Reichswappens, jenes einköpfigen Adlers, der von dem Hohenstaufenkaiser dem Hochmeister in sein Schild geschenkt ward und in der fernen Pflanzung sich erhielt, derweil er dem Reiche selber verloren ging, bis ihn endlich der deutsche Großstaat der neuen Zeit zu seinem vorherrschenden Zeichen wählte. Doch was uns staatlose Bewohner der Kleinstaaten zu dieser Geschichte mehr noch hinzieht als ihr romantischer Reiz, das ist die tiefsinnige Lehre von dem Segen des Staates, der bürgerlichen Unterordnung, welche sie lauter vielleicht predigt als irgend ein anderer Theil unserer Vergangenheit.

Während langer Jahre ward das Bild des alten Ordensstaates im Wetteifer verzerrt und entstellt bald von dem nationalen Hasse polnischer Geistlicher, bald von dem Bürgerstolze gelehrter Danziger Stadtschreiber, bald endlich von der selbstgefälligen Aufklärung der Kotzebue und Genossen. Auch läppischer Fabelsucht war Thür und Thor geöffnet. Denn des Ordens alte Chronisten ermangeln nicht nur, nach der Weise epischer Zeiten, der Gabe, Charaktere zu schildern; sie verschmähen es sogar grundsätzlich, gemäß dem hocharistokratischen Geiste des Ordens, die großen Männer des Staates in den Vordergrund zu stellen. Wie mußte da nicht in den modernen Schriftstellern das ächt-menschliche Bedürfniß sich regen, gewaltige Thaten zu personificiren? Erst Johannes Voigt hat die wissenschaftliche Geschichtsforschung in Alt-Preußen begründet, als er vor vierzig Jahren seine „Geschichte von Preußen" aus den Archiven des Ordens zu schöpfen begann. Leicht mögen wir heute die Mängel des Werkes tadeln: die reizlose Darstellung, die oft stumpfe Kritik der Quellen, den Mangel großer staatsmännischer Gesichtspunkte und vor Allem jene sanguinische Schönseherei, welche sich aus der Freude des ersten Entdeckers und aus dem dünnen Idealismus der Tage der alten Romantik vollauf erklärt. Uns jüngeren Skeptikern wird oft gar lustig zu Muthe unter all' diesen „edlen" und „biedern" Rittern, deren Thaten doch so laut verkünden: ein guter Theil ihrer Größe bestand in dem gänzlichen Mangel jener Gutmüthigkeit, die man fälschlich als eine deutsche Tugend preist. Trotz alledem bleibt dem ehrwürdigen Verfasser ein unvergängliches Verdienst. Dafür zeugt am lautesten der lebhafte, ja rührende Eifer, den alle Stände der Provinz seit dem Erscheinen des Voigt'schen Werkes auf die Erforschung ihrer alten Geschichte verwenden. Diese stille Arbeit ging Hand in Hand mit dem Wiederaufbau der Marienburg; ihre Ergebnisse liegen vor in zahllosen Einzelschriften und Sammelwerken. Allmählich tauchten aus der

Fluth dieser oft dilettantischen Bücher einzelne Werke empor, die den Stoff nach der strengen Methode der heutigen Wissenschaft sichteten; wir erinnern unter Anderm an Theodor Hirsch's vortreffliche Handelsgeschichte von Danzig. Jetzt endlich haben drei bewährte Kenner ein kritisches Sammelwerk der preußischen Chronisten begonnen, das für lange Zeit die Grundlage der alt-preußischen Geschichtsforschung bleiben wird. Manches noch von Voigt geglaubte Mährchen ist bereits vor der schonungslosen Kritik der Noten und Excurse dieses ersten Bandes zusammengebrochen. — Uns giebt das Erscheinen des werthvollen Werkes willkommenen Anlaß, in den kurzen starken Strichen einer anspruchslosen Skizze die Geschichte des Ordenslandes zu zeichnen. —

Der helle Tag des alten deutschen Ritterthums ging zur Rüste. Noch einmal, glänzender denn je zuvor, war die Blüthe des adligen Deutschlands, an vierzigtausend Ritter, um ihren Helden versammelt, als der alte Kaiser Rothbart auf dem Reichshoftage zu Mainz seinen Söhnen „den ehrenreichen Schlag schlug" und selber noch mit der Lanze im adligen Spiele sich tummelte (1184). Drei Jahre noch — so nahe berühren sich Glanz und Fäulniß auf diesem steilen Gipfel altritterlicher Zeit — und der ritterfreundliche Kaiser legte dem deutschen Adel selbst die Axt an die Wurzel, gab ihm das selbstmörderische Recht der Fehde. Nach abermals drei Jahren hatte der ruhmreichste Vertreter deutscher Ritterherrlichkeit im Morgenlande sein Grab gefunden. In diesen verhängnißvollen Tagen, auf demselben Kreuzzuge, der dem Kaiser den Tod gab, entstand der deutsche Orden von Sanct Marien, ein nachgeborenes Kind des alten deutschen Ritterthums. Als die Lateiner die Feste Akkon belagerten, erbarmten sich reiche Kaufleute aus Lübeck und Bremen der siechen Landsleute und nahmen sie auf in ihre Segelzelte. Deutsche Ritter boten den Verwundeten fromme Pflege, wie der Welsche sie längst schon bei seinen Templern und Johannitern fand. Nach der Eroberung der Stadt ward die ritterliche Brüderschaft für die Dauer gestiftet, vereinigte mit sich ein älteres Hospital der Deutschen zu Jerusalem und gründete in Akkon ihren Hauptsitz (1190—91). So stehen bedeutsam deutsche Bürger an der Wiege des Ritterordens in Zeiten, da bereits adliger Uebermuth dem Bürger das Recht der Waffen zu bestreiten versuchte; und so lange seine Größe währte, hat der Orden alltäglich für seine frommen Mitstifter von Lübeck und Bremen gebetet. Wie unser Volk während der Kreuzzüge in dem großen Ideenaustausche der lateinischen Christenheit immer mehr empfing als gab, so ward auch der Orden nach dem Vorbilde der Welschen gestiftet; seine kriegerische Ordnung entlehnte er den Templern, die Regeln für Pflege und geistliche Zucht den Johannitern. Aber während die Templer bald in

sittlicher Entartung verkamen, die Johanniter als Markmannen der Lateiner wider die Türken ein unsicheres Dasein führten, sollte der deutsche Orden beide überflügeln. Später gegründet, blieb er reiner als beide von der sittlichen Fäulniß des Orientes. Von Anbeginn nahm er, mit schrofferem Nationalstolze als jene, nur den Adel deutscher Zunge in seinen Kreis, und bald entsprang seines Meisters lichtem Haupte der große Gedanke der Staatengründung.

Während eines Menschenalters schien es, als solle der Orden abenteuernd dahinleben auf den Grenzgebieten abendländischer und morgenländischer Bildung. Er drillte und führte das neu gebildete Fußvolk der Kreuzfahrer, erwarb mit dem Schwerte und durch fromme Stiftung manch' schönes Gut im heiligen Lande und in Griechenland, das Meiste in Sicilien und Einiges in Deutschland. In solchem heimathlosen Treiben blieb er klüglich dem heiligen Stuhle ergeben, und die Curie schützte „ihre geliebtesten Söhne," wenn eifersüchtige Fürsten mit den trotzigen unbequemen Unterthanen haderten, befahl dem murrenden Klerus, auf jede Gerichtsbarkeit über den Orden zu verzichten, und mahnte die Templer, den weißen Mantel der deutschen Herren zu ertragen: unterschied sie doch das schwarze Kreuz genugsam von den Templern. — Ein Zug der Größe kommt in des Ordens Geschichte erst mit dem Hochmeister Hermann von Salza. In Thüringen erwachsen, als dort am sängerfreundlichen Hofe der Wartburg die Blüthe christlich-deutscher Dichtung sich entfaltete, hatte er später unter der muhamedanischen Leibwache, den leichtfertigen südländischen Sängern und den skeptischen Gelehrten seines Freundes, Kaiser Friedrich's II., eine weltlichere Bildung genossen. Frühzeitig eingeweiht in die weltumspannenden Pläne der kaiserlichen Staatskunst, verstand es der kluge überlegene Kopf, sich zwischen den streitenden Mächten des Kaiserthums und der Kirche hindurchzuwinden, beide für seines Ordens Größe zu benutzen. Er lernte am Hofe zu Neapel die verständigen Grundsätze jener nahezu modernen volkswirthschaftlichen Politik, welche der Hohenstaufe den Saracenen entlehnte, und bald ward der besonnene maaßvolle Mann der gesuchte glückliche Vermittler in den Kämpfen der Weltmächte. So bereiste er Deutschland, um den Dänenkönig Waldemar zu bewegen, daß er seinen Ansprüchen auf Holstein entsage, und beschwichtigte die aufsässigen Städte der Lombardei. Noch in späteren Jahren erwirkte er den Friedensschluß zwischen Papst und Kaiser; er allein war zugegen, als zu Anagni die Beiden im Zwiegespräche sich verständigten. Und am Abend seines Lebens ward ihm die Freude, den rebellischen König Heinrich zu den Füßen des Vaters und Kaisers zurückzuführen. Für solche Dienste hatte der Kaiser den Unentbehrlichen zum Reichsfürsten erhoben und ihm den schwarzen

Leben in die Geschichte des Hochmeisterthums gebracht. Wie hätte dem kriegerischen Staatsmanne in seinem modernen Verweilen zu Akkon entgehen können, daß das Ordens-Heer in Orient immer gefährdet, der Sitz der Centralmacht des Ordens in das heilige Land entfremdet sei? Schon war es für ihn aus dem Plane, den Orden in Palästina eine gesicherte Heimath zu gründen, und statt eines Schaar seiner Ritter, die seine Heere des Morgens nöthig zu heidnischen Kumanen der Nordost-Ecke des Ordens berufen und um die Landschaft Siebenbürgen seinen Tempelherrn zu Lehen gab. Da kam und — bewog ihn der Pabst, das ungarische Lehen für sich zu behalten St. Petri zu erklären — in jenem Geiste kriegerischer, ritterlicher Selbstsucht, der von da an des Ordens Staatskunst erfüllt. Denn der Ungarkönig eilte, die gefährlichen Fremden aus dem Lande zu treiben. Noch war das Fehlschlagen dieses Anschlags nicht verschmerzt: da erschien bei dem Hochmeister — er verhandelte gerade in Sachen des Kaisers mit den Communen der Lombardei — die Gesandtschaft eines polnischen Kleinfürsten, seine Hülfe erflehend gegen die heidnischen Preußen (1226). Und es geschah, daß der Orden seinen großen christlich-deutschen Kreuzzug begann, eifrig geführt von einem Kaiser, der weder christlichen noch deutschen Sinnes war. So stoßen wir schon an seiner Schwelle auf die geheimste Unwahrheit des Ordensstaates: — sein Werk kriegerischer Heidenbekehrung ward begonnen in Tagen, die dem naiven Glauben der alten Zeit bereits entwachsen.

Sehr wenig günstige Zeichen fürwahr bot dies dreizehnte Jahrhundert dem Beginne eines Ritterstaates. Ueberall im Welttheil wankte das alte Rittertum in seinen Fugen. Wieder und immer wieder versagte unser Adel den Dienst zur Romfahrt; er begann bereits die romantische Staatskunst seiner großen Kaiser als eine Last zu empfinden. Stumm lagen die Hallen der Wartburg, und bald, mit dem Aussterben der Babenberger, sollte auch aus Oesterreich der ritterliche Sang entweichen. Noch eine kurze Frist, — und in der Verwilderung der kaiserlosen Zeit schwanden die letzten Trümmer der zierlichen Bildung alter Ritterſitte, und theilnahmlos hörte der Adel die Frage des welschen Sängers, wie Deutsche leben könnten, derweil Konradin ungerächt sei. Auch der feine französische Adel war entartet unter den Gräueln der Albigenserkriege. Noch einmal erstand ihm in dem heiligen Ludwig ein glänzender Vertreter der alten Zeit, doch alsbald eröffnete der kalte Rechner Philipp der Schöne eine rauhere, modernere Epoche. Um dieselbe Zeit ward in England unter schweren Wehen das Unterhaus geboren. Darauf begann das Jahrhundert der drei Eduard's, welches trotz seines romantischen Glanzes in sei-

nem Kerne schon die Keime des modernen englischen Staatslebens zeigt. Und mit der alten Ritterſitte ſchwand auch die Kunſtform, die ihr Weſen ausſprach, die edle Anmuth des ſpätromaniſchen Stiles. Aber aus dem üppigen Boden dieſes reichbegabten Geſchlechtes wucherten raſch neue Geſtaltungen empor. In Rom erſtand die unheimliche Größe der Inquiſition und der Bettelorden. Und in unſerem Norden hatte bereits um das Ende des zwölften Jahrhunderts eine neue Entwickelung angeſetzt, minder glänzend vielleicht als die Politik der Staufen, aber dauernder, ſtätiger, die große Lehrzeit für die aggreſſiven Kräfte unſeres Volks. Wenn einſt die Franken deutſchen Geiſt mit der antiken und chriſtlichen Geſittung verſchmolzen: jetzt trug der Stamm der Sachſen die Werke der Franken nach Oſten. Als Heinrich der Löwe und Albrecht der Bär die Wenden vernichteten, als Arkonas alte Tempelfeſte fiel, da drängten ſich deutſche Bürger und Bauern in die verödeten Lande, wie der Kampf für gemeine Freiheit, die Noth der Uebervölkerung, die Wuth des Meeres oder kecke Wageluſt ſie oſtwärts trieb.

Ohne Verſtändniß hatten die Kaiſer dieſer großen Fügung zugeſchaut; ja, Friedrich II. gab alle Lande jenſeits der Elbe an den Dänen. Da — wie ſeitdem oftmals der deutſche Norden gegen das Reich und doch in Wahrheit als ein Mehrer des Reichs kämpfte — da regte ſich das Bürgerthum, machte die däniſche Macht zu Schanden bei Bornhövde, und Lübeck feierte (1234) ſeinen erſten Seeſieg. Nun, in raſchem Steigen, ohne jede Gunſt der Natur an der hafenarmen Küſte, erhebt ſich die bürgerliche Macht. Die maſſiven Gaben deutſcher Geſittung, das Schwert, der ſchwere Pflug, der Steinbau und die „freie Luft" der Städte, die ſtrenge Zucht der Kirche verbreiten ſich über die leichtlebigen Völker des Oſtens. Die Handelsplätze Skandinaviens werden deutſch, alle mercantilen Kräfte des Nordens vom deutſchen Bürger herriſch ausgebeutet; der deutſche Kaufmann allein darf das ungaſtliche Rußland durchſtreifen und führt, im ſchweren Eigenhandel dieſer unſicheren Zeiten, ſelber ſeine Waare nach dem Markte der köſtlichen „Peltereien," nach dem deutſchen Freiſtaat Nowgorod. Der deutſche Bürger tritt das Erbe der Wenden an, die Herrſchaft auf der Oſtſee; und mit der Hanſe entfaltet ſich die bürgerliche Kunſt der Gothik. Im Laufe des Jahrhunderts werden ſelbſt die Gebiete der ſlaviſchen Kleinfürſten in Pommern und Schleſien von deutſcher Bildung überherrſcht. Ja ſogar Polen, das einſt die Anſprüche ſeiner Lehnsherrlichkeit bis an den Harz getragen, läßt jetzt, raſch geſunken durch innere Kriege, dieſen grandioſen Siegeszug deutſcher Geſittung auf ſich wirken. Bis Sendomir und Krakau verbreitet ſich der Einfluß deutſchen Gemeindeweſens, überall auf kirchlichem und landesherrlichem Boden

en sich deutsche Städte. Blos der Adel Polens wendet sich in siche-
Instincte von diesen unheimischen Gewalten und benutzt das eindrin-
e deutsche Immunitätswesen, lediglich um die königliche Gerichtsbarkeit
schütteln und die Herrschaft polnischer „Adelsfreiheit" über der Masse
andelter gemeindeloser Bauern zu gründen. Noch weiter gen Osten
der deutsche Kolonist gezogen, als niederdeutsche Kaufleute, nach der
egenen Weise der Zeit auf kleinen Flußschiffen die Küste befahrend,
Stürme in den Meerbusen der Düna verschlagen wurden. Da hat-
deutsche Bürger im Bunde mit dem ritterlichen Schwert-Orden Liv-
unterworfen, und bald erstanden als deutsche Städte die geliebten
uflinge" der Hanse, Reval, Dorpat und vor allen Riga (1201), das
Wappen von Hamburg und Bremen in seinem Schilde vereint.

In dieser gewaltigen die Ostsee umspannenden Kette deutscher Kolo-
fehlte noch ein Glied, — das Land Preußen östlich der Weichsel. Durch
unendliche Gebiet der Sümpfe am Dniepr, Dnjestr und Pripecz vor
schen und byzantinisch-christlichen Einwirkungen gesichert, hatte dort
Mischvolk, wesentlich lettischen Stammes, durch Jahrhunderte ein
loses Sonderdasein geführt. Wie noch heute die Ostsee minder tief
andere Meere in das Binnenland einwirkt, blieb vollends dort, wo
ungen und das süße Wasser des Haffs den Verkehr mit der hohen
erschweren, der mäßige Tauschhandel des städtelosen Volkes mit eini-
westlichen Häfen ohne Einfluß auf die Sitten. Eine geheimnißvolle
sterschaft, selten dem Heimischen, dem Fremden niemals sichtbar, hü-
in heiligen Eichenwäldern die geweihten Schlangen und entzündete auf
Opfersteinen das duftende Bernsteinfeuer vor den Göttern eines Glau-
, der von den Gräueln aller Naturreligionen, Blutdurst und Wollust,
Weniges offenbarte. Die den deutschen Spartanern den Namen ge-
sollten, lebten dahin als ein still friedliches Volk von Hirten und be-
nen Ackerbauern, die langen Winternächte mit dem Zauber einer mil-
elegischen Dichtung verkürzend, zersplittert in Kleinstaaten und ohne
n Trieb, den Particularismus ursprünglicher Menschheit in harter staat-
r Arbeit zu überwinden — aber ein Volk von Freien, eingesessen seit
lten Tagen, geschützt gegen Westen durch das Sumpfthal der Weichsel,
n Süden durch gewaltige Verhaue, Seen und Waldungen, und darum
bar jedem fremden Dränger. Das hatten wiederholt kühne Heiden-
hrer erfahren: so schon im zehnten Jahrhundert Adalbert von Prag,
als er frevelnd den heiligen Wald von Romove betrat, erschlagen
e und später in christlicher Zeit als Preußens Schutzheiliger galt —
jetzt im Anfange des dreizehnten Jahrhunderts der Mönch Christian
Oliva. Ihn erhob, als den ersten Gründer einiger christlicher Kir-

chen jenseits der Weichsel, der Papst zum Bischof von Preußen und schenkte ihm das gesammte Land, nach jenem nothwendigen Rechte, das von den Culturvölkern jederzeit wider die Barbaren behauptet wird und damals nach dem Glauben der Christenheit unzweifelhaft dem heiligen Stuhle zustand. Aber kaum hatte er im Bunde mit dem Herzoge Konrad von Masovien ein Kreuzheer in das geschenkte Land geführt, so erhoben sich die Preußen, vernichteten jede Spur christlicher Niederlassungen und trugen Mord und Brand in das Gebiet des polnischen Herzogs, bis dieser — ohne Rückhalt an der Anarchie und dem unreifen Christenthume der Polen — den Todfeind Polens, den Deutschen, zu Hülfe rief.

Sofort sahen sich der Herzog wie der Bischof enttäuscht, wenn sie gemeint hatten, der Orden werde sich mit der bescheidenen Rolle eines reichbegüterten bischöflichen oder polnischen Vasallen begnügen. Hermann von Salza gewährte seine Hülfe; aber um seinem Orden einen unabhängigen Staat zu gründen, warf er alle Rechte und Ansprüche des Bischofs wie des Herzogs gleichgültig zur Seite. Leicht war der Kaiser beredet, dem Orden das Land Preußen mit allen Rechten eines Reichsfürsten zu verleihen. Nicht genug; bald nachher (1234) bewog der Hochmeister den Papst, das Land für ein Eigenthum St. Petri zu erklären und dem Orden gegen einen mäßigen Kammerzins an die Curie zu überlassen. So entschied sich alsbald jene zweifelhafte Stellung Preußens zum deutschen Reiche, die sich später bitterlich rächen sollte. Aber entschieden war auch, daß ein deutscher Staat sich zwischen Polen und das Meer drängen sollte, entschieden damit die ewige Feindschaft zwischen Polen und dem Ordensstaate. Mit dem Jahre jener päpstlichen Schenkung endet die anfängliche Unterstützung des Ordens von Seiten der Polen, sie beginnen zu begreifen, daß der politisch-nationale Gegensatz stärker sei als die religiöse Gemeinschaft, und nur die eigene Zerrissenheit und die Unsicherheit barbarischer Politik hindert sie, schon jetzt den natürlichen Weg offenen Kampfes gegen den Orden zu betreten.

Alle Hebel geistlicher Gewalt setzte die Curie in Bewegung, um die Eroberung des Heidenlandes zu sichern. Das Kreuz ward gepredigt im Reiche; wer Theil nahm an der Kreuzfahrt — sogar die der Brandstiftung und der Mißhandlung von Geistlichen Schuldigen, ja selbst die Ghibellinen — war jeder Buße ledig, und gern willigte der Papst in die Ehescheidung der Gatten, die unter die „neuen Maccabäer in der Zeit des Heils" treten wollten. Denn war an sich jeder Kreuzzug ein Vortheil für die geistliche Gewalt, so durfte Rom hoffen, in dem neugewonnenen Gebiete dieser von Feinden rings bedrohten geistlichen Brüderschaft durch seine Legaten eine schrankenlose Macht zu üben. Im Jahre 1231

setzt der von Salza gesendete Landmeister Hermann Balk mit seinem Kreuzheere über die Weichsel, und nun beginnt ein Vorschreiten, sicher und stätig, nach festem Plane, einzig in dieser Zeit regelloser Kriegführung. Kaum ist ein Stück Landes von den Deutschen durchstürmt, so führen deutsche Schiffe Balken und Steine die Weichsel herab, und an den äußersten Grenzen des Eroberten entstehen jene Burgen, deren strategisch glückliche Lage Kriegskundige noch heute bewundern — zuerst Thorn, Kulm, Marienwerder. Diese vorgeschobenen Posten sind im Kleinen, was das Ordensland dem Reiche war: ein fester Hafendamm, verwegen hinausgebaut vom deutschen Ufer in die wilde See der östlichen Völker. So werden neue Stützpunkte gewonnen für das weitere Vordringen, das Auge der Barbaren abgelenkt von dem bereits eroberten Lande, und indem man die Preußen zwingt, sich in hellen Haufen gegen diese Burgen zu schaaren, entgeht der berittene Deutsche der Gefahr des kleinen Kriegs, der ihn in diesem Lande der Wälder und der Sümpfe unrettbar in's Verderben führen muß. Mit jener Unfähigkeit, der Zukunft zu denken, welche den Barbaren bezeichnet, lassen die Preußen das erste fremdartige Beginnen des Burgenbaus geschehen, bis allmählich das Verständniß der Lage erwacht, die lange schlummernde Wildheit des Volkes furchtbar durchbricht und ein Krieg sich entspinnt von unmenschlicher Grausamkeit. Alle Härte unseres eigenen Volksgeistes entfaltet sich hier, wo der Eroberer dem Heiden gegenübertritt mit dem dreifachen Stolze des Christen, des Ritters, des Deutschen. Die wild feierliche Poesie des hohen Nordens erhöht den romantischen Reiz dieser Kämpfe. Willkommen ist der Frost, der die Straße bahnt durch die unwegsamen Wälder, gefürchtet der „weiche Winter." Oftmals erhebt sich das Würgen auf dem Eise der Flüsse und Sümpfe, bis unter der Wucht der Streiter die Decke bricht und die Wellen Freund und Feind begraben. Die politisch und militärisch zersplitterte Macht der Preußen muß endlich der fest organisirten Minderzahl der Deutschen weichen, und nach dem ersten großen Siege an der Sirguna (1234) hallt wieder und wieder durch das Land das übermüthige Lied der Eroberer: „wir wollen alle fröhlich sein, die Heiden sind in großer Pein." Immer häufiger wird durch den Ruf solcher Siege waglustiger deutscher Adel zur Kriegsreise nach Preußen gelockt. Auch Ottokar der Böhmenkönig zieht herbei, als die Wasserstraße der Weichsel und des frischen Haffs bereits gewonnen und durch die feste Elbing gesichert ist, und der Orden sich rüstet, den Kern der Heidenmacht, das Samland, zu erobern. Das uralte Heiligthum der Preußen, der Wald von Romove, wird genommen, die Götter-Eiche fällt unter den Axtschlägen christlicher Priester, und der erste samländische Edle wird auf den Namen des Böhmen getauft, der mit slavischer

Wahrheitsliebe sich rühmt, das gesammte Volk Samlands getauft und das Böhmer-Reich von der Adria bis zur baltischen See vergrößert zu haben. Doch unter diesem phantastischen Gebahren bleibt des Ordens nüchterne militärische Staatskunst unverändert, das System der vorgeschobenen Posten wird stätig erweitert. Noch ehe Samland erobert worden, schickt er Truppen und fröhnende Bauern über die Kurische Nehrung, gründet die Memelburg. Dem königlichen Gaste zu Ehren wird eine Feste in Samland errichtet, empfängt den Namen Königsberg und einen Ritter mit gekröntem Helme in ihr Wappen (1255).

Noch höher, bis zu dem verwegenen Plane der Herrlichkeit über die Ostsee, erheben sich die Gedanken des jungen Militärstaats. Schon im Jahre 1237 wird der livländische Schwert-Orden mit dem deutschen Orden vereinigt, also daß Hermann von Salza zwei Jahre vor seinem Tode seinen jüngst noch heimathlosen Orden als den Herrn einer Staatsgewalt erblickt, welche ihren Besitz und Anspruch über einen Küstensaum von hundert Meilen erstreckt. Was aber diesen Eroberungszug der deutschen Herren von Grund aus unterscheidet von der trivialen Raufluft gemeiner ritterlicher Abenteurer und ihn in Wahrheit zur besten That des deutschen Adels erhebt, das ist die treue Verbindung der Kreuziger mit unserem Bürgerthume. War der Plan des Ordens ursprünglich vermuthlich blos dahin gegangen, das Land zu behandeln gleich den der Christenheit unterworfenen Ländern des Orients, d. h. es lediglich zu erobern und für des Siegers politische und kirchliche Zwecke auszunutzen, so ergab sich sofort aus dem zähen Widerstande der erbitterten Preußen die Nothwendigkeit, deutsche Kraft in vollerem Strome in das Land zu leiten. Die Bürger Niederdeutschlands werden nach Preußen gerufen, eine Stadt gegründet neben jeder Hauptburg der Ritter. In der Kulmischen Handveste (1233) gewährt der Orden den neuen Ansiedlern großherzig die Freiheit des magdeburger Rechtes, das seitdem für die Mehrzahl der preußischen Städte den Rechtsboden bildet. Ja, er gestattet den Bürgern Lübecks, ihre Pflanzstadt Elbing nach ihrem Rechte zu ordnen. Auf solche Gunst verweisend darf er später in den Tagen der Noth getrost sich wenden an die Bürger der Hanse, die „dieses Feld des Glaubens so oft mit ihrem Blute benetzt." Von diesem Kerne deutscher Gesittung in Städten und Ordensburgen schien das flache Land leicht zu bändigen. Es genügte, mochte man meinen, wenn überall im Lande Kirchen erstanden, jedes Dorf erbarmungslos verbrannt ward, das nach der Taufe noch den alten Göttern geopfert, und die Kinder der preußischen Edlen in deutschen Klosterschulen erzogen wurden. Sehr rasch verstehen die slavisch-lettischen Nachbarn in Ost und West die drohende Bedeutung der deutschen Pflanzung. Zu wiederholten

Malen erscheint der Herr des linken Weichselufers, der christliche Herzog Suantepolk von Pommern, im Bunde mit den heidnischen Preußen, Kuren und Litthauern. Bald wird es ein feiner Grundsatz der litthauischen Staatskunst, dem nahenden Verderben durch die Taufe zu entgehen und alsbald nach entschwundener Gefahr zu den alten Göttern zurückzukehren. Trotz dieser ruheloſen Kämpfe schien um's Jahr 1260 der Besitz Preußens ziemlich gesichert.

Aber noch einmal muß der Orden um die Eroberung, ja, um sein Dasein kämpfen. Murrend ertragen die Besiegten den Uebermuth der Fremden, die jede Vermischung mit undeutschem Blute herrisch verschmähen. Nicht einmal der Klerus lernt die Sprache der neuen Christen; von dem Treiben der deutschen Priester ist dem Preußen nichts verständlich, als der Hohn wider die alten Heiligthümer. Aber wie der Deutsche selber nicht wagt, in den umheimlichen Stätten böser Geister, den heidnischen Götterhainen, seinen Wohnsitz aufzuschlagen, so ist kein Samländer zu bewegen, den Pflug zu führen in den heiligen Wald von Romove. Durch die Fremden erst lernt das staatlose Volk die schweren Opfer und Lasten wirklichen politischen Lebens kennen, muß Burgen bauen, Landwehrdienste leisten wider die Stammgenossen. Aus dem schleichenden Grolle der Knechtschaft bilden sich neue, unholde Züge in dem harmlosen Volkscharakter. „Ein Preuß seinen Herrn verrieth," sagt das deutsche Sprichwort, kein Preuße darf dem Deutschen einen Humpen reichen, er habe denn selbst zuvor daraus gekostet. In den Sommernächten des Jahres 1261 geht ein geheimnißvolles Leben durch die preußischen Wälder, ein Oberpriester erscheint unter den verschworenen Heiden, aus den Kronen der Eichen verkündet die Stimme der alten Götter, daß die Stunde der Rache geschlagen, und an der Spitze der Bewegung stehen preußische Edle, gebildet in deutschen Klosterschulen, deutscher Mannszucht gewohnt und bereit, den Herrn mit seinen eigenen Waffen zu schlagen. Da ladet der wilde Ordensvogt auf Lenzenberg am frischen Haff eine Schaar verdächtiger preußischer Edler zu sich, zündet die Burg über ihren Häuptern an. Die erbitternde Kunde fliegt durch die Lande, im September geht das gesammte Volk in Waffen, verbrennt die Ordensburgen, erschlägt die Bauleute. Eine ungeheure Gefahr, furchtbarer als jene der Vernichtung durch die Mongolen, welcher das Land zwanzig Jahre zuvor durch ein glückliches Ungefähr entrann! Soeben erst ist der livländische Meister von den Litthauern auf's Haupt geschlagen, Kurland hat sich befreit, und die wendischen Fürsten im Westen senden bereitwillig Hülfe wider die verhaßten Deutschen. Alle Gräuel der vergangenen Kriege verschwinden gegen das Entsetzen dieses Kampfes. Es geschieht, daß der gefangene deutsche Herr

in dreifacher Eisenrüstung dem Donnergotte zum Opfer verbrannt wird, oder daß die Heiden ihm den Nabel an einen Baum nageln und ihn dann mit Peitschenhieben um den Stamm treiben, bis der ausgeweidete Leib zusammenbricht. Nach zehn Jahren, da die deutsche Herrschaft nahezu vernichtet ist, kommen dem Orden wieder Tage des Siegs durch den entschlossenen Landmarschall Konrad von Thierberg, von dem wir leider nur den Namen kennen, — und nach abermals zehn Jahren ist unter Mordbrand und Verwüstung die Herrlichkeit der Deutschen hergestellt. Denn zwar Zucht und Waffengewandtheit haben die gelehrigen Barbaren von dem überlegenen Sieger gelernt, doch nicht das Eine, Entscheidende — die einheitliche Leitung des Krieges in allen Gauen. Am längsten währt der Kampf in der südöstlichen Landschaft Sudauen, wo an Seen und in ungeheuren Wäldern ein wohlhabendes Volk gesessen war, mit zahlreichem berittenem Adel, abgehärtet in der Jagd auf Auerochs, Bär und Elenn. Endlich (1283) verheert der letzte Sudauerhäuptling Skurdo mit den Getreuen seine Heimath und zieht hinüber zu den Heiden von Litthauen. Sein Fluch ist der Stätte geblieben; die große Wildniß von Johannisburg erstreckt sich heute wo einst die reichen Dörfer des Heidenvolkes standen. So, nach einem halben Jahrhundert, mit dem Chronisten zu reden, beugen die Letzten der Preußen „ihren harten Nacken dem Glauben und den Brüdern," um dieselbe Zeit, da auch Kurland dem Orden wiedergewonnen wird.

Belehrt durch diese furchtbare Erfahrung beginnt der Orden nunmehr eine neue härtere Politik gegen die Unterjochten. War er bisher gepriesen als „des Christenglaubens Mehrung, Mauer und starker Friedensschild," so verdient sich jetzt Preußen den Namen des „neuen Deutschlands." Durch zahlreiche neue Burgen wird die Eroberung gedeckt, vornehmlich das Samland, die wichtige Verbindung zwischen den Nord- und Südprovinzen. Das gesammte Recht der Preußen ist verwirkt durch die Empörung. Keine Friedensschlüsse mehr, wie sonst, mit den Besiegten, sondern Unterwerfung und Begnadigung, deren Bedingungen sich lediglich richten nach dem Grade der Schuld und nach militärischen Gesichtspunkten. Der größte Theil des preußischen Adels wird in den Stand der Unfreien hinabgestoßen; die deutschen Bauern dagegen und die treu gebliebenen Preußen, auch die Unfreien, mit reichen Vorrechten bedacht. Ganze Dorfschaften versetzt der Orden in Gegenden, wo sie minder gefährlich scheinen; die Letzten der Sudauer müssen den Götterwald Romove im Samlande roden, den kein Samländer zu berühren wagt, und die Stätte heißt noch heute der sudauische Winkel. So wird aller Zusammenhang der alten Stände und Landschaften zerschnitten, und wenige vereinzelte Aufstände

ist dieses Staates, daher die Treue des Klerus gegen den Orden in dessen Kämpfen wider Rom. Denn, natürlich, sobald der Orden in Preußen wahrhaft heimisch geworden, die steilen Bahnen weltlicher Staatskunst geht, entschwindet ihm sofort die alte Gunst der Curie. Der päpstliche Stuhl begegnet der zum weltlichen Landesherrn gewordenen geistlichen Genossenschaft nunmehr mit jener vollkommenen, frivolen Freiheit des Gemüths, worauf überhaupt Roms Stärke allen weltlichen Gewalten gegenüber beruht: der Ordensstaat ist dem Papste fortan, wie jeder andere Staat, nur ein gleichgültiges Mittel in den wechselnden Combinationen geistlicher Politik. — Freilich war mit dieser unerhörten geistlichen Machtfülle des Ordens zugleich die Unmöglichkeit einfacher Weiterbildung seines Staates gegeben; denn wo Staat und Kirche beinahe zusammenfallen, war jede Besserung des Staats undenkbar ohne gänzliche Umwandlung des religiösen Lebens. Vor der Hand aber vollendeten die kraftvolle Einheit der Staatsgewalt und die Wucht der deutschen Einwanderung die rasche Germanisirung des Landes. Nicht eine Vermischung der Deutschen mit den Preußen vollzog sich, vielmehr eine Verwandlung der Ureinwohner. In der Fülle des rings aufsprießenden deutschen Lebens ersticken die letzten Triebe preußischer Sprache und Sitte. Schon zu Anfang des vierzehnten Jahrhunderts herrscht die Sprache des Eroberers. Funfzig Jahre darauf, da ein preußischer Sänger auf einem Hoftage zu Marienburg unter die Spielleute der Deutschen tritt, belohnen die lachenden Ritter sein Lied mit einem höhnischen Geschenke, denn „Niemand hat verstanden den armen Prüsse." Im funfzehnten Jahrhundert erscheinen noch leise Spuren des Heidenthums, im sechszehnten verhallen die letzten Laute der alten Sprache. —

So ward das neue Deutschland gegründet — trotz aller politischen und militärischen Gemeinschaft im schroffsten Gegensatze zu der Eroberung der Länder am Dünabusen. Fassen wir in wenigen Sätzen die Charakterzüge der Kolonisation Preußens und der heutigen Ostseeprovinzen zusammen, welche allein schon den Abstand ihrer späteren Geschichte erklären. Ward Preußen germanisirt, so lagerte sich in Curland, Livland, Esthland blos eine dünne Schicht deutscher Elemente über die Masse der Urbewohner. Zur See, in geringen Schaaren, kommen die Deutschen in's Land, finden ein leibeigenes Bauernvolk unter finnischen Herren, treten an die Stelle dieser herrschenden Klasse und vertheilen den Boden an den Orden, die Kirche, eine geringe Zahl zumeist ritterbürtiger Kreuzfahrer und das Patriciat der wenigen, doch mächtigen Städte. Von deutschem Bauernthum nur geringe Spuren, um so schwächer, je weiter nach Osten. — Noch ein anderes hochwichtiges Verhältniß lag günstiger im Westen. Preußen

war eine Kolonie des gesammten Deutschlands. Seine Städte sind Pflanzungen der „Osterlinge," daher, wie überall in der Hanse, die Sprache ihrer Gemeindebücher und Handelsbriefe niederdeutsch, der Handel selbst streng beschränkt auf die den Niederdeutschen vorbehaltenen Gebiete. Auch die bäuerlichen Einwanderer kommen vornehmlich aus dem Norden, finden in Preußen die Marschen und Deiche der Heimath wieder. In dem herrschenden Stande jedoch, im Orden, überwiegen die Oberdeutschen; denn die Einwanderung geht über Land und der süddeutsche Ritter verzichtet gern auf weitere Fahrt gen Osten, da er in Preußen schon kriegerische Arbeit in Fülle findet. Daher ist die Amtssprache des Ordens in Preußen ein Allen verständliches Mitteldeutsch. Livland dagegen war lediglich norddeutsche Pflanzung. Dahin gelangen die niederdeutschen Edlen, namentlich Westphalen, auf den Schiffen der Hanse, zumeist über Lübeck; die plattdeutsche Sprache beherrscht das Land bis zu Luther's Tagen. — Dazu tritt ein dritter einschneidender Unterschied. Während in Preußen der Orden auf eine beinah moderne landesherrliche Machtfülle sich stützt, werden die östlichen Länder von mittelalterlicher Anarchie zerrissen: der provisus des Ordens, der Erzbischof von Riga, beansprucht das Gericht über die deutschen Herren, ruft, oftmals im Bunde mit Rigas trotziger Commune, die litthauischen Heiden zu Hülfe, beschützt die mißhandelten Letten wider die Deutschen. — Also hat unser Volk auf enger Stätte jene beiden Hauptrichtungen kolonialer Politik vorgebildet, welche später Briten und Spanier in den ungeheuren Räumen America's mit ähnlichen Erfolgen durchführten. Bei dem unseligen Zusammenprallen tödtlich verfeindeter Racen ist die blutige Wildheit eines raschen Vernichtungskrieges menschlicher, minder empörend als jene falsche Milde der Trägheit, welche die Unterworfenen im Zustande der Thierheit zurückhält, die Sieger entweder im Herzen verhärtet oder sie hinabdrückt zu der Stumpfheit der Besiegten. Ein Verschmelzen der Eindringlinge und der Urbewohner war in Preußen unmöglich, wo weder das Klima des Landes noch die Cultur der Bewohner dem Deutschen irgend eine Lockung bot, vielmehr die Unfähigkeit des Volkes zu nationalem Staatsleben, sogar den Slaven gegenüber, klar am Tage lag. Ein menschliches Geschenk daher, daß nach der Unterjochung der Herr dem Diener seine Sprache gab, ihm so den Weg eröffnend zu höherer Gesittung. Noch weit tiefer stand das Volk der Letten und Esthen, vorlängst ermattet und der Knechtschaft gewohnt, sogar des Gemeindelebens nicht fähig, in der eintönigen Oede seiner Wiesen und Sümpfe und Nadelwälder nicht mehr vertraut mit dem üppigen Wuchse der Eiche und der freudigen „königlichen Jagd" auf den Hirsch, die Preußens milderes Klima noch kennt, stumpf gegen den Reiz der Farben. Dies Volk hält der Sie-

ger in schändlicher Berechnung der deutschen Sprache und Bildung fern. Ihm genügt es, wenn der Esthe, feigen Groll in dem kalten Fisch-Auge, den furchtbaren Frohndienst, den Gehorch, leistet. So erhält sich hier zähe das unberechtigte Volksthum eines Volks von Knechten, während der preußische Bauer mit der deutschen Sprache allmählich auch die Freiheit des Deutschen gewinnt. Die Kinder schreien, die Hunde verkriechen sich, wenn ein Deutscher die raucherfüllte Hütte des Esthen betritt. In den hellen Nächten des kurzen hitzigen Sommers sitzen dann die Unseligen unter der Birke, dem Lieblingsbaume ihrer matten Dichtung, und singen hinterrücks ein Lied des Hasses wider den „deutschen Schafsdieb": bläht Euch auf, ihr Deutschen, vor allen Völkern der Welt; nichts behagt Euch bei dem armen Esthenvolk; darum hinunter mit Euch zur tiefsten Hölle. — Entsetzlicher noch, wie durch solchen Haß der Knechte, durch die lange Mißachtung der Menschenwürde die menschliche Empfindung der Herren erstirbt. Der Russe erst hat den Mißhandelten die Erlösung von der Leibeigenschaft gebracht, die der Deutsche hart versagte. — An diesem Gegenbilde erst ermessen wir, was die Germanisirung von Altpreußen bedeutet.

Kaum war Preußens Unterwerfung vollendet, so richtete der Orden seine Pläne auf das Land westlich der Weichsel, das von polnischen Vasallen beherrschte Pommerellen. Nicht blos die ruhelose Natur des Militärstaats, sondern ein ernsteres politisches Bedürfniß trieb den Orden in diese Bahn. Mit der zunehmenden Bebauung des Landes hörte die Weichsel auf, eine natürliche Grenze zu sein, und ohne unmittelbare Verbindung mit der starken Wurzel ihrer Macht, mit Deutschland, konnte die junge Kolonie nicht bestehen. Am glücklichsten freilich für Deutschland, wenn der Orden es verstanden hätte, in stätigem Bunde mit der anderen Nordost-Mark des Reichs, mit Brandenburg, das Werk der Germanisirung hinauszuführen. Aber einen so weiten Horizont umfaßt der politische Blick eines mittelalterlichen Territoriums nicht. Schon damals allerdings griffen die Geschicke dieser beiden, durch mächtigste Interessen natürlich verbundenen, Marken in einander ein, doch nur insofern, als sie sich ablösten im Vorkampfe gegen die Völker des Ostens. Sobald die Macht der Askanier zerfällt, tritt der Orden gewaltig vor die Bresche der deutschen Cultur, und nach dem Siege der Polen in Preußen erhebt sich das Haus Hohenzollern. Zunächst begegneten sich die Askanier und die deutschen Herren sogar in offener Feindschaft. Schon längst nämlich hatte der Orden mit jener Feinheit diplomatischer Kunst, welche die Aristokratien aller Zeiten auszeichnet, kleine Landstriche Pommerellens friedlich erworben. Gleich Rom wußte er die geistlichen Nöthe der Menschen als Hebel seiner weltlichen Macht zu nutzen: manch' geängstetes Christenherz erkaufte sich das

Heil der Seele durch Schenkungen an die frommen Brüder. Anderwärts förderte ihn die wirthschaftliche Ueberlegenheit der Deutschen inmitten des sorglosen Leichtsinns der Slaven. Seine treffliche Verwaltung, geleitet nach jenen Grundsätzen orientalischer Finanzkunst, welche auch Venedig und Neapel mit Glück anwendeten, bot ihm Schätze baaren Geldes — eine furchtbare Macht in diesen Tagen der Naturalwirthschaft. Bald löst er einen wendischen Fürsten aus der Kriegsgefangenschaft, bald bezahlt er einem Wedell seine Schulden oder schenkt einem Bonin einen Streithengst und 50 Mark Pfennige — und erhält in reichem Landbesitz den Lohn der guten That. Endlich naht die willkommene Stunde, diese zerstreuten Güter zu einer stattlichen Provinz abzurunden. Nach dem Aussterben der pommerellischen Herzöge streiten sich die Brandenburger Markgrafen mit den Polen um das verwaiste Herzogthum. König Wladislav von Polen ruft in solcher Noth den Orden zu Hülfe, um die Ascanier aus Danzig zu vertreiben. Der Orden wiederholt die alten kühnen Ränke, verjagt die Brandenburger (1308) — aber auch die Polen und verlangt von Polen für dies Werk der Befreiung eine unerschwingliche Entschädigung. Als Polen sie zu zahlen weigert, kauft der Orden den Brandenburgern ihre Ansprüche auf Pommerellen ab (1311), vertreibt alle polnisch Gesinnten, organisirt das Herzogthum zwischen Weichsel und Leba als Ordensland und gewinnt die Gunst der Bauern, indem er die unmenschlichen slavischen Frohndienste erleichtert. So tritt zu den längst blühenden Städten, der alten Landeshauptstadt Kulm, der festen Elbing und der schönen Thorn, die reiche Danzig hinzu. Die alte slavisch-dänische Ansiedelung, erst seit kaum hundert Jahren von einigen Deutschen bewohnt, wächst unter der Ordensherrschaft mit wunderbarer Lebenskraft empor. Eine Ordensburg erhebt sich an der Stelle des slavischen Herzogsschlosses, und neben der Altstadt und dem slavischen Fischerviertel, dem Hakelwerke, entsteht, beide rasch überflügelnd, die deutsche Jung-Stadt Danzig, reich begnadigt von dem neuen Landesherrn.

Durch diese verwegene Erwerbung mußte der oft gereizte Haß der Polen endlich zum Losschlagen gedrängt werden. Und schon hatte sich dem Orden im Osten ein zweiter, schrecklicherer Feind erhoben, das wilde Litthauervolk, das damals, auf dem Gipfel seiner Macht, die Lande bis Kiew und Wladimir beherrschte. Ein ruheloses Grenzerleben war das Loos der Deutschen ostwärts von Königsberg. Wartleute des Ordens beobachten die Grenze, unterhalten durch das schwere Wartgelt der Umwohner. Mehrmals im Jahre ertönen die warnenden Signale der Ordensleute. Dann retten sich Weiber und Kinder in die Fliehhäuser des Ordens, und die Landwehr rückt aus. Lärmend sprengen die Feinde heran auf ihren klei-

nen Gäulen, sengen und verwüsten, führen alles Lebendige hinweg „in die Eigenschaft," als willkommene Ackerknechte in ihre entvölkerte Heimath. Dies die unwandelbare Kriegskunst der Barbaren des Ostens, die noch Peter der Große gegen die Deutschen geübt hat. — Auch diese Feindschaft war eine nothwendige. Denn nimmermehr konnten die Heiden einen Nachbar dulden, dem das Gesetz die Pflicht des ewigen Heidenkampfes auferlegte; und noch minder durfte der Orden von diesem Gesetze lassen, so lange die litthauische Provinz Samaiten sich als ein trennender Keil zwischen Ostpreußen und Kurland einschob, ja sogar den deutschen Küstensaum zerriß. — Also von Feinden umringt sah der Orden zu Anfang des vierzehnten Jahrhunderts ein neues Unheil nahen. Verlassen standen die Ritterorden in der zur monarchischen Ordnung heranreifenden Zeit. Als ein Satrap der neuen Monarchie von Frankreich betrieb Papst Clemens V. zu Avignon die Vernichtung der Templer. Die Johanniter, von gleichen Plänen bedroht, verstärkten sorglich ihre Macht durch die Eroberung von Rhodus. Auf die Klage des aufsässigen Erzbischofs von Riga schleuderte jetzt der Papst den Bann wider die deutschen Herren, drohte „die Dornen des Lasters auszureuten aus dem Weinberge des Herrn."

Ein staatsmännischer Gedanke rettete den Orden aus dieser Krisis. Er beschloß — was seit Langem die Eifersucht der Ritter verhindert — den Schwerpunkt seiner Macht, den Hochmeistersitz, nach Preußen zu verlegen. Denn bereits hundert Jahre nach seiner Gründung war, vornehmlich durch die Zuchtlosigkeit der beiden anderen Ritterorden, als die letzte Feste der Lateiner im Oriente, das Ordenshaupthaus Akkon in die Hände der Aegypter gefallen (1291). Seitdem hatten die Hochmeister, in Hoffnung auf einen neuen Kreuzzug, zu Venedig Hof gehalten. Aber wie konnte Eine Stadt die Häupter zweier mißtrauischer hochstrebender Aristokratien auf die Dauer beherbergen? Von den sieben Säulen, welche, nach dem alten Ordensbuche, das Hospital von St. Marien stützten, waren gefallen oder in's Wanken gekommen Armenien, Apulien und Romanien. In Alemannien und Oesterreich war der Orden nur ein reicher Grundbesitzer, bot den nachgeborenen Söhnen des Adels eine warme Herberge; und schon verspottete der Volkswitz das träge Ceremonienwesen am Hofe des Deutschmeisters: „Kleider aus, Kleider an, Essen, Trinken, Schlafen gahn, ist die Arbeit, so die deutschen Herren ha'n." Der Landmeister von Livland endlich theilte seine Macht mit der Kirche. Nur in Preußen besaß der Orden unbeschränkte Staatsgewalt. Marienburg also sollte der neue Hochmeistersitz werden — eine glücklich gewählte Hauptstadt, im Westen das noch ungesicherte Pommerellen beherrschend, in leichter Verbindung mit Deutschland und der See, etwa gleich weit entfernt von Thorn

und Königsberg. Als der Hochmeister Siegfried von Feuchtwangen in Marienburg einzog (1309) und die Pflichten des Landmeisters in Preußen selber übernahm, da war entschieden, daß der Orden der verlebten Romantik orientalischer Kreuzfahrt den Rücken wandte und allein dem Ernste seines zukunftreichen staatlichen Berufes leben werde.

Und alsbald bewährte sich, welche nachhaltige Kraft dem Orden aus seiner weltlichen Gewalt erwuchs. Trefflich unterrichtet durch die ganz moderne Einrichtung einer ständigen Gesandtschaft bei der Curie, den Ordensprocurator, wußte der Hochmeister, daß Rom „seine Schafe nicht ohne die Wolle weide," beschwichtigte eine Weile den päpstlichen Zorn durch das bewährte Mittel der „Handsalbe" und zog endlich selbst gen Avignon, wo er bald erfuhr, daß der Staat der deutschen Herren sicherer stehe als die staatlosen Templer. Als später der Orden nach seiner keck zugreifenden Art über die polnischen Bischöfe in Pommerellen dieselben gestrengen Rechte in Anspruch nahm, deren er in Preußen genoß, als er gar der Curie den „Fischzug" des Peterspfennigs verbot, da war bereits das preußische Volk selbst erfüllt von dem Nationalismus kolonialer Völker und dem Trotze der deutschen Herren. Die Stände des Kulmerlandes verweigerten den Peterspfennig, und das mit dem Interdicte belegte Land „ließ sich sein Brot und Bier darum nicht schlechter schmecken." — Nicht minder glücklich verfuhr der Orden gegen Polen. Alle Lebensbedingungen beider Staaten, die innerste Natur beider Völker drängten zum Kriege. Eben jetzt erwacht in Polen wieder ein starkes nationales Bewußtsein. Der Erbe der polnischen Krone freit die Erbtochter von Litthauen, und das werdende große Ostreich stiftet, als ein Symbol seiner verwegenen Ansprüche, den Orden vom weißen Adler. So droht zum ersten Male die — vor der Hand noch durch ein freundliches Geschick beseitigte — Gefahr der polnisch-litthauischen Union, welche hundert Jahre später sich vollziehen und den Orden in das Verderben reißen sollte. König Kasimir der Große vernichtet das mit den deutschen Städten in Polen eingedrungene deutsche Recht, verbietet den Rechtsgang nach Magdeburg, gründet einen nationalen Gerichtshof. Auch dem wirthschaftlichen Gedeihen des deutschen Bürgerthums legt er die Axt an die Wurzel, indem er die Juden in Massen in's Land ruft, also eine Weise des Handels begründend, welche dem Sinne des polnischen Volkes besser entspricht. Wie sollte er dulden, daß die Deutschen seinem Reiche zu der Weichselstraße auch noch das letzte Stück der Küste raubten? Wie sollte der polnische Woiwode ertragen, daß jetzt seinen Genossen auf altpolnischem Boden der Ordensvogt die Peitsche aus der Hand nahm, die er gewohnt war über seinen Fröhnern zu schwingen? daß der deutsche Herr als einen plumpen Bauer den polnischen Edlen verlachte, der es

doch so trefflich verstand, den Schuh vom Fuße seiner Schönen zu ziehen, ihn mit Meth zu füllen und in Einem Zuge zu leeren? daß, mit Einem Worte, der strenge Staat, die milde Sitte der Deutschen die zuchtlose Rohheit des Slaventhums verdrängten? — An dreißig Jahre währte der oft unterbrochene Krieg; er endete im Kalischer Frieden (1343) mit dem vollständigen Siege der Deutschen, dem Verzichte Polens auf Pommerellen und einige Grenzlande — darunter ein guter Theil des weitgerühmten Waizenlandes Kujavien zwischen Weichsel und Netze. Während des ganzen Kampfes stand Rom mit seinen geistlichen Waffen den Polen zur Seite. Um so fester schloß sich der Orden an das Reich, dessen er in seinen frohen Tagen nur zu oft vergaß. Als jetzt unter Kaiser Ludwig dem Baiern der alte Streit zwischen Staat und Kirche als ein Principienkrieg wieder auflebte, als ghibellinische Schriftsteller den Federkrieg eröffneten wider Rom und zum ersten Male im Schooße der Kirche der Satz verfochten ward, das Concil stehe über dem Papste, da nahm der Hochmeister offen Partei für den Kaiser als „sein Fürst und Geliebtester des Reichs."

So hatte die weltliche Staatskunst der geistlichen Genossenschaft ihrem Gebiete eine gesicherte Abrundung erobert. Und in gleichem Sinne handelte der Hochmeister Werner von Orselen, als er um dieselbe Zeit (1329) die alten Statuten der bescheidenen Hospitalbrüderschaft nach den kühneren Gesichtspunkten der baltischen Großmacht abänderte — soweit die zähe Bedachtsamkeit kirchlicher Sitten es zulassen mochte. Nach dem Siege über Polen wird auch das Drohen der Litthauer minder gefährlich. Als Angreifer tritt nun der Orden den Völkern des Ostens gegenüber und steigt in wenigen Jahrzehnten zur Sonnenhöhe seines Ruhms empor. Nach Orselen besteigt eine Reihe begabter Männer den Meisterstuhl, so der sangeskundige Luther von Braunschweig, Dietrich von Altenburg und — vor Allen — Winrich von Kniprode. Seines Stammes ein Rheinfranke, ein kühner Soldat und kalt erwägender Staatsmann, war er den Ideen seiner Zeit insoweit unterthan, als es nöthig ist, um groß in der Zeit zu wirken, doch weltlich heiterer, freier im Gemüthe als die Meisten der Zeitgenossen — mit einem Worte, gleich Englands fünftem, Frankreichs viertem Heinrich, eine jener frohen, prachtliebenden, siegreichen Fürstengestalten, an deren Namen die Völker die Erinnerung ihrer goldenen Zeiten zu knüpfen lieben. Unter ihm — in den Jahren 1351 bis 1382 — wird der Ordensstaat in Wahrheit eine Großmacht, zugleich, wie ein Jahrhundert später Spanien, der Mittelpunkt und die hohe Schule der lateinischen Ritterschaft.

In der That, nur durch die Strenge einer heiligen Genossenschaft, durch den Ernst großer staatlicher Aufgaben konnte das verfallene Ritter-

thum der Zeit wieder geadelt werden. Längst verflogen war in diesen Tagen kirchlichen Hadern die religiöse Wärme des früheren Mittelalters; nicht die Begeisterung des Christen, nur phantastische Abenteuerlust führte jetzt noch Reisige in die Heere der Kreuziger. Auch jene naive, derbe Raufluft suchen wir vergeblich, die, nach dem hochgemuthen Reiterspruche, „kühn und munter, fromm mitunter" sich durch eine Welt von Feinden schlägt. Nein, einen künstlich verfeinerten, einen epigonenhaften Charakter trägt jenes vielgerühmte zweite Ritterthum, das nach der wüsten Verwilderung der kaiserlosen Zeit im vierzehnten Jahrhundert sich wieder erhebt. Schon beginnt das Volk seine politischen Ideale sehnsüchtig in der Vergangenheit, in der Hohenstaufenzeit zu suchen, und bescheiden gesteht der Dichter: „die weisen meister habent vor den wald der kunst durchhauwen." Fällt es der Harmonie und Tiefe der modernen Empfindung ohnehin gar schwer, warmen Antheil zu nehmen an den jähen Sprüngen, ja — sagen wir nur das allein zutreffende Wort — an der zerfahrenen Liederlichkeit des Seelenlebens mittelalterlicher Menschen: so erschrecken wir geradezu vor der Herzenskälte und Armuth dieses zweiten Ritterthums. In bewußter Nachahmung vergangener Zeiten werden die Frauen wieder schwärmerisch verehrt von Rittern, deren schamlose Tracht und wüstes Leben häßlich absticht von den zierlich gesetzten Worten. An den Abenteuern der alten Heldenbücher erhitzen sich die Köpfe, während der kindliche Wunderglaube längst entschwunden ist. Und war der Adel einst begeistert in den Kampf gezogen für die erhabenen Pläne kaiserlicher Staatskunst, so irrt jetzt der deutsche Ritter planlos, würdelos umher, prahlerisch nach Abenteuern suchend von Ungarn bis zum spanischen Maurenlande. Dem deutschen Adel am mindesten wollte dies phantastische Treiben zu Gesicht stehen. Freilich auch in der guten Zeit des ächten Ritterthums war unser Volk in die Schule gegangen bei den Welschen, doch bald hatte es seine Staufenkaiser, seine Walther von der Vogelweide den größten Helden und Sängern der Romanen kühnlich an die Seite gestellt. In der furchtbaren Verwirrung aber des vierzehnten und funfzehnten Jahrhunderts bot Deutschland nur Raum für nüchterne prosaische Fürsten, die mit dem Bürgerthume zu rechnen wußten; und fremd, fast schwächlich erscheint die adlige Gestalt Friedrich's des Schönen von Oesterreich neben den Helden der englisch-französischen Kriege. Preußen allein von allen deutschen Landen darf sich in dieser Zeit an ritterlichem Glanze dem Westen vergleichen. Denn nicht lediglich leere Schlaglust, das innerste Lebensgesetz des Militärstaats vielmehr trieb den Orden in die Litthauerkriege; und meisterhaft verstanden die Besseren seiner Meister, dem Orden selbst die Strenge der geistlichen Zucht zu bewahren, die Wappenspielerei der neuen Zeit ihm fern

zu halten, und dennoch die phantastischen Neigungen des neuen Ritterthums für seine Zwecke zu benutzen. „In Preußen da ward er zu Ritter" war lange der beste Ruhm des christlichen Edlen, und stolz trug der Preußenfahrer sein Lebtag das schwarze Kreuz. Auch Könige rechneten sich's zur Ehre, wenn der Orden sie aufnahm unter seine Halbbrüder, und kein höheres Lob weiß der alte Chaucer von seinem ritterlichen Pilger zu sagen als dieses: in Littowe hadde he reysed and in Prucc. „Durch Got, durch er, durch ritterschaft" zogen aus allen Ländern Europas junge Degen herbei, auf der Kriegsreise in Litthauen die goldenen Sporen sich zu verdienen. Vom Morgen bis zum Mittag wehte dann vor einer feindlichen Burg die Ordensfahne im Christenlager, und fand sich Keiner, auf des Herolds Ruf, den Neulingen den Ritternamen im Zweikampf zu bestreiten, so gab ihnen der Meister „Sanct Görgens Segen." Aber auch bewährte Ritter fuhren gen Preußen zum Dienste unserer Frauen. Wir finden unter den Gästen nicht nur die beiden Donquixotes dieser donquixotischen Zeit, den Franzosen Boucicaut und jenen wilden Böhmenkönig Johann, der in den Sümpfen Litthauens ein Auge verlor, sondern auch den kalten Rechner, Graf Heinrich von Derby-Bolingbroke, der später im verschlagenen Ränkespiel den Thron der Lancaster gründete. Kamen so namhafte Gäste, dann ward „zu Ehren dem von Oesterreich und auch der Maget tugendleich" sofort eine Heidenfahrt begonnen. Bedurfte der Orden dringend der Hülfe, so versuchte der Meister die stärkste Lockung: er schrieb den „Ehrentisch" aus unter den lateinischen Rittern, und durch alle Lande erklangen dann die Namen jener Zehn, die nach erfochtenem Siege der Orden als die Würdigsten erfand und unter prunkvollem Zelte, gleich den Degen von Artus' Tafelrunde, bei Zitherklang und Pfeifenspiel mit einem feierlichen Ehrenmahle bewirthete. Sehr ernsthaft und planvoll, offenbar, waren diese Kämpfe selten. Einige Nächte lang ward „in der Wild" geheert — „heid ein, busch ein, unverzagt, recht als der fuchs und hasen jagt" — alle Habe zerstört nach dem einfachen Grundsatze „was in tet we, das tet uns wol," und sodann nach lauter Feier des großen Sieges die Rückkehr angetreten und ein Haufe Litthauer „gleich den jagenden Hunden" gekoppelt gen Preußen geführt — wenn es nicht dem Feinde noch gelang, die siegreichen Ritter in die Sümpfe und Moose zu locken, oder sie einzuschließen zwischen jenen mächtigen Verhauen, die das Barbarenland durchschnitten. Ueberall in diesen Kriegen seltsame Züge renommistischer Tapferkeit, wie von jenem Comthur Hermann von Oppen, der beim Anzuge des Feindes die Thore von Schönsee öffnen läßt und also die Feste vertheidigt.

Und doch erkennen wir leicht auch in solchem verworrenen Kriegs-

getümmel den Grundcharakter des Ordens, seinen Januskopf, der mit dem einen Gesichte hinausschaut in das helle Bereich moderner politischer Gedanken, mit dem anderen zurückblickt in die verschwommene Traumwelt des Mittelalters. Abgeschwächt freilich war längst der unversöhnliche Gegensatz christlichen und heidnischen Wesens: schon unter Winrich v. Kniprode schließt der Orden, was sein Gesetz streng verbot, zum ersten Male einen Frieden mit den Heiden. Doch um so zäher hielt der Orden an dem politischen Gedanken seiner Kriege, an dem Plane, das Litthauerreich zu brechen, das die Provinzen der Düna und der Weichsel trennte, und im Jahre 1398 erfüllte sich ein guter Theil dieser Absichten, da das Samaitenland dem Orden abgetreten ward und nun die gesammte baltische Südküste den Deutschen gehorchte. Und keineswegs ward dies Ziel erreicht allein durch jene räuberischen Kriegsreisen adliger Gäste, welche ohnedies in milderem Lichte erscheinen, wenn wir uns der kurzen Dauer, des tumultuarischen Wesens der meisten mittelalterlichen Kriege entsinnen. Oefter noch rückte die gesammte organisirte Wehrkraft des Militärstaats in's Feld — so in dem glorreichsten Jahre der Ordensgeschichte 1370, da des großen Winrich Ordensmarschall mit dem harten Herzen und dem harten Namen, Henning Schindekopf, als Sieger fiel in jener gräßlichen Rudauschlacht, die noch heute im Gedächtniß der Altpreußen lebt. Damals hatten die „Maien" seiner Bürger dem Orden den Sieg gesichert — waffenkundige Genossenschaften von Patriciern und Zünftlern, die in guten Zeiten jeden Frühling in festlichem Aufmarsch aus den Thoren zogen, den König Lenz nach alter Sitte einzuholen, aber wenn das Kriegsgeschrei erscholl, unter der Führung ihres Ordenscomthurs zu den Fahnen des Ordens stießen. Und in ernst-fröhlicher Weise hatte Winrich die Wehrbarkeit der Bürger gekräftigt, als er den gewohnten Brauch des Vogelschießens in allen Städten des Landes nach fester Satzung ordnete und die gewandten Armbrustschützen durch Staatspreise ermuthigte. Gleicherweise leisteten auch die Grundherren und Bauern ihren Comthuren Heerfolge, nach strenger Regel, auf bedeckten Hengsten vollgerüstet, oder in der leichteren Platen-Rüstung, je nach der Größe des Hufenbesitzes. Auch die modischen fremden Gäste standen unter den Befehlen der Ordensritter, die noch den altritterlichen Schmuck des Vollbartes und des langen würdigen Mantels bewahrten. Alle Fahnen mußten sich senken — hier in dieser deutschen Grenzerwelt, wo das herrschende kaiserliche Banner nie geweht hat — wenn die große Ordensfahne mit dem Bilde der gnadenreichen Jungfrau dem Ordensmarschall vorangetragen ward. Unbedingt — wenn nicht der Hochmeister selber das Commando übernahm — verbanden die Befehle des Marschalls, der in friedlicher Zeit in dem gefährdeten Osten,

zu Königsberg, hauste, im Kriege sich mit dem Generalstab seiner Kumpane umgab. Der harte Spruch des Reisegerichts traf die Widersetzlichen — Gäste, Preußen und deutsche Herren — vornehmlich Jeden, der die strenge Marschordnung störte. Auch im Lager mahnte der Altar, der inmitten des Heeres von den Fahnen umweht sich erhob, an den geistlichen Ernst des Kampfes. — Also verstand sich hier der Stolz der schweren adligen Reiterei zum Zusammenwirken mit dem Fußvolke der Landwehr. Sogar leichte Reiter, die Turkopolen, wußte der Orden zu verwenden. Und wohl nirgendwo ist das schwere Geschütz der Arcolei so früh und so häufig benutzt worden, als hier — schon zu Anfang des vierzehnten Jahrhunderts — von dem Ritterbunde, welcher der Erfindungslust seiner kriegskundigen Städte immer ein williges Ohr lieh. Ja, ganz moderne Luft meinen wir zu athmen, wenn wir hören von dem großen Invalidenhause zu Marienburg, worin der Orden für die alten Tage seiner wunden Brüder sorgte. — Noch lebt ungeschwächt in den Herzen der Litthauer und Slaven der alte Volkshaß wider die Deutschen. Als eine Burg am Niemen von den Unsern erstürmt wird, da bieten Hunderte der Heiden ihren Nacken dem Beile einer greisen Priesterin, also daß Keiner in der Deutschen Hände fällt. Aber schon begegnen uns dann und wann Züge menschlicher Annäherung. Schaaren mißhandelter Leibeigener fliehen aus Litthauen hinüber unter das menschlichere Recht des Ordens; und gern nimmt sie auf — unter der bezeichnenden Bedingung, daß sie zurückgeführt werden sollen in die Heimath, sobald ganz Litthauen dem Orden gehorche.

Sehen wir in den Kriegen des Ordens, wie billig, eine streng monarchische Ordnung walten, so herrscht in seiner politischen Verwaltung der aristokratische Geist des Mißtrauens. „Da ist viel Heil, wo viel Rath ist" dies Wort, erhärtet an dem Beispiele Christi, der auch mit den Aposteln frommen Rathes pflog — bezeichnet den kirchlich-aristokratischen Grundgedanken seiner Verfassung. Wohl schmückte sich das Land mit königlichem Pomp, wenn der Statthalter des gestorbenen Hochmeisters alle Gebietiger des Ordens mit den Landmeistern von Deutschland und Livland gen Marienburg berief und dann das Glockengeläute der Schloßkirche verkündete, daß die auserwählten Dreizehn im tiefgeheimen Wahlcapitel ein neuen Fürsten erkoren, Christi Statt im Orden zu halten. Aber wenn die mächtigsten Könige der Christenheit „lieber Bruder" nannten, er durfte nur über das Kleinste und Alltägliche frei verfügen. Jeder ernste Beschluß war gebunden an die Zustimmung des Rathes der fünf obersten Gebietiger, jede Verfügung über Land und Leute an das Ja der vier Landmeister; und wiederholt geschah es, daß der Deutschmeister mit dem großen Ordenscapitel die Absetzung eines hoffärtigen Hochmeisters ver-

fügte. Sehr langsam, da die Macht des Ordens reißend anschwillt, der persönliche Verkehr mit fremden Fürsten sich vermehrt, befreit sich der Hochmeister von den kleinlichsten Regeln mönchischer Zucht, bildet er sich einen glänzenden Hofstaat. Aber auch dann noch erhält der Herr der Ostseelande, wenn er Theil nimmt an den Mahlzeiten des Ordens, seine vier Portionen zugetheilt, damit er spende an die Armen und Büßenden. Nur in dringender Noth mochte der Hochmeister auf eigene Hand verfahren und durch einen Machtbrief unbedingten Gehorsam befehlen, und immerhin ließ die beschränkte Macht von geschickter Hand sich wirksam nutzen, was der Orden selber in seiner guten Zeit durch die Wahl fast ausnahmslos tüchtiger Männer anerkannte. Und wie der Hochmeister dem gesammten Orden, so standen die Comthure der Ordensburgen den Conventen ihrer Brüder gegenüber „mehr als Diener denn als Herren." Die furchtbare Härte der genossenschaftlichen Zucht allein war es, welche diese Aristokratie zusammenhielt. Ein „begebener Mensch" war geworden, wer die drei Gelübde geschworen, „so die Grundveste sind eines jeglichen geistlichen Lebens," und dafür von dem Orden empfangen hatte ein Schwert, ein Stück Brod und ein altes Kleid. Ihm war verboten, seines Hauses Wappen zu führen, zu herbergen bei den Weltlichen, zu verkehren in den üppigen Städten, allein auszureiten, Briefe zu lesen und zu schreiben. Viermal in der Nacht wurden die Brüder, wenn sie halb bekleidet mit dem Schwert zur Seite schliefen, von der Glocke zu den „Gezeiten" gerufen, viermal zu den Gebeten des Tag-Amts. Wem der Orden ein Amt befiehlt, zu Riga oder zu Venedig, übernimmt es unweigerlich und legt es nieder am nächsten Kreuzerhöhungstage vor dem Capitel seiner Provinz; seine Rechnungen bewahrt das Archiv. Ist Einer in Schuld verfallen, so tagt das geheime Capitel, das mit einer Messe beginnt und mit Gebet endigt, und verweist den Schuldigen an den Tisch der Knechte oder läßt die Juste an ihm vollziehen, denn „nachdem die Schuld ist, soll man die Schläge messen." Doch darf der Meister Milde üben, der in der einen Hand die Ruthe der Züchtigung führt, in der anderen den Stab des Mitleids. Nur die „allerschwerste Schuld" — die Fahnenflucht, der Verkehr mit Heiden und die „vormeinsamten Sünden" der Sodomie — kann auch des Meisters Gnade nicht sühnen; sie geht dem Sünder „an sein Kruz," er hat den Orden verloren ewiglich. Noch über das Grab hinaus verfolgt der Orden die ungetreuen Brüder. Wird in dem Nachlasse eines deutschen Herrn mehr gefunden als jene kümmerliche Habe, die das Gesetz erlaubt, so verscharrt man die Leiche auf dem Felde. In dieser furchtbaren Zucht, in einer Welt, die den Orden immer groß und prächtig den Einzelnen klein und arm zeigte, erwuchs jener Geist selbstloser Hingebung,

der den Hochmeister Konrad von Jungingen auf dem Todtenbette die Gebietiger beschwören hieß, sie sollten nimmermehr seinen Bruder zum Nachfolger in seinem Amte wählen. —

Noch redete das Gesetz von dem „Golde der Minne, womit der Arme reich ist der sie hat, und der Reiche arm der sie nicht hat;" noch erinnerten einige große Siechenhäuser, unter der Aufsicht des Ordensspittlers, und die reich versorgte „Herrenfirmarie" zu Marienburg an die Zeit, da der Orden, der nun drei Fürstenthrone besetzte, unter den Zelten von Akkon der Wunden pflegte; noch ward jedes zehnte Brod aus den Ordensvorräthen den Armen gespendet. Aber ausschließlicher immer drängt sich des Ordens staatlich-kriegerischer Zweck hervor; das kirchliche Wesen erscheint oft nur als Mittel, jene schweigende militärische Unterwerfung zu erzwingen, die in diesen Tagen ungebundener persönlicher Willkür allein durch den schrecklichen Ernst religiöser Gelübde sich erhalten ließ. Wenn Mittags an der schweigenden Tafelrunde der Priesterbruder ein Capitel der Bibel vorlas, wählte man gern die kriegerischen Mähren von den „Rittern zu Josua's und Moses Zeiten." Immer wieder ward den jungen Brüdern das Maccabäerwort eingeschärft: „Darum, liebe Söhne, eifert um das Gesetz und waget Euer Leben für den Bund unserer Väter." Es war ein endloser Vorpostendienst. Tag und Nacht standen die Briefschweiken im Stalle gesattelt, um die Boten mit den Befehlen des Meisters oder mit dem Sterbebriefe, der den Tod eines Bruders kündete, von Burg zu Burg zu tragen — ein geregelter Botenlauf durch das gesammte Mittel- und Süd-Europa. Alltäglich konnte ein Visitirer des Ordens erscheinen, alle Schlüssel und Rechnungen der Burg abfordern, und sämmtliche Brüder waren verpflichtet, ihm anzuzeigen, ob das Gesetz verletzt worden, das jede Tagesstunde in jeder Burg des weiten Reiches nach gleicher Regel leitete.

Bei so unbarmherziger Aufsicht mußten die Finanzen des Ordens glänzend gedeihen. „Zu Marienburg," läßt der Dichter den Pfennig sagen, „da bin ich Wirth und wohl behaust." Bis zum funfzehnten Jahrhundert findet sich in den peinlich-genauen Rechnungen, die das Königsberger Archiv noch heute bewahrt, keine Spur eines Unterschleifs. Ja, ein ganz moderner Gedanke der Finanzwissenschaft ist in dem Orden bereits verwirklicht: die scharfe Trennung des Staatshaushaltes von dem Haushalte des Fürsten, der seinen Kammerzins von bestimmten Gütern bezieht. Ueberhaupt mußte Wohlstand und Bildung erstaunlich rasch emporschießen, wo die Capitalien und die eingeübte Arbeitskraft eines gesitteten und dennoch jugendlichen Volkes, vereint mit den durchgearbeiteten Gedanken der päpstlichen, orientalischen und hanseatischen Staatskunst, auf die üppigen Natur-

schätze eines unberührten Bodens befruchtend einströmten. Wo der Adel selber, durch ein heiliges Gesetz gebändigt, herrschte, konnte der unseligste Schaden des mittelalterlichen Staats, die Störung des Landfriedens durch räuberisches Junkerthum, nicht aufkommen. Die Ritter und Knechte des Landes, reich begütert zumal im Westen und im Abendlande, vermochten vorerst dem mächtigen Orden nicht zu trotzen. Sie erfreuten sich der Gunst des großen Winrich, der aus diesen Grundherren den Kern der berittenen Landwehr bildete; sie blieben der Gerichtsbarkeit des Ordens unterworfen und standen mit den Städten in friedlichem Verkehr durch den schwunghaften Getreidehandel. Die übrige freie Landbevölkerung verschmilzt allmählich zu Einer Masse; die große Mehrzahl der alten preußischen Freien erwirbt das freie kulmische Recht der deutschen Kölmer. Auch die Pflichten der Grundholden werden leichter, seit der Orden die Bedeutung der rasch eindringenden Geldwirthschaft erkennt und die Verwandlung der Dienste in Geldzinsen gestattet. Der, den Hansebürgern abgesehene Grundsatz unbedingter Freizügigkeit befördert den Anbau und sichert die Freiheit, ohne doch, bei dem festen Erbrechte der Bauernhöfe, ein allzurasches Hin- und Wiederfluthen der Bevölkerung zu bewirken. Und wie sollte des Landmanns Lage da auf die Dauer eine gedrückte bleiben, wo der rastlose Kampf mit der Fluth des Meeres und der Ströme fortwährend die persönliche Kraft des Bauern herausfordert? Den Mahnruf des Dichters an die Monarchie des Mittelalters: „Dir ist befohlen der arme Mann" befolgt die Aristokratie der deutschen Herren um so eifriger, je gefährlicher die Macht des städtischen und des Landadels emporwächst. Dem großen Winrich hat das Volkslied das edelste Fürstenlob, daß er ein Bauernfreund gewesen, nachgesungen. — Die Kirche bleibt in der alten Abhängigkeit; die Klöster vornehmlich unterliegen der strengen Aufsicht des Ordens, und nur kraft eines Terminirbriefes der Landesherrschaft darf der Bettelmönch fromme Gaben heischen. Allein in Ermeland, wo es nicht gelungen war, das Domcapitel mit deutschen Herren zu besetzen, beginnen schon jetzt unheilvolle Händel zwischen dem Bisthum und dem Orden. Solche Erscheinungen heben die preiswürdige Thatsache nicht auf, daß die Ordensherrschaft das ausgedehnteste Gebiet einheitlichen Rechtes im deutschen Mittelalter umfaßt. Jeder Comthur einer Ordensburg ist zugleich Bezirkshauptmann für die Landesverwaltung, führt den Vorsitz im Landding, und selbst die mächtigen Städte müssen sich ihm beugen. Das Recht der Städte hat der Hochmeister durch eine allgemeine städtische Willkür geregelt, die nicht ohne seinen Willen geändert werden darf. Er allein entscheidet über die Freiheit des Handels und die Zulassung der Fremden, er bestimmt die Willkür für die Weichselschiffahrt, ihm dankt das

Land gleiches Maaß und Gewicht, und nur seiner Landesmünze zu Thorn ist der Münzenschlag vorbehalten.

Und doch war die Stellung der großen Städte des Landes, die früh der „Hansa Deutschlands" beitraten, zu ihrer Landesherrschaft nach modernen Staatsbegriffen ebenso unbegreiflich, wie die Lage aller anderen landsässigen Hansestädte. Die „unter beiden Meistern sitzenden" Hansestädte (in Preußen die Sechsstädte Danzig, Elbing, Thorn, Kulm, Königsberg und das kleine Braunsberg, — denn das reiche Memel blieb butenhansisch) — sie beschließen auf den gemeinen Hansetagen oder gar auf ihren preußischen Städtetagen zu Marienburg und Danzig den Krieg gegen Könige, die mit dem Orden in Frieden leben. Sie spielen — ein Staat unter Staaten — die Rolle des Vermittlers in den Händeln des Ordens mit Litthauen oder bitten den Hochmeister um seine Verwendung in hansischer Sache bei der Königin von Dänemark. Aber die bittre Noth, der Ernst der politischen Arbeit und das nicht eingestandene, doch unzweifelhaft bereits lebendige, Bewußtsein, auf wie schwachen Füßen die glänzende Ordensherrschaft stehe — das Alles zwingt den Orden, die adligen Vorurtheile zu verschmähen, den Eifer der Herrschsucht zu mäßigen und als treuer Bundesgenoß zu den Städten Niederdeutschlands zu halten. Waren doch beide im Innersten verwandt als Aristokratien von Deutschen inmitten halbbarbarischer Völker, verwandt sogar in ihrer inneren Einrichtung: denn auch die Hansa konnte an gefährdeter Grenzstelle ihre Herrschaft nur erhalten durch die strenge klösterliche Zucht mönchischer Factoreien. In Einem gemeinsamen Interesse vornehmlich begegnen sich beide Mächte: in dem Bestreben, den friedlosen Verkehr zur See endlich zu sichern. Und so natürlich ist diese Verbindung, daß das Anwachsen beider Mächte auch in der Zeit genau den gleichen Schritt einhält und beide von dem Augenblicke an dem Verfalle entgegeneilen, da sie sich miteinander entzweien. Das glorreiche Jahr des Ordens (1370) ist auch der Höhepunkt hanseatischer Macht. Denn als Meister Winrich die Kunde empfing von dem großen Litthauermorden auf dem Rudaufelde, da weilte an seinem Hofe als ein Bettler, des Ordens Vermittlung erflehend, Waldemar Altertag der Däne, verjagt aus seinem Erbe durch die Bürgermacht der „Siebenundsiebzige Hänsen;" und im selben Jahre unterschrieb der König den Stralsunder Frieden und versprach, daß fürderhin Keiner den Thron von Dänemark besteigen solle, als mit dem Willen der gemeinen Hansa. Wenige Jahrzehnte später traten drei preußische Städte als Bürgen ein für das königliche Wort Albrecht's von Schweden. Hat auch keine der Ordensstädte die unvergleichliche Lübeck völlig erreicht und das Wort des deutschen Liedes zu Schanden gemacht: „Lubeck aller stete schone, von richer

ere trageſtu die krone" — ſo ſtand doch von allen Gemeinweſen der Oſterlinge Danzig der Traveſtadt am nächſten, die Erbin jener Handelsherrſchaft im Oſten des baltiſchen Meeres, welche dereinſt dem alten Wisby gehörte. Ein hochgefährliches Element in dem jungen Staate, fürwahr — dieſe überkräftige Commune mit dem ſtolzen Adel, den leidenſchaftlich bewegten Zünftlern und dem heute noch berüchtigten wilden Hafenvolke polniſcher Weichſelſchiffer. Wohl hielt die Stadt noch ſo ſtreng wie nur der Orden ſelber auf deutſches Weſen, wehrte allem undeutſchen Blute den Eintritt in die Zünfte. Rechtspflege und Verwaltung waren nach moderner Weiſe getrennt, jene geübt von dem Stadtſchultheißen und ſeinen Schöppen, dieſe in den Händen von Bürgermeiſter und Rath; die Verfaſſung ariſtokratiſch, doch ſo, daß für wichtige Entſchlüſſe die Zuſtimmung der Zünftler eingeholt ward. Aber ſchon geſchah es, daß die Zünftler in jähem Aufruhr aus ihrem Gemeindegarten lärmend vor den prächtigen Artushof der Stadtjunker zogen, und ſchon jetzt wird in dem Junkerhofe dann und wann der kecke Plan beſprochen, die Stadt von dem geſtrengen Orden loszureißen. Denn hatte der Orden auch ein einheitliches Handelsgebiet geſchaffen, keine Binnenzölle aufgelegt, ſo erhob er doch ein Pfundgeld von der Einfuhr, und ſchnurſtracks entgegen trat er dem monopolſüchtigen Geiſte der Hanſa, als er, geſtützt auf päpſtliche Dispenſe, einen großen Eigenhandel begann, vornehmlich mit dem Bernſtein, und ſeine Handelsagenten in Brügge, Lemberg und den preußiſchen Städten anſtellte.

Nur im Zuſammenhange mit dieſen hanſiſchen Verhältniſſen läßt ſich des Ordens baltiſche Politik begreifen. Auch Eſthland war für den Orden gewonnen (1346), ſeit der Meiſter von Livland dem Dänenkönige beigeſtanden gegen einen gefährlichen Aufſtand der eſthiſchen Bauern und dann — nach der alten geiſtlichen Politik — eine unerſchwingliche Entſchädigung für die Hülfe gefordert hatte. So war dem Orden die Küſte vom Peipusſee bis zur Leba dienſtbar, und alsbald begann er die Befriedigung der See, ſchuf ſich eine Seemacht als der Schirmherr des gemeinen Kaufmanns. In den wüſten Kriegen zur Zeit der kalmariſchen Union hatten die ſtreitenden Mächte des Nordens das alte Unweſen der Seeräuber ermuthigt durch ihre Stehlbriefe. Seitdem war der Piratenbund der Vitalienbrüder, geführt von adligen Abenteurern, den Sture, den Manteuffel, herrſchend im baltiſchen Meere, hatte Gothland erobert und das verfallende altehrwürdige Wisby in ein feſtes Raubneſt verwandelt. Was die ſkandinaviſchen Kronen nicht wagen, gelingt endlich der jungen Flotte des Ordens (1398): er erobert Gothland, verhängt ein furchtbares Strafgericht über die Räuber und läßt ſeine Friedensſchiffe in der Oſtſee kreu-

zen. Bald darauf setzen sich, kraft alter Herrschaftsrechte, die Dänen auf der Insel fest; der Orden aber rüstet eine neue Flotte, bringt an zweihundert dänische Schiffe auf und landet ein Heer von 15000 Mann auf Gothland, das die Kreuzfahne wieder auf den Wällen von Wisby aufpflanzt (1404). — Auch tief in das Binnenland hinein reichen die Fäden der Ordenspolitik. So lange die baltische Welt noch nicht den russischen Ehrgeiz lockt, steht der Orden zumeist im Bunde mit dem weißen Czaren als dem alten Feinde der Litthauer; und doch sendet der Hochmeister zugleich Gesandte an die Beherrscher von Kasan und Astrachan, findet an ihnen „eine starke Rückenlehne" wider die Moskowiter. — Den Polen und Litthauern gegenüber weiß der Orden theilend zu herrschen; er schürt emsig den Bruderstreit, der das Großfürstenhaus von Litthauen zerfleischt; seine Burgen sind die bereite Zufluchtstätte aller Unzufriedenen der Nachbarländer. Ja, in einer Verhandlung mit den Fürsten von Schlesien, Ungarn und Oesterreich entwirft sein vermessener Ehrgeiz bereits im vierzehnten Jahrhundert einen europäischen Plan, der seitdem nie wieder aus der großen Politik verschwunden ist — den Plan der Theilung Polens. — Von so umfassenden Combinationen jedoch kehrt die Staatskunst des Ordens immer wieder zurück zu ihren einfachsten Aufgaben. Die Verbindung mit Deutschland blieb ungesichert, so lange der launische Wille der pommerschen Wendenfürsten sie jederzeit abschneiden konnte. Der Erwerb von Stolp und Bütow und anderen Grenzstrichen vermochte nicht dies zu ändern. Ein bedeutender Gewinn daher, daß der Orden die Geldnoth der märkischen Luxemburger zum Ankaufe der Neumark benutzte (1402) und so eine sichere Straße in das Reich erwarb. Und kein geringes Zeugniß für die Gerechtigkeit seines Regimentes, daß Bürger und Bauern der Neumark der Herrschaft der Aristokratie sich fügten, der meisterlose Adel aber hartnäckig widerstrebte. Nicht blos für die Staatskunst, auch für die Wirthschaft des Ordens war die neue Straße in das Reich hochwichtig; denn sein Besitz in Deutschland war allmählich stattlich angewachsen, umfaßte zwölf Balleien, darunter zwei von unerschöpflichem Reichthum, Oesterreich und Coblenz.

Wenn der Orden die Völker des Ostens vor seiner Landwehr erzittern ließ: vergessen wir nicht, welches wetterfeste, in ewigen Kämpfen gestählte Bauernvolk ihm gehorchte. In altpreußischer Zeit hatten dereinst reiche Dörfer und Wälder geprangt wo nun der Spiegel des frischen Haffs sich dehnte. Aber auch noch unter der Ordensherrschaft verwandelten Einbrüche des Meeres die Gestalt der Küste. Die alte Einfahrt in das frische Haff, das Tief von Withlandsort, kaum erst durch eine Feste geschützt, versandet, die See bricht sich ein neues Tief, und der Orden

läßt die Bauern frohnden zu den starken Dammbauten bei Rosenberg. Gewaltiger noch war das Ringen mit dem tückischen Weichselstrome. Undurchdringliches Gehölz hob sich aus dem Röhricht der weiten Sümpfe zwischen den Armen der Weichsel und Nogat, bis alljährlich im Frühjahr der Schrecken des Landes, der Eisgang, herankam, Fußboten das unheimlich-langsame Nahen des Feindes verkündeten und endlich die weiten Wälder in der großen Wasserwüste verschwanden. Hat auch die moderne Kritik den vielgefeierten Namen des Landmeisters Meinhard von Querfurt erbarmungslos seines Glanzes entkleidet: zu den Fabelgestalten zählen wir darum doch nicht jenen Ordensritter mit dem Wasserrade, der heute unter den Steinbildern der Dirschauer Brücke prangt. Der Orden war es, der, nicht durch Eines Mannes Kraft, nein, durch die nachhaltige Arbeit mehrerer Geschlechter, die Wuth des Stromes bändigte. Der güldne Ring der Deiche ward um das Land gezogen, gesichert durch ein strenges Deichrecht, durch die Bauernämter der Deichgrafen und Deichgeschworenen, die noch heute alterprobt bestehen. Also geschützt, ward das Sumpfland der Werder, unter dem Wasserspiegel der Ströme gelegen, von holländischen Kolonisten in die Kornkammer des Nordens verwandelt, und bald blähte sich hier die Ueppigkeit, der unbändige Trotz der überreichen Werderbauern. Auch anderer Orten im Lande blühte die Landwirthschaft. Die Schafzucht arbeitete dem Tuchhandel von Thorn in die Hände, und Preußens Falkenschulen versorgten den Waidmann aller Länder mit dem unentbehrlichen Federspiele. Die Beutener in den Wäldern von Masuren versandten das Wachs ihrer Bienenkörbe weithin an den Klerus, und selbst der Landwein von Altpreußen hat den unverdorbenen Kehlen unserer Altvordern gemundet. Wichtiger noch war die Ausfuhr des Holzes, das von den Baumbesteigern der Danziger und Rigaer Kaufhäuser in den Forsten von Polen, Litthauen, Volhynien ausgesucht und dann auf mächtigen Flößen, die dichtgedrängt oftmals den Flußverkehr sperrten, die Weichsel und Düna hinabgefahren ward — wenn anders die heilige Barbara in dem Bergkirchlein zu Sartowitz das Gebet des Weichselschiffers um gesegnete Fahrt erhörte. Desselben Weges kam der Flachs, den die Braker im Hafen prüften und stempelten. Der Handel über Land mit Polen und den Nachbarlanden war Preußens Vorrecht; und seit der Orden das kurische Haff mit dem Pregel durch einen Canal verbunden, ward auch der Wasserweg auf dem Niemen bis in das Herz von Litthauen seinem Kaufmann erschlossen, und das rührige Danzig gründete dort das hansische Comptoir von Kowno. Dies Monopol des überländischen Verkehrs hinderte die Sechsstädte des Hochmeisters nicht, auch an den anderen Handelszügen der Hansa theilzunehmen, an den Baienfahrten nach dem Busen

von Biscaya so gut wie an dem großartigen Verkehre des Weltmarktes zu Brügge. Die Fischerei im Großen, jederzeit das natürliche Vorrecht des seeherrschenden Volkes, ward in den nordischen Gewässern von der Hansa ausschließlich ausgebeutet. Allsommerlich errichteten die Hansen bei Falsterbo auf Schonen ihre Hütten, um des Häringsfangs zu pflegen, und durch die Gnade des bedrängten Waldemar Attertag durfte dort Danzig sein Fischlager neben der Bitte des gebietenden Lübeck aufschlagen. — Sorgte der Scharfsinn des Kaufmanns selber für die Ausbildung des Credits durch das Wechselrecht (den Ueberkauf), so that der Orden das Seine durch die gemeine preußische Bankerutt-Ordnung. Vornehmlich aber sicherte er den Verkehr. Wie in Preußen jeder Komthur das strenge Straßengericht hielt, so erwarb der Orden von den Stettiner Fürsten das Versprechen, ihm alle Verbrecher auszuliefern; ja, von den Herzogen von Oppeln ertrotzte er sich das Recht, die Räuber des preußischen Kaufguts noch auf schlesischem Boden niederzuwerfen. Dem verderblichen Grundsatze des mittelalterlichen Handels, daß Jedermann sich seines Schadens erholen solle bei den Volksgenossen, suchte der Orden entgegenzuwirken durch Handelsverträge, zumal mit England, das bereits ein Consulat in Danzig errichtete.

Mit diesem gewaltigen Aufschwunge materieller Wohlfahrt jedoch hielt die geistige Bildung nicht gleichen Schritt. Ein banausisches Wesen geht durch die mittelalterliche Geschichte unseres Nordens, der Hansa wie der deutschen Herren. Von der schrecklichen Eintönigkeit des mönchischen Garnisonlebens mochte der deutsche Herr sich erholen in ritterlichen Spielen, obwohl das eigentliche Turnier ihm verboten blieb, oder in schwerer Jagd auf Bären, Wölfe, Luchse „nicht durch kurze weile, sunder durch gemeinen vrumen." Auf Hochmeisters Tag oder zu Ehren fürstlicher Gäste feierte man glänzende Gelage und Gaffenspiele. Zu Ostern zogen die Dirnen von Marienburg mit Maizweigen auf das Hochschloß, um den Fürsten nach gut preußischem Brauche einzuschließen, bis er mit einer Gabe sich löste. Meisters welscher Garten und Karpfenteich boten manche heitere Stunde, und bald war der Lärm und Prunk fürstlicher Besuche zur Regel geworden an dem geistlichen Hofe. Edlerer geistiger Luxus aber schien dem rauhen Militärstaate bedenklich. Wenn Meister Winrich befahl, daß in jedem Convente zwei gelehrte Brüder, ein Theolog und ein Jurist, verweilen sollten, so hatte er nur kirchlich-politische Zwecke im Auge; seine Schöpfung, die Rechtsschule von Marienburg, ging rasch zu Grunde. Die gelehrten Brüder haben Urlaub, das Gelernte zu üben, die ungelehrten aber sollen nicht lernen; genug, wenn sie das Paternoster und den Glauben auswendig wissen. Vollends von einem tieferen Nachdenken über gött-

liche Dinge meinte der Orden wie das frühere Mittelalter: „o weh dir armen Zweifeler, wie bist du gar verloren, du möchtest kiesen, daß du wärest ungeboren;“ ein Graf von Nassau wird nach tiefgeheimer Verhandlung zu ewigem Kerker verurtheilt, „weil er ein Czwifeler was.“ Im Bewußtsein solcher Schwäche bewies der Orden dem gelehrten Mönchthume offene Mißgunst. Die geistige Aristokratie der Mönche, die Benedictiner, duldete er gar nicht, die Cistercienserklöster zu Oliva und Pelplin nur, weil sie von den pommerschen Fürsten bereits früher gegründet waren; allein den unwissenden Bettelmönchen blieb er gewogen. Gleich der Wissenschaft schwieg auch die Dichtung im Ordenslande. Gar seltsam hebt von solcher Herzenshärtigkeit der Glanz der bildenden Künste sich ab, welche freilich nicht so unmittelbar auf die Veredlung der Gemüther wirken. Ihre Blüthe in Preußen fällt in der Zeit genau zusammen mit dem politischen Ruhme der Tage Winrich's von Kniprode. Das edelste weltliche Bauwerk des deutschen Mittelalters ist unter dem großen Hochmeister vollendet worden — die Marienburg, die nach dem Glauben des Volks ihre Wurzeln, die mächtigen Kellergeschosse, so tief in die Erde streckt, wie ihre Zinnen hoch in die Lüfte streben — bei Nacht mit dem Lichtglanze ihrer Remterfenster wie eine Leuchte ob den Landen hangend, weithin sichtbar an dem Weichselflusse, dem die Culturarbeit des Ordens den lieblichsten Unterlauf von allen deutschen Strömen bereitet hat. Schon längst stand auf den Nogathöhen hinter den Ställen und Vorrathshäusern der Vorburg, beschützt durch eine Kette von Basteien und Gräben, das Hochschloß mit dem Capitelsaale und der Schloßkirche. Das kolossale Mosaikbild der heiligen Jungfrau mit dem Lilienstabe verkündete, daß hier des geistlichen Staates Hauptburg rage; auf dem Rundgang um die Burg ruheten des Ordens Todte. Neben diesem düster-feierlichen Bau erstand in Meister Winrich's Tagen das prächtige Mittelschloß, die weltlich heitere Residenz des Fürsten, mit der lichten Fensterfronte von „Meisters morgenhellem Gemach“ und dem wunderbar kühnen Gewölbe in Meisters großem Remter, das gleich dem Gezweige der Palme aus Einem mächtigen Pfeiler emporsteigt. Aber selbst dies freudige Bauwerk verleugnet nicht den strengen Geist des Militär-Staates. Nicht nur weisen unterirdische Gänge und der Rundgang um das Dach auf den Zweck der Vertheidigung; aus der wahrhaftigen Keuschheit des erst von der Gegenwart wieder verstandenen Ziegelrohbaues redet ein spröder Ernst, der den meisten gothischen Bauten fremd ist. Geradlinig schließen sich die Fenster ab, der Reichthum der vegetativen Ornamente der Gothik fehlt; nur der leise Farbenwechsel des Ziegelmusters mildert die Einförmigkeit der schmucklosen Mauerflächen. Den gleichen Charakter massenhafter Gediegenheit tragen

die Nebenbauten bis herab zu den schweren Thürmen, die in die Gräben hinausragen — den unaussprechlichen Danzk's. Und wir mögen dieses spröde Wesen nicht allein der Dürftigkeit des Backsteins zuschreiben; zeigt sich doch an einem edlen Bruchsteinbau des Ordens, an der Marburger Elisabethkirche, dasselbe Zurücktreten des vegetativen Schmucks. Dagegen gemahnen ornamentale Inschriften und manche Eigenheiten des Stils an des Ordens Verkehr mit Sicilien und dem Morgenlande. Wie das Meisterschloß das Vorbild ward für alle Ordensburgen und sogar dasselbe Ziegelmuster mit militärischer Regelmäßigkeit sich in vielen Burgen wiederholte, so wirkte der strenge Charakter der Ordensbauten auch auf die Bauwerke der Städte. Wer kennt sie nicht, die aufstrebende Kühnheit, den würdigen Ernst der Giebelhäuser in der Langgasse zu Danzig? Wie eine Festung ragt der Dom von Marienwerder über die Weichselebene und ist auch als eine Feste wiederholt von reisigen Bürgern vertheidigt worden.

Erscheint es blendend, einzig, dies kühne Emporsteigen der Ordensmacht zu schwindelnder Höhe: wie sollten wir doch die Einsicht abweisen, daß solche glänzende Frühreife die Gewähr der Dauer nicht in sich trug? Selten läßt sich — nach dem ernsten, unser Geschlecht beherrschenden welthistorischen Gesetze — in dem Kerne menschlicher Größe selber die Nothwendigkeit ihres Verfalls so schneidend nachweisen, wie an diesem widerspruchsvollen Staate. Nur weil der Orden aus den Reihen des deutschen Adels sich fortwährend neu ergänzte, gebot er über eine Fülle großer Talente. Alle die meisterlosen Degen strömten ihm zu, denen die anschwellende Macht der Fürsten und Städte den Raum beengte, die tieferen Gemüther von religiöser Inbrunst, wie die Männer von wagendem Ehrgeiz, welche hier allein noch hoffen durften, aus dem niederen Adel zum Fürstenthrone sich emporzuheben. Aber ebendeshalb ward des Ordens Zukunft bestimmt von der augenblicklichen Lage des Adels im Reich, die er nicht beherrschen konnte. Nur der Heiligkeit kirchlicher Zucht dankte der Orden die Spannkraft, in staatloser Zeit die Majestät des Staates zu wahren. Doch je klarer der also gefestete Staat seiner weltlichen Zwecke sich bewußt ward, um so drückender erschienen die kirchlichen Formen, die sein mütterlicher Boden waren. An sich bietet die Herrschaft des Adelsbundes nichts Unnatürliches in Zeiten, welche gewohnt waren, alle großen politischen Ziele durch die gesammelte Kraft von Genossenschaften zu erreichen. Aber rühmten wir ihm nach, daß er in seinem Lande Nichts der organischen Entwickelung überließ, Alles durch scharf eingreifenden Willen ordnete, so blieb er selber doch starr und unverändert, derweil in seinem Volke Alles sich wandelte, mußte jedem Versuche innerer Reform sein theokratisches non possumus entgegenstellen. Eine furchtbare Kluft

that sich auf zwischen der Landesherrschaft und ihrem Volke, seit in den Enkeln der ersten Ansiedler allmählich ein preußisches Vaterlandsgefühl erwuchs, und das Volk murrend erkannte, daß eine schroff abgeschlossene Kaste von Fremden, Heimathlosen Preußens Geschicke lenkte. Wohl bot der Orden jeder reichen Kraft freie Bahn, doch nur wenn sie *seine* Gelübde auf sich nahm. Die unabhängigen Köpfe des Landadels sahen sich ausgeschlossen von jeder staatlichen Thätigkeit; denn derselbe Orden, der willig den städtischen Adel von Lübeck und Bremen unter seine Brüder aufnahm, erschwerte mit theokratischem Mißtrauen dem Adel seines Landes den Eintritt. Mochte der Orden mit kühlem Rationalismus jede neue politische Idee, so die Zeit gebar, in sich aufnehmen: die Grundlage seiner Verfassung blieb unwandelbar. Der monarchische Gedanke, der einzige, der die Völker des Mittelalters zu dauernder Gesittung emporführen konnte, der soeben noch zu Beginn des funfzehnten Jahrhunderts in Frankreich rettend seine Kraft erprobte — im Ordenslande fand er keine Statt, so lange der Plan einer Säcularisation geistlicher Staaten dem Glauben der Völker noch als ein Verbrechen erschien.

Erschüttert freilich war dieser Glaube schon längst. Denn allgemeinen Anklang hat die unmenschliche Lehre von der Ertödtung des Fleisches unter unserem lebensfrohen Volke zu keiner Zeit gefunden. Nicht blos die rohe Sinnlichkeit, auch die unbefangen weltliche Anschauung des geschlechtlichen Lebens lehnte sich schon im frühen Mittelalter dawider auf. „Daz schoeniu wip betwingent man, und ist da sünde bi, son' ist da doch nicht wunders an," sagt ein freudiges Dichterwort. Jetzt vollends, da der deutsche Herr, dem verboten war seine leibliche Mutter zu küssen, verderbt im Verkehre mit den wüsten Kriegsgästen, die alte Satzung mit Füßen trat, da manch unheimliches Geheimniß aus den verschwiegenen Zellen der Burgen in das Volk drang, der weiße Mantel oft gesehen ward in den „Ketzerhainen" der üppigen Städte und das Sprichwort den Hausvater mahnte, seine Hinterthür zu schließen vor den Kreuzigern — jetzt offenbarte sich an dem steigenden Spotte des Volks wider seine unheiligen Herrscher, daß das Possenspiel der Theokratie auf die Dauer nur solche Völker ertragen, deren Gemüth ein geistloser Glaube einwiegt in waches Traumleben. Als im Reiche Fürstenthum und Bürgerthum an Macht und sittlicher Kraft den Adel weit zu übertreffen begann: wie hätte solcher Verfall des Standes nicht zurückwirken sollen auf seine ferne Pflanzung? Durch die geweihten Remter schritt die Lust, schamlos und freudlos. Die Ritter, seit der Rudauschlacht des ernsten Krieges entwöhnt, kürzten sich die Weile mit leerem Prahlen von der unbesiegbaren Stärke der Ordenswaffen, und junkerhafter Uebermuth verhöhnte die besonnenen Meister,

welche die Gefahren der Zeit erwägend, die alte Eroberungspolitik mäßigten. Als dann endlich — nach einer tragischen Nothwendigkeit, die keines Menschen Witz abwenden konnte — diese Eroberungspolitik, das Lebensgesetz des Staates, noch einmal hervorbrach, da erlebte der deutsche Adel seinen jammervollsten Fall auf demselben Boden, wo er sein Höchstes geleistet.

Inzwischen reifte die Treibhaushitze der kolonialen Luft in dem jungen, der Pietät fremden Volke den Haß wider die fremden Herrscher. Denn fremd mußten den Preußen die Oberdeutschen erscheinen in Tagen, da die Abneigung der Stämme in unseliger Blüthe stand. Zwei neue Aristokratien waren emporgewachsen unter der herrschenden Kaste, durch festere Bande, als der Orden, mit dem Lande verwachsen. Der städtische Adel, zumal die mächtigen Ferver, Letzkau, Hecht in Danzig, brütete längst über dem Gedanken des Abfalls. Und hier abermals stoßen wir auf den tragischen Widerspruch im Wesen des Ordens. Nur weil der Orden zugleich ein großer Kaufherr war, konnte er den Gedanken einer Handelspolitik im großen Stile fassen; und doch hat dieser selbige Eigenhandel ihm die Gemüther der Bürger verfeindet. Unter dem Landadel, den reichen Geschlechtern der Renys und Kynthenau im Kulmerlande, that sich der ritterliche Eidechsenbund zusammen. Alle Eidechsenritter waren verschworen einander beizustehn mit Leib und Gut in nothhafter ehrlicher Sache wider Jedermann — freilich „mit Ausnahme der Landesherrschaft;" aber wer hatte Kunde von den tiefgeheimen Rittertagen? Auch auf den Hort der monarchischen Gewalt, auf die Treue der niederen Stände, durfte der Orden nicht mit Sicherheit zählen — am Wenigsten um die Wende des vierzehnten und funfzehnten Jahrhunderts, in diesem schrecklichen Morgensturme, der dem Lichte der modernen Gesittung vorausging. Alles Heilige sah dies unselige Geschlecht geschändet und entweiht. Zwei Päpste haderten um die dreifache Krone, zwei Kaiser um den Scepter der Welt, und frech spottete der Heide: „nun haben die Christen zwei Götter; will ihnen der eine ihre Sünde nicht vergeben, so gehn sie zu dem andern." Auf den Stellvertreter Christi ward gefahndet auf der Heerstraße, und der Südner von Neapel band sein Roß an den Altar von Sanct Peter. Vor kurzer Frist erst war der schwarze Tod und der Judenbrand durch die Städte gerast, und der Kyrieleis-Gesang der Geißler, der Angstruf der schuldbeladenen Menschheit, war gellend in den Straßen erklungen. Mit schnödendem Hohne wandte sich das empörte Gewissen der Masse wider das Sündenleben der Reichen. Die Dirnen, spottete das Volk, kommen aus den gemiedenen Gassen zu dem Rathe der Stadt und klagen wider des Rathes Töchter: sie verderben uns das Handwerk. Während

[illegible] Staaten der Christenheit sich rüsteten, durch eine Reform der Kirche an Haupt und Gliedern wieder Frieden zu bringen und die prunkvolle Gemahlin [illegible] aus der Staatsbau der alten Welt aus seiner Fugen. Dann war die Gestalt des armen Mannes vor der alten Ordnung zu Frankreich und der Bauernkrieg wie der Ordensstaat rollten in die Bauern zusammen, und von England herüber tönte aus der wilden Sänger Walters des Ziegelbeckers zum ersten Male die lockende Verheißung erhaben und erklungen wird, so ist die rauhe Naturkraft der aufgeklärten Menge aufsteht wieder den kunstvollen Bau einer alten Kultur.

„Die Bauern grau und Ehe schwarz, wer war denn da der Ersteinmal?“ In Preußen auch schritt ein unruhiger Geist durch die Massen; man mußte der Orden „Sammlungen“ und bewaffnetes Umherziehen verbieten. Auch auf dem Schlachtfelde hatten die neuen populären Mächte ihre Siegeslegenden gezeigt. Drei goldene Sporen hingen in der Kirche von Mailand, prahlerische Trophäen, die der Webersohn von Flandern mit seinen Bürgerheere von Frankreichs Adel erbeutet. Vor dem Morgenstern der Schweizere, dem langen Spieße der dithmarscher Bauern war die ritterliche Kriegskunst zu Schanden geworden, und eben jetzt, um die Wende des Jahrhunderts, lehrte, geschlagen von den Söldnern der Wälschen, Kaiser Ruprechts ritterliches Reichsheer „bald wieder her in Armuth, Schand' und Spott.“ In der That — schon längst empfand es schmerzlich der Orden — ein neuer Kriegerstand war erfunden. Bereits begnügten sich die Fremmen im Reich Söldner gen Preußen zu schicken zu ihrer Seelen Heil. Bald kam auch dies auf, und der Orden war gleich anderen Staaten gezwungen, mit ungeheurem Geldaufwande den Kern der neuen Heere, das beritten, gepanzerte Fußvolk, zu werben — eine Wandelung der Kriegsweise, welche auf die Dauer der Wirthschaft der Völker heilsamer war als die verzehrende fehdelustige Kriegführung der Burgen, für den Augenblick aber selbst den Heldenmuth des Ordens erschöpfte, viele minder mächtige Staaten entweder aus der Reihe der Mächte und der Staatengesellschaft ganz oder zu einer untergeordneten Stellung gab.

Während so aus dem heiligen Reiche wieder einmal Wanderer alten Klagelied erscholl „wenn Dach in Fetzen, da sterben meine Bürger“ sammelte sich drohend die gesammte Volkskraft der Slaven und erhob sich in tödtlicher Feindschaft wider die Deutschen. Schon begann in dem geistigsten der Slavenvölker die husitische Bewegung, vermehrt von dem nationalen Fanatismus der Czechen entwich die deutsche Studentenschaft von Prag nach Leipzig. Um dieselbe Zeit kam ein fertiger, schlauer Fürst voll ausgreifender Ehrsucht den polnischen Thron bestiegen — Großfürst Jagel von Litthauen. In dreien Jagen führte er mit den Orden

zwei furchtbare Schläge, da er getauft ward und die Erbin von Polen freite (1386). Denn als der Großfürst im Schlosse zu Wilna das heilige Feuer des Heidengottes löschen ließ, war entschieden, daß alle „bösen Christen" seines Volkes zu Christen wurden. Wo die wollenen Röcke, die des Fürsten neue Priester boten, nicht lockten, trieb man die Bauern zu Tausenden mit Gewalt in den Fluß zur Taufe. So zog der Schlaue der Eroberungspolitik des Ordens den Boden unter den Füßen hinweg. Wie mochte der Orden noch auf den Zuzug ritterlicher Kriegsgäste zählen, seit alle seine Nachbarn Christen, seine Kreuzzüge weltliche Kriege geworden? Dann bestieg „Jagel, anders Wladislaw" den polnischen Thron und ließ zwar die Libertät des Adels gewähren, aber der alte Deutschenhaß, emsig aufgestachelt, führte die unbändigen Junker zu militärischem Gehorsam. Die unseligen Händel im Litthauischen Fürstenhause verstummten, seit Wladislaw seinen Vetter Witowd zum Großfürsten von Litthauen erhob (1392). So war der enge Bund Litthauens und Polens, der oft versuchte, endlich vollzogen zu des Ordens Verderben — zu derselben Zeit, da die Hansestädte, unter einander hadernd wegen der Vorrechte Lübecks und im Innern beschäftigt durch den Zank der Junker und der Zünftler, träge zuschauten, wie ihre alten Feinde, die drei nordischen Kronen, zu Kalmar unter der starken Hand der Dänenkönigin Margaretha sich einten (1397). Alsbald sollte der Orden das erhöhte Selbstgefühl der Nachbarvölker empfinden. Die kaum von Litthauen abgetretenen Samaiten standen auf „wie die jungen Wölfe, wenn sie satt, desto grimmiger werden gegen die, welche sie hegen;" sogar Memel ward von den Barbaren erstürmt, und erst nach Jahren (1406) befestigte der Orden wieder seine Herrschaft. In so bedrängter Lage deckte sich der Orden den Rücken, trat Gothland ab an die Königin des Nordens (1408). Man mochte erkennen, daß der Gedanke einer selbständigen maritimen Politik, wie großartig immer, doch unhaltbar blieb, so lange man nicht vermochte, die Verfassung des Bundes schwerer Reiter durch entschlossene Aufnahme beweglicher demokratischer Elemente von Grund aus umzugestalten. Aber was konnte diese Sicherung gegen Skandinavien frommen, seit König Wladislaw die Kunst theilend zu herrschen, welche der Orden bisher gegen Polen und Litthuen geübt, wider den Orden selber wandte? Der Klerus von Livland, der ewig auffässige, bat offen um den Beistand des Polen wider die Landesherrschaft; und auch in Preußen ging die Rede, daß geheime Boten aus Krakau oftmals mit den Eidechsenrittern des Kulmerlandes verkehrten. Die kleinen Wendenfürsten von Pommern huldigten als Vasallen der neuen Größe des Slavenkönigs; und weit über die Grenzen der Christenheit hinaus schwiften Wladislaw's herrschsüchtige Pläne. Er schloß ein Bündniß

mit den heidnischen Tataren und Wallachen — ein ruchloser Frevel nach den Begriffen der Zeit.

Also waren in derselben Epoche, welche die Grenzen der Ordenslande zum größten Umfang erweiterte, die sittlichen Grundlagen der Ordensherrschaft untergraben, die Macht unversöhnlicher Feinde angeschwollen und für den bedrohten Ritterstaat keine Hülfe zu erwarten aus dem wankenden Reiche. Fast unabweislich drängt sich bei diesem Anblick der Vergleich auf mit der Lage des neuen preußischen Militärstaats in den zwei Jahrzehnten nach dem Tode Friedrich's des Großen. Seit Langem drohte der Krieg: die Pommerfürsten, aufgereizt von den Polen, verlegten den Kriegsvölkern, die gen Preußen zogen, die Straße, und König Wladislaw verbot seinem Kaufmann den Handelsweg durch Preußen. Zum Schlagen endlich kam es, als der Orden den wichtigen Netzepaß Driesen zur Sicherung der Verbindung mit der Neumark erworben hatte. Im Jahre 1410 rückte der Hochmeister Ulrich von Jungingen, so recht ein Spätling des alten Ritterthums, mit dem größten Heere, das der Orden je um seine Fahnen geschaart, gen Süden. Nach tollkühner Ritterweise war Alles auf diesen einen Wurf gesetzt. Unter 65 Bannern zogen 26,000 Reiter und 53,000 Mann Fußvolk hinaus, sogar das schwere Festungsgeschütz der Marienburg ward in's Feld geführt. Am Tage der Apostel Theilung, 15. Juli, traf das Heer auf der Heide von Tannenberg die gesammelte Macht des Ostens, 163,000 Mann. Schon waren die Litthauer geschlagen, schon hallte das Siegeslied „Christ ist erstanden" aus den Reihen der Kreuziger. Da erfaßte Wladislaw's Feldherr, der kleine Zindram den günstigen Augenblick, wo des Ordens linker Flügel im zügellosen Ungestüm der Verfolgung sich zerstreute. Er warf auf die Mitte des deutschen Heeres die Hoffnung der Slavenvölker, die böhmischen Söldner unter der Führung jenes Johann Ziska, der seinen Namen hier zum ersten Male dem deutschen Todfeind furchtbar machte. Und als nun die Eidechsenritter des Kulmerlandes verrätherisch ihre Banner unterdrückten, da entschied sich der erste große Sieg, den die Slaven über unser Volk erfochten. Es war ein Schlachten, unerhört in der Geschichte des Nordens. Ueber 100,000 Leichen bedeckten das Feld, die Blüthe des deutschen Adels war gesunken, von den obersten Gebietigern nur Einer entkommen und mit der Leiche des Hochmeisters trieb der Tatar und Kosak sein heußliches Spiel.

Aber derweil der König nach Barbarenweise tagelang auf der Wahlstatt verweilte, die Häupter der gefangenen Großen unter dem Beile seiner Henker fielen, und der Wein aus den zerschlagenen Ordensvorräthen in Strömen durch das polnische Lager floß und mit dem Blute der Geblie-

benen sich mischte, da hob sich aus dem grenzenlosen Verderben der andere große Mann des Ordens, Graf Heinrich von Plauen. Sie sahen sich Alle gleich, wie ihre Namen und die springenden Löwen in ihren Schilden — diese Heinrich Plauen, aus dem voigtländischen Hause der heutigen Fürsten von Reuß, ein Geschlecht schroffer herrischer Menschen, einer königlichen Ehrsucht voll, hart und lieblos, mit dem kalten Blicke für das Nothwendige. Kaum war die Kunde von dem Tannenberger Tage zu dem jungen Komthur von Schwez gedrungen, der an der Westgrenze die Pommernfürsten beobachtete, so begriff er, daß die Zukunft des centralisirten Staates an den Geschicken der Hauptburg hing, warf sich mit seinen 3000 Mann in die Marienburg, rüstete die Festung und verbrannte die reiche Stadt zu ihren Füßen, daß sie dem Polen nicht zum Lager diene. Aber ehrlos und zuchtlos huldigte — die Bischöfe voran — binnen einem Monat das gesammte Land dem Könige, der endlich gen Norden zog. Alles verlockend durch das Versprechen der polnischen Libertät, „recht sam der Antichrist thun wird, der ihm auch untertenigen wird die Leute in sulchir weise, die her nicht kan betwingen." Vernichtet schien der Orden, sein Heer lag erschlagen, seine Schätze führte der Verrath der Entflohenen in's Reich. Mit Trompeten und Pauken, in feierlichem Zug, holte der Rath von Danzig den polnischen Hauptmann ein, und dem Vertheidiger der Marienburg sandte die Ritterschaft des Kulmerlandes wüthende Fehdebriefe. „Das Gott nimmer an ihnen lasse ungerochen," flucht der Chronist; denn ein Abfall war es, unheimlich, ungeheuerlich selbst für jene Zeiten, welche die jähe Wandlung der Gemüther oftmals gesehen. Wohl durfte das Volk sich flüsternd erzählen, daß die Hochgebenedeite selber, den Polen blendend, in den Reihen der deutschen Herrn gestanden, als das Unbegreifliche geschah und gegen solche Uebermacht, gegen das eigne Festungsgeschütz der Meisterburg, in diesem Pfuhle der Gemeinheit die Marienburg sich hielt. Die Ruhr wüthete im Lager des Königs; „je länger er lag, je minder er schuf." Nach vergeblich wiederholtem Sturmangriff brach der alte meisterlose Sarmatengeist wieder aus, die Litthauer verweigerten die Kriegsfolge, und Wladislaw zog ab nach achtwöchentlicher Belagerung. Dieser ungeahnte Erfolg erfüllte die Getreuen im Lande mit neuer Hoffnung; Burg auf Burg ergab sich dem neuen Hochmeister, und als gegen Ende des Jahres König Sigismund von Ungarn mit einem Einfall in Polen drohte, schloß Wladislaw in verzagter Uebereilung den Thorner Frieden (Anfang 1411), der Alles wieder auf den Stand vor dem Frieden zurückführte. Nur Samaitenland ward für die Lebenszeit des Großfürsten an Litthauen zurückgegeben.

Vor wenigen Monden noch hatte Plauen sein Knie gebeugt im Zelte

des Königs, Frieden erbittend von dem Uebermüthigen. Jetzt gebot er wieder über ein größeres Reich als jenes, das einst dem Meister Winrich gehorcht. Aber wie anders waren den Beiden die Loose gefallen! Der Eine leicht und freundlich dahin getragen von den Wellen des Glücks, sein finsterer Nachfahr rastlos und fruchtlos ankämpfend wider ein ungeheures Verhängniß. Wie sollte seinem klaren Auge entgehen, daß er dem Zufall die Gunst des Friedens verdankte? Eine unerschwingliche Schuld, das Lösegeld für die Gefangenen, lastete auf dem Lande, das die hunnische Wuth des Feindes von Grund aus verwüstet hatte. Ein zäher Wille, der zu vergessen nicht verstand, sollte herrschen über einem Volke, das in kurzen Wochen zweimal den Eid gebrochen. Zornmuthig brach der Meister selbst den Eid, den er beim Friedensschluß dem König zugeschworen, daß das Vergangene vergeben sei, ließ die entflohenen Brüder in Fesseln aus dem Reiche zurückführen. Und wenn er sie musterte, die Elenden, die noch übrig waren von dem weiland großen Orden, eine zuchtlos trotzige Jugend, die des Ordens schöne Tage nicht gesehen und eine Handvoll verlebter Greise, die alltäglich baten um Erlösung von der Bürde ihres Amtes: dann erwachte in dem Freunde des ersten Hohenzollern'schen Churfürsten, dem stolzen Manne, der die Gnade Gottes sichtbarlich zu seinen Häupten gesehen, der verwegene Gedanke, daß des Ordens alte Satzung verwirkt sei durch den ungeheuren Frevel, daß des Erretters Wille allein herrschen solle unter den Ungetreuen. Mißachtete er also das Recht des verfallenen Ordens, so erkannte der Blick des Staatsmannes, daß der frischeren Kraft des Adels und der Städte die Theilnahme an der Leitung des Staats sich fortan nicht mehr versagen ließ. Darum errichtete er (1412) den Landesrath von Abgeordneten der Städte und des Landadels mit dem Rechte der Steuerbewilligung und der Zustimmung in allen wichtigen Landesfragen: — ein Schritt vermessener Willkür, denn das Gesetz verbot dem Orden strenge den Beirath weltlicher Leute, aber eine Nothwendigkeit, denn furchtbare Leistungen mußte der Orden jetzt von dem Lande heischen. Während das Glück dem finsteren Herrscher den Rücken wandte und Seuchen und Mißernten zerstörten, was der Kosak zu vernichten vergessen hatte, mußte zweimal ein Schoß ausgeschrieben werden, von Jedermann bis herab zu den Mägden und Mönchen. Und zweimal schon war offener Aufruhr blutig niedergeschlagen worden. Eidechsenritter und deutsche Herren hatten sich verschworen wider das Leben des Meisters und hart gebüßt. Der Adel von Danzig weigerte den Schoß, sperrte der Ordensburg den Zugang, baute daneben einen festen Thurm, den Kiek in de Kuk, um zu schauen, was man braue in des Ordens Küche, bis endlich der gewaltthätige Komthur, des Meisters Bruder, einige Vornehme des

Raths ungehört erschlagen ließ und Plauen selbst das Recht der Stadt zu Gunsten der Zünftler abänderte. Dazwischen spielten widrige Händel mit den vertriebenen Bischöfen, den Häuptern des großen Landesverrathes, die gemäß dem Frieden Wiedereinsetzung verlangten; Plauen jedoch verweigerte „die Natter im Busen und das Feuer im Gehren zu hüten."

So vergingen dem Meister zwei sorgenvolle Jahre. König Wladislaw aber erkannte an der jammervollen Zerrüttung des Ordenslandes die Thorheit des übereilten Friedensschlusses. In der That, was auch überkluge Gelehrte dawider sagen, die alte Tradition der Schulen ist im vollen Rechte, wenn sie den Untergang des Ordens von der Schlacht von Tannenberg datirt: von jenem Tage an hörten die Deutschen auf die Herrscher zu sein unter den Westslaven, und der Orden verlor, was einem Militärstaate die Hälfte seiner Macht bedeutet, den Ruf der Unbesiegbarkeit. Des Sieges gewiß, begann daher Wladislaw ein System frechster Gewaltthätigkeit wider den Orden. Seine Hauptleute fielen plündernd ein in das preußische Grenzland, der preußische Kaufmann ward auf polnischer Heerstraße niedergeworfen; ja, der Litthauerfürst erbaute auf dem Gebiete des Ordens die Veste Welun und gab den Klagenden die bedeutende Antwort, ganz Preußen habe dereinst seinem Volke gehört. Aber noch ging der Meister friedliche Wege. Erst als dem geschäftigen Eigennutze des Ungarnkönigs Sigismund die Vermittelung mißlang, entschloß sich Plauen, kraft eigenen Willens, ohne Rath der Gebietiger wie des Landes, den friedlosen Frieden zu brechen. (Herbst 1413.) Doch wenn der Plauen wagte das Ungeheure zu thun, im Orden war Einer, der Marschall Küchmeister von Sternberg, der wußte noch sicherer, dies Geschlecht werde das Ungeheure nicht ertragen. Ein feiner Diplomat des gemeinen Schlages, berechnete er in diesem welthistorischen Kampfe nur die niedere Leidenschaft des kleinen Menschen. Die Rechnung trog ihn nicht; denn als er dem Bruder des Meisters verbot, nach Plauen's Befehl an die Grenze zu rücken, weigerte auch die Mannschaft den Kriegsdienst, und der Heerzug mußte unterbleiben. Da berief Plauen auf St. Burkhardstag (14. October 1413) das Capitel, den meuterischen Marschall zu bestrafen. Dort tagten zusammen alle die Neidischen, über deren Schultern der junge Held zum Meistersitze sich emporgeschwungen, die geängsteten Friedensseligen und die Tiefgekränkten, die seine zornige Herrscherhand gefühlt, und Sternberg's überlegene Nüchternheit wußte sie also zu leiten, daß von unreinsten Händen die Strenge des Gesetzes geübt und Heinrich Plauen des Meisteramtes entsetzt ward, weil er den Orden gerettet hatte um — seine Satzung mit Füßen zu treten. Aber — zu so flauem Entschluß gelangten in dem kläglichen Capitel der grimme Haß der Jungen und der Alten kurzsichtiges

Mitleid — dem unerhört beleidigten gefährlichen Manne gab man die bescheidene Komthurei von Engelsburg. Da saß der Entthronte, in der Kraft seiner Jahre, im öden Einerlei eines subalternen Amtes. Er sah das Meisteramt in Sternberg's Händen, die Mörder, die einst sich gegen ihn verschworen, begnadigt, das Land, geleitet von dem Stumpfsinn der Feigheit, haltlos dem Verderben entgegeneilend. Aus dem Reiche herüber klangen die wüthenden Klagen seiner Freunde wider die „meynehren verretters selbwachsen kotzen kotzen sone," aber nur scharfe Worte konnte das Reich ihm bieten. Da befreundete sich endlich die verbitterte Seele des Mißhandelten mit dem Plane, abermals, wie einst im Lager vor Marienburg, das Knie zu beugen vor dem Polenkönige und unter dem Schutze polnischer Waffen zurückzukehren in das Meisterschloß. Ein tragisches Geschick hat ihm versagt, durch Thaten zu beweisen, wie groß oder wie gemein er diesen Plan verstand. Sein Verkehr mit Polen ward entdeckt, er selbst in festen Gewahrsam gebracht (1414). In häßlichster Prosa endet nun dies dämonische Heldenleben. Funfzehn Jahre lang hat er den Tod bei lebendigem Leibe ertragen; noch besitzen wir die Briefe, worin der „Altemeister" den neuen Gewalthabern klagt, daß seine Hüter Meth und Brot ihm allzu spärlich reichen. Den Urkunden zum Trotz hat die Gutmüthigkeit neuerer Historiker jene letzte Schuld des Helden bestreiten wollen. Denn wie die triviale Theologie sich die Idee der Gottheit nur aus lauter Negationen aufzubauen weiß, so spukt in der historischen Wissenschaft noch vielfach eine moralisirende Nüchternheit, welche Menschengröße nur als das Gegentheil des Frevels zu begreifen vermag, uneingedenk der tiefen Wahrheit, daß jeder große Mensch reich begabt ist zur Sünde wie zum Segen.

Seit jenem St. Burkhardstage schwindet die letzte Spur der Größe aus dem entarteten Staate. Kaum daß dann und wann ein tapferer Kriegsmann auftaucht aus der Gemeinheit des verachteten Ordens, der nicht mehr auf des Reiches frische Kräfte zählen durfte, sondern in Wahrheit wurde „des deutschen Adels Spital, Zuflucht und Behältniß." In ewig neuen Einfällen verennt das Polenreich, zum Bewußtsein seiner Ueberlegenheit erwacht, den Ordensstaat; Samaiten, Sudauen, Nessau werden in unwürdigen Friedensschlüssen abgetreten. Geschmäht von dem Deutschmeister, daß er „also gar weichlich und liederlich dem Feinde widerstanden," betheuert der Militärstaat dem Kaiser, dem Papste, dem Concilium seine Friedensliebe. Wer durfte sie bezweifeln, seit der Orden den alten Feind, den Litthauerfürsten, unter seine Halbbrüder aufgenommen? Aber wer mochte vermitteln in dem ungleichen Kampfe? Ganz offen vielmehr ward an den Höfen die Ansicht ausgesprochen, daß der Orden keine Stätte

mehr habe in der monarchischen Welt; ihm wäre besser, daß er auf Cypern oder an der türkischen Grenze das Markgrafenamt wider die Heiden von Neuem übernähme. Es waren Kämpfe von principieller, nationaler Bedeutung. Fester schloß sich das fanatische Bündniß der Slavenstämme. Mit den Hussiten und den Pommerfürsten, als „den Verwandten ihres Blutes," standen Polens Könige im Bunde. Schon wird von polnischen Unterhändlern unter den Preußen die slavische Lehre gepredigt, daß Preußen polnisch Land sei, wie seine Ortsnamen beweisen. Ja, als bei Tauß und Tachau des Reiches Adel den Dreschflegeln der hussitischen Bauern erlegen war und weithin durch des Reiches Niederlande der Klang von Ziska's Trommel Verderben kündete Allem, was deutsch war und adligen Blutes; da brach auch eine Schaar der Ketzer mit ihrer Wagenburg in die Ordenslande, plünderte das Kloster von Oliva, grüßte das Meer mit dem wilden Czechensang: „die ihr Gottes Krieger seid" und füllte die Feldflaschen mit dem salzigen Wasser, zum Zeichen, daß die baltische See den Slaven wiederum gehorche, wie weiland in den Tagen Ottokar's des Böhmen. Aber so wenig, wie des Reiches Adel, wird der Orden durch dies verderbliche Anwachsen der Macht des Erbfeindes zu sittlicher Erstarkung begeistert. Von Neuem entbrennt der innere Zwist. Drei Conventе zugleich sagen dem Marschall den Gehorsam auf, Hochmeister und Deutschmeister entsetzen sich gegenseitig, ja, der Orden verliert seinen rein-deutschen Charakter, als ein häßlicher Streit die oberdeutschen und die niederdeutschen Ritter in zwei Lager scheidet und der Hochmeister endlich versprechen muß, die gleiche Zahl aus jeder Landschaft des Reiches in seinen Rath zu rufen. In solcher Anarchie festigt sich die Libertät des Landes. Schon stellen die Stände bestimmte Forderungen, bevor sie dem Hochmeister huldigen, das Land vermittelt in den Spänen der deutschen Herren. Der von Plauen gegründete Landesrath umfaßt in seiner neuen Gestalt (1430) unter 24 Mitgliedern nur 6 deutsche Herren — so gänzlich hatte sich der Schwerpunkt der Macht verschoben. Die endlosen Kriege fraßen das Mark des Landes, hohe Zölle und der Eigenhandel des Ordens erbitterten den Bürger, der längst heimgesucht war von unverschuldeten Unglücksfällen — von wiederholten Mißernten und dem räthselhaften Ausbleiben des Herings vom hansischen Fischplatze auf Schonen (seit 1425). Recht und Frieden waren den Preußen verloren, seit die Landstreifen der Ordensritter sich machtlos zeigten wider das räuberische Gesindel, das der Krieg auf die Heerstraße geworfen. Rüstig schürten die Polen den Unmuth unter dem Adel im Oberlande und in Pommerellen, dessen Väter vor hundert Jahren noch der polnischen Adelsfreiheit genossen.

sich die Zünfte wieder und wieder für den Orden, bis endlich die Stadtjunker obsiegen, die Gefangenen an die Ruderbänke im Hafen schmieden. Als der polnischen Freiheit erste Segnung ersteht hier ein herrisches Adelsregiment, und des Ordens blühende Schöpfung, die Jungstadt Danzig, wird vernichtet durch den Handelsneid der altstädtischen Patricier. So schmachvollen Gewinn zu sichern, halten die Junker des Artushofes am zähesten zu dem Könige. Zumeist von Danzigs Gelde, von dem Geschmeide seiner Patricierfrauen, bestreiten die Polen die Kosten des Krieges. Arm an Thaten, überreich an allen Gräueln eines verwilderten Geschlechts wälzt sich der Krieg durch dreizehn Jahre, ein vollendetes Bild wüster Gemeinheit — stünde nicht neben dem schwachen Hochmeister Ludwig von Erlichshausen die stolze Heldengestalt des Ordensspittlers Heinrich Reuß von Plauen, der, herrisch wie sein Ahn, auf dem Felde von Konitz das Glück noch einmal an des Ordens Fahnen fesselte. Ein neuer Feind erstand dem Orden in seinen eigenen Söldnern. Umsonst, daß der Orden die Neumark an den zweiten Friedrich von Hohenzollern verkaufte (1454), der, unfähig dem Orden zu helfen, dies alte Erbland der Marken mindestens vor den Slaven sicherte. Der Erlös reichte nicht, die ungeheure Soldrechnung zu tilgen. Da versetzt der Meister mehr als zwanzig seiner Städte und Schlösser, darunter die Hauptburg selbst, an das Kriegsvolk. Als der letzte Termin verstreicht, rücken die Söldner, zumeist ketzerische Böhmen, in das Meisterschloß. Lärmend hebt an, inmitten dieser großen Tragödie, der Taumel des höhnischen Satyrspiels. Durch den Kreuzgang, wo des Ordens Helden ruhen, jagt der Peitschenschlag der hussitischen Söldner die Gebietiger; in die Zellen brechen die Rohen, binden die Ritter, scheeren ihnen den Vollbart. Endlich, am Pfingsttag 1457, wird der Meister aus der geschändeten Burg vertrieben. Auf einem Kahne entkommt er die Weichsel hinab nach Königsberg, und der mitleidige Rath der Stadt sendet ihm ein Faß Bier durch einen Stadtknecht. Das Meisterschloß indeß war nebst den anderen Burgen längst von den Söldnern an den Polenkönig verkauft. Bald nach Pfingsten hielt der neue Herr seinen Einzug. Aber noch einmal hebt sich aus der scheußlichen Entehrung ein tapferer Mann. Der Bürgermeister Bartholomäus Blome öffnet die Thore seiner Stadt Marienburg dem Reuß von Plauen, und drei Jahre lang haben die beiden letzten Helden des Ordensstaates die Stadt gehalten wider die Polen auf der Burg und im Lager, ehe sie der Uebermacht erlagen und der gefangene Bürgermeister von den Polen enthauptet ward.

„So weit das Auge reichte, war kein Baum und Gesträuch, daran man eine Kuh fest binden kann;“ an 16 Millionen ungarischer Gulden hatten allein der Orden und der König an diesen jammervollen Krieg ge-

wendet. Selbst in Livland [illegible] begannen [illegible] zu klagen, „wir [illegible] uns [illegible] Städten verlassen werden [illegible]“ und in Siebenbürgen hatten [illegible] erwachen, sie wurden die Kompagnie von einem Teil des [illegible] Adels. Auf dem Reichstag [illegible] erklärt [illegible] Kammer [illegible], unmöglichen Ende [illegible] Datum 16. Oktober 1466). Alles kam darauf an, ob Preußen und Livland, Kammer, Marienburg, Elbing und die [illegible] Bistümer [illegible]. Der Weichsel nur wieder zu [illegible]. Der Adel [illegible] Meister zurück als ein [illegible] Herr [illegible] Meister und der Orden und alle [illegible] mit dem Könige Polen verbunden sein, auf [illegible] Kammer zu Frieden und Volk in Freundschaft [illegible] Einwohner [illegible]. Zur linken Hand des Königs [illegible] Preußen als [illegible] Polen [illegible] und [illegible] deutscher Herren mit [illegible] Polen [illegible] Siegel [illegible]. [illegible] Kirche [illegible] Hochmeister [illegible] Bischofsstab zu Ehren [illegible] Polen [illegible] Ehe [illegible] Krone – eine [illegible] Schmach nicht nur, sondern eine Unmöglichkeit, denn der [illegible] Adel [illegible] man [illegible] zwei [illegible] deutscher Fürsten, der Markgrafen von Brandenburg und Sachsen, gewesen. Vielmehr hat Kaiser und Reich geschehen, daß die Ohnmacht einer [illegible] Ehrsucht und der [illegible] Ehrgeiz der Patrizier und Kaufherren, [illegible] neue Feindschaft [illegible] Polen [illegible] Herz [illegible] Hanse, [illegible] Dänemark Gold und Freibriefversprechen, [illegible] Erzbischof [illegible] Hochmeister [illegible] Dänenkönig zum Herzog der Lande Schleswig-Holstein [illegible]. Und nicht lange, [illegible] auf [illegible] Orden [illegible] Schicksalsgenossen, die Hanse, [illegible] tödlichen Schlag. Der Hochmeister sah [illegible] in Bewegung, die Bürgerglocke [illegible] deutschen Freiheit [illegible], und als dem deutschen Harnisch gegenüber [illegible] Hochmeister sich erhob (1491), war eine neue Macht, England, in die baltische Politik eingetreten.

„Brecht nur den alten Eichenhain ab, aber Kinderhand wird es beweinen,“ so rief der Neid von Planen, als er die Bäume eine Ordensburg zerstören sah. Das Wort erfüllte sich, denn in unseligem Elend schleppte der verstümmelte Staat sich weiter. Undenkbar blieb der Neubau des Ordens, schon weil die Meister von Deutschland und Livland mit vollem Recht dem polnischen Vasallen den Gehorsam weigerten und der Deutschmeister sogar förmlich als ein Fürst des Reichs investirt wurde. Unnütze Gesellen trugen den weißen Mantel, seit der ohnmächtige Orden keinen von

dem Kaiser oder einem Fürsten Empfohlenen abzuweisen wagte; und die ganze Summe seiner Staatsweisheit beschränkte sich nun auf den armseligen Plan, das Meisteramt so lange als möglich unbesetzt zu halten, auf daß der Lehnseid vor der Krone Polen vermieden werde. Umsonst. Man kannte in Krakau des Ordens Schwäche, man verstieg sich bis zu dem Gedanken, das Hochmeisteramt für immer mit der Krone Polen zu vereinigen; auf alle Fälle war der instinctive Panslavismus der Zeit entschlossen, „lieber alle Forderungen Rußlands zu bewilligen, als die Oberherrschaft über Preußen aufzugeben." Gegen diesen starken Willen blieb der Orden angewiesen auf die Hülfe Roms, das treulos zwischen dem Orden und seinen Feinden schwankte, und auf die großen Worte des Kaisers, der sich in der ärmlichen Prahlerei gefiel, „der alte ehrliche Orden müsse bei dem heiligen Reich und der deutschen Nation verbleiben." Da brach sich endlich der Gedanke der Monarchie seinen Weg. Die deutschen Herren wählten Herzog Friedrich von Sachsen zum Meister (1498), damit die Macht des Wettiner Hauses den Orden stütze. Und das Aussehen der Monarchie allerdings hatte man gewonnen. Ein weltlicher Hof prunkte zu Königsberg; herrisch, nach Fürstenweise, klang des neuen Meisters Sprache; die Landesverwaltung ward die einzige Sorge der Comthure, und kaum war noch die Rede von ihrem geistlichen Berufe. Aber noch fehlte der königliche Wille eines Monarchen. Wie später in den großen Fragen der deutschen Staatskunst, so sollten hier in kleinen Verhältnissen die Hohenzollern das Spiel gewinnen, das die Wettinner schwach verloren. Nach Friedrich's Tode ward, in gleicher Absicht, Markgraf Albrecht von Brandenburg-Ansbach gewählt (1511), ein Fürst von mäßigen Gaben, doch beseelt von dem begehrenden Ehrgeize seines Hauses. Er war entschlossen, den Lehnsverband zu brechen, und Kaiser Max befahl ihm streng, den ewigen Frieden nicht zu beschwören. Aber schon hier, bei ihrem ersten Auftreten in Altpreußen, erfuhren die Hohenzollern, was das Kaiserwort eines Habsburgers bedeute. Derselbe Kaiser, der seit Jahren den Meister zum Widerstande gegen Polen ermuthigt, des Reiches Hülfe ihm feierlich versprochen, schloß (1515) plötzlich den Vertrag zu Wien mit den Königen von Ungarn und Polen, welcher den Habsburgern die Nachfolge in den Kronen von Böhmen und Ungarn zusprach und dafür — Preußen wieder auf Grund des ewigen Friedens der polnischen Lehnsherrlichkeit unterwarf! Als dann zu Augsburg Gesandte des Ordens und der Polen vor Kaiser und Reich erschienen, ihre Späne zu vertragen, hörte der Kaiser den Polen gnädig an und verbot dem Gesandten der deutschen Herren den Mund! Alle die stolzen Reden des Kaisers, daß der Orden in der Weltlichkeit allein zu kaiserlicher Majestät sich halten dürfe — sie hatten

allein bezweckt, den Polenkönig so lange einzuschüchtern, bis er seine Zustimmung gab zu dem Vertrage, der das Erbe der Jagellonen an das Haus Habsburg brachte.

So vom Reiche verlassen, wagt der Hochmeister dennoch den ungleichen Kampf (1519), und zum letzten Male flackert unter dem deutschen Adel der Geist des alten Ritterthums empor, den die Gewalten der neuen Zeit alsbald ersticken sollten. Franz von Sickingen, in Wahrheit der letzte Ritter der Deutschen, wirbt ein Heer und schickt seinen Sohn Hans dem Orden zu Hülfe, dazu „manche gute Vögel, die Nachtigall und die Singerin und anderes gute Feldgeschütz." Aber des Meisters unsichere Hand weiß das Heer nicht zu leiten; geschlagen, schließt er einen Beifrieden und geht Hülfe suchend in's Reich. Jetzt endlich waren die Geister so weit gereift, um den anderen Gedanken zu verstehen, der allein die Monarchie in Preußen verwirklichen konnte, den Gedanken der Säcularisation. Was soll die müßige, oft wiederholte Klage, daß das Geschick dem Ordenslande nicht vergönnte, als ein mächtiger geistlicher Staat in die hellen Tage der Reformation einzutreten und dann sogleich in ein starkes weltliches Reich sich zu verwandeln? Gerade so, so verfault und tief verachtet mußten die politischen Gebilde der alten Kirche stehen, wenn der vermessene Plan das Heilige zu verweltlichen Fuß fassen sollte in den Gemüthern. Längst durchschaut hatten die Preußen des heiligen Ritterbunds unheilige Weise; mit Leidenschaft also ergriffen sie den neuen Glauben. Der Bischof von Samland, Georg von Polenz, war der erste Kirchenfürst der Christenheit, der die Lehre des Evangeliums bekannte, und schon ergriff die Bewegung die Ordensritter selbst, schon war der weiße Mantel nicht sicher mehr vor dem Spotte der Buben auf den Gassen. Auch an den Meister, auf seiner Bittfahrt durch das Reich, trat die neue Zeit heran. Nicol. Osiander redete ihm in's Gewissen, und als der Zweifelnde nach Wittenberg kam in das stille Thurmstübchen, das der uralte Epheu umrankt, da mahnte ihn Luther, falsche Keuschheit zu meiden und zur rechten ehelichen Keuschheit zu greifen. Eine köstliche Flugschrift ging jetzt aus von dem Reformator an die deutschen Herren. Schonungslos enthüllte sein untrügliches Gewissen die geheimste Lüge des Ordensstaates: „Ein seltsamer Orden zum Streitführen gegen die Ungläubigen, darum weltlich und mit dem weltlichen Schwert in Handen — und soll doch zugleich geistlich sein? wie reimt sich das zusammen? Ein groß trefflich stark Exempel soll der Meister geben, eine rechte ordentliche Herrschaft gründen, die ohne Gleißen und falschen Namen vor Gott und der Welt angenehm wäre." Die lautere Wahrheit solcher Gründe kam des Meisters dynastischer Ehrsucht zu Statten. Er trat über zu dem neuen Glauben seines Volkes und em-

pfing kraft des Krakauer Vertrages (8. April 1525) das Land Preußen als ein weltliches Erbherzogthum von König Sigismund zu Lehen, weil „aller Krieg und Zwiespalt zwischen Polen und Preußen aus dem Mangel eines rechten, regierenden, erblichen Fürsten des Landes Preußen entstanden." Das schwarze Kreuz verschwand aus Herzog Albrecht's Schilde, aber des Landes schwarzer Adler blieb, nur daß er jetzt das S des Lehnsherrn auf seiner Brust tragen mußte. Der Staat des Ordens war vernichtet, und nie hat eine Großmacht kläglicher geendet. Und dennoch war dies ruhmlose Ende der bescheidene Anfang einer gesunden Entwickelung; denn als der Staat endlich ehrlich sein weltliches Wesen bekannte, gewann er die Kraft, fortzuschreiten und sich umzubilden nach dem Wandel der weltlichen Dinge.

Die geistliche Hülle aber, die er kühnlich abgestreift, fristete noch lange ein spukhaftes Dasein. In Preußen freilich begrüßte die ungeheure Mehrheit der deutschen Herren mit Freuden das neue Wesen; nur Wenige blieben standhaft, Allen voran — mit dem Starrsinn seines Hauses — ein Heinrich Reuß von Plauen. Von Rom aber ereilte den neuen Herzog der Bannstrahl des Papstes, dem bald die Acht des Kaisers sich gesellte. Die deutschen Herren in Deutschland entsetzten den treulosen Meister. Im Südwesten, dem klassischen Gebiete der verfaulten geistlichen Herrschaften, hausten seitdem die neuen „Hoch- und Deutschmeister." Unversöhnt und unbelehrt, nach theokratischer Weise, heischten sie Jahrhunderte lang das Land Preußen von den „unrechtmäßigen durchlauchtigen Detentores." Zu wiederholten Malen trug sich der Hof zu Wien mit der Hoffnung, die Herrlichkeit des Ordens in dem Ketzerlande von Neuem aufzurichten; und noch der erste König in Preußen mußte die lärmenden Proteste des Ordens und des Papstes wider die angemaaßte Würde belächeln. Die Stürme der Revolution haben auch den trägen Hof von Mergentheim hinweggefegt, doch in dem gelobten Lande der historischen Reliquien ist das Zerrbild alter Größe wieder auferstanden. Hart am Fuße der sonnigen Weingelände steht in Botzen das prächtige Deutschherrenhaus, und auf seinen Thoren prangt das schwarze Kreuz inmitten des Wappens der Habsburg-Lothringer.

War Preußen den Polen erlegen, so sahen sich die deutschen Lande im ferneren Osten den Angriffen Rußlands und Polens zugleich bloßgestellt. Zwar ihre Städte blühten noch eine Weile als die lachenden Erben der Handelsgröße von Nowgorod, ja, in seinen letzten Jahren schaute der livländische Orden noch seinen ersten Helden, jenen gefeierten Westphalen Walter von Plettenberg, der am See Smolin (1502) — nach harter Arbeit zusammengesunken und auf den Knien weiterfechtend, wie die Sage

geht — die Moskowiter auf's Haupt schlug. Doch nach dieses Meisters Tode, mit den verheerenden Einfällen des schrecklichen Iwan begann die „große Russennoth." Umsonst klagten die Meister dem Kaiser, „der erschrecklich große und mächtige Moskowiter drohe der Ostsee mächtig zu werden." Da endlich, nachdem die Lande längst die lutherische Lehre und mit ihr die oberdeutsche Sprache empfangen, folgte Meister Gotthard Kettler den Spuren Albrecht's von Brandenburg und nahm das Herzogthum Kurland von der Krone Polen zu Lehen, während Livland und Esthland der Zankapfel der nordischen Mächte blieben. In diesen Jahrhunderten der Kriege wucherte das selbstherrliche baltische Junkerthum empor, ein Geschlecht, das treulich die unmenschliche Härte der Altvordern wider die Knechte sich bewahrte, gesegnet mit allen ausschweifenden Vorrechten des Adels — denn noch heute treibt jeder Edelmann die „fliegende Jagd" durch das gesammte Gebiet von Kurland — zähe haftend an den alten Sitten mittelalterlicher Gastfreundschaft gegen Gäste und Krippenreiter — ein Geschlecht von Deutschen freilich, doch mit einer Sprache, welche seit Luther's Tagen der Lebenskraft entbehrt, arm und ärmer wird, mit einem geistigen Leben, das an Gustav Adolph's edler Schöpfung, der Hochschule Dorpat, nur kümmerlich sich nährt. Seit dann Peter der Große und Catharina die deutsche Pflanzung ihrem Scepter unterwarfen, sind aus den Reihen dieses stolzen Adels die glatten dienstwilligen Werkzeuge des asiatischen Despotismus hervorgegangen. Das Volk, den deutschen Quälern in den Tod verfeindet, befreundet sich der russischen Weise; immer häufiger von Jahr zu Jahr sieht der Wanderer aus dem eintönigen Nadelholze der Landschaft die glänzenden Kuppeln neuer griechischer Kirchen emporragen. Auch der Name der Herzogthümer ist neuerdings den Landen verloren; und gräßlich hat sich das knechtische Wort erfüllt, das Einer dieser kühlen baltischen Edlen dem Czaren Nicolaus preisend zurief: „denn ewig ist des Schicksals Wille: wo Russen kommen, wird es stille."

Im königlichen Preußen ward allein Danzig der neuen Herrschaft froh. Im Alleinbesitze des polnischen Handels sah der Stadtadel, von den Woiwoden begünstigt, seinen Reichthum herrlich gedeihen. Weithin erklang der Ruhm der Stadt, als in den Kriegen der beiden Rosen der „preußische Held" der Hansa, Paul Beneke, die Briten auf der See zu Paaren trieb und zur selben Zeit ein anderer Danziger, Johann von Kolno, die Hudsonsstraße und die Küste von Labrador entdeckte. Zwar einmal büßte die Stadt furchtbar den Verrath an Deutschland: durch ein hartes Blutgericht des Polenkönigs (1526) ward das lutherische Bekenntniß heimgesucht. Aber bald erkannten die Polen, mit welchem schweren Ernste die Deutschen sich der neuen Lehre zuwandten; sie wurden duldsamer, um

„ihre wichtigste Provinz" nicht zu verlieren. So behauptete sich Danzig, auch nachdem die Hansa zerfallen, inmitten der polnischen Anarchie als eine reiche freie Stadt. Das übrige Land jedoch empfand schwer die klägliche politische Unfähigkeit der Polen. Untergraben wurden die Grundlagen reinerer Menschensitte, die deutscher Fleiß gelegt, und in Preußens Ober- und Unterständen ward das Gebahren des polnischen Reichstags eifrig nachgeahmt. Ein Ziel nur lockte die neuen Herrscher, die Vernichtung deutscher Sprache und Sitte. Malbork hieß fortan die Meisterstadt, Chielmo das alte Kulm, und die deutschen Adelsgeschlechter Stein, Horn, Götzendorf dünkten sich adliger, seit sie sich Kaminski, Rogowski, Grabowski nannten. Und wahrlich, der widernatürliche Zustand, daß Slaven über Deutsche herrschten, konnte dauern, das Werk der Slavisirung konnte auch in den Städten des Weichselthales gelingen wie auf dem flachen Lande, hätten nicht die Jesuiten ihr Lager in Polen aufgeschlagen und das Reich als getreuesten Bundesgenossen in die Händel der Habsburger verwickelt. Im gemeinsamen Kampfe wider diese pfäffische Propaganda näherten sich die Städte Preußens und ein Theil des Adels, der von der Habsucht der Gesellschaft Jesu für seine Güter fürchtete. So erhielt sich halbwach ein deutsch-protestantisches Gemeingefühl, und aus der Dunkelheit dieser polnischen Zeit strahlt uns dann und wann eine ächteste That deutschen Geistes entgegen. In der polnischen Provinz sann und forschte ein deutscher Domherr zu Frauenburg in jeder sternenhellen Nacht während eines Menschenalters, bis endlich die ungeheure Wahrheit des Copernicanischen Weltsystems dem Grübelnden sich erschloß. So recht den Kern dieses wüsten Regimentes erfassen wir in den Schicksalen der Meisterburg. Geplündert und geschädigt von der heiduckischen Besatzung fiel die Hochburg zuletzt an die Jesuiten, und was die Rohheit der Heiducken nur halb vollbracht, vollendete die Culturbarbarei der frommen Väter. Anbauten im Jesuitenstile schoben sich nun zwischen die hehren Werke der Meister, die schmutzigen Hütten „schottischer Krämer" umgaben die Burg, und in den Grüften der Annacapelle räumten die Meisterleichen den Jesuiten die Stätte. Zwischen den Pfeilern der Remter zog der Pole dünne Wände, weil er der Kühnheit der deutschen Gewölbe nicht traute, und die ernste Wahrhaftigkeit des Ziegelrohbaues ward bedeckt mit der lügenhaften Hülle des Gipses. Es frommte nicht wider das Werk der Zerstörung, daß der prächtige August der Starke die Burg bezog, die er nicht verstand, und seine Gräfin Kosel eine Weile ihre feilen Reize in dem Remter zeigte, den einst der Sporentritt der deutschen Herrn durchhallt.

Bei dieser erdrückenden und zugleich verführerischen Nachbarschaft des großen Slavenreiches, „wo Alles adlig war," vermochte das herzogliche

Preußen, arm und entvölkert, nur durch zwei Häfen dem Weltverkehre geöffnet, durchaus nicht, jene vorschreitende Staatskunst zu wagen, welche sein ketzerischer Ursprung ihm vorschrieb. Unbändig vielmehr, beseelt von altem deutschherrlichen Trotze und den Ideen polnischer Adelsfreiheit, wuchs der preußische Adel den schwachen Herzögen über den Kopf, hielt in selbstgenügsamer Beschränktheit die Herzöge von allen europäischen Händeln fern und selten nur griff er zu den Waffen — wenn es galt den wilden Aufruhr der Bauern wider den Druck der Junker blutig niederzuwerfen. Der lebendige Protestantismus war erstarrt und verwandelt in bewegungslose lutherische Rechtgläubigkeit. Schwert und Acht drohte den Anhängern Melanchthon's, die der Hof begünstigte, und wenn die Herzöge das Lästern auf den Kanzeln wider den Calvinismus verboten, so ließ der Adel von dem polnischen Lehnsherrn das Verbot vernichten. In die Fremde zog, wessen Herz noch erfüllt war von dem streitbaren Geiste der Reformation: aus dem öden Stillleben der Provinz eilte das heldenhafte Geschlecht der Dohna hinaus in die Glaubenskriege der Hugenotten. Es war die gelobte Zeit des lutherischen Junkerthums, aber, gemeiner als in den Marken, sinkt hier, in der alten Heimath des schroffsten deutschen Nationalstolzes, der Trotz des Adels zu nacktem Landesverrathe herab. Fortwährend „polenzen" die Herren Stände. Willig schützt, auf ihren Ruf, die Krone Polen die ständischen Ansprüche gegen den Herzog und erwirkt sich sogar das ungeheuerliche Recht, preußische Landtage zu berufen ohne Willen des Herzogs. Gehässiger, schonungsloser noch wird die Widersetzlichkeit des Adels, als das Churhaus Brandenburg zuerst die Vormundschaft über den letzten Ansbacher Herzog, dann die Herzogswürde selbst erhält (1618). Jetzt gilt es im Geiste des starrsten Particularismus die „Politik des Vaterlandes" gegen den „märkischen Despotismus" zu behaupten. Unverstanden ging an dem Stumpfsinn dieses Junkerthums die verheißende Erscheinung Gustav Adolph's vorüber, vergeblich mahnte er in seiner herzgewinnenden Weise, Extrema zu ergreifen und rief dem Trotze der Libertät die warnenden Worte zu: „dankt Gott, daß ihr nicht Polens unmittelbare Unterthanen seid." Das Land blieb neutral in dem Weltkampfe und sah den tiefsten Fall der Monarchie, als Georg Wilhelm von Brandenburg, flüchtig vor dem deutschen Kriege, in Königsberg seinen ärmlich würdelosen Hofstaat hielt.

Unter seinem Sohne endlich begann das alte Wort besorgter Polen sich zu erfüllen, daß in den Händen von Brandenburg Preußen der Untergang Polens sein werde. Wie mußte der große Churfürst sich drehen und winden um aufzusteigen aus dieser häßlichen Erniedrigung. Nur des Polenkönigs Gnade hatte ihm gestattet, seinem eignen Vater eine calvi-

nische Todtenfeier zu halten — und nach wenig Jahren war der verachtete Vasall das Zünglein in der Wage des polnisch-schwedischen Kriegs. Es brauchte der Wucht brandenburgischer Waffen und aller Kunstgriffe einer zweizüngigen Diplomatie, bis der Vertrag von Welau dem Churfürsten die Souveränetät in Preußen gewährte. Und ganz im Sinne dieser Zeit der Fürstenallmacht verstand der Herrscher seine neue Würde. Noch gab es in Preußen steife Nacken, die der neuen Größe sich nicht beugten; doch nach grausamem Kampfe siegte die bittre Nothwendigkeit der reinen Monarchie. Und siehe, als der Churfürst die Schweden in wilder Jagd über das Eis des frischen Haffs bis vor die Wälle von Riga trieb, da stand freiwillig die Bauernschaft Preußens in Waffen, führte den kleinen Krieg wider den Reichsfeind. Mochte man fluchen der eisernen Zucht des Selbstherrschers; eine schönere Zeit war gekommen, dies Volk hatte wieder ein Vaterland. Selbst in den trübsten Tagen war in dem Grenzvolke ein Hauch deutschen Geistes lebendig geblieben. Dem verwilderten Geschlechte des großen Krieges hatte Simon Dach die herzerwärmende Weise reiner, rechtschaffener Liebe gesungen, und ein Jahrhundert nachher, mit Hamann, Herder, Kant, stieg über Preußen ein Tag geistigen Ruhmes empor, wie ihn die Zeit des Ordens nie gesehen. In der That, als über dem rothen Adler von Brandenburg der schwarze königliche Aar von Preußen sich erhob und die entlegene Provinz fest und fester mit dem Hauptlande verwuchs, da erlebte Preußen einen schönen Kreislauf der Geschichte, ein wahrhaftes ritornar al segno, wie es Macchiavelli als das Heil der Staaten gepriesen. Denn wieder, wie in des Ordens großen Tagen, stand jetzt die geschlossene Einheit des deutschen Staats der staatlosen Anarchie der Polen gegenüber, und gebieterisch wahrten die Könige von Preußen die Rechte ihrer polnischen Glaubensgenossen wider die Gewaltthaten der Jesuiten.

Der große König hat endlich den alten Theilungsplan des Ordens verwirklicht und das geraubte Erbtheil unserem Volke wieder zurückgebracht. Am 14. September 1772 stand General Thadden mit dem Regimente Sydow vor dem Thore von Marienburg, und von selber hob sich der Schlagbaum. Am 27. September tagten die Stände des Landes im Conventsremter der Burg und huldigten dem deutschen Fürsten. Ein erhebender Gedanke fürwahr, könnten wir König Friedrich uns vorstellen, wie er über die Jahrhunderte hinweg den Plauen und Kniprode die Hände reicht als der Retter ihres deutschen Culturwerkes. Und eine Ahnung allerdings von dem großen welthistorischen Sinne der Wiedereroberung Westpreußens schwebte vor dem Geiste des Königs. Denn schon in jungen Jahren erzählte er in den mémoires de Brandebourg mit scharfen

Worten die Schmach des deutschen Ordens, und die Marienburger Huldigungsmedaille führte die vielsagende Inschrift: regno redintegrato praestata fides. Aber auch nur eine leise Ahnung war in dem Könige lebendig. Denn noch bestimmter sagen uns die Schriften seines Alters, daß er in der neuen Provinz zunächst nur die Kornkammer des Nordens, die Wasserstraße der Weichsel und die nothwendige Verbindung zwischen Pommern und Ostpreußen erblickte und die willkommene Beute auch dann nicht verschmäht hätte, wäre sie von jeher slavisches Land gewesen. Und wie wenig die aufgeklärte Zeit die romantische Größe des Ordensstaates verstand, das hat die fortgesetzte Mißhandlung der Meisterburg noch unter Friedrich's Herrschaft klärlich bewiesen. Hüten wir uns also, in seine Seele ein Bewußtsein des Volksthums zu legen, das seinem Jahrhunderte fern stand. Freuen wir uns vielmehr, daß kraft einer segensreichen Nothwendigkeit dieser Staat dann unfehlbar seinen deutschen Beruf erfüllt hat, wenn er in kalter Berechnung sein eigenes Wohl zu fördern verstand. Längst verwischt ward die zweideutige Weise der Erwerbung durch die würdige Benutzung. Die halb erstickten Keime deutschen Wesens sind unter preußischer Herrschaft fröhlich aufgegangen, und seitdem ist Westpreußen unser nach jedem heiligsten Rechte; denn was dort gedeiht von Recht und Wohlstand, von Bildung und guter Menschensitte, ist deutscher Hände Werk. Und abermals sah Königsberg den flüchtigen Hof eines bedrängten Hohenzollern in seinen Mauern; und abermals, doch herrlicher als in den Tagen des großen Churfürsten, erwuchs dem wankenden Staate frische Kraft aus der Liebe seines Volkes. Allen deutschen Landen voran stand Altpreußen in dem Freiheitskriege, und das schwarze Kreuz des Landwehrmannes zierten schönere Kränze als jene, die einst das schwarze Kreuz des deutschen Herrn geschmückt. Damals hat das neue Deutschland des Mittelalters dem Mutterlande die alte Wohlthat großherzig heimgezahlt. Als ein Nachklang jener hochaufgeregten Tage begann, gefördert von den Spenden des gesammten Landes, der Wiederaufbau der alten Meisterveste: — ein bedeutsamer Wink für den Historiker, der die Herzensgeheimnisse einer Epoche am sichersten aus ihrer historischen Sehnsucht erräth. Und — wie um den verzweifelten Trübsinn Lügen zu strafen, der unserer Zeit die Kraft des Schaffens abspricht — dem Meisterschlosse gegenüber spannen heute die Brücken von Dirschau und Marienburg ihr Joch über den gezähmten Strom, ächte Werke der modernen Welt. Allerdings ein neues Leben ist in dieser Grenzerwelt erwacht: in den Parteikämpfen dieses Jahrhunderts hat der freisinnige Rationalismus der Altpreußen jederzeit ein nothwendiges Gegengewicht gebildet gegen die Mächte des Beharrens.

Dem Preußen ziemt es nicht, sich selbstgefällig an dem Glücke der Gegenwart zu weiden. Denn noch sind die Schätze des Landes nicht zur Hälfte gehoben; noch ist der Wohlstand, der das Land vor dem Tannenberger Tage schmückte, bei Weitem nicht wieder erreicht. Die Küsten harren noch des gewaffneten Schutzes, den einst des Ordens starke Hand gewährte; dem Handel sind die Adern unterbunden durch die Zölle des Nachbarlandes, und noch bluten die Wunden, die eine verblendete Parteiherrschaft der Provinz geschlagen. Einem Nicht-Preußen aber sei es vergönnt, einmal hinauszublicken aus der erdrückenden Enge der Kleinstaaterei, frei aufzuathmen Angesichts des reichen Lebens in einem wirklichen Staate. Inmitten der Erbitterung unserer Tage ist es erquickend, zu gedenken, wie die zähe Arbeit vieler Geschlechter ein gutes Land gerettet hat aus dem großen Schiffbruche der deutschen Kolonien. Alltäglich noch tragen Deutsche die Segnung der Cultur gen Osten. Aber mürrisch wird im Slavenlande der deutsche Lehrer empfangen als ein frecher Eindringling; nur in Preußen blieb er Bürger und Herr des Bodens, den sein Volk der Gesittung gewann. Und vermissen wir heute in Preußens Staatskunst den leisesten Hauch von jener fortschreitenden Willenskraft, welche die Väter beseelte, müssen wir die vollendete Unfähigkeit einer Politik bestaunen, welche Altpreußen wieder aus dem Staatsverbande des deutschen Volks hinausgestoßen hat: so stärke sich uns beim Anschauen dieses wirrenreichen und dennoch stätigen Wandels einer großen Geschichte die vornehme Sicherheit des Gemüthes. Kräftigen wir daran, was der Historie edelste Segnung bleibt — die Freiheit des hellen Auges, das über den Thorheiten der Lebenden das unabänderliche Walten weltbauender Gesetze erkennt. —

John Stuart Mill's politiſche Schriften.

On liberty. Deutſch von Pickford. — Considerations on Representative Reform. Deutſch von F. Wille.

John Stuart Mill gehört unſtreitig zu den bedeutendſten politiſchen Schriftſtellern des heutigen Englands. Ein Sohn von James Mill, dem Verfaſſer der Geſchichte von Britiſch-Oſtindien, iſt er gleich ſeinem Vater in der indiſchen Regierung angeſtellt, und wie ſein Vater hat er ſich einen Namen in der Literatur der politiſchen Oekonomie erworben. Er hat dieſelbe indeß immer von einem weitern Standpunkte aufgefaßt, als die meiſten ſeiner Fachgenoſſen, indem er vornehmlich ihre ſociale Seite betrachtete und deshalb ſeinem Hauptwerk den Titel gab: „Principles of political Economy with some of their applications to social philosophy," — bei welchem letztern Theile nur ein weiteres Eingehen zu wünſchen geweſen wäre. In neuerer Zeit hat er ſich mehr auf das eigentlich politiſche Gebiet begeben und die beiden obengenannten Schriften veröffentlicht, welche ſowohl in England als auf dem Feſtlande verdientes Aufſehen gemacht haben. Eben dieſer Seite von Mill's ſchriftſtelleriſcher Thätigkeit ſollen die nachfolgenden Betrachtungen gelten, indem wir nur ſolche Ausführungen des national-ökonomiſchen Werkes berückſichtigen, welche dazu dienen, ſeine politiſchen Anſichten zu erläutern. —

1.

Die Schrift über die Freiheit hat bereits früher in dieſen Jahrbüchern zum Ausgangspunkt eines ſelbſtändigen Aufſatzes über das große, ja unerſchöpfliche Thema gedient. Der ſubjectiven Haltung jenes geiſtvollen Aufſatzes ſtellen wir hier eine objective Analyſe des Mill'ſchen Buchs gegenüber, eine Analyſe, die wir uns um ſo weniger erſparen dürfen, da hier die Grundlagen gegeben ſind, auf denen ſich Mill's ganzes Syſtem aufbaut. Mill beſchränkt ſich bei ſeinen Unterſuchungen auf die bürgerliche oder geſellſchaftliche Freiheit, aber er faßt ſein Thema weiter als irgend einer ſeiner Vorgänger, indem er die Einwirkung jeder Art von Autorität, auch die der Sitte und der öffentlichen Meinung, mit in Betracht zieht, welche mit oder ohne Fug die freie Ausbildung der Perſönlichkeit zu meiſtern unternimmt. Sein durchgehender Satz iſt, daß nur da ein Eingriff irgend welcher Autorität in die Uebung perſönlicher Willkür gerechtfertigt iſt, wo dieſelbe eine Verletzung der Pflichten gegen Andere

einschließt; auch zu seinem eigenen Besten soll Niemand gezwungen werden, jeder Mündige soll souverän über seinen Körper und über seine Seele verfügen dürfen; nur wenn durch die Uebung persönlicher Freiheit unrechtmäßig andern Mitbürgern Schaden zugefügt wird, mögen Staat oder Gesellschaft hindernd einschreiten. Diese Beeinträchtigung kann sowohl durch Handlungen als durch Unterlassungen geschehen; ebenso wie verboten ist, Andere körperlich zu schädigen, so darf sich Niemand allgemeinen Pflichten wie denen der Zeugenaussage, der Steuerzahlung, der Landesvertheidigung u. s. w. entziehen. Danach, folgert Mill, liegt in der nothwendigen körperlichen Freiheit Dreierlei. Einmal Freiheit der Ueberzeugung im weitesten Sinne, welche unmittelbar die Freiheit miteinbegreift, seine Ueberzeugung öffentlich auszudrücken. Sodann freie Wahl des Berufes, den Jeder ausschließlich nach seinem Belieben verfolgen darf. Aus diesen beiden Punkten aber der individuellen Freiheit folgt drittens die collective, sich mit andern Individuen verbinden zu dürfen. Wo diese Punkte nicht — unter der oben erwähnten Clausel der Pflichten gegen Andere — gewährleistet sind, da ist keine Freiheit, die diesen Namen verdiente.

Mill betrachtet nun zuerst die Freiheit des Gedankens und der Erörterung näher.

Er behauptet das absolute Recht derselben und meint, die beste Regierung dürfe den schädlichsten Irrthum nicht unterdrücken, wenn derselbe auch nur in einem einzigen Menschen seinen Ausdruck finde und alle andern über das Verderbliche und Falsche der Meinung einig seien. Denn, da es nichts unbedingt Gewisses gebe, so könnte die Mehrheit sich ebensowohl irren als der Eine, und indem man denselben gewaltsam zum Schweigen bringe, nehme man ihm die Möglichkeit, den Irrthum Aller zu berichtigen. Der Mensch sei so schwach und unselbständig, daß nur durch Discussion und Erfahrung ein Gegengewicht gegen das Abirren seines Urtheils gebildet werden könne, erlaube doch die unduldsamste aller Kirchen, die römische, den advocatus diaboli bei der Canonisation. Niemand dürfe daher unternehmen, über die Wahrheit einer Lehre für Andere zu entscheiden, denn dies heiße sich Unfehlbarkeit anmaaßen. Die Männer, welche für uns jetzt als Ideal der Ethik gelten, Sokrates und Christus, seien von ihren Zeitgenossen gerichtlich als Gotteslästerer verdammt, und Marc Aurel, einer der weisesten und tugendhaftesten Herrscher, habe das Christenthum verfolgt. Es sei eine eitle Sentimentalität, zu glauben, daß der Wahrheit eine innerlich siegende Kraft innewohne, die dem Irrthum mangele. Arnold von Brescia, Savonarola, die Albigenser, Waldenser, Lollarden, Hussiten, seien unterdrückt, der Protestantismus in Oesterreich, Spanien, Italien und Flandern ausgerottet. Auch werde die Wahrheit

keineswegs durch Verfolgung gereinigt, man könne nur sagen, daß, wenn eine Ansicht wahr sei, sie wohl oft unterdrückt werden könne, daß sich aber im Lauf der Zeiten immer Individuen finden würden, sie wieder zu entdecken.

Wir, sagt Mill, werfen die Ketzer nicht mehr wilden Thieren vor, aber wir verhängen eine sociale Verfolgung über sie, die so drückend ist, daß nur ein ungewöhnlicher moralischer Muth sich darüber hinwegzusetzen vermag. Der Friede in der intellectuellen Welt wird so um den Preis der Unterdrückung der aufstrebenden Charaktere erhalten. Niemand kann ein großer Denker werden, der es nicht als erste Pflicht anerkennt, der Forschung unbedingt freien Lauf zu lassen, zu was für Ergebnissen sie ihn auch bringen möge, und die Wahrheit gewinnt mehr durch die Irrthümer der selbständig Denkenden, als durch diejenigen, welche die Wahrheit gedankenlos annehmen. Jene unbedingte Denkfreiheit ist aber noch viel wichtiger für die gewöhnlichen Durchschnittsmenschen, als für die großen Geister, deren außergewöhnliche Kraft die äußern Hindernisse leichter überwindet. Und zwar, fährt unser Verfasser fort, soll der Erörterung auch dann freie Bahn gegeben werden, wenn die herkömmliche Meinung wahr ist, denn die Wahrheit ist werthlos für den, der sie nicht gegen Irrthümer zu vertheidigen weiß, und alle nicht mathematischen Wahrheiten hängen von einem Uebergewicht der Gründe für über die Gründe gegen ab: ohne die genaue Prüfung der Gegengründe steht unsere Ueberzeugung auf schwachen Füßen. So lange eine neue Lehre angefochten wird, halten sich ihre Bekenner schlagfertig und dadurch bleibt sie lebensvoll, hat sie aber erst sich ihren Platz erobert, so wird sie leicht schlaff und sucht weder zu überzeugen noch sich zu vertheidigen. Gewöhnlich indeß ist die herkömmliche Meinung weder unbedingt falsch noch unbedingt wahr, sondern eine Mischung von beiden und muß daher der Kritik um so mehr offen stehen. Nicht der heftige Conflict von Theilen — wir würden sagen von Momenten — der Wahrheit, sondern die stillschweigende Unterdrückung eines Theils derselben ist als Uebel zu fürchten.

Wir stimmen mit diesen Anschauungen, die, wenn auch zuweilen ungewöhnlich, in specifisch englischer Gedankenweise ausgedrückt, doch immer auf das Sinnreichste ausgeführt sind, — wir stimmen mit ihnen vollkommen überein und möchten uns nur erlauben, einen Vorbehalt zu machen. Gewiß hat Mill Recht, wenn er verlangt, daß die Ausübung bürgerlicher Rechte vom religiösen Bekenntniß unabhängig sein soll; wir halten es gerade vom christlichen Standpunkt für den schlechtesten Dienst, den der Staat der Kirche erweisen kann, wenn er sie seinerseits als Zuchtmeisterin braucht und wieder dafür bevormundet; nur jene faule Superintendententheologie,

welche den Zug des frischen Lebens scheut, ruft im Protestantismus wie im Katholicismus nach dem bracchium seculare, — aber absolut läßt sich dennoch dieser Grundsatz der Trennung im Staatsleben so wenig durchführen, als irgend ein anderer. Mill führt als Beispiel englischer Intoleranz an, daß ein Mann nicht Gerechtigkeit gegen einen gemeinen Dieb erlangen konnte, weil er erklärte, an keinen Gott zu glauben, also den Eid in hergebrachter Form nicht leisten konnte. Dies scheint in diesem Falle allerdings sehr intolerant, aber die Frage stellt sich doch praktisch einfach dahin, ob denn der Eid im Proceß entbehrt werden könne? Thatsache der Erfahrung ist es, daß von Hunderten, die sich nicht besinnen, eine einfache Lüge zu sagen, kaum Einer wagen wird, einen Meineid zu schwören; man mag daher mit Recht fordern, daß der Eidesformel eine Fassung gegeben werde, die möglichst wenig die verschiedenen religiösen Ueberzeugungen verletze, aber man kann deshalb nicht um der Wenigen willen, die sich als Atheisten declariren, den Eid überhaupt beseitigen. Ganz ebenso läßt sich bei der Schule die Trennung von Kirche und Staat nicht unbedingt durchführen. Es ist der Natur der Sache nach eine Illusion, wenn Mill glaubt, man könne nur die Thatsachen der Religionsgeschichte, das Thatsächliche der Dogmen lehren, ohne irgend ein Urtheil über deren Wahrheit und Falschheit auszusprechen. Und weiter. Auch in Bezug auf die freie Aeußerung der Ansichten darf der Staat gewiß einen Vorbehalt machen, ohne die Freiheit zu beeinträchtigen. Es giebt in allen Zeitaltern ein conventionelles bonum et aequum, das nicht verletzt werden darf; wann dies geschieht, ist principiell nicht zu bestimmen und muß innerhalb gewisser Grenzen der Beurtheilung der staatlichen Organe überlassen bleiben. Mill findet es unrecht, daß man den Mormonismus nicht in unsern Staaten frei predigen läßt, — diese Ansicht können wir nicht theilen; wenn Jemand ein gelehrtes Werk für die Polygamie schreibt, so kann man dasselbe seinem Schicksal überlassen, speculirt aber Jemand durch eine frivole Schrift für die freie Liebe auf die Lüsternheit der Menge, begleitet sie vielleicht gar mit obscönen Bildern, so darf eine solche Verletzung öffentlicher Sittlichkeit nicht mit dem Vorwand gedeckt werden, der Verfasser müsse seine Ansichten frei äußern dürfen; hier haben wir es mit mehr als einer „Ansicht" zu thun, und die Voraussetzung, solche Producte würden mit Entrüstung zurückgewiesen werden, bewährt sich im praktischen Leben nur zu wenig, wie die Menge sittenloser Romane zeigt, welche willige Käufer findet. Im Allgemeinen darf man gewiß gegen diejenigen begründetes Mißtrauen hegen, welche leicht mit dem Worte bei der Hand sind, die Auswüchse der Freiheit bekämpfen zu müssen, denn meistens werden die Ausschreitungen lediglich von der Abwesenheit der Freiheit herrühren, — aber im Staatsleben ist Alles relativ, während Mill

mit charakteristischer Paradoxie behauptet, eine Ansicht, die sich nicht auf die Spitze treiben lasse, sei überhaupt nicht wahr.

In seinem dritten Capitel sofort geht Mill dazu über, den Werth der selbständigen Individualität für die Wohlfahrt des Einzelnen wie des Ganzen zu zeigen. Wenn in einem freien Gemeinwesen die Ueberzeugung sich unbehindert Ausdruck verschaffen darf, so muß auch jeder von dieser Freiheit Gebrauch machen und sich selbständige Ansichten bilden. Die Muskeln des Geistes wie des Körpers werden nur durch Uebung gestärkt, nicht allein was Menschen thun, sondern welcher Art die Menschen sind, die es thun, ist von Wichtigkeit, denn das menschliche Leben bleibt das größte irdische Kunstwerk: es ist keine Maschine, die nach einem allgemein gültigen Muster gebaut werden könnte, sondern ein Baum, der sich nach seinen innern Kräften entwickeln muß. Wie jeder eine eigene Ueberzeugung haben soll, so auch eigene Wünsche und Triebe; je stärker dieselben sind, desto mehr natürliche Kraft ist da, die nur der rechten Zucht bedarf, um gut zu wirken; große Genies werden wohl selten bleiben, aber man soll nichts versäumen, den Boden der Freiheit zu bereiten, in dem sie wachsen können, und allen Kräften den Spielraum gewähren, sich eigenthümlich auszubilden. Dies ist um so nöthiger, als in der gegenwärtigen Zeit Alles nach einem gleichen Durchschnittsniveau strebt, Alles geht darauf hinaus, das Hohe zu erniedrigen, das Niedrige zu heben, so daß die Mittelmäßigkeit allmächtig wird, Alles strebt in unserer Zeit der eigenartigen Ausbildung des Individuums entgegen, sogar die Ausdehnung der Erziehung, welche eine gleiche Summe von Kenntnissen verbreitet, — und doch geht die Initiative für alles Große nur von Einzelnen aus, und der Ruhm des Durchschnittsmenschen ist nur, dieser Initiative zu folgen.

Gerade diese Sätze haben in dem früher erwähnten Jahrbücheraufsatz beredte Zustimmung und Ausführung gefunden. Und mit Recht. Uebrigens wäre hier der Ort gewesen, eingehender das Verhältniß der Freiheit zur Gleichheit zu erörtern und auszuführen, wie alle Völker, die letzterer unbedingt nachgestrebt haben, die erstere eingebüßt haben. Nur die Gleichheit *vor dem Gesetz* verträgt sich mit der freien Entfaltung des Individuums. England hat sich damit begnügt und ist frei, Frankreich hat die Gleichheit über Alles gestellt und daher die Freiheit nie besessen, America, in dem Tocqueville beide vereinigt zu sehen glaubte, ist auf dem Wege, die Freiheit zu verlieren. Dieses Gegensatzes scheint Mill sich nicht klar bewußt, wie wir später bei seiner Stellung zur Demokratie näher sehen werden, obgleich er viele Consequenzen der Gleichmacherei, wie z. B. eine allgemeine gleiche Erziehung von Seiten des Staates auf das Beredteste bekämpft.

Im vierten Capitel geht unser Verfasser dazu über, die Grenzen der Autorität näher zu bestimmen, welche die Gesellschaft über das Individuum haben darf. Sie hat für den Schutz, den sie demselben verleiht, unzweifelhaft ein Recht, seinem Verhalten gegen die Mitbürger eine gewisse Grenze zu setzen, indem sie verlangt, daß er einmal diejenigen Interessen, welche ausdrücklich oder stillschweigend als deren Rechte betrachtet werden, nicht verletzt, und sodann daß er seinen Theil an den Lasten des Gemeinwesens trägt. Sobald er aber diese Pflichten nicht verletzt, darf sich Niemand eine Einmischung in sein Thun erlauben, welche über einen Rath hinausginge, — denn der gewöhnlichste Mensch — meint Mill — versteht von seinen Interessen mehr als alle andern noch so klugen Leute, und alle Irrthümer, die er gegen solchen Rath begeht, sind weit geringer als das Uebel, welches daraus entsteht, daß Andere ihn von dem abhalten können, was er für gut hält; wir mögen ihn fliehen, Andere vor ihm warnen, wenn er sein Pfund schnöde mißbraucht, aber wir dürfen ihn nicht zu anderm Verhalten zwingen, so lange er nicht die Rechte Anderer verletzt. —

So die Ideen, welche die Grundlage der Mill'schen Schrift bilden. Wir haben versucht, sie auf ihren einfachsten Ausdruck zurückzuführen und können unsere Leser nur wiederholt auffordern, aus eigener Anschauung zu lernen, welch' reiches Gedankenleben sich in diesem Rahmen entwickelt. Die Ausführungen und Erläuterungen, durch die Mill seine Ansichten begründet, gehören zu dem Schärfsten und Tiefsten, was über diesen Gegenstand geschrieben ist. Erschöpft wird derselbe damit allerdings noch lange nicht sein und nicht überall wird man Mill beistimmen können. Zu tadeln scheint uns namentlich ein gewisser principieller Radicalismus, der seinen schärfsten Ausdruck in dem schon erwähnten Satze findet, daß eine Ansicht, welche man nicht auf die Spitze treiben könne, überhaupt unbegründet sein müsse; deshalb hält er es für ungerechtfertigt, die Einfuhr von Opium zu hindern, oder den Verkauf von Giften zu erschweren und klagt die Vereinigten Staaten der Unduldsamkeit an, weil sie die Polygamie der Mormonen nicht dulden wollen. Freilich ist er in diesem Radicalismus nicht folgerecht, denn er will doch wieder nicht dulden, daß Jemand sich selbst in Sklaverei begebe, weil der Grundsatz der Freiheit nicht verlangen könne, daß es Jemand freistehen solle, *nicht* frei zu sein, er ist einsichtig genug, um keine Verletzung der Freiheit im Schulzwang zu sehen, weil die Pflicht der Eltern sowohl auf geistige wie auf körperliche Ausbildung sich erstreckte, ja, in einem Punkte, der eine speciell national-ökonomische Ansicht berührt, geht er in's entgegengesetzte Extrem: als strenger Anhänger der Maltus'schen Bevölkerungslehre, findet er es keinen Eingriff in die

persönliche Freiheit, wenn eine Regierung Leuten verbietet zu heirathen, die nach ihrer Ansicht keine Bürgschaft für eine sichere Existenz haben.

Der tiefere Grund dieses Radicalismus und der dann nothwendig sich aufdrängenden Ausnahmen scheint uns darin zu liegen, daß Mill wesentlich von derselben Anschauung ausgeht, die unser von ihm so hoch verehrter Wilhelm v. Humboldt in seiner Jugendschrift über die Grenzen der Wirksamkeit des Staates entwickelt hat und die sich in dem Wort Fichte's gipfelt: der Zweck der Regierung sei, alle Regierung überflüssig zu machen. Dieser Ansicht konnte freilich auch ein Schüler Bentham's in unserer Zeit nicht geradezu beipflichten: aber Mill steht doch entschieden auf dem Standpunkt des Subjectivismus, er fordert zwar die nothwendigen Leistungen für das Gemeinwesen, aber es tritt bei ihm doch ganz zurück, daß der Einzelne auch gegen den Staat als solchen als Träger der edelsten Interessen der Menschheit positive Pflichten habe, welche nicht durch die Forderung Niemand zu verletzen erschöpft sind. Es neigt zu sehr nach dem americanischen Staatsleben, das allerdings nur einen sehr beschränkten Theil der menschlichen Lebensinteressen umfaßt, und alles Uebrige den freiwilligen Bestrebungen Einzelner überläßt. Diese Unvollständigkeit wird als ein Vorzug gerühmt, aber sie wird den europäischen Völkern namentlich in dem vollständigen Absehen von allem Einfluß auf die Interessen der Bildung schwerlich jemals genügen, und auch in America ist die Vortrefflichkeit dieser Methode einer Probe unterworfen, die noch nicht bestanden ist. Allerdings glauben auch wir, daß der Mensch im höchsten Sinne des Wortes das Maaß aller Dinge sei, daß der Staat um seinetwillen, nicht er um des Staates willen da sei, aber wir halten es für keine Aufhebung dieses Satzes, mit Aristoteles zu behaupten, daß die Idee des Staates vor dem einzelnen Menschen dagewesen, wie die Idee des Gewölbes im Kopfe des Baumeisters lebte, ehe noch die einzelnen Steine da waren, welche dasselbe bilden sollten. Denn nur in der Menschheit vollendet sich der Mensch, und die humane Organisation des Ganzen giebt dem Einzelnen allererst den Boden erhöhten Selbstgefühls und kräftiger individueller Entwickelung.

Mill entscheidet die Frage nach dem Zwecke des Staates dahin, daß derselbe nur ein Mittel zur Beförderung der Lebenszwecke der Bürger sein könne, im Gegensatz zu der antiken Auffassung, nach der die Aufgabe des Einzelnen nur war, ein möglichst schönes Gesammtdasein aufzuführen. Uns dagegen erscheint in einem wohlgeordneten Staate die Gegenseitigkeit, in der alle Theile mit dem Ganzen stehen sollen, als so innig, daß nur Ein Zweck und Ziel gedacht werden kann: die Blüthe des Ganzen durch die höchste Entwickelung des Einzelnen. Nicht vom Staate, wie mit Recht

gesagt worden ist, sondern im Staate wollen wir frei sein, und unsere Aufgabe ist es, das lebendige individuelle Freiheitsgefühl des germanischen Mittelalters so zu lenken, daß es der sicherste und mächtigste Träger der antiken Staatshoheit werde. —

2.

Die praktische Anwendung seiner Grundsätze über bürgerliche Freiheit behandelt Mill nicht eingehend, sondern nur in Andeutungen, indem er bemerkt, dies seien nicht Fragen der Freiheit, sondern der Entwickelung. Es braucht kaum erwähnt zu werden, daß er sich auf das Bestimmteste gegen die Centralisation erklärt und nachdrücklich vor ihren entsittlichenden Folgen warnt; der Staat soll nichts thun, was der Einzelne thun kann. Gewöhnlich thut der, welcher bei einer Sache persönlich interessirt ist, sie besser als irgend ein Anderer, aber auch, wenn ein Specialbeamter geschickter dafür wäre, ist es doch wünschenswerth, es dem Einzelnen zu überlassen, um sein Urtheil zu üben und ihn über die Dinge zu belehren. Ohne das active Interesse Aller an den Angelegenheiten der Gemeinde zu betheiligen, kann keine Verfassung gedeihen, und nichts mehr als die Centralisation verflacht die Charaktere und zwängt sie in eine allgemeine Form; je mehr eine Regierung centralisirt und je mehr sie alle Kräfte der politischen Peripherie auffaugt, desto mehr wird sie als allmächtige Vorsehung betrachtet, der man alles Gute zuschreibt, aber auch alles Böse beimißt; jedes bedeutende Talent sucht dann nur in die Regierung zu kommen, und alle unabhängige Initiative wird erstickt. Freilich ist es da, wo die Centralisation besteht, leichter gegen sie zu eifern, als sie aufzuheben oder nur zu mindern, eine übermächtige Bureaukratie läßt sich nicht so leicht bei Seite schieben. Unter der Restauration in Frankreich waren die Führer der verschiedensten Parteien, die Royalisten wie Constant, Fiévré und Royer-Collard einig in der Forderung localer Freiheiten, später fand Tocqueville's gleiches Streben große Anerkennung, — aber nichts destoweniger hat die Centralisation in Paris nur zugenommen, und einer der lebhaftesten Bewunderer der Selbstregierung, Lavergne, sagte kürzlich, es handle sich für Frankreich nicht mehr darum, ob die Centralisation gut oder schlecht sei: sie sei unausrottbar. Sie ist auch im Princip, nicht blos von Thiers als „la plus belle conquête de la révolution," sondern von einsichtigen Anhängern der Freiheit wie Dupont-White vertheidigt. Der Staat müsse die Schwächeren gegen die natürlichen und künstlichen Ungleichheiten in der Gesellschaft schützen, er sei berufen zum modérateur des conflicts sociaux. Dem gegenüber stehen wir natürlich zu Mill. Nur die künstlichen Ungleichheiten zu beseitigen, ist die Regierung berufen, den Kampf mit den natür-

[illegible]

[illegible] Die ersten [illegible] keine Unterordnung unter den vernünftigen Gesammtwillen und haben daher zuerst die [illegible] der [illegible], die des Gehorsams, durchzumachen. Den andern fehlt das lebendige Interesse an öffentlichen Angelegenheiten und daher geben ihnen die ältesten und besten Institutionen keinen wirksamen Schutz. — Sind aber jene Vorbedingungen der Reife und der Lebensfrische da, so ist die Repräsentativregierung das beste Mittel, den allgemeinen Durchschnitt der im Gemeinwesen vorhandenen Intelligenz und Redlichkeit und die individuelle Einsicht und Tüchtigkeit seiner weisesten Mitglieder in unmittelbarere Einwirkung auf die Regierung zu bringen und ihnen den größtmöglichen Einfluß zu geben. Um sich aber zur höchsten Stufe zu erheben, muß nach Mill's Ansicht die Repräsentativregierung vollständig demokratisch sein, und zwar aus zwei Gründen von so allgemeiner Wahrheit und Anwendbarkeit, als jemals über mensch-

liche Angelegenheiten aufgestellt werden können. Erstens weil die Rechte und Interessen Jedes nur dann sicher sind nicht mißachtet zu werden, wenn Jeder fähig und gewohnheitsmäßig bereit ist für sie einzutreten, und zweitens weil die allgemeine Wohlfahrt im Verhältniß zu der Summe und Mannichfaltigkeit der zu ihrer Förderung berufenen persönlichen Kräfte steigt und sich verbreitet.

Uns scheint die Erörterung über die ideal beste Verfassung herzlich überflüssig; man vergißt dabei hinzuzusetzen, daß, um Ideale zu verwirklichen, die Menschen eben anders sein müßten als sie wären. Mill selbst sagt an einer andern Stelle treffend, daß Regierungen eingerichtet werden müßten für die Menschen wie sie sind oder fähig sind bald zu werden. Er führt sehr richtig aus, daß auch der intelligenteste Despotismus eine schlechte Regierungsform sei, weil er die individuelle Energie lähme, — aber mit demselben Rechte erwidern wir ihm, daß auch die beste Demokratie eine sehr unvollkommene Verfassung ist, weil sie niemals den Grad von Stätigkeit und Einheit besitzen wird, der zum gedeihlichen Wachsthum von Institutionen nöthig ist. Wir sind der Meinung eines alten Bürgermeisters, der auf die Frage, ob die Verfassung seiner Stadt aristokratisch oder demokratisch sei, antwortete, „das sei unnütz scholastisch Gezänke, es sei keine pure Demokratie und keine pure Aristokratie überhaupt vernünftig, sondern es müsse vielmehr eine Mixtur sein." Diese Abneigung gegen die „simple unbalanced governments" wie Fox sie nennt, kehrt überall bei den einsichtsvollsten politischen Schriftstellern wieder, welche das praktische Leben aus eigner Erfahrung kannten. Der Grundsatz, daß Jeder seine eignen Angelegenheiten am besten kenne, ist nicht unbedingt richtig, aber wäre er es, so würde daraus doch keine andere Folgerung zu ziehen sein, als daß er über seine eignen Angelegenheiten gehört werde. Der Kranke, der genau weiß, was ihn schmerzt, weiß darum doch noch nicht, wie zu helfen, ja nicht einmal, wo der eigentliche Sitz des Uebels ist. Nicht was ihr wahres Interesse ist, sondern was sie dafür hält, bestimmt das Verhalten der herrschenden Partei; wir sehen, daß in vielen Fällen die Industrie nach Schutz ruft, daß die Handwerkervereine gleiche Löhne fordern, daß der Feudaladel hartnäckig auf seine Privilegien pocht, obwohl unzweifelhaft alle diese Dinge dem Interesse der Betheiligten zuwiderlaufen. Ferner würde doch näher zu bestimmen sein, was als „eigne Angelegenheit eines Jeden" anzusehen ist; von allen großen nationalen Fragen wird auch jeder Einzelne berührt, aber wer wird deshalb behaupten, daß Jeder als dieser Einzelne, in denselben mitzusprechen habe? Man wird, wie das Beispiel Mill's es zeigt, unfehlbar auf das allgemeine Stimmrecht kommen müssen, sobald man davon ausgeht, daß es angebornes unveräußerliches Recht jedes

Menſchen ſei, an der Regierung auch nur ſo weit theilzunehmen als ſeine Stimme zur Abordnung von Vertretern reicht. Mill ſtellt als erſten Grundſatz der Demokratie Vertretung im Verhältniß zur Anzahl auf. Eben weil wir dieſe Kopfzahlvertretung verwerfen, weil uns dieſe angenommene Gleichheit aller Stimmenden eine unbegründete Vorausſetzung, eine Vorausſetzung von der rohſten Abſtraction iſt, ſind wir Gegner der Demokratie. Wir behaupten, daß alle Regierung und ſo auch die repräſentative eine Handhabe zur Erreichung nationaler Zwecke ſein ſoll: in dem Maaße, in dem dies für das betreffende Land leicht und ſicher erreicht wird, iſt ſie gut. Für uns iſt der Zweck der repräſentativen Regierung, die möglichſt große Summe der politiſchen Intelligenz eines Landes, die geiſtig gemeſſene, und geiſtig ermittelte Geſammtſumme der öffentlichen Meinung, die wahre vox populi in einen Mittelpunkt zu ſammeln, und als das erſte Erforderniß für Wähler wie Gewählte gilt uns daher: genügende Befähigung.

Die Demokraten ſagen, auch der Aermſte bezahle durch indirecte Steuern dem Gemeinweſen ſeinen Tribut, müſſe alſo auch eine Stimme haben. In der That, ein allzu übereiltes Alſo. Wer dem Staate Steuern zahlt, d. h. wer die relativ niedrigſte, die allgemeinſte Pflicht gegen den Staat erfüllt, erwirbt damit nur ein Recht auf die allgemeinſte Wohlthat des Staats, auf geſetzlichen Schutz und Gerechtigkeit, nicht aber auf politiſchen Einfluß; man giebt einen ſolchen den höher Beſteuerten nicht etwa als Belohnung für ihre größern Leiſtungen, — denn dann müßte jeder eine Anzahl von Stimmen im Verhältniß zu der Höhe ſeiner Steuerbeiträge erhalten, ſondern weil bei Vermögendern die Wahrſcheinlichkeit einer höhern Bildung und eines moraliſch fundirten Staatsſinns vorliegt, welche ſie in Sachen des Gemeindeweſens mitzureden befähigt. Die Demokratie, welche das allgemeine Stimmrecht behauptet und nicht nach der politiſchen Befähigung des Stimmenden fragt, fälſcht die öffentliche Meinung, indem ſie deren jedesmalige Richtung übertreibt; wie wäre es ſonſt z. B. möglich, daß binnen ſieben Jahren in Preußen ſo verſchiedene Vertretungen wie das Abgeordnetenhaus von 1855, das von 1858 und das von 1862 gewählt wäre? Es giebt freilich ſo wenig ein beſtes Wahlgeſetz als eine beſte Regierung, aber falls überhaupt die Reife zur Repräſentativregierung da iſt, wird es als Ziel jedes guten Wahlgeſetzes zu gelten haben, daß es dem wohlverſtandnen Intereſſe der Geſammtheit den möglichſt reinen Ausdruck ſchaffe.

Danach kommt es auf Zweierlei weſentlich an: nämlich ungenügende geiſtige Befähigung in dem repräſentativen Körper möglichſt auszuſchließen und die Gefahr zu vermeiden, daß ſeine Mitglieder unter dem Einfluß von

Sonderinteressen stehen, welche nicht mit der allgemeinen Wohlfahrt des Gemeinwesens übereinstimmen.

Unser Verfasser verkennt nun keineswegs, daß es gerade unter der Herrschaft der Demokratie besonders schwierig ist, diesen Bedingungen zu genügen; gerade diejenigen Klassen, welche unter ihr die Mehrheit bilden, werden am meisten geneigt sein, die gesetzgebende Gewalt für ihre Sonderinteressen auszubeuten und die höhere Intelligenz, die sich dem widersetzen will, zurückzudrängen. Er sucht demgemäß eine Organisation der Demokratie, welche diese Uebelstände möglichst beseitige, ohne den bezeichnenden Wohlthaten dieser Regierungsform Abbruch zu thun. Er unterscheidet die wahre und die falsche Demokratie. Die wahre ist, ihrem Begriffe entsprechend, die Regierung des ganzen Volks durch das ganze gleichmäßig vertretene Volk, sie ruht auf der Gleichheit aller Bürger; die falsche, wie sie bisher allein aufgefaßt und durchgeführt worden, heißt Regierung des ganzen Volks durch die ausschließlich vertretne reine Mehrheit des Volkes. Dies muß beseitigt werden; wenn es ein unvermeidliches Uebel bleibt, daß in der Repräsentativversammlung selbst die Minderheit von der Mehrheit überstimmt wird, so muß doch bei den Wahlen der erstern Gelegenheit gegeben werden, sich Gehör zu verschaffen. Indem nach der bisherigen Theorie die Vertreter aus der einfachen Majorität in den verschiednen Wahlbezirken hervorgehen, kommt eine Mehrheit der Mehrheit zu Tage, welche eine Minderheit des Ganzen sein kann. „Nehmen wir," heißt es, „an, daß in einem durch gleiches und allgemeines Stimmrecht regierten Lande in jedem Wahlkreise eine bestrittne Wahl sei und jede Wahl mit einer geringen Mehrheit durchgebracht werde. Das so gewählte Parlament wird wenig mehr als eine geringe Volksmehrheit vertreten. Nun giebt es Gesetze und nimmt wichtige Maaßregeln wieder mit einer kleinen Mehrheit an. Wo ist die Bürgschaft, daß es dabei mit den Wünschen der Mehrheit des Volks übereinstimmt? Fast die Hälfte der Wähler ist überstimmt bei der Wahl, von den andern haben beinahe die Hälfte Vertreter gewählt, die gegen die Maaßregeln gestimmt haben. So vertritt selbst der von der stärksten Partei erwählte Mann vielleicht nur einzig die Wünsche eines kleinen Ueberschusses, um den seine Partei die andere übertrifft."

Um diesem Uebel abzuhelfen, muß nach Mill's Ansicht jede individuelle Ziffer gleichmäßig mitgezählt werden, so daß die Minderheit vertreten wird, und dies wäre in einer der idealen Vollkommenheit nahekommenden Weise erreicht durch das Hare'sche System. Mr. Thomas Hare hat nämlich ein Wahlgesetz entworfen, nach welchem, um die richtigen Durchschnittsverhältnisse zu finden, die Zahl der Abstimmenden getheilt wird durch die Zahl der Mitglieder der Volksvertretung; jeder Can-

didat, der diese Durchschnittszahl von Stimmen hat, wäre gewählt, gleichviel aus welchen verschiednen Wahlbezirken diese Zahl zusammengebracht wäre. Wir wollen nicht leugnen, daß dieser Mechanismus die Uebel der Demokratie sehr verringern würde, wenn man ihn durchführen könnte; was uns aber Mill im siebenten Capitel darüber sagt, erscheint uns so problematisch und verwickelt, daß wir uns vorerst sehr skeptisch zu dieser Panacee verhalten müssen. Beispielsweise soll für jeden Candidaten nur die zur Wahl nothwendige Zahl von Stimmen berechnet werden, die überflüssigen sollen für denjenigen berechnet werden, der sie nöthig hat, um seine Stimmzahl vollständig zu machen. Damit scheint uns doch der Willkür der Wahlcommissare Thor und Thür geöffnet. Wir sehen auch nicht ein, weshalb wir zu so künstlichen Systemen unsre Zuflucht nehmen sollen, sobald wir das allgemeine Stimmrecht eben nicht als eins der Menschen- und Grundrechte betrachten. Wir fragen also, da wir die Repräsentativregierung als ein Mittel zum Zwecke betrachten, lediglich, wie man jenen künstlichen Kopf, das Gehirn des Landes, als welches wir eine parlamentarische Versammlung ansehen dürfen, zu bilden hat. Die Antwort ist natürlich verschieden je nach den socialen Zuständen: eine erbliche Pairie wäre in Norwegen so widersinnig als eine norwegische erste Kammer in England. Wir wollen hier von der Bildung des Oberhauses absehen und nur die Wahlkammer betrachten. Wir verwerfen wie gesagt die Kopfzahlvertretung und eben deshalb die Wahlbezirke von gleicher Bevölkerungszahl; wollte man solche in England einführen, so würde London fast so viele Mitglieder in's Parlament wählen als ganz Schottland; es ist dies allerdings, wie Mill sagt, die ausschließliche und tyrannische Herrschaft der Mehrheit einer Mehrheit. Es läßt sich aber auch andererseits nicht verkennen, daß ein Census überall etwas Willkürliches hat, wo er nicht wie in England auf altem Herkommen ruht, es wird bei jeder Bewegung sich ein Geschrei nach Herabsetzung des Census erheben, wie dies selbst in England geschieht, seit die Reformbill die alten Bedingungen geändert hat. Wir erlauben uns mit besonderer Rücksicht auf deutsche Verhältnisse einen andern Vorschlag, für dessen Verwirklichung freilich der gegenwärtige Augenblick weder Gunst noch Möglichkeit bietet. Wir würden die Wahlen zur Centralvertretung den örtlichen Gemeindevertretungen übertragen wünschen. Wir würden für letztere das Wahlrecht jedem unbescholtenen, unabhängigen Manne geben, wenn derselbe auf dem Lande irgend ein Grundeigenthum besitzt, in der Stadt eine gewisse Summe an Miethe bezahlt. Es wäre sodann gesetzlich festzustellen, daß je nach ihrer Bedeutung jene Stadt zwei, diese einen, die dritte mit einer andern zusammen einen Vertreter in's Abgeordnetenhaus sendete; die Stadtverordneten würden die Wähler sein, ebenso wären die ländlichen

Gemeinden in Wahlbezirke zu gruppiren, und von den vereinigten Gemeindevertretungen die Abgeordneten zu wählen. Mill verwirft jedes indirecte Wahlsystem, weil es stets auf einer Täuschung beruhe, denn man wähle die Wahlmänner nicht, weil die Urwähler Vertrauen zu ihrer Einsicht hätten, sondern weil sie versprächen, für diesen oder jenen Candidaten zu stimmen. Vollkommen richtig, wenn die Wahlmänner erst ad hoc, zum Zweck der Wahl eines Abgeordneten gewählt werden: dann allerdings wird der Filtrirproceß der indirecten Wahl ziemlich illusorisch. Er ist es aber nicht, wenn die Wahlmänner schon vorher zu andern Zwecken gewählt sind. Wo es sich darum handelt, Vertreter der Gemeindeinteressen auszusuchen, von deren Beschlüssen sein nächstes Wohl und Wehe abhängt, wird der Urwähler nicht nach allgemeinen politischen Sympathien oder Schlagworten wählen, sondern vor Allem auf die Tüchtigkeit des Mannes sehen. Dies Verfahren scheint uns ferner den großen Vortheil zu haben, daß es die Wahlen auf den festen Grund des örtlichen Gemeindeverbandes stellt. Mill spottet sehr über die historische Schule, der eine Nation nicht aus Personen, sondern aus künstlichen Einheiten, Schöpfungen der Geographie und Statistik zu bestehen scheine und die behaupte, das Parlament müsse Städte und Grafschaften, nicht menschliche Wesen vertreten. Dieser Spott scheint uns ziemlich oberflächlich; wir wenigstens — denn die historische Schule als solche haben wir nicht zu vertreten — wir sagen keineswegs, wie er anführt, daß Liverpool oder Yorkshire im Unterschied von ihren Einwohnern Gegenstände der Fürsorge der Gesetzgebung sein sollen, aber wir sagen, daß es nicht einerlei ist, ob ein Mann in Liverpool oder Yorkshire lebe, daß die Ortsgemeinde keine künstliche Einheit blos der Geographie und der Statistik, sondern eine natürliche Einheit der Interessen und der geschichtlichen Bildung sei, und auf der Grundlage ihrer Freiheit sich am sichersten die freie Centralvertretung erbauen lasse. Der wahre Prüfstein eines guten Wahlgesetzes scheint uns nicht seine Ausdehnung, sondern seine Ausdehnbarkeit. Es soll nicht Jeder von vorn herein ein Recht auf eine Stimme haben, aber dies Recht soll für ihn erreichbar sein, und dies ist bei unserm Vorschlag leichter als bei directen Wahlen mit Census. Mill spricht von dem erziehenden Einflusse, den die Ausübung politischer Rechte auf den Arbeiter habe und führt dafür America an, — ein Beispiel das sich augenblicklich wenig bewährt, denn schwerlich ist in Europa ein so wilder politischer Haß zu finden, als jetzt in den untern Klassen des Nordens und Südens sich kund giebt. Auch müßten wir uns gegen eine Erziehung verwahren, deren Kosten vorerst das Gemeinwesen doch sehr empfindlich fühlen würde. Uebrigens will Mill selbst eine Art geistigen Census einführen, indem Jeder, um eine Stimme zu haben, beweisen soll, daß ihm die

Elemente der Bildung wie Lesen, Schreiben und Rechnen nicht fehlen, ja er zieht sogar in Erwägung, ob nicht den höher Gebildeten mehr als Eine Stimme gegeben werden könne! Wir meinen, daß die Vorbedingungen, welche wir für die Wahl stellen, weit zweckmäßiger sind als diese Bildungsprüfungen. Dazu wird Jeder, der ein Interesse hat, eine Stimme zu erhalten, durch seine Arbeit kommen können, auf dem Lande ein Stück Grundeigenthum zu erwerben, in der Stadt eine solche Wohnung zu haben, deren Miethe ihn zum Wähler macht. Dies System giebt einen allmählich fortschreitenden Einfluß; der fähige Kopf, der sich um öffentliche Dinge kümmert und doch sich von unten herauf zu arbeiten hat, strebt, zuerst Wähler für die Gemeindevertretung zu werden, dann selbst Gemeindevertreter und Wähler für die Reichsversammlung, endlich Mitglied derselben.

In dieser Grundlage in der That würden wir ein sichereres Mittel zum Zwecke sehen als in dem künstlichen Mechanismus Mill's bei'm allgemeinen Stimmrecht. Mit dem Hare'schen System sind freilich seine Vorsichtsmaaßregeln noch nicht am Ende; auch so, fürchtet er, wird sich noch das Klasseninteresse im gesetzgebenden Körper zu sehr geltend machen, und er beschränkt deshalb dessen Befugnisse in bedeutendem Maaße. Derselbe soll nur beaufsichtigen, aber keine selbständige Initiative haben. Von dem unzweifelhaft richtigen Satze ausgehend, daß zahlreiche Versammlungen nicht geeignet sind zu verwalten, meint er, sie könnten auch nicht wohl selbst die Arbeit der Gesetzgebung verrichten; ein gutes Gesetz, das zu allen Institutionen genau stimmte, zu machen, sei eine der schwierigsten Aufgaben, es sollte deshalb eine Commission von Fachleuten von der Krone ernannt werden, welchen das Parlament auftrüge, ein Gesetz auszuarbeiten, wenn es dasselbe für nöthig halte, es solle aber nicht die Macht haben, die Vorlage dieser Commission abzuändern, sondern nur anzunehmen oder zu verwerfen. Wir meinen, dies heißt doch das Kind mit dem Bade ausschütten. Mill scheint nicht daran gedacht zu haben, daß der Zustand, den er wünscht, in Frankreich besteht: dort hat man eine Commission von Nomotheten, den Staatsrath, welcher die Gesetze vorbereitet, und der gesetzgebende Körper kann sie nur annehmen oder verwerfen, — aber gerade diese Beschränkung desselben bildet den Gegenstand fortwährender Klage. Eine Versammlung kann nicht verwalten, weil jede erfolgreiche Geschäftsführung von einem Mittelpunkte ausgehen muß, — auch bei einer Actiengesellschaft verwaltet der Director eigentlich allein, die Andern überwachen nur. Die Gesetzgebung aber ist eine Sache der Berathung; allerdings soll ein Entwurf von kundigen Leuten gemacht werden, dazu aber sind eben die Ausschüsse und die Regierung da; hat die letztere die Initiative genommen, so wird sie ihren

sämmtlichen Apparat zu Rathe gezogen haben, um ein zweckmäßiges Gesetz zu Stande zu bringen, ist der Entwurf von einem Mitgliede des Hauses ausgegangen, so wird dies wahrscheinlich ein Fachmann gewesen sein, wo nicht, so erklären sich die competenten Beurtheiler der Versammlung oder die Regierung dagegen: aber darum dem Parlament das Recht zu nehmen, eine Vorlage zu verbessern, scheint uns in keiner Weise gerechtfertigt. Mill mag wesentlich daran gedacht haben, daß in England das Haus der Gemeinen sich mit allen Privatverhältnissen befaßt, was gewiß nicht zu billigen ist, es mag auch der Geschäftsgang etwas schleppend sein und durch die plumpen Hände des Parlamentes, über die er klagt, Manches gestört oder nicht verbessert werden, — aber im Ganzen scheint doch die Maschine in Westminster noch leidlich zu arbeiten, und in der Praxis kommt es wohl weniger auf Symmetrie und Logik der Gesetze an, als daß sie ihrem Zweck entsprechen.

Können wir nun mit Mill von unserm Standpunkte nur sehr bedingt übereinstimmen, so wird er bei den gewöhnlichen Demokraten ebensowenig Anhang finden, denn bei diesen ist *geheime Abstimmung* die Bedingung des allgemeinen Stimmrechts, — und unser Verfasser erklärt sich auf das Bestimmteste und mit schlagenden Gründen der öffentlichen Sittlichkeit gegen das Ballot, mit dem das Gefühl jeder Verantwortlichkeit falle. Aber wir glauben allerdings, daß die gewöhnlichen Demokraten die menschliche Natur doch richtiger kennen als er, und daß das allgemeine directe Stimmrecht nur durchführbar ist, wenn es geheim geübt wird. Denn es wird in der That so sein, daß, wenn man abhängigen Leuten eine Stimme giebt, sie durch Oeffentlichkeit nicht der Gesammtheit der Wähler, sondern dem, von dem sie abhängen, verantwortlich gemacht werden. Ebensowenig wird die Demokratie damit einverstanden sein, daß Mill *keine Tagegelder und Reisekosten* für die Abgeordneten bewilligen will, weil dadurch die Vertretung zu einem Berufe mit Rücksicht auf Geldeinkommen unter dem entsittlichenden Einflusse einer ungewissen Beschäftigung würde. „Die, welche im Besitz wären," sagt er, „würden sich mit denen, die ihn gewinnen wollen, überbieten, den Wählern alles Mögliche und Unmögliche zu versprechen. Dies hieße, ein immerwährendes Zugpflaster auf die reizbarsten Stellen der menschlichen Natur legen und Preise für die erfolgreichsten Schmeichler aussetzen. Wenn ein ausgezeichneter Mann ohne unabhängiges Einkommen ist, so mögen ihn seine Wähler durch Zeichnungen im Parlamente erhalten."

Dies scheint uns schlagend wahr; es war sicher eine sehr weise Vorsicht, daß in der piemontesischen Verfassung die Unentgeltlichkeit der parlamentarischen Dienste festgestellt war, nur so konnte man sich die un-

fähigen Leute der Linken ferne halten, welche das Scheitern der Revolution von 1848 aus ganz Italien nach Turin geführt hatte; wollte die Linke einen beredten Wortführer im Parlamente haben, so mußte sie ihn auch auf eigene Kosten erhalten.

Auch Mill's Ansichten über die Dauer der Parlamente werden der Demokratie nicht gefallen. Sie verlangt einjährige Fristen: ihm sind fünf Jahre kaum genügend, um der Gefahr furchtsamer Unterwürfigkeit der Mitglieder gegen ihre Wähler vorzubeugen. Ueberhaupt wird unser Autor keinen Beifall bei der großen Menge finden, weil er deren Recht wohl anerkennt, aber doch mit vielfachen schützenden Umzäunungen umgiebt, so daß die eigentliche Demokratie entweder das System verwerfen wird, oder jene künstlichen Schutzmittel durchbrechen muß. Es ist eine idealistische Täuschung, daß eine Masse, der die wesentliche Macht gegeben ist, vor solchen Hindernissen stehen bleiben sollte. Die Gründer der americanischen Union haben vollkommen gesehen, daß die Unabhängigkeit und Unabsetzbarkeit der Richter nothwendig sei, man hat es als allgemeinen Verfall beklagt, daß diese Garantien beseitigt worden, — und es ist nichts destoweniger geschehen, denn wo die Schwerkraft einmal ganz auf einer Seite liegt, helfen alle feineren Gegengewichte auf die Länge nicht. Sowie ein Staat, dessen repräsentative Institutionen die Lebenskraft verloren haben, unaufhaltsam zum Absolutismus hingleitet, so muß die Demokratie bis zu den äußersten Grenzen gehen, sobald einmal der Schwerpunkt der Macht in die Masse gelegt ist und starke natürliche Gegengewichte fehlen.

Eine erste Kammer hält Mill für entschieden nothwendig, wünscht aber seinen Ideen gemäß keine selbständige Aristokratie, sondern einen Senat von Staatsmännern, die eine wichtige politische, juristische oder militärische Stellung innegehabt haben. Er verkennt nicht, daß dies wenig Aussicht auf Erfolg in England hat, möchte aber dem Oberhause solche lebenslängliche Senatoren beifügen und die erblichen Pairs nicht mehr persönlich erscheinen lassen, sondern nur durch je zehn derselben ein Mitglied wählen lassen. Diese Gruppenvertretung scheint sich bei unserm Herrenhause nicht bewährt zu haben, und die englische Pairie hat durch ihren energischen Widerstand bisher alle lebenslänglichen Ernennungen zu vereiteln gewußt, wie sich noch kürzlich bei dem Falle von Lord Wensleydale zeigte. Wir meinen, sie hat Recht darin; denn wo es eine unabhängige und intelligente Aristokratie giebt, bietet sie sicher das beste Gegengewicht gegen die Wahlkammer. Ein Oberhaus soll das historische Recht vertreten, wie auch die festeste Grundlage des Königthums darin zu suchen ist. Was man principiell gegen die erbliche Pairie gesagt, ließe sich auch gegen das Königthum anwenden, und wenn wir z. B. in Preußen eine Bei-

miſchung von lebenslänglichen Mitgliedern des Herrenhauſes für nöthig halten, ſo iſt es, weil wir viel zu arm an unabhängigen und intelligenten Ariſtokraten ſind, um jenen Zuſatz zu entbehren. —

Wir unterbrechen hier unſere Betrachtung über Mill's politiſche Anſchauungen, und behalten den Inhalt der letzten Capitel ſeines Buches, ſeine Ausführungen über das Verhältniß der Repräſentativregierung zum Bundesſtaat, zur Nationalität und zum Kolonialweſen einem ſpäteren Artikel vor. Schon unſere diesmaligen Erörterungen führen hoffentlich unſerem Autor neue Leſer zu. Zu bedauern iſt dabei, daß die Betrachtungen über die Repräſentativverfaſſung keinen Ueberſetzer gefunden haben, der ſeine Mutterſprache beſſer zu handhaben weiß, als Herr Wille.

Zur Verſtändigung in der Militärfrage.

In einer Reihe „militäriſcher Briefe aus Süddeutſchland" durften dieſe Blätter vor längerer Friſt große organiſatoriſche Maaßregeln von weitausſehender Bedeutung im Zuſammenhange entwickeln. Unter ganz anderen Verhältniſſen und in anderer Abſicht ergreift der Verfaſſer jener Briefe jetzt von Neuem in dieſer Zeitſchrift das Wort. Es handelt ſich in dieſem Augenblick um die Verhinderung eines das ganze Verfaſſungsleben in Preußen bedrohenden Bruchs. Beide Theile, die Regierung und die Mehrheit des Abgeordnetenhauſes, ſehen dieſen Bruch herannahen mit der Macht eines Verhängniſſes; beide fürchten das Unheil und möchten es abwenden — keiner von beiden findet den Entſchluß dazu, keiner die Selbſtüberwindung, ſich über einen falſchen Standpunkt zu erheben. Möglich, ja wahrſcheinlich, daß alle Worte umſonſt ſind. Nur um ſo mehr indeß iſt es Pflicht, eine Vermittelung noch in der letzten Stunde zu verſuchen. Hätten die folgenden Zeilen auch kein anderes Geſchick, als die Wege zu beleuchten, die zu einer unabwendbaren Entſcheidung geführt haben, ſo helfen ſie doch vielleicht eine beſſere Erkenntniß vorbereiten. Mögen ſie ſich ſo — in weſentlicher Uebereinſtimmung mit Allem, was ſonſt in dieſen Blättern über die wichtige Frage geſagt worden iſt — an Anderes anſchließen, was von unmittelbar einflußreicheren Stimmen ausgegangen iſt! — —

Es liegt in der Natur der Sache, daß man zuerst nach dem Standpunkt der Regierung fragt; denn vor allen Anderen ist es ihre Aufgabe, die große Reform, die sie begonnen, auch verfassungsmäßig zum Austrag zu bringen. Diese Aufgabe erkennt sie auch in ihrer officiösen Zeitung an, allein die Orakelsprüche dieses Blattes, so sehr man dessen constitutionelle Theorie auch im guten und aufrichtigen Sinne verstehen mag, lassen uns völlig im Dunklen über den praktischen Weg, den die Regierung einzuschlagen denkt. Der Kriegsminister bleibt aus den Berathungen der Budgetcommission weg, weil er, so vermuthet das Organ der Regierung, nach den Fractionsberathungen der beiden großen Parteien eine Verständigung mit ihrer Mehrheit nicht für erreichbar hielt. Folgt daraus, daß er mit sich bereits im Reinen, mit dem Ministerium einig ist? Bedeuten die Gerüchte nichts, welche von neuem Zwiespalt zwischen ihm und seinem gewandteren Collegen an der Spitze der Finanzen reden? Will das Ministerium die Entschlüsse der Mehrheit des Hauses nur reif werden lassen, damit dieselbe sich in der Meinung des Landes verderbe? Ist es so sicher in seinem Rath und Entschluß, um von der Verhandlung im Plenum aus die Berufung an's Land zu wagen? Oder treibt es nicht vielmehr selbst in Rathlosigkeit und innerer Zerwürfniß der Entscheidung entgegen? Eine befriedigende Antwort auf diese Fragen weiß zur Zeit noch Niemand zu geben. Auch das einzige Actenstück aus der letzten Zeit, worin das Ministerium seinen Standpunkt dargelegt hat, bewegt sich nur in allgemeinen Sätzen, nicht in der concreten Beantwortung entscheidender Fragen. Indessen wir haben nichts Anderes; also müssen wir von ihm aus die Absichten der Regierung zu deuten suchen; einzelne bedeutendere Aeußerungen des Regierungscommissars in den Commissionsverhandlungen können dabei zur Ergänzung dienen.

Die Erklärung, welche Geheimerath Sixtus in der Commissionssitzung vom 5. August im Namen der Regierung abgab, lautet wie folgt. „1. Es ist selbstverständlich, daß die Regierung die zeitige Formation der Armee, insoweit solche eine erhöhte Etatsbewilligung oder eine anderweite gesetzliche Regelung der Dienstverpflichtung in Anspruch nimmt, so lange als eine nicht definitive betrachtet, bis der Landtag sich damit auf verfassungsmäßigem Wege einverstanden erklärt hat. — Daraus folgt jedoch nicht, daß auch den einzelnen neu formirten Truppentheilen der Stempel des Provisoriums aufzudrücken war. — Wirksame Formationen dürfen keinen Zweifel ihrer Dauer in sich tragen. Daher konnte auch von einer definitiven Besetzung der betreffenden Officierstellen nicht Abstand genommen werden. — Uebrigens müssen bei Beurtheilung der in Bezug auf die Neuformation der Armee getroffenen Anordnungen die Verhältnisse der Jahre

1859 und 1860 in entsprechende Berücksichtigung gezogen werden. — 2. Der ursprüngliche, dem Lande im Jahre 1860 vorgelegte Reorganisationsplan hat seitdem allerdings einige Modificationen erfahren, indem die Regierung sich bemüht hat, den in der Militärcommission für 1860 laut gewordenen Wünschen, soweit es zulässig erschien, entgegen zu kommen, und insoweit dies durch die strenge Beachtung der bezüglichen in uneingeschränkter Geltung verbliebenen gesetzlichen Bestimmungen unserer bisherigen Kriegsverfassung, sowie durch das Maaß der bewilligten Mittel geboten war. — 3. Demgemäß hielt und hält die königliche Regierung, sowie an allen anderen gesetzlichen Bestimmungen, so auch an der des §. 6 des Gesetzes vom 3. September 1814 grundsätzlich fest. Sie faßt dieselben jedoch wesentlich in der Bedeutung einer Berechtigung, nicht aber einer unbedingten Verpflichtung auf, und hat dieser Auffassung gemäß seit 1859 alljährlich verfahren; ebenso bei den Etatsaufstellungen für 1862 und 1863. — Sie beansprucht auch ferner auf Grund der ihr verfassungsmäßig zustehenden Executive eine maaßgebende Stimme bei der auf Grund des §. 3 des genannten Gesetzes zu normirenden Stärke der bewaffneten Macht, wiewohl sie, wie bisher, bereit ist, dabei auf die Finanzlage des Staats und die sonstigen bezüglichen Verhältnisse jede angemessene Rücksicht zu nehmen und die verfassungsmäßigen Rechte des Landtages zu achten." — Die Schlußworte von der Achtung der verfassungsmäßigen Rechte sind dem Regierungscommissar bekanntlich in die Commission nachgeschickt worden; außerdem hat der Ausdruck „maaßgebende Stimme" im letzten Satze seine Erläuterung dahin gefunden, daß damit nicht „entscheidende Stimme" gemeint sei. Beide nachträgliche Erklärungen verstärken die authentische Bedeutung des Actenstücks; sie zeigen, wieviel der Regierung daran liegt, daß man an ihren versöhnlichen und gesetzlichen Willen glaube: ihr Inhalt indessen sagt nichts, was sich nicht schon von selbst verstünde.

Die ganze Erklärung der Regierung ist im Grunde nichts als eine Umschreibung der Situation; die vorhandenen Conflicte sind anerkannt, der Wunsch auf verfassungsmäßige Lösung ist ausgesprochen: für die Lösung selbst dagegen ist nichts damit gethan. Die Sätze 1. und 3. sind offenbar die wichtigsten, und mit einem Theil der Behauptungen, die sie da aufstellt, ist die Regierung offenbar im Recht. Keine Frage, daß die Entstehungsweise der neuen Formation von den Gegnern derselben bisher viel zu wenig berücksichtigt worden ist. Die Heeresverfassung hatte sich 1859 wirklich ungenügend gezeigt; in welchem Grade sie damals die politische Action lähmte, ist unmittelbar allerdings nur bei der Regierung, doch in seinen Folgen auch im Lande deutlich genug empfunden worden; daneben sollten sich vor Allem diejenigen, welche die Landwehr von damals zurück-

fordern, einmal an die lauten Klagen über den Druck und die Lasten der Mobilmachung lebendig erinnern. Die Regierung hatte also sehr starke Motive für die Neuformation, und was mehr ist, diese Motive waren sowohl von dem Lande im Allgemeinen als insbesondere von seiner Vertretung in ihrer entscheidenden Bedeutung anerkannt. Das Abgeordnetenhaus war mit der Nothwendigkeit der Sache zweifellos einverstanden, wenn es auch die Form der Ausführung nicht billigte. Es bewilligte, nach vergeblichem Kampfe um die letztere, zweimal die Mittel, — allerdings nur für „Aufrechthaltung der Kriegsbereitschaft" und unter ausdrücklichem Verlangen gesetzlicher Regelung, doch unter Umständen, die ihm über die Verwendung der Mittel schlechterdings keinen Zweifel lassen konnten. Es zeigt sich jetzt, daß es dabei von einem zu großen Vertrauen zu jener Regierung geleitet war; allein man muß sich doch auch der kriegerischen Lage jener Zeit erinnern, welche es verbot, diese Sache auf die Spitze zu treiben. Wenn der Kriegsminister kann darauf hinweisen, daß das Volk durch seine Vertretung einen Theil der Verantwortung für die neue Formation mit übernommen hat, und dieses Zusammenhangs sollte auch das heutige Haus eingedenk sein, denn auch die Volksvertretung, so gut wie die Regierung hat ihre Continuität, die es den wechselnden Personen nicht erlaubt, große Fragen geradezu aus entgegengesetzten Standpunkten zu behandeln. Der wesentliche Punkt der Neuformation, die Verstärkung der stehenden Heeresmacht war selbst in dem Gegenentwurf der Commission anerkannt, bedeutende Vermehrung der Cadres, also Vermehrung der Offiziere und Unteroffiziere, Erhöhung des Budgets, waren auch hier zugestanden. Der Kriegsminister hat die Befugniß, welche ihm die Stimmung des Landes wie das Votum seiner Vertreter gewährte, allerdings weit überschritten, allein die Reorganisation selbst kann man nach dem ganzen Zusammenhang der Dinge unmöglich als eine willkürlich von ihm angeordnete betrachten, die man an jedem Punkt wieder rückgängig machen könne. Aber Einverständniß wird gegeben, daß man den neuen Truppentheilen in der That nicht den Charakter der Provisorien aufdrücken, daß man von der schleunigen Bildung der Offizierstellen nicht Abstand nehmen könne. Die Regierung hat nicht die Formation noch nicht für definitiv gehalten und sich das in ausdrücklichen Erklärungen vorbehalten. Es ist ein bestimmter Charakter der Provisorien, daß sie nicht definitiv sind, daß sie Abänderungen in sie treten können. Daß die Regierung diese Befugniß nicht [illegible]. Daß die Landesvertretung [illegible] Stimme führt, [illegible] daß sie [illegible] Stimmen [illegible] Verantwortlichkeit [illegible]

machen das Recht hat. Es kommt nur darauf an, in welchem Zusammenhang man diese Bestimmungen auffaßt.

Dies in der That ist der entscheidende Punkt, und hier gerade läßt uns das Ministerium in einem Dunkel, das durch sein übriges Verhalten in keineswegs tröstlicher Weise aufgehellt wird. Der §. 3 des Gesetzes vom 3. September 1814, wonach die Stärke des stehenden Heeres und der Landwehr nach den Staatsverhältnissen bestimmt wird, der §. 6, der die dreijährige Präsenz bei den Fahnen und die fünfjährige Dienstzeit im stehenden Heer festsetzt, der §. 8 von der Bestimmung, Zusammensetzung und den Uebungen der Landwehr ersten Aufgebots, endlich der §. 15 über den Ein- und Austritt in die verschiedenen Heeresabtheilungen im Frieden und die unbeschränkte Ersatzbefugniß im Kriege, stehen alle untereinander in einem solchen Zusammenhang, daß Aenderungen in dem einen mit Nothwendigkeit auch Aenderungen in den anderen zur Folge haben müssen. Nun ist durch die Reorganisation die Stärke und Zusammensetzung sowohl bei'm stehenden Heer als bei der Landwehr wesentlich geändert worden (§. 3 u. 8); das erstere wurde allein an Infanterie um 116,000 Mann vermehrt, es wurde nicht mehr aus fünf Jahresklassen von 40—43,000, sondern aus sieben bis acht Klassen von 60—63,000 Mann gebildet, die Landwehr ersten Aufgebots mußte die zwei bis drei jüngsten Jahresklassen abgeben, um hinfort nicht mehr sieben, sondern nur vier Jahrgänge zu zählen. Das Alles ist thatsächlich ausgeführt; namentlich würde bei einer Mobilmachung in der nächsten Zeit die Landwehr, wenn die ausmarschirenden Truppentheile und die Ersatzkörper des stehenden Heeres vollzählig erscheinen sollten, wahrscheinlich mehr als die zwei jüngsten Jahrgänge, welche die Novelle vom 14. Januar d. J. beabsichtigt, an dasselbe abgeben müssen. Dabei zeigt sich die Vermehrung der ganzen bewaffneten Macht vorzugsweise in den 20,000 Recruten, die jährlich mehr ausgehoben werden, denn diese gehen doch durch alle Heeresabtheilungen hindurch, weshalb auch in den Motiven der genannten Novelle nachgewiesen wird, daß neben der vermehrten Linie die Landwehr, trotz der geringeren Zahl ihrer Jahrgänge, dieselbe Stärke wie früher behalten werde. Nach so tiefgreifenden Veränderungen nun kann der Regierung das Recht nicht zustehen, in dem Sinne, wie sie es gethan hat, von einer „strengen Beachtung der in uneingeschränkter Geltung verbliebenen Bestimmungen der bisherigen Kriegsverfassung" zu sprechen. Es kann ihr, nachdem einmal die Verfassung besteht, das Recht nicht zustehen, einzelne Paragraphen des Gesetzes von 1814 noch buchstäblich aufrecht zu halten, während das Gesetz in seinen Grundzügen thatsächlich umgestaltet ist. Es muß namentlich bestritten werden, daß sie die dreijährige Präsenz und die beliebige Herbeiziehung von Jahrgängen

der Landwehr zur Linie dem Abgeordnetenhause gegenüber mit dem Anspruch eines gesetzlichen Rechtes, auf welches sie sich im Falle des Bruchs immer wieder zurückziehen könne, geltend machen dürfe. In diese beiden Punkte und in denjenigen von der vermehrten Recrutenaushebung drängt sich der Streit bekanntlich zusammen. In allen dreien mit positiven Vorschlägen zur Vermittelung hervorzutreten, war die Pflicht der Regierung; sie hatte in der großen Reform die Initiative ergriffen, sie mußte auch in diesen Stücken für ihre Durchführung sorgen, — gar nicht aus bloßer Rücksicht auf die Wünsche der Volksvertretung, sondern zur Herstellung der Integrität des Gesetzes, das sie selbst zuerst umgestaltet hat. Es ist darum keineswegs genügend, wenn sie nach ihrer Erklärung vom 5. August die dreijährige Präsenz nur noch als „Berechtigung," nicht mehr als „unbedingte Verpflichtung" auffaßt. Mit der Vermehrung der Linie besteht aus doppeltem Grunde ein förmlicher gesetzlicher Anspruch auf Herabsetzung der Präsenz. Ein Anspruch; denn erstens ist mit dem Eintritt von 116 vollständig mit Cadres versehenen Linien- statt der früheren 116 Landwehrbataillone in die Feldarmee die Bereitschaft derselben in einem Maaße gesteigert, daß darum von jenem anderen Factor dieser Bereitschaft wohl etwas nachgelassen werden kann; zweitens kommen bei den „Staatsverhältnissen," welche die Stärke des Heeres bestimmen sollen, doch auch die Finanzen neben der äußeren Politik in erster Linie mit in Betracht. Ferner kann für eine unbefangene Auslegung der Paragraphen 5, 6, 8 und 15 des Gesetzes vom 3. September 1814 auch nicht der leiseste Zweifel darüber bestehen, daß die Regierung nicht berechtigt ist, Jahrgänge der Landwehr ohne Weiteres zur Linie herüberzuziehen, und die Aeußerung ihres Commissars in der Commissionssitzung vom 12. August, daß sie im Falle der Mobilmachung nicht den geringsten Anstand nähme dies zu thun, zeigt nur auf's Neue, wie sehr sie die Grenzen ihrer Befugnisse verkennt. Die genannten Paragraphen setzen die Dienstverpflichtung in der Linie ausdrücklich auf fünf Jahre fest, und das ganze Gesetz stellt die Linie und die Landwehr als in sich abgeschlossene Körper mit bestimmter Zusammensetzung, Gliederung, Verwendbarkeit hin, an denen wohl in den Nothfällen, die der Krieg herbeiführt (§. 15), nicht aber vor dem Kriege zum Zwecke der Mobilmachung geändert werden darf; denn eben für die Mobilmachung besteht ja die Organisation: wird sie nicht auf diese bezogen, so hat sie überhaupt keinen Sinn mehr. Endlich enthält das Gesetz zwar über die Zahl der jährlich auszuhebenden Recruten keine ausdrückliche Bestimmung; mit seinem Geiste aber kann die Ansicht, als dürfe diese Zahl von der Regierung einseitig erhöht werden, unmöglich zusammen bestehen. Es ist ein

Factor, der in die Stärke und Zusammensetzung des stehenden Heeres und der Landwehr, der in die Verhältnisse der Finanzen und der Volkswirthschaft so wesentlich bestimmend eingreift, daß ohne ihn eine gesetzliche Regelung dieser Dinge gar nicht möglich ist. Ueberdies handelt sich's hierbei nicht blos um eine Pflicht, sondern um ein Recht, das jedem Preußen zusteht, und das also, wo eine Verfassung besteht, die Regierung unmöglich befugt sein kann, beliebig zu beschränken oder auszudehnen; es hängt nicht blos der Charakter des Heeres, es hängt auch der des Staates davon ab, in welcher Weise die allgemeine Wehrpflicht zur Ausführung kommt; ob sie eine Maaßregel ungerechten Drucks für die Wenigen wird, welche für die größere Zahl der zufällig und willkürlich Verschonten die Last tragen müssen; oder ob sie im Sinne des ursprünglichen Gesetzes eine Maaßregel der Kräftigung und Erhebung für das ganze Volk wird.

Die Erfahrungen, welche in der Militärfrage im Laufe von drei Jahren gemacht worden sind, hätten die Regierung über ihre Aufgabe und Stellung endlich aufklären sollen. Allein Herr von Roon scheint nicht der Mann, eine so große Aufgabe umfassend und durchdringend zu ergreifen. Er hat sich in militärische Einzelheiten vertieft, statt sich die Lage in ihrem nothwendigen Zusammenhang klar zu machen, er hat seine Aufgabe in der starren Durchführung des einmal befohlenen Planes gesucht, statt sie in der Stellung des constitutionellen Ministers zu finden. Er hat der Krone, dem Heere und sich selbst damit die schlechtesten Dienste geleistet. Wievieles ist nicht an der unglückseligen Behandlung dieser Frage gescheitert! Noch vor einem Jahre war mit der Hälfte der Zugeständnisse von heute die gesetzliche Regelung zu erreichen, noch das letzte Abgeordnetenhaus vor einem halben Jahre würde bei geschicktem Entgegenkommen in vielen Dingen, wohl selbst in der Präsenzfrage zu einem Compromiß sich bereit gefunden haben. Man meinte damals, durch einen Fehler des Hauses über die unerwünschte Aussicht wegzukommen und ist selber in einen weit gröberen Fehler verfallen. Wenn Herr von Roon jetzt etwa eine ähnliche Rechnung im Sinne hat, wie damals, so wird er ganz dieselbe Erfahrung machen. Wenn die Regierung auf ihrem bisherigen Standpunkt beharrt, d. h. wenn sie zur Schlichtung der Frage nichts herbeibringt, als Versicherungen verfassungsmäßiger Gesinnung, während ihre ganze Auffassung die offenbarste Verkennung ihrer verfassungsmäßigen Stellung verräth, — dann wird sie vor der Meinung des Landes *ihr Spiel verlieren*, und keine Fehler der Volksvertretung werden die ihrigen decken.

Ueber diese, über die *Volksvertretung*, können wir kürzer sein. Ihre Haltung und Anschauung liegt in bestimmten Anträgen und Entschlüssen vor. Es stehen sich bekanntlich im Hause, wie in der Budgetcommission zwei

Standpunkte gegenüber, ein schroffer und ein gemäßigter. Wir sprechen zunächst von dem ersteren, den man auf Waldeck zurückführen kann, da ihn dieser Abgeordnete um die Mitte des Juli in den gemeinschaftlichen Berathungen der Fortschrittspartei und der Fraction Bockum-Dolfs zuerst in einem bestimmten Antrag formulirt hat. In der Budgetcommission ist dieser Antrag durch den Abgeordneten Parrisius (Brandenburg) eingebracht worden, außerdem kamen in der nämlichen Richtung bis zum 5. August noch Anträge von Virchow, v. d. Leeden, v. Kirchmann und vom Referenten Baron Vaerst mit einem Amendement des Abgeordneten v. Hoverbeck in der Commission ein. Es ist nicht nöthig, auf die Unterschiede in der Formulirung dieser Anträge, die zuletzt wahrscheinlich ohnedem verschmolzen werden, näher einzugehen. Das Wesentliche, worin sie alle übereinstimmen, wird in folgenden sechs Sätzen ausgedrückt sein. 1) Die seit 1859 durchgeführte Reorganisation entbehrt der verfassungsmäßigen Zustimmung des Landtags und besteht daher nicht zu Recht. 2) Das Haus kann dieser Organisation auch nachträglich nicht seine Zustimmung ertheilen, weil sie mit dem Landwehrsystem die Grundlage der volksthümlichen Heerverfassung Preußens beseitigt. 3) Die Rückkehr zur gesetzlichen Heerverfassung, wie sie auf Grund des Gesetzes vom 3. September 1814 und der Landwehrordnung vom 21. November 1815 bis zum Jahre 1859 bestanden hat, ist die Grundlage für die gesetzliche Regelung der Heeresorganisation. 4) Die im Etat für die Reorganisation angesetzten Ausgaben sind auf Grund des Etats von 1859 in's Extraordinarium zu übertragen und zu streichen. 5) Der seit dem 1. Januar d. J. für die Reorganisation entstandene Aufwand und die zur Zurückführung auf den gesetzlichen Heeresbestand nöthigen Summen können nur als Etatsüberschreitungen und außerordentliche Ausgaben bewilligt werden. 6) Zu jeder Aenderung in der zu Recht bestehenden früheren Heeresorganisation bedarf es eines zwischen Regierung und Landtag verfassungsmäßig vereinbarten Gesetzes. In diesen Sätzen liegt der Schwerpunkt auf der entschiedenen Erklärung der Ungesetzlichkeit der Reorganisation und, im Zusammenhang damit, auf der Ablehnung des Mehraufwandes, den dieselbe verursacht. Hierin sind alle Mitglieder dieser Richtung einig. Die Zurückführung auf den Stand von 1859 wird dagegen von Seiten der Mehrzahl nicht wörtlich aufgefaßt, vielmehr soll damit nur die Linie angegeben sein, auf welche man sich im Falle eines unlöslichen Conflictes zurückziehen würde. Dagegen würde man der Regierung bei einer Gesetzesvorlage entgegenkommen, sofern die Principien derselben irgend annehmbar wären, und in diesem Falle würde auch die Bewilligung der Summen, um aus dem jetzigen in den gesetzlichen neuen Zustand hinüberzukommen, keine Schwierigkeit haben. So wenigstens hat

am Schluß der Generalberathung in der Budgetcommission am 6. August v. Vaerst seinen Standpunkt ungefähr bezeichnet, und damit stimmen auch die Aeußerungen hervorragender anderer Mitglieder dieser Richtung überein.

Auf den ersten Anblick hat dieser Standpunkt Manches für sich. Er scheint vor allen Dingen der Volksvertretung einen festen Rechtsboden zu verschaffen. Läßt sich die Regierung zu einer Gesetzesvorlage herbei, die den Wünschen des Volks entspricht, so wird von da aus die Angelegenheit geschlichtet, die Reorganisation in die neue Ordnung hinübergeführt, für das Geschehene erhält die Regierung Indemnität. Verweigert diese dagegen jedes Entgegenkommen, so begnügt sich das Haus, die Ausgaben für den gesetzlichen Bestand des Heeres zu bewilligen, lehnt alles Weitere ab und zwingt so die Regierung, entweder nachzugeben oder aus der Bahn des Rechts und der Verfassung zu weichen. Allein hier gerade liegt bei näherer Betrachtung die Schwäche dieses Standpunktes. Wir haben oben bereits nachgewiesen, daß die Reorganisation, obwohl ihr das Siegel verfassungsmäßigen Vollzugs fehlt, keineswegs als eine durchaus ungesetzliche Maaßregel bezeichnet werden kann. Die Nothwendigkeit dazu lag 1859 zweifellos vor und ist 1861 wie 1862 von den Kammern thatsächlich anerkannt worden. Hat die Regierung in der Ausführung auch ihre Befugnisse weit überschritten und die gesetzliche Feststellung höchst einseitig und lässig betrieben, so darf sie doch von jener Entstehungsgeschichte aus entschieden bestreiten, daß man den Standpunkt von 1859 als den absoluten Rechtsboden geltend machen dürfe. Er ist das um so weniger, als er vom Gesetz vom 3. September 1814, womit man ihn unmittelbar zusammengebracht hat, gerade in Beziehung auf die Landwehr sehr bedeutende Abweichungen zeigt. Die Landwehr war nach diesem Gesetz eine mächtige selbständige Reserve des stehenden Heeres, sie hatte als große geschlossene Körperschaft neben dem Heere ihre volle kriegerische Geltung. Als aber die kriegserfahrenen Officiere und Soldaten allmählich aus ihren Reihen verschwanden, mußte allmählich eine Umwandlung eintreten. Lange ehe Preußen eine Verfassung hatte, führte die erste größere Mobilmachung zu dem ersten Schritt einer engeren Verschmelzung der Landwehr mit der Linie. Das setzte sich bei den folgenden Mobilmachungen fort, und gerade 1859 hatte diese Verschmelzung den Höhepunkt erreicht, die Landwehr war nicht blos im Brigadeverband, sie war auch durch ihre Officiere ganz in die Linie eingefügt. Darum wurden auch die Landwehrmänner sofort dem Kreise der Geschäfte und der Familien entrissen und mußten alle Lasten der Mobilmachung mit der Linie tragen, während sie weder im stolzen Bewußtsein von ehedem, noch im Gedanken an eine besondere Noth des Vaterlandes dafür Ausgleichung finden konnten. Gegen diesen Zustand von

1859 hat die Reorganisation unleugbar einen bedeutenden Fortschritt angebahnt: die jungen wehrhaften Männer rücken zuerst gegen den Feind, wie sich's geziemt, die bürgerlich angesessenen können bleiben, bis die Noth ruft, die Landwehr kann wieder, — was die Regierung freilich noch nicht eingeleitet hat, — die starke Reserve des Heeres werden, die sie war. In diesem Punkte also wäre die Rückkehr zu 1859 ohne Zweifel ein Verlust, ein Rückschritt. Und sie wäre es auch in jeder anderen Richtung. Denn alsdann wäre die Regierung berechtigt, was sie jetzt nicht ist, mit voller Strenge auf die Bestimmungen des Gesetzes von 1814 zurückzugehen, auf die dreijährige Präsenz, auf die regelmäßigen zweimaligen Jahresübungen der Landwehr; während daneben ihre Einordnung, ja Unterordnung unter die Linie, zumeist ein Geschenk der Reactionszeit von 1850 bis 1858, fortbestände. Dabei könnte man die Einstellung der 63,000 Recruten im Jahr, die allseitig als eine unerbittliche Forderung der Gerechtigkeit anerkannt ist, doch kaum fallen lassen. Man hätte also denselben, ja einen größern Dienststand, wie jetzt bei der Reorganisation, ohne daß die Linie oder die Landwehr die Vortheile derselben davontrügen. Wie wenig das Volk damit zufrieden sein würde, wie wenig die Volkswirthschaft dabei gewinnen könnte, ist klar; es würde der erwerbenden Arbeit dieselbe Zahl kräftiger Arbeiter entzogen, wie jetzt, allein es käme die strengere Bereitschaft innerhalb der Landwehr hinzu. Die Finanzen könnten möglicherweise etwas gewinnen, doch nur dann, wenn man auf die jährliche Recrutirung von 40 bis 43,000 zurückgehen wollte. Allein wer möchte die Zurückführung dieser unerhörten Ungerechtigkeit auf sich nehmen, wer möchte es in einer Zeit, wo das Vaterland jeden Augenblick seiner kräftigen Männer bedürfen kann, verantworten, weitaus den größeren Theil derselben von der Ausbildung in den Waffen auszuschließen? So spricht Alles vereinigt gegen die Zurückführung auf 1859: die Finanzen, die Volkswirthschaft, die Volksthümlichkeit der Heeresordnung. Und dazu kommt, daß sie auch von der Regierung Unmögliches verlangen hieße. Es soll hier nicht von den technischen Schwierigkeiten und vom Aufwand die Rede sein, obwohl diese auch nicht gering sind, — wir fragen nur: welche Regierung würde sich dazu verstehen, ihr eignes Werk zu vernichten, in einer Zeit, wie die unsere, 120 bis 130,000 Mann tüchtiger militärischer Körper aufzulösen, in denen die Frucht einer alten Schule und einer ernsten Arbeit von mehr als zwei Jahren steckt? Die Antwort, es sei ja die Zurückführung auf 1859 im Ernste gar nicht beabsichtiget, hilft nicht darüber hinweg, mindestens nicht im Sinne der Männer dieser Partei. Denn was ich nicht ernstlich beabsichtigte, das wirkt auch nicht auf Andere. Man denke sich die Lage. Das Abgeordnetenhaus streicht die Ausgaben, die

über den Bestand von 1859 hinaus erfordert werden, die Regierung ihrerseits weist nach, daß diese Rückkehr eine unverantwortliche Verschleuderung von Zeit, Kräften und aufgesammeltem militärischem Capital wäre, daß sie dem Volke neue Lasten des Dienstes auflegen und die Finanzen nicht wesentlich erleichtern würde. Wer wird dabei zuletzt gewinnen? Selbst bei völlig zweifelloser Rechtsfrage würde diese Position dem Abgeordnetenhaus keinen sicheren Erfolg versprechen. Wieviel weniger, da auch diese Frage sich sehr verschieden beantworten läßt. In der That, der Abgeordnete Twesten hat Recht: der ganze Standpunkt mit dem lockenden Schein größerer Entschiedenheit, den er bietet, beruht auf einer Täuschung. Der feste Boden, wovon aus diese Partei auf die Regierung einen moralischen Druck auszuüben denkt, wird unter ihren Füßen weichen, die Volksstimmung, der man zu sehr nachgegeben hat, wird sich nicht als starke Ueberzeugung, sondern als Stimmung beweisen, die jedem kräftigeren Eindruck von anderer Seite nachgiebt.

Indessen hat dieser Standpunkt bis jetzt noch ohne allen Zweifel die Mehrheit für sich. Baron v. Vaerst, der Referent der Budgetcommission, hat sich das Verdienst erworben, den Aufwand für die Reorganisation durch alle Titel als Extraordinarium auszuscheiden und die Commission ist seinen Berechnungen und Anträgen bis jetzt mit großer Mehrheit im Wesentlichen beigetreten. Die Arbeit wird ihren Werth behalten, auch wenn, wie zu wünschen ist, die Abstimmungen in der Commission oder im Hause eine andere Wendung nehmen sollten. Für's Erste noch hat sie innerhalb der ersteren für alle Entscheidungen die Grundlage gebildet, und es ist zu erwarten, daß es so bleiben wird, bis die Specialberathung zu Ende geführt ist. Es war in den Sitzungen vom 7. und 8. August, wo die Commission diesen für ihre folgenden Verhandlungen entscheidenden Standpunkt einnahm. Zuerst wurden bei dem Titel „persönliche Ausgaben für das Kriegsministerium" die sämmtlichen Kosten für die Reorganisation abgelehnt, dann geschah ein Gleiches bei der weit wichtigeren Position „Geldverpflegung der Truppen." Der Referent hatte die Streichung von 2,961,280 Thalern als Kosten der Reorganisation für die Infanterie beantragt, Abgeordneter Twesten wollte nur, behufs der im Jahre 1863 vollständig durchzuführenden zweijährigen Präsenz des Infanteristen bei der Fahne 600,000 Thaler für das vierte Quartal dieses Jahres abgesetzt haben, Abgeordneter Stavenhagen schlug vor, die Erwartung auszusprechen, „daß die königliche Staatsregierung den Etat der Infanterie und Jäger um die Gesammtzahl der jährlich zur Einstellung Kommenden, also um etwa 43,000 Mann reduciren werde." Dieser Antrag wurde gegen zwei, der von Twesten gegen drei Stimmen abgelehnt. Damit war

das Princip der Ablehnung aller Kosten für die Reorganisation entschieden, und die Commission hat dasselbe durch die verschiedenen Titel meist mit einer Mehrheit von 25 bis 30 gegen 8 bis 3 Stimmen consequent durchgeführt. Daß es zu dieser scharfen Formulirung des Conflicts gekommen, muß vorzugsweise dem Verhalten der Regierung zugeschrieben werden. Der Vertreter derselben verhielt sich noch in der Abendsitzung vom 8. August gegen die Anträge von Twesten und Stavenhagen, die auf Anerkennung der Reorganisation bei Einführung zweijähriger Präsenz hinausgingen, vollständig zurückweisend. Hätte er umgekehrt die Bereitwilligkeit der Regierung aussprechen können, darauf einzugehen, — die Mehrheit der Commission würde von da an ohne allen Zweifel auf diesen Standpunkt hinübergetreten sein. Statt dessen hat das Verhalten des Regierungscommissars die schroffere Entscheidung förmlich hervorgerufen, es schien, so wird berichtet, als sei den Parteigängern der Reorganisation ein Conflict geradezu erwünscht. Die Folge davon ist, daß der Conflict jetzt mit der Verschärfung der Stimmungen weit wahrscheinlicher geworden. Dann, daß im günstigen Fall einer Wendung in der letzten Stunde die eingehende, über drei Wochen umfassende Arbeit der Specialberathung zwar nicht wiederholt, aber doch in vielen Punkten einer Revision unterworfen werden müßte. Es liegt ein neues trauriges Zeichen darin, wie wenig die Regierung auf die Lage, die sich doch seit Wochen unvermeidlich entwickelte, vorbereitet war, wie wenig sie sich über ihre nächste und erste Pflicht, eine bestimmte thätige Haltung einzunehmen, zu einigen vermocht hat. Ob sie endlich zu einem besseren Entschluß gelangen wird, ist immer noch nicht zu erkennen, dagegen besteht die Hoffnung, daß noch im Abgeordnetenhause eine Wendung eintreten, daß die Mehrheit den correcten Standpunkt erwählen werde. Es wäre ein großer Sieg und zugleich für die Regierung eine tiefe Beschämung, von einer parlamentarischen Versammlung gerade in dem Punkt überholt zu sein, wo die eigentliche Stärke der Regierung liegen soll, — in dem Punkt der Initiative der rechtzeitigen Entschlüsse.

Wir deuten damit auf den Standpunkt, an den sich alle Vorschläge einer Ausgleichung anlehnen müssen. Er ist zuerst von Twesten und Stavenhagen im Hause und außer dem Hause geltend gemacht worden, dann hat ihn v. Sybel in dem Briefe, den er unter'm 3. August an seine Wähler geschrieben, vortrefflich entwickelt. Seitdem ist in den Berathungen der Commission die Hinneigung dazu mehrfach entschieden hervorgetreten, — auch der Brief Harkort's an seine Wähler vom 9. August kann als Zeichen dafür gelten. Eine nähere Entwickelung dieses Standpunktes, eine Kritik seiner Entstehung oder seiner Schattirungen, wie wir sie bei den anderen

versuchten, ist unnöthig. Bei diesen anderen Standpunkten kann man nicht deutlich genug die Gefahr ausmalen, die in ihrer schroffen Einseitigkeit gelegen ist, sie sind etwas Fertiges, Abgeschlossenes, das der Sache des Heeres wie der Verfassung gleich einem schlimmen Verhängniß gegenüberstehe. Der Vermittelungsstandpunkt dagegen ist selber noch im Fluß, im Werden; bei ihm versammelt sich alles Interesse auf die Gestaltung der entscheidenden Gedanken: es gilt, diese immer wieder hervorzuheben, immer wieder in ein neues Licht zu stellen, damit ihnen der Weg gebahnt werde.

Eine bleibende verfassungsmäßige Lösung der Frage, also ein vollständiges neues Heeresgesetz, welches zwischen Regierung und Ständen vereinbart wird: das ist ohne allen Zweifel nicht blos ein berechtigter Wunsch, sondern eine nothwendige Aufgabe, das einzige wirkliche Ende des Streits. Allein dieses Ende wird in dieser Session nicht mehr erreicht werden. Die Regierung ist nicht darauf vorbereitet, und wenn auch der unerwartetste, der glücklichste Umschwung bei ihr eintreten sollte, so wird sie doch nicht mehr im Stande sein, den nöthigen Entwurf noch ausarbeiten zu lassen. Im Abgeordnetenhause dagegen ist man mit vollem Recht entschlossen, die Gesetzesvorlage der Regierung zu überlassen. Es bleibt also für diese Session nichts mehr übrig, als eine vorläufige Vereinbarung zu erreichen, welche einerseits den Fortbestand des Heeres in seiner jetzigen Organisation, andererseits die gesetzliche Lösung, die Erfüllung der gerechten Wünsche des Volks und seiner Vertreter sicher stellt. In dieser Richtung müssen sich die entscheidenden Gedanken bewegen. Sie werden sich in diese drei Forderungen zusammenfassen lassen: 1. Zweijährige Präsenz; 2. Vorläufige Genehmigung der höheren Recrutirung; 3. Vorläufige Bezeichnung der zwei jüngsten Jahrgänge der Landwehr für den Ersatz der Linie.

In der zweijährigen Präsenz liegt nicht blos der Kern der Finanzfrage, es liegt auch die Gewähr darin, daß das Heer seinen volksthümlichen Charakter bewahre, daß es wirklich die militärische Bildungsschule für die ganze Nation werde. Der Verfasser dieser Zeilen darf wohl darauf zurückweisen, was er vor einem halben Jahre in dieser Zeitschrift darüber gesagt hat, namentlich im Decemberheft 1861 „über die militärische Schule“ und im Aprilheft 1862 „über die Organisation der Wehrkräfte in Linie und Landwehr.“ Es ist dort das Princip nachgewiesen und durchgeführt, welches für die Präsenzfrage entscheidend ist. Es ist kein anderes, als das Princip, welches der preußischen Heerverfassung überhaupt zu Grunde liegt, das Princip der Verwirklichung der allgemeinen Wehrpflicht. Wer waffenfähig ist, muß auch die Waffen tragen für's Vaterland, muß seine Bildungsschule im stehenden Heere durchmachen. Es ist eine Forderung, die nicht

blos der ursprünglichen hohen Auffassung des Waffendienstes entspricht, wie sie dem preußischen Staat als ein theures Vermächtniß der Freiheitskriege übertragen ist, es ist zugleich eine Forderung der einfachsten Gerechtigkeit; denn schon viel zu lange ist der ganze Waffendienst von nicht der Hälfte der Verpflichteten getragen worden, während der größere Theil ohne ein anderes Recht, als das ihm der Zufall gab, frei ausging. Es wird freilich noch lange dauern, bis das Ziel erreicht wird. Denn auf der einen Seite sind selbst mit 63,000 Recruten im Jahr erst höchstens zwei Drittel der Wehrpflichtigen und Wehrfähigen eingestellt, auf der anderen kann die Abkürzung der militärischen Bildungsschule, welche zur vollständigen Einstellung gehören würde, nur allmählich geschehen. Darum bietet sich die zweijährige Präsenz als das den gegebenen Verhältnissen entsprechende Stadium auf dem Wege zum Ziele dar. Umfassendere Einstellung der Verpflichteten, praktischere und volksthümlichere Entwickelung der militärischen Schule sind nicht die einzigen Vortheile, welche sie in Aussicht stellt: sie macht auch die Verstärkung der Linie, welche der Waffendienst auf jüngere Schultern legt und die angesessenen Männer davon befreit, sie macht die Zurückführung der Landwehr auf ihren ursprünglichen Charakter erst möglich. Das sind Dinge, die dem wahren Interesse und den wirklichen Wünschen des Volkes besser entsprechen, als die Aussicht auf die Last, die man dem bürgerlichen Leben mit der Einführung der Landwehr von 1859 aufbürden würde. Auch wären diese Vortheile in dieser Gestalt, d. h. in Verbindung mit der zweijährigen Präsenz, dem Abgeordnetenhause ohne allen Zweifel höchst willkommen; es ist überflüssig, noch ein Wort dafür zu sagen.

Anders freilich steht es mit der Regierung; ihr scheint dies Zugeständniß das schwerste von allen zu sein. Sie will zwar die dreijährige Präsenz nur als „Berechtigung," nicht als „stricte Verpflichtung" auffassen, allein hier kommt es durchaus auf das Princip an. Es ist oben hinreichend nachgewiesen worden, daß die Regierung, nachdem sie einmal mit ihrer Reorganisation das Gesetz von 1814 durchbrochen hat, eine „Berechtigung" für einzelne Punkte desselben, also auch für die längere Präsenz nicht mehr geltend machen kann. Dies ist der richtige Gesichtspunkt für sie, und von hier aus dürfte sie wahrlich mit der zweijährigen Präsenz sehr zufrieden sein. Die sachverständigen Stimmen, richtig gegeneinander abgewogen, haben sich ohne allen Zweifel für dieselbe entschieden. Daß es kein Officier gethan habe, der in der unmittelbaren Praxis stehe, ist neuerdings kein gültiges Argument mehr: es liegen solche Stimmen, und zwar sehr berechtigte vor, und es würden deren noch weit mehr sein, wenn nicht das Gesetz des militärischen Tactes und der Zucht den activen Officieren

Zurückhaltung auferlegte. Wer behauptet, daß die Mehrzahl derselben für die zweijährige Präsenz wäre, geht vielleicht zu weit, allein das kann man mit voller Sicherheit sagen, daß die weit überwiegende Mehrzahl aller Officiere mit dieser Abkürzung der Präsenz sehr zufrieden wäre, wenn damit die Armee endlich aus der peinlichen Lage befreit würde, welche nun schon seit Jahren auf ihr lastet. Auch würden in der Praxis sehr bald selbst ihre Gegner sich damit versöhnen. Wir haben früher gesagt, wodurch sie fruchtbar zu machen wäre: Veränderung des Ausbildungsmodus, Concentrirung auf das Nothwendige und Praktische, Beschränkung des Garnisons- und Kasernenlebens, Ausdehnung der größeren Herbst- und Lagerübungen — und vor Allem, als inneres Motiv, freiere Bewegung, aber auch schärfere Verantwortung der lehrenden und bildenden Kräfte. Das Alles in seinem Zusammenwirken ist vollständig geeignet, alle tüchtigen strebenden Kräfte für die Einrichtung zu gewinnen, ein frisches neues Leben durch ihre Reihen zu ergießen. Das Kriegsministerium hätte bei geschickter Verwendung der Mittel, die ihm so geboten werden, Alles, was zur vollständigen Aufrechthaltung des vermehrten Heeresbestandes gehört; nur in seiner Hand würde es liegen, den alten tüchtigen Geist dieser Armee mit neuer Bewegung zu durchdringen, einen Geist des Gehorsams, der Zucht, der Anhänglichkeit, der unbedingten Zuverlässigkeit auch in der Mannschaft zu erhalten und zu entwickeln, wie er wahrlich nicht durch ein dreijähriges Garnisonsleben groß gezogen wird. Doch was hilft es, längst Gesagtes zu wiederholen, — weiß doch Jeder, woran in dieser Frage die glückliche Lösung bisher gescheitert ist. Wäre der Muth vorhanden gewesen, an der rechten Stelle die Dinge ungeschminkt in ihrer wirklichen Gestalt darzustellen: die Täuschung wäre längst besiegt, der Zwiespalt überwunden.

Wie es damit werde: die Volksvertretung, das ist zweifellos gewiß, kann nicht anders, sie muß an der Forderung der zweijährigen Präsenz festhalten. Es kann sich für sie nur darum handeln, wie dieselbe noch für den Etat von 1862 zu formuliren ist, für den von 1863 muß auf ihre volle Verwirklichung gedrungen werden. Wird die Letztere zugestanden, so darf die erstere keine Schwierigkeit machen. Der Antrag von Twesten scheint uns das Richtige zu treffen; es müßte für das letzte Quartal des Jahres die Summe abgesetzt werden, welche sich aus der Entlassung der Mannschaften, auf welche sich die Maaßregel bezieht, zur Reserve berechnet, also ½ Million Thaler etwa. Allerdings keine bedeutende Summe, aber dennoch ein großer Gewinn. Es wäre wahrscheinlich selbst im Interesse der Finanzen das Vortheilhafteste. Denn wie die Dinge auch gehen, eine größere Ersparniß wird sich für dieses Jahr nicht erzie-

len lassen; was bis daher verwendet ist, muß zuletzt in irgend einer Form bewilligt werden. Ist aber eine Verständigung mit der Regierung gewonnen, so ist auch für die Zukunft die überhaupt mögliche Erleichterung des Budgets sicher gestellt.

Weit weniger Schwierigkeit wird der zweite Punkt machen. Das Abgeordnetenhaus sicherlich wird die vorläufige Einstellung von 63,000 Mann im Jahre gern bewilligen, — wäre es doch die thatsächliche Anerkennung, daß ihre Stimme dabei mitzuwirken hat. Es ist dies ein Recht, welches aus der Natur der Dinge folgt, die Regierung kann, wie oben nachgewiesen ist, auch jetzt schon im Zusammenhang mit der Reorganisation dies Recht nicht verweigern. Ein Recrutirungsgesetz, welches die Sache gesetzlich regelt, muß natürlich sobald als möglich vorgelegt werden. Dem Grundsatz der allgemeinen Wehrpflicht und den praktischen Forderungen für Bestand und Stärke der Heereskörper würde es freilich besser entsprechen, wenn sogleich der Antrag auf eine noch ausgedehntere Recrutirung, auf etwa 80 bis 85,000 Mann im Jahr gestellt werden könnte. Es ist namentlich gewiß, daß bei fünfjähriger Dienstpflicht in der Linie mit 63,000 Mann Jahresersatz die Bataillone nicht vollständig auf die Kriegsstärke gebracht werden können und daß für die Depots (Ersatzkörper) dann gar nichts übrig bleibt. Für diese also muß vorerst noch die Landwehr herbeigezogen werden, deren Charakter doch als der einer selbständigen geschlossenen Reserve hergestellt werden soll. Indessen deutet das Alles auf die großen organisatorischen Maaßregeln der gesetzlichen Regelung in ihrem Zusammenhang hin. Namentlich führt eine stärkere Jahresergänzung auch sofort auf einen stärkeren Präsenzstand, also auf die Nothwendigkeit einer weiteren Verminderung der Präsenzzeit, wie auf Aenderungen im Ausbildungsmodus, in der Einziehung, der Entlassung und den Uebungen der Mannschaften. Die Regierung kann das später mit dem Etat für die zweijährige Präsenz Alles vollkommen befriedigend einrichten, nur muß man ihr, da sie sich einmal auf die 63,000 eingerichtet hat, Zeit damit lassen. Auch wird die Zahl vorerst genügen, sobald man nur nicht eigensinnig an der Kriegsstärke von 1000 Mann festhält. Ihre Herabsetzung hat, wie v. Sybel in seinem Briefe richtig angedeutet hat, sogar ihre taktischen und disciplinarischen Vortheile.

Daß der Landtag auch bei Hereinziehung von Landwehr zur Linie mitzusprechen hat, ist rechtlich ebenso gewiß, als daß seine Zustimmung zu jeder höheren Recrutirung gehört; die entgegenstehende Ansicht der Regierung ist oben hinreichend widerlegt. Dem militärischen Interesse wird mit den oben bezeichneten beiden jüngeren Jahrgängen genug gethan sein. Es ist dasselbe, was die Regierung in ihrer Novelle vom 14. Januar

d. J gefordert hat, nur mit dem Unterschied, daß darin die Dienstzeit in der Linie auf sieben Jahre ausgedehnt ist, was wir keineswegs befürworten können. Vielmehr soll auch diese Maaßregel nur eine augenblickliche Abhülfe sein, es soll nur festgesetzt werden, daß die Regierung bis zur bleibenden gesetzlichen Regelung befugt sei, im Falle der Mobilmachung die zwei jüngsten Jahrgänge der Landwehr zur Ergänzung der Linie zu verwenden. Sie wird daraus zunächst die Depots zu bilden haben, die, wie wir soeben gesehen haben, bei'm jetzigen Heeresbestand mit 63,000 Mann Jahresergänzung vollständig in der Luft stehen. v. Sybel in jenem Schreiben an seine Wähler scheint die nämliche Maaßregel im Auge zu haben, denn er führt dort 100,000 Mann Ersatz an, welche sich auch bei seinen Bataillonen von nur 800 Mann aus den fünf Jahrgängen des stehenden Heeres zur Zeit durchaus nicht herausrechnen lassen. Daneben muß die Landwehr in ihren Stämmen, wie im geordneten Zufluß ihrer Mannschaften aus der Linie so vollständig wie möglich hergestellt werden; vorerst wird das mit der halben Million, welche die Regierung dafür im Etat verlangt hat, geschehen können, später allerdings wird mehr nöthig werden, — eine Erhöhung dieses Ansatzes aus bloßer juristischer Consequenz, wie sie die Commission beliebte, hat in diesem Zusammenhang auch nicht einen Scheingrund mehr für sich. Die Landwehr soll allerdings in ihrer vollen früheren Bedeutung hergestellt werden, allein dazu gehören Maaßregeln von tiefgreifender und umfassender Bedeutung: es ist vielleicht die schwierigste Aufgabe bei der ganzen gesetzlichen Regelung der Heeresreform. Die genaue Regelung der Dienstpflicht in der Linie und die Erhöhung des Recrutencontingents ist damit enge verbunden; wir haben also auch wieder die Finanzfrage, die Präsenzzeit und alles Andere vor Augen, — ein Beweis dafür, daß man sich für's Erste mit einer vorläufigen Ordnung der großen Angelegenheit begnügen muß. Die definitive Lösung wird auch vom Gesichtspunkt der Landwehrfrage aus gelingen, sobald man nur von dem großen Grundsatz der allgemeinen Wehrpflicht ausgeht.

Es bleibt noch die Frage, in welcher Weise jene Vermittelungsvorschläge zur Ausführung kommen sollen? Es kann nicht zweifelhaft sein, daß die Initiative dabei von der Regierung erwartet werden muß. Bezüglich der zweijährigen Präsenz giebt sie die Zusicherung, daß dieselbe in das künftige Gesetz aufgenommen werden soll; für jetzt theilt sie der Budgetcommission mit, wieviel in Folge dieses Entschlusses am diesjährigen Etat und voraussichtlich auch am Etat von 1863 abgesetzt werden könne; eine vollständige Vereinigung über die Summen wird von dieser Grundlage aus nicht schwer sein. Was die anderen beiden Punkte angeht, so

müßte die Regierung einen Gesetzentwurf einbringen, der indessen nur aus drei kurzen Paragraphen zu bestehen braucht. Es bedarf wohl kaum der Erinnerung, daß das Abgeordnetenhaus bei solchem Entgegenkommen verpflichtet wäre, seinerseits sich in allen anderen Punkten so willfährig als möglich zu zeigen; die Commission hat eine Menge von Posten auch über den Aufwand für die Reorganisation hinaus beschnitten und in vielen Fällen mit sehr gutem Grund. Allein diese Dinge dürfen, wenn einmal eine Verständigung in der Hauptsache erreicht ist, keine Ursache des Zerwürfnisses werden; von dem einmal gewonnenen Boden aus darf man ihrer befriedigenden Gestaltung mit voller Zuversicht entgegensehen. Daß die Regierung die Initiative überhaupt officiell ergreife, setzt voraus, daß vorher zwischen ihr und den hervorragenden Mitgliedern des Hauses eine Verständigung stattgefunden; es wird also dies auch dann der praktische Weg bleiben, wenn die erste Anregung zur Lösung aus dem Hause hervorgeht.

Wie die Stimmung des Abgeordnetenhauses ist, kann mit voller Gewißheit angenommen werden, daß es einem solchen Vorgehen der Regierung mit imposanter Mehrheit entgegenkommen würde. Bleibt diese aber unzugänglich und unbeweglich, — dann freilich giebt es für die Volksvertretung nur Einen Rath. Sie muß sich einfach darauf beschränken, am Etat die Summen abzusetzen, welche sich durch die Zurückführung auf die zweijährige Präsenz berechnen; außerdem bewilligt sie, unter ausdrücklicher Verwahrung gegen den gesetzlichen Bestand der Reorganisation, den ganzen Etat nur als einen provisorischen. Sie gewährt damit der Regierung die Möglichkeit, das Heer in dem einmal gegebenen Bestand zu erhalten und wahrt doch zugleich vollständig ihr verfassungsmäßiges Recht. Das Volk wird diesen Standpunkt besser verstehen, als den extremen, welchen bis jetzt die Mehrheit der Commission eingenommen hat. Aber nicht blos die öffentliche Meinung des Landes, auch die Geschichte wird in diesem verhängnißvollen Streite dem Theil Recht geben, der mit der größten Mäßigung und Selbstüberwindung sein Recht zu behaupten weiß.

Geschrieben den 20. August.

Aus der Vorgeschichte der preußischen Verfassung.

Briefe von J. F. Benzenberg.

Es sind wenig erfreuliche Gedanken, die sich dem preußischen Patrioten aufdrängen, Angesichts der immer wachsenden Schwierigkeiten, die unsern Staat von Außen her umthürmen, Angesichts der immer verwickelter und gespannter sich gestaltenden Verhältnisse zwischen der Regierung und der Landesvertretung dieses Sommers. Und doch kann uns nichts ferner liegen, als muthlos den festen Glauben an Preußens Zukunft und deutsche Bestimmung aufzugeben: sind es doch zu allen Zeiten, seit dieser merkwürdige Staat in die Geschichte getreten ist, schwere Wege gewesen, auf denen sich derselbe vorwärts gerungen hat. Kein Zweifel, daß sich doch gerade aus diesen verworrenen Zuständen des Tages endlich glückliche und nützliche Resultate für das Gesammtleben der Nation ergeben werden; kein Zweifel, daß die einmal lebendig, wie noch nie erwachte Theilnahme der Bevölkerung für die öffentlichen Angelegenheiten, mag sie auch vielfach noch von mangelhafter Einsicht begleitet sein, zuletzt nur ein neues Mittel werden muß, das staatliche Bewußtsein des Ganzen zu heben und zu stärken. Veranlassung zu solchen Betrachtungen giebt uns eine Reihe interessanter Actenstücke aus der Zeit der noch ungewordnen preußischen Verfassung. Vor uns liegt eine Reihe Briefe aus jenen Jahren, wo nach dem Abschluß der welthistorischen Kämpfe um die Befreiung Deutschlands von dem französischen Joch und die Neugestaltung des europäischen Continents, in Preußen die große Frage wegen einer allgemeinen Staatsverfassung zuerst die Gemüther lebendig erregte, wo andererseits die neu zusammengefügten Glieder dieses Staates, den für die kolossalsten Anstrengungen die europäische Ungunst und Eifersucht so schwer betroffen, in langen und schwierigen Grenzen zusammenwachsen sollten. Die Schuld jener Zeit, in der es unterblieb, — und die Gegenwart büßt es noch stündlich, — die festen Grundlinien für ein Verfassungsleben zu ziehen, das damals unter den günstigsten Bedingungen durch die jugendliche Phase nothwendiger Entwickelungskrankheiten hätte hindurchgehen können, erörtern wir hier nicht wieder. Es liegt uns heute näher, einmal daran zu erinnern, was jedes Blatt aus jenen Tagen ausspricht, was schon heute unser junges Verfassungsleben wiederholt bestätigt, nämlich an die verschmelzende und zusammenhaltende Kraft einer Verfassung, die in allen

Gliedern der Nation Wurzel geschlagen hat; ferner aber hinzuweisen auf den eigenthümlichen Reiz, den die ersten lebhaften Regungen eines frischen politischen Sinnes, mit ihren Irrthümern, ihren naiven Formen, ihren Divinationen ausüben.

Wie vielen unserer Leser wird der Name, werden die Schriften Johann Friedrich Benzenberg's bekannt sein? Wir begegnen hier einem Rheinländer mit allen Vorzügen dieses Stammes, der, ein Privatmann, lediglich auf Grund seiner persönlichen Bedeutung und seines energischen Interesses an den öffentlichen Angelegenheiten, wie sich dies kaum in der Gegenwart lebhafter ausprägen könnte, in der ersten Zeit nach der Herstellung des preußischen Staates mit den bedeutendsten politischen Persönlichkeiten jener Tage in der nächsten Verbindung stand. Der Sohn eines Landpredigers, ist er (5. Mai 1777) in Schöller, einem Dorfe zwischen Elberfeld und Düsseldorf geboren; ursprünglich dem Studium der Theologie zugewandt, führte ihn sein überwiegend praktischer Geist nachmals den mathematisch-physikalischen Wissenschaften zu, denen er, zuerst in Göttingen durch Kästner und namentlich durch den von ihm besonders hochgeschätzten Lichtenberg gebildet, bis an das Ende seines reichen Lebens treu blieb, um wiederholt Ausgezeichnetes auf diesem Gebiete zu leisten. Ein scharfer Beobachter der Menschen und Dinge, ein warmer deutscher Patriot, den Napoleonisch-Westphälischen Zuständen im westlichen Deutschland auf's Tiefste abgeneigt, erhielt er durch den großen Umschwung der deutschen Verhältnisse in Folge der Befreiungskriege reiche Veranlassung, sein glühendes politisches Interesse und seine warme Theilnahme an der Neugestaltung des preußischen Staatslebens während einer langen Reihe von Jahren praktisch zu bethätigen. Die große Zeit der deutschen Befreiungskämpfe hatte ihn mit manchem der Helden und Staatsmänner jener Tage, wie Vincke, Feuerbach, Görres, Stägemann, Beyme, Boyen u. v. a. in nahe Beziehung gebracht; vorzugsweise aber sehen wir ihn mit General Gneisenau, zu dem er in fester Freundschaft stand, und mit dem Fürsten Staatskanzler von Hardenberg verkehren, mit Hardenberg, dessen Staatsleitung und Fortdauer er mit besonderer Vorliebe und vollstem Vertrauen gefolgt ist.

Benzenberg gehörte zu der nicht allzugroßen Zahl von Männern aus dem neuen westlichen Gebiete des Staates, die sich dem preußischen Staatenverbande mit voller Freude anschlossen. In diesem Sinne ist er denn auch von Anfang an thätig gewesen; seine Schriften und seine Correspondenz geben Zeugniß von einer überaus großen und vielseitigen Thätigkeit, die sich während der ersten hoffnungsreichen Jahre nach 1814 auf vielen Punkten ganz unmittelbar mit dem Interesse der Regierung berührte —

wie er denn eine Zeit lang, unter Stägemann's Redaction, auch der „Staatszeitung" Artikel zuwandte. Wir finden ihn als Mitarbeiter bei einer Reihe von namhaften Zeitschriften jener Tage, die er, — wir erinnern an den „Rheinischen Merkur," an den in Hamburg erscheinenden „Deutschen Beobachter," und namentlich an den „Westphälischen Anzeiger," — mit unermüdlichem Eifer mit Aufsätzen füllte, die ihn in weiten Kreisen nicht minder gefürchtet wie geachtet machten. Die ungemeine Sicherheit und Klarheit in seinen Anschauungen, die große Frische und geniale Derbheit seiner Schreibweise, die ebensowenig die provinziellen Vorurtheile seiner Landsleute wie die Fehler der Regierung schonte, geben seinen Arbeiten wie seinen Briefen einen auszeichnenden Reiz. Unmittelbar praktisch, wie früher, wo er als Düsseldorfer Professor im Jahre 1807 die Leitung der Landesvermessung in der Hand hatte, die damals zum Zwecke der neuen Katastrirung Bayerns vorgenommen wurde, finden wir ihn jetzt nicht beschäftigt. Eine glückliche Vermögenslage gewährte ihm eine erwünschte Unabhängigkeit; wohl aber ging er den Arbeiten und Plänen der preußischen Regierung bei der Einführung ihres Steuersystems in den westlichen Provinzen mit selbständigen Schriften zur Hand: wir nennen namentlich sein Buch „über das Kataster" (Bonn, 1818). Dabei entfremdete er sich doch auch seinen ursprünglichen Studien nicht; die artilleristischen Versuche, die er in den zwanziger Jahren anstellte, die Ideen, die er dabei entwickelte, hatten sich der lebhaften Theilnahme und Zustimmung von Männern wie Gneisenau und Clausewitz zu erfreuen. Andererseits trieb ihn sein reicher vielseitiger Geist zu der eifrigsten Theilnahme selbst an großen juristischen Fragen jener Zeit. Die älteren unserer Zeitgenossen erinnern sich noch der ungeheuren Aufregung, die, weit über die Rheinlande hinaus, seiner Zeit der berühmte Proceß Fonk-Hamacher Jahre lang erregte; nicht minder wegen des geheimnißvollen Dunkels, in das sich der Hauptpunkt der Frage, das Schicksal des jungen Cönen, gehüllt hatte, und wegen der unerhörten Ausdehnung dieses Riesenprocesses, als auch weil es sich, anlehnend an diesen Proceß, alles Ernstes um das Schicksal der Geschwornengerichte in der linksrheinischen Provinz handelte. Benzenberg hat sich darum, während der großen Assisen zu Trier im Jahre 1822 persönlich nach letzterer Stadt begeben, und in einer Reihe von Briefen, die den Verlauf des Fonk'schen Processes begleiteten, *seine* Ansichten über die schwierige Sachlage mit eigenthümlicher Schärfe und dabei mit einer Unparteilichkeit niedergelegt, die um so rühmlicher erscheint, wenn man sich erinnert, welche Leidenschaftlichkeit auf den verschiedensten Seiten jener furchtbare Proceß erweckt hatte. Es war ganz in diesem Sinne, wenn Benzenberg zugleich für die, dem Rheinland so theuer gewordene Institution der Geschwornengerichte

ruhig aber entschieden Partei ergriff; seine Ideen aber über die zweckmäßigste Organisation dieser Gerichte stehen auf demselben Boden mit der Idee, die ihn fortdauernd am lebhaftesten beschäftigte, nämlich über die beste Gestalt einer allgemeinen Verfassung für den preußischen Staat. —

Die Briefe dieses Mannes, aus denen wir hier im Folgenden Einiges mittheilen, sind, — abgesehen von einzelnen interessanten historisch-politischen Specialitäten, abgesehen von vielen feinen Bemerkungen über die Schwierigkeiten, die (noch lange vor dem starken Hervortreten der confessionellen Gegensätze) locale Zustände, historische Gegensätze und eigenes Verschulden der preußischen Regierung bei ihrer Arbeit, die Rheinlande mit den alten Provinzen eng zu verknüpfen, bereiteten, — vorzugsweise darum von Werth, weil sie uns einen Blick eröffnen in die Anschauungen eines hochgebildeten Mannes, in denen sich vorzugsweise klar und präcis die Ansichten über die zu erstrebende Verfassungsform abspiegeln, die damals in einem Kreise der tüchtigsten Männer sich festgesetzt hatten. Es sind dieselben Gedanken, die uns auch in den Schriften Benzenberg's überall begegnen; wir treffen bei dem Manne, der sich einerseits an Möser wie an der historischen Beobachtung englischer und französischer Zustände gebildet hat, andererseits durch seine Studien und seinen Lebensgang sich bestimmt sieht, überall die realen, materiellen Interessen zum Ausgangspunkt zu nehmen, eine Reihe von Betrachtungen, die die Gegenwart ausreichend bestätigt hat; hinwiederum ist es auch diesem praktischen Manne nicht erspart, daß manche der theoretisch durchdachtesten Ideen sich vor dem Leben nachher nicht als stichhaltig erwiesen haben; immer aber bleibt seinen Aufstellungen der Reiz des Frischen und Originellen, der den Arbeiten aller Pioniere auf neuen, noch unversuchten Gebieten des öffentlichen und socialen Lebens aufgeprägt ist. Die Mittheilungen selbst zeigen, wie überbescheiden im Wesentlichen die Forderungen der damaligen Constitutionellen waren, in Vergleich zu dem Programm auch der gemäßigteren liberalen Elemente der Gegenwart; — was allerdings nicht ausschließt, daß derselbe Mann, der z. B. in seiner Schrift über Preßfreiheit und Censur für die freie Presse stritt und deren Vergehen nur durch Geschworne geahndet, aber die Anonymität der Journalisten beseitigt wissen wollte, der für seine Zeit von einer Theilnahme der Masse des niedrigsten Census am Staatsleben nichts hören mochte, der ferner energisch an der monarchischen Machtfülle festhält, und die Theorie von der Theilung der Gewalt entschieden ablehnt, — daß derselbe Mann es als vollkommen selbstverständlich ansieht, daß die Minister immer aus dem Schooße der herrschenden Kammermajorität hervorgehen sollen. Wir ziehen es indessen vor, statt weiterer Einzelheiten, den Briefsteller mit allen seinen Eigen-

thümlichkeiten im Folgenden selbst sprechen zu lassen, und bemerken nur noch, daß in der Zeit, die nach dem Datum des letzten der uns vorliegenden Briefe fällt, die Kraft des rüstigen Mannes (im J. 1825) durch einen schweren Unfall, den er sich bei seinen artilleristischen Versuchen zugezogen, und dem später noch ein Schlaganfall folgte, schwer beeinträchtigt wurde; bei der politischen Wendung in Berlin, namentlich seit Hardenberg's Tode, war er schon nicht mehr in der frühern nähern Beziehung zu den leitenden Kreisen. Nichtsdestoweniger hat Benzenberg noch bis an sein Ende (8. Juni 1846) eine Reihe theils fachwissenschaftlicher, theils staatswissenschaftlicher Schriften veröffentlicht, die uns jedoch hier nicht weiter berühren.

Den ersten Platz in unsern Mittheilungen würden zwei Schreiben Benzenberg's verdienen, von denen er das eine im November 1815 im Namen der Grundeigenthümer des Kreises Crefeld, das andere im August 1816 im eignen Namen an Se. Majestät den König in Sachen der Verfassungsfrage richtete. Allein wenigstens die letztere Eingabe ist von ihm selbst bereits veröffentlicht worden, und aus jenem genügt es, die Grundgedanken hervorzuheben. Die Bitte um Verfassungsverleihung wird durch den Hinweis auf das Bedürfniß eines Bandes der neuerworbenen mit den alten Landestheilen motivirt. Nicht eine „eingeschränkte," sondern eine „gesetzmäßige" Monarchie befürworten die Bittsteller. Eben diese soll durch die Verfassung geschaffen werden. Nicht als eine gesetzgebende, sondern als eine blos berathende Körperschaft soll die steuerbewilligende Volkskammer berufen werden; ein mächtiges Oberhaus, gebildet aus dem Adel des Reiches und stark durch unabhängigen Grundbesitz, würde dieser Volkskammer zur Seite stehn. Die zweckmäßige Wahl der Letzteren endlich soll durch die gleiche Vertheilung der Grundsteuer erleichtert werden, da denn mit Abstufungen, zuerst in jeder Gemeinde, dann in jedem Kreise zu wählen wäre.

Sofort mag ein Brief an den Staatskanzler vom Mai 1819 zeigen, wie ernst es dem Manne, trotz der Zahmheit dieser Forderungen, mit dem Wesentlichen war, und mit welcher — an Stein erinnernden — praktischen Klarheit er das Unrecht und die Nachtheile der Verfassungslosigkeit hervorzuheben wußte:

„Am Rhein," so heißt es im Verlauf dieses Briefes, „wo man seit 20 Jahren mancherlei Regierungsformen kennen gelernt hat, an denen die Eingeborenen alle mehr oder weniger Antheil genommen, hat man, aus den häufigen Verordnungen der Regierung, aus den mancherlei Widersprüchen die sie unter sich hatten und aus dem Zurücknehmen einiger, bald nach ihrem Erscheinen, — Schlüsse auf die Unvollkommenheit der Regierung gemacht, die ihren Grund in der Unvollkommenheit der Gesezgebung hatte.

Dann haben die Prozesse des Rheinischen Merkurs und des Mercur surveillant zu Vergleichungen geführt, welch ein Unterschied es ist, in einem Lande zu wohnen, was eine Verfassung hat und in einem was keine hat.

Der Rheinische Merkur wurde zu 3000 Exemplaren gedruckt, jedes kostete 7 Gulden. Rechnet man die Hälfte als Gewinn, so mag er immer 10000 Gulden eingetragen haben.

Nun ist es aber hart, wenn es weiter nichts bedarf, wie bloß eine Verfügung der oberen Behörde, um einen Bürger seines Gewerbes zu berauben, das ihn und seine Familie nährt. Ich will zugeben, daß der Bürger gegen das Gesetz gefehlt hat: gut, so strafe man ihn nach dem Gesetze, aber man nehme ihm nicht gleich sein ganzes Vermögen.

Wie anders war dieses in Lüttich. Der Herausgeber des Mercur surveillant wurde beschuldigt verleumdet zu haben, wurde vor Gericht gestellt, schuldig befunden und bestraft, allein nur auf die Weise wie das Gesetz den Fall vorgesehen. Er bezahlte 100 Franken, dabei die Kosten und erhielt einen Monat Arrest. Man nahm ihm aber nicht sein Gewerbe.

Die rheinischen Provinzen grenzen an Brabant, und da der Mercur surveillant in diesen jetzt allgemein gelesen wird, so hat dieses zu manchen schmerzhaften Vergleichungen geführt.

Hiezu kam noch die Persönlichkeit von beiden Herausgebern. Der Mercur surveillant ist ein verstockter Bonapartist, der es mit Niemandem gut meint, als mit sich und der in seiner Correspondence particulière de Paris nichts zu geben hat, als das ganz ordinäre Salon-Geschwätz der Pariser Müßiggänger. An Görres hingegen ehrte Jeder die gute Meinung; auch selbst die, welche seinen Stil zu heftig fanden; auch die welche seinen Grundsatz nicht billigten: „daß man den Stein weiter werfen müsse, als man kommen wollte, weil die Dinge vermöge ihrer natürlichen Trägheit doch nur bis zur Mitte gelangen würden.“ Dann achtete man sein großes Talent, seinen genialen Ueberblick über Menschen und Dinge, in dem ihn kein Neuerer übertroffen.

Auch wußte man, was er der deutschen Sache gewesen, und daß die Franzosen ihn nicht ohne Ursache la cinquième puissance nannten. Zugleich waren diese Lande stolz auf ihren Landsmann, der im Auslande eine hohe Achtung genoß und vorzüglich auf jener Insel, wo der Mensch gilt, was er werth ist, — der die reiche Sprache seines Volkes kannte wie nur Wenige seiner Zeitgenossen; der in reinlichen Verhältnissen lebte; dessen Tisch gastfrei, dessen Gespräch belehrend war.

Man führte zur Entschuldigung an, daß die Regierung nicht umhin gekonnt den Merkur zu verbieten, weil er auswärtige Mächte beleidigt und diese auf Genugthuung gedrungen.

Dagegen wurde bemerkt: daß die Verfassung eines Landes wohl sehr unvollkommen sei, wo der Bürger nicht unter dem Schutze der Gesetze lebe und wo man nicht wie in Brabant den auswärtigen Gesandten antworten könne: „Hat ein Bürger dieses Landes sich gegen die Gesetze vergangen, so werde er nach ihnen bestraft. Aber den auswärtigen Mächten zu lieb, ändern wir nicht unsere Gesetze.“ So schrieb Fox damals an Bonaparte, als er ihm anzeigte:

daß ein Mensch sich erboten ihn zu ermorden: „Dieses anzeigen ist Alles, was ich thun kann; ihn hier zurückhalten kann ich nicht, denn das ist gegen die Gesetze dieses Landes.“

Die Lande am Rhein grenzen an Brabant. Hiermit vergleichen sie sich, und gewinnen werden sie nur durch Verfassung. Die Regierung steht lose und allein im Volke, so fremd als wenn sie aus China wäre. Die Beamtenwelt ist ein kleiner Bruchtheil der Bevölkerung, und mit dieser hängt das Volk nur wenig zusammen.

Will die Regierung sich mit dem Volke verbinden, so kann dieses nur durch die Vertretung geschehen, diese hängt mit allen Grundbesitzern zusammen und indem sich die Regierung diese gewinnt, gewinnt sie das Volk und sie bekommt eine Basis.“

Unter'm 17. December desselben Jahres übersendet er dem Staatskanzler seine Schrift „über die Provinzialverfassung der vier Länder Jülich, Cleve, Berg und Mark.“ Schon hat sich der Horizont verdunkelt. Benzenberg spricht seine Besorgnisse und Warnungen ebenso freimüthig wie klar und einsichtig aus:

„Ich bin nicht ohne Besorgnisse für die Zukunft. Wenn es wahr ist, was hier erzählt wird, daß man Stände im österreichischen Sinne des Worts hervorrufen wollte, — so haben wir am Rheine Unruhen zu befürchten. Der Rhein läßt sich auf keine andern Stände ein, als die, so die Cabinetsorder vom 22. Mai versprochen, nämlich: eine Volksrepräsentation.

Der dritte Stand, und dieses ist der einzige, den man noch als vorhanden annehmen kann, läßt sich keine Landstände gefallen, deren ganzer Titel darin besteht: daß ihre Voreltern einst zur Berg- und Jülich'schen Dienstmannschaft gehört haben. Auch sind fast alle Familien, so zu dieser Dienstmannschaft gehört, erloschen, und wenn in Cleve wieder ein Landtag nach alter Weise sollte gehalten werden, so würde Freiherr von Wyllich zu Diersforth das Plenum bilden, da Freiherr von L. zu W. noch nicht aufgeschworen ist, und diese beiden Geschlechter die einzigen sind, deren Wappen im Clevischen Ritterbuche stehen, wie mir Herr von Wyllich Solches selber geschrieben, als er mir das Verzeichniß der erloschenen Clevischen Geschlechter sandte.

Auch glaube ich, daß ein Ministerium, das auf diese Weise Stände unter uns hervorrufen wollte, sich ebenso festrennen würde, wie Herr von Brienne mit seiner Cour plenière, als der Adel von Bretagne den Edelmann für ehrlos erklärte, der eine Stelle in ihm annehmen würde. — Ich glaube nicht daß unser Adel ein Verräther an der Freiheit der Landschaft würde.

Allein, wenn er es würde, so wäre die erste Folge, daß sich neben jenen Ständen, eine Repräsentation der nicht vertretenen Gemeinen bildete, die dann, da sie von der Kraft der Meinung getragen würde, ihrer Natur nach in eine Nationalversammlung überginge. An den Rhein würden sich wahrscheinlich die anderen Provinzen anschließen, so geringe auch übrigens die Verbindung zwischen den verschiedenen Provinzen des Reiches sein mag. Denn Alles, was eine Regierung in Verlegenheit setzt, macht jetzt den Menschen eine ungemeine Freude,

und sie unterstützen es, ohne zu untersuchen, welche Folgen Solches für die Zukunft hat.

Die Geduld der Menschen ist ermüdet, — keine von den versprochenen Fristen ist eingehalten worden, und wenn sie nur ihrem Unmuthe Luft machen können, — so ist das Alles was sie begehren.

Allein, wenn auch alle diese Gerüchte nicht wahr sind, sondern die Regierung die Cabinetsorder vom 22. Mai nach ihrem ganzen Inhalte vollzieht und eine Repräsentation des Volkes bildet, die wirklich eine ist, so sind wir zwar an dieser Klippe vorbei, allein wir kommen dann an eine andere. Diese ist das Bewilligungsrecht.

Geht die Verfassung von dem Begriffe des ächten Eigenthums aus, so ist an dieses das Bewilligungsrecht geknüpft. Denn Schöffenbarkeit auf Landtagen und Bewilligungsrecht waren in Deutschland immer beisammen; da zinshörige Leute unmöglich auf Landtagen erscheinen können.

Wird das Bewilligungsrecht nicht ebenso unumwunden in der Verfassungs-Urkunde ausgesprochen, wie in der Bayrischen, so nehmen es sich die Stände auf dem ersten Landtage, und haben sie sich erst eine Sache genommen und den Beifall des Volkes gehört, so nehmen sie sich auch die zweite, — und dann sind wir wieder auf dem Wege zu einer Nationalversammlung.

Wird aber in der Verfassungs-Urkunde das Bewilligungsrecht unumwunden ausgesprochen, so gerathen wir dadurch in Verwirrung, daß die Stände sich mit ebenso wenig politischer Klugheit benehmen wie in Bayern und ebenso wie dort mit dem Kriegsminister um eine halbe Million hadern, wo dann am Ende das ganze Ersparniß 1 Sgr. auf den Kopf beträgt; denn wie wenig auch bei uns die Menschen über's Steuerwesen nachgedacht haben, das haben wir in den Zeitungen gesehen, wo fast Niemand von denen, so darüber sprachen, sich die Mühe genommen die Geschichte und Statistik des Steuerwesens seiner Provinz zu studieren. Indem die Bürger eine lange Zeit von aller Theilnahme am Oeffentlichen ausgeschlossen worden, so haben sie den Sinn dafür verloren und mit dem Sinn das Geschick. Die Steuern halten sie für eine Art von calamité publique und sehen es für eine besondere Klugheit an, wenn ihre Provinz sich ihnen zu entziehen weiß. Ich habe mich viel mit dem Verfassungswesen beschäftigt. Die Ansicht, so ich vor drei Jahren in dem Briefe an Se. Majestät den König ausgesprochen, habe ich nicht geändert.

Wir können noch aller Verwirrung entgehen, wenn in der Verfassungs-Urkunde gleich von vorn herein die allgemeinen Grundsätze aufgestellt werden, auf denen die künftige Gesetzgebung des Reiches beruhen soll. Wenn dann der Kammer der Gemeinen eine Kammer der Pairs gegenübersteht, in der Alles vereinigt ist, was von alten Geschlechtern, großem Besitz und großem Verdienste in der Nation vorhanden. Wenn diese Kammer der Gemeinden rein aus bürgerlichen Elementen besteht, so daß sie eine entschiedene Farbe hat und sich auf eine entschiedene Weise bewegt. Wenn das Wahlgesetz so geordnet ist, daß Leute hereinkommen, denen mit keiner Revolution und mit keinem déplacement de fortune gedient ist.

Soll aber das Bewilligungsrecht gleich unumwunden ausgesprochen werden,

so muß zugleich bestimmt werden, daß die drei ersten Jahre der König das Budget vollzieht. Bis dahin ist das neue Steuersystem vollendet und die Menschen haben unterdeß so viel über's Steuerwesen nachgedacht, daß sie einsehen, daß die Steuern keine Art von öffentlichem Unglücke sind, und daß der Vortheil der ständischen Berathungen gar nicht im Ersparen liegt, — denn dieses sind, wie alle Budgets zeigen, doch am Ende nur Kleinigkeiten, da die Staatsbedürfnisse überall in die gewiesenen Wege drängen — — sondern in einem vollkommneren Steuersysteme und in einer gleichförmigeren Vertheilung auf alle Ordnungen und Stände der Gesellschaft." — —

Zu einer neuen Zuschrift giebt im Juli 1820 die Uebersendung des zweiten, die Urkunden enthaltenden Bandes jener Schrift über Provinzialverfassung Gelegenheit. Die Karlsbader Beschlüsse bilden diesmal den Hintergrund:

„Wir Anderen wollen auch keine Revolution, so wenig wie die Herren, die in Karlsbad versammelt waren. Allein wir suchen sie auf einem andern Wege zu vermeiden.

Die Ungeschicklichkeit ist bestimmt das Hauptelement was man zu überwinden hat, und nicht der böse Wille, wie Viele glauben. Von dieser Wahrheit habe ich mich überzeugt, nachdem ich die Sache lange von Unten und von Oben betrachtet.

Beide sich anfeindende Parteien werfen sich wechselseitig Unklarheit der Begriffe und Verwirrung in der Sprache vor; und es scheint, als wenn sie beide Recht hätten. In dem, was Schüler und Turner geschrieben, ist freilich keine große Klarheit, allein in dem was die Diplomaten haben drucken lassen ist auch keine zu finden. Sie beziehen sich freilich auf die Geschichte, allein es würde nicht schwer fallen, einen Band Urkunden drucken zu lassen, in dem gerade das Gegentheil stände von dem was sie behaupten. Besonders scheinen die Renegaten an dieser Dunkelheit und Verworrenheit zu leiden.

Um sich aus diesem Babel verworrener Reden herauszufinden schien mir der einzig mögliche Weg der der Urkunden zu sein. Denn diese enthalten Thatsachen, die sich einmal nicht leugnen lassen. Einem verworrenen Raisonnement ein anderes Raisonnement entgegenzusetzen, dieses führt nie zu etwas.

Man scheint nun wirklich wieder auf dem urkundlichen Boden angekommen zu sein, nämlich auf dem von 1813, 1814 und 1815, und sofern wäre denn der Friede wieder hergestellt.

Damit wir aber nun wirklich an einer Revolution vorbeikommen, so müssen wir uns wohl über die Maaßregeln einigen, die zu diesem Ziele führen.

Es ist ein Irrthum, wenn man glaubt, daß eine falsche Maaßregel, die man heute trifft, schon gleich morgen eine Revolution hervorrufe. In Frankreich ist das Jahr 1791 auch nicht unmittelbar auf 1787 gefolgt, und doch hat unstreitig die Ungeschicklichkeit des Herrn von Brienne im Jahre 1787 das Jahr 1791 mit seinen Begebenheiten helfen herbeiführen. Ich begreife daher wirklich die Sicherheit nicht, mit der man die Begebenheiten und das langsam Minirende der Zeit betrachtet. Eine Revolution läßt sich nur dadurch vermeiden, daß

man ihr immer drei Jahre vor ist und daß man sie immer zum voraus an dem Flecke erwartet, wo man vorausseht, daß sie sich über drei Jahre befinden wird.

Mit der Cabinetsorder vom 22. Mai kommen wir in keine Revolution, denn diese wurzelt auf den Bedürfnissen der Zeit und führt zu keiner Reaction. Mit der Erklärung des Präsidial-Gesandten und mit dem Rundschreiben, so die Zeitungen dem Grafen von Bernstorf zuschrieben, kommen wir zu einer Reaction, und mit dieser zu einer Revolution. Nicht etwa 1820, oder 1821, oder 1822, — aber später."

Und am Schlusse desselben Briefes über den Versammlungsort der Stände:

— — Ich meine nicht, daß man mit den neuen Institutionen und besonders mit der Ausführung der Cabinetsorder vom 22. Mai länger warten soll. Allein ich meine, daß man hiebei vorsichtig sein soll, und den Städten, und besonders der Residenzstadt nicht den Einfluß auf die Kammern gönne, so sie auf die Regierungen gehabt haben.

Versammlen sich die Kammern in der Hauptstadt, so gerathen sie leicht in die Abhängigkeit der Gemeinen ihres Versammlungsortes, wie wir Solches in Frankreich gesehen. Auch kann man da, wo 100 oder 200,000 Menschen auf Einer Quadratmeile beisammen wohnen, nicht verhindern, daß einmal 10,000 müßige Menschen zusammenlaufen und etwas unternehmen. Das, was sie unternehmen, mag nun bedeutend oder unbedeutend sein, so heißt Solches ein Volksauflauf, — und die Minorität in der Kammer hat das immer an sich, daß sie, sobald sie sich jeden Tag überstimmt sieht, nach Hülfe außer der Kammer umsieht, mit der sie der Majorität imponiren will. Sie fängt dann an, davon in der Kammer zu reden, und eine Sache die so unbedeutend ist, wie der Studentenkrieg in der Rechtsschule von Paris im vorigen Jahre, wird Gegenstand einer heftigen und mit Bitterkeit geführten Discussion, — an der nun das ganze Reich Theil nimmt. War der Studentenkrieg in Toulouse oder in jeder anderen Gemeine, als in der, in welcher sich die Kammern versammelten, so sprach Niemand davon.

Hierzu kommen dann die Theegesellschaften, die Salons und die Gesellschaft der Müßigen, so in den großen Städten sind. In allen diesen Gesellschaften herrscht viel Gescheidtheit, viel Bildung und viel Egoismus; in allen wird über die Regierung raisonnirt; Jeder legt seine Weisheit aus und verlangt l'ideal ou la mort. Alles dieses fällt weg, wenn die Kammern sich in einer kleinen Gemeine versammeln, wo sie größtentheils auf sich angewiesen sind. Dann entscheiden die Meinungen der 5014 Quadratmeilen und nicht die Meinung der Einen Quadratmeile, auf der die Hauptstadt steht. Mit hoher Ehrfurcht ꝛc.

Ein folgender Brief vom August desselben Jahres läßt sich ausführlich über die Frage des zweckmäßigsten Wahlsystems aus. Unter Hinweis auf die in Frankreich hervorgetretenen Uebelstände wird die Kopfzahlwahl verworfen und für Preußen ein System in Vorschlag gebracht, bei welchem einestheils zwischen Stadt und Land, anderntheils zwischen den großen und mittleren Grundbesitzern unterschieden wird — ein System also,

welches auf dem Motiv gegenseitiger Compensation der verschiedenen Elemente beruht, zum letzten Zweck die gleichmäßige Vertretung aller Interessen der Nation haben und Wahlen herbeiführen soll, die zugleich aristokratisch und zugleich populär wären. Das Benzenberg'sche Schema ist eine Wahl in drei Abtheilungen, nämlich erstens Wahlen der Städte, zweitens Wahlen der Provinzen, welche blos von den großen Gutsbesitzern gehalten werden, die 200 Thaler Steuern bezahlen, drittens Wahlen der Grafschaften oder Kreise, welche von den mittleren Gutsbesitzern, die 50 Thaler bezahlen, und von den Schöffen der Gemeinen gehalten werden. 500 Mitglieder scheinen ihm dabei keine zu große Zahl für das Volkshaus, und die Oeffentlichkeit der Verhandlungen ist ihm conditio sine qua non.

Kein späterer Brief an Hardenberg liegt uns vor. Wir theilen von mehreren, die sich über Hardenberg und zwar ausnahmslos mit dem größten Lobe aussprechen, den folgenden an Stägemann*) gerichteten, schon deshalb vorzugsweise mit, weil er ein bestes Licht auf die ganze Persönlichkeit des Briefstellers wirft:

Ihr Brief, mein Verehrtester! würde mir eine große Freude gemacht haben, — allein er traf zugleich mit der Nachricht vom Tode des Fürsten ein.

Seit 23 Jahren hat mir der Todesfall von Jemand, der mir nicht befreundet war, nicht so wehe gethan. Damals starb Lichtenberg. Auch an diesen hatte ich noch an dem Tage geschrieben, wo er starb, und als ich schellte, um den Brief wegzuschicken, da brachte mir mein Aufwärter ein Billet, auf dem blos die Worte standen: Lichtenberg ist todt!

Man hatte sich mit dem Fürsten so identificirt; Alles was man that und dachte, das that und dachte man mit Beziehung auf ihn, da er in einem großen Kreise als Mittelpunkt der Thätigkeit vieler Menschen stand.

Jetzt ist dieses nun Alles anders geworden und ich sehe es, wie eifrig man die Elemente der Staatskanzlei auseinandertragen wird und in die Ministerien einschichten. Diese werden sich freuen, daß ihre Souveränität, die seit Errichtung des Staatskanzler-Amtes merklich gelitten, nun wieder hergestellt wird. Denn zu leugnen war nicht, daß sie durch diese Durchlauchtigkeit merklich beschattet worden.

Ist nun seine Reihe $+1-1+1-1\ldots\ldots$ wie Görres sagt, bei einem positiven oder bei einem negativen Gliede abgebrochen? Ich denke, daß aber das, was er gesäet, Frucht tragen wird. Eine geordnete Thätigkeit von 12 Jahren geht nicht spurlos vorüber. Das neue Steuersystem wird man nicht wieder umrennen und da es gleichförmig für alle Provinzen ist, und dem leeren Gezänke des Provinzial-Patriotismus ein Ende gemacht, so wird es uns weiter führen.

---

*) Wir verweisen bei dieser Gelegenheit auf die Briefe Stägemann's und Gneisenau's an Benzenberg, welche die „Grenzboten" Jahrg. 1860, Heft 14. 15. 23. 24 u. 25 veröffentlichten. Der oben mitgetheilte ist die Antwort auf den Stägemann'schen vom 3. Decbr. 1822.

Ich denke der Kronprinz wird nun Präſident des Conſeils und es wird, ſo hoffe ich, ein Miniſterium zu Stande kommen, das aus gleichartigen Elementen beſteht. Beyme wird nun hoffentlich Juſtizminiſter, da Balan doch nicht wieder beſſer wird. Ich danke Ihnen herzlich für die ſchöne Ode auf Scharnhorſt und Bülow; daß Sie dieſe den Miniſtern von Beyme und Boyen zugeſendet, hat mich gefreut, obgleich ich einen kleinen Verdacht des Demagogismus draus geſchöpft habe.

Ich habe jetzt ein paarmal an Boyen geſchrieben, dem ich einen Auszug aus Hutten, nouvelles experiences d'Artillerie für das militäriſche Wochenblatt geſendet. Dieſe Schrift, obgleich 1802 erſchienen, kannte 1817 noch Niemand in Berlin, ſelbſt Rühle nicht. Es ſchien mir nützlich, daß unſere Artilleriſten etwas von dem Daſein dieſes wichtigen Werkes erführen. Auch wollte ich mich gleich von vorn herein gegen allen Verdacht von demagogiſchen Umtrieben ſicher ſtellen, da ich jetzt ähnliche Verſuche über den Widerſtand der Luft mit geſchoſſenen Kugeln anſtelle, wozu ich mir in Lüttich ein paar kleine Kanonen habe ſchmieden laſſen. Da wir nun obendrein hier viel nach der Scheibe ſchießen, ſo hätte man am Ende geglaubt, ich wollte die Bauern bewaffnen. — Alte Liebe roſtet nicht. Es ſind dieſelben Widerſtands-Verſuche, welche ich 1803 im Hamburger Michaelis-Thurme mit fallenden Kugeln begonnen habe. Ich hoffe durch dieſe Verſuche im nächſten Jahre das balliſtiſche Problem in's Klare zu bringen, an dem die Artillerie ſo lange vergeblich ſtudirt hat.

Eichhorn wird nun zu Bernſtorf kommen. Rother hat ſich ein kleines Miniſterium creirt. Aber wo bleiben Sie denn mein Verehrter? — Thöricht haben Sie gehandelt und ich muß Sie ſchelten, daß Sie damals, als die Gelegenheit ſich bot, nicht Finanzminiſter geworden ſind.

Bewahren Sie mir ꝛc.

Brüggen bei Crefeld 18. Dez. 1822.

Nicht minder prägt ſich die Perſönlichkeit des Mannes in den Briefen an Gneiſenau aus. Von dieſen für diesmal nur eine Probe, der wir in einem ſpäteren Hefte ein Mehreres folgen zu laſſen uns vorbehalten. Aus Brüggen ſchreibt Benzenberg an Gneiſenau unter dem 12. September 1817:

Mein General!

Da bin ich wieder in dem ſtillen Brüggen, nachdem ich ein Jahr lang im Lande herumgeſchwärmt. Wie einen die Stille und die bequeme Häuslichkeit angenehm umfängt, wenn man aus der lärmenden, fahrenden, ſtaubenden Hauptſtadt kommt!

Daß die Landwehr hier gerade 14 Tage in der Erndte zuſammengezogen wurde, hat keinen guten Eindruck gemacht, und der Haß hat ſich gegen General R. gewendet, der ohnehin nicht beliebt iſt.

Ich glaube nicht, daß der Kriegsminiſter die jetzige Einrichtung des Heeres auf die Dauer im Frieden wird halten können. Sie iſt zu unpopulär, und hat erſt die öffentliche Meinung in den Ständen ein Organ gefunden, wodurch ſie ſich in geſetzlicher Weiſe ausſprechen kann, ſo wird es für's Miniſterium

schwer werden, die Steuerbewilligungen in den Kammern durchzusetzen. Die Völker haben es zu sehr in der Nähe gesehen, worauf es im Kriege ankommt, und daß zu Ligny und zu Belle Alliance von allen Kunststücken des Drillplatzes so wenig gebraucht worden, wie von der Lehrmann'schen Zeichen-Methode.

Auch hat in der Grafschaft Mark durch dieses Militair-Wesen im Frieden die Anhänglichkeit an die Regierung stark abgenommen. Eine Frau, die ich früher als eine entschiedene Preußin gekannt, sagte mir jetzt: „Mein preußisches Herz ist so klein geworden! so klein!"

Die Gesellschaft hat in der letzten Zeit eine große Gelenkigkeit bekommen und ein großes Zutrauen zu ihren Kräften. Wer regieren will, der kann dieses nur in der Richtung, in welche die Gesellschaft durch die Begebenheiten der Zeit gekommen.

Herr von K. bringt es mit seinem preußischen Landrechte und der preußischen Prozeß-Ordnung auch nicht durch. Es ist eine allgemeine Opposition dagegen, und wer sich dafür erklärt ist ein verlorner Mann. Es scheint mir, daß diese Abneigung mit der allgemeinen Abneigung gegen die Regierung zusammenhängt, und daß man glaubt, in diesen französischen Formen noch einigen Schutz dagegen zu finden.

Freund Eichhorn setzt seine Immediatcommission und seine Justizreform ebenso wenig durch. Man ist so in die Schreiberei versunken; man hat schon einen ganzen Wagen voll von Papieren, Acten, Meinungen und Gutachten gesammelt — und es ist für Jeden, der gerade kein Seraph ist, unmöglich, diese Buchstabenmasse zu bewältigen. So lange das lebendige Wort nicht herrscht, kann man in der Gesetzgebung zu nichts gelangen.

Was hilft es, ob in einem Actenstoße, oben der Schwefel, in der Mitte die Kohlen und unten der Salpeter liegt, — Pulver wird es nie. Die Dinge treffen sich nicht. Jetzt soll dann beschlossen sein, Alles zu lassen wie es ist, und bloß den Namen des Apellhofes in Oberlandgericht umzutauschen. Das ist dann das Resultat, wegen dessen die Immediat-Justiz-Commission ein ganzes Jahr gesessen und vielleicht 15000 Thaler gekostet!

Der langsame und ungewisse Gang der Regierung hat diese um allen Respect gebracht. So wie die Ministerien in Berlin als unabhängige Staaten nebeneinander bestehen, so auch die hiesigen Regierungen. Was in einem Regierungsbezirk erlaubt ist, ist 10 Minuten davon in einem anderen verboten, wie z. B. das Branntweinbrennen aus Kartoffeln. Eine Zeitlang hatten sie auch zweierlei Münztarife. Alles dieses hat dazu beigetragen, daß man von den herrschenden Geistesgaben sehr mäßige Vorstellungen bekommen. Das Getriebe der Regierungen ist so schwerfällig, daß etwas Schwieriges, wie z. B. die Rechtsfindung neu zu ordnen, für sie durchaus unausführbar ist.

Diese Provinzen besitzen mit ihren 8000 Menschen auf der Quadratmeile eine ungemeine Lebendigkeit. Durch die Oeffentlichkeit ist die Gesellschaft ungemein transparent geworden, und wer regieren will, der mag dieses transparente Wesen wohl gleich am Anfang mit in seinen Plan nehmen.

So sehr sich auch die Zeitungsschreiber zanken, so halten sie doch gleich zu einander, sobald es gegen den gemeinschaftlichen Feind geht. Was in Hamburg

nicht kann gedruckt werden, geht nach Bremen und was im Westphälischen Anzeiger gestrichen, wird an das Oppositionsblatt gesandt. Es ist nichts, was eine Regierung zu gleicher Zeit so verhaßt und so lächerlich macht, als eine Censur wie die des Herrn von K. Mit der innigsten Hochachtung ꝛc.

Politische Correspondenz.

Berlin, 25. August.

Endlich ist die große Frage, welche hier vorläufig alle Gemüther beherrscht, ihrer Entscheidung um einen Schritt näher gekommen: Die Berathung des Militäretats in der Commission ist beendet und die Feststellung des Berichts hat begonnen. Die Zeit hat ihre Schuldigkeit gethan, die Sache selbst aber ruht noch in dem alten Dunkel der Verworrenheit; die Gegensätze der verschiedenen Auffassungsweisen stehen einander noch ebenso unvermittelt und unversöhnt gegenüber, wie zuvor, ja, das Schweigen der Regierung und die einzelnen, in sich leider unmöglichen oder zwecklosen Vermittlungsvorschläge haben den Knoten eher fester geschürzt, als gelöst.

Wenn man die hiesigen politischen Kreise beobachtet und ihr Sinnen und Denken allüberall nur auf diese eine Frage gerichtet sieht, so möchte man glauben, die Weltgeschichte stehe einstweilen still und warte geduldig auf die Lösung derselben, bevor sie es wage, ihren Gang fortzusetzen. Verhält es sich wirklich so? Steht Preußen in der That so isolirt im Kreise der Staaten, so außerhalb der Bewegung der europäischen Welt, daß es in unbesorgter Muße diese Frage als eine rein innere Angelegenheit zum Austrag bringen dürfte, ohne seine Stellung als Großmacht, ohne die Entwicklung Deutschlands, welche auf seinen Schultern ruht, auf's Spiel zu setzen? Wir wissen, daß parlamentarische Versammlungen oft nur zu sehr in dem Bannkreis einer selbstgeschaffenen politischen Atmosphäre leben. Die gegenwärtige Vertretung des preußischen Volkes ist unter Umständen, in der Aufregung über Fragen und Maaßregeln gewählt worden, welche fast ausschließlich dem innern Staatsleben angehörten, — ganz abgesehen davon, daß die Jugend unserer Institutionen dem Eifer um die Feststellung der Grundbedingungen verfassungsmäßiger Freiheit eine unbestreitbare Berechtigung giebt. Unter denselben Verhältnissen, auf Grund der in entgegengesetzter Richtung wirkenden Sorge von Seiten der Krone ist das gegenwärtige Ministerium in's Amt getreten. Es ist ein Ministerium der Noth und der Verlegenheit. Weit entfernt, einen positiv staatsmännischen Charakter zu haben, besteht sein ganzer Anspruch darin, nicht allzu liberal, das Verdienst des Herrn v. d. Heydt überdies darin, nicht allzu scrupulös zu sein. Aber nichts desto weniger: es giebt Situationen, deren Gewicht auch einem solchen Ministerium sich aufdrängen und die jede preußische Volksvertretung daran erinnern muß, daß sie für Freiheit, Recht und Wohlstand des Landes am besten sorgt, wenn sie in erster Linie für die staatliche Stellung des Landes sorgt. Die gegen-

wärtige Situation iſt durchaus eine ſolche. Wie wichtig für Preußen auch ſpeciell die endliche definitive Regelung ſeiner Armeeorganiſation in Bezug auf die rechtlichen, finanziellen und volkswirthſchaftlichen Verhältniſſe des Landes ſein mag: Niemand kann ſich der Einſicht verſchließen, daß die Löſung dieſer Aufgabe in letzter Inſtanz nur ein Mittel zum Zweck iſt, daß in der militäriſchen Ordnung und Stärke nur der mächtige Hebel liegt, um der großen Politik des Landes Nachdruck und Geſtalt zu geben; Niemand, weder die Vertretung, noch die leitenden Kräfte des Landes, kann ſo einſeitig in jene Aufgabe verrannt ſein, daß die Vorgänge in Deutſchland und die europäiſche Weltlage ihm nicht zuriefen, es ſei hohe Zeit, feſt und ſtark dazuſtehen, um Herr zu bleiben über die Wucht der drängenden Ereigniſſe.

Wir vermochten in unſerer letzten Correſpondenz nur einen flüchtigen Blick auf den eben vom Hauſe der Abgeordneten mit großer Majorität genehmigten und freudig begrüßten Handelsvertrag mit Frankreich zu werfen. In ihm hat die deutſche Frage, welche ſeit langen Jahren nur auf dem Wege idealer und theoretiſcher Politik Gegenſtand der Verhandlung geweſen war, eine concrete Geſtalt angenommen, welche mit unabweisbarer Nothwendigkeit den Einzelſtaaten ſich aufdringt und durch die zwingende Macht ihres Inhalts politiſch in die Staatenbildung Deutſchlands eingreift. Denn das iſt das Eigenthümliche und das Große an dieſer Frage, daß ſie einerſeits in materieller, volkswirthſchaftlicher Beziehung vor jeden einzelnen Staat mit der vollen Forderung ſorgfältigſter Prüfung und unweigerlicher Entſchließung hintritt, während ſie andererſeits zugleich auf politiſchem Gebiete organiſatoriſch in das Verhältniß des alten deutſchen Staatenbundes eingreift und in ſich und durch ſich ſelbſt den engern Bund bildet, deſſen Deutſchland bedarf und nach deſſen Herſtellung es ſo lange vergeblich gerungen hat.

Den eigentlichen Kern und Mittelpunkt, welcher dem Vertrage zum Grunde liegt, haben wir in jener großen Zeit zu ſuchen, worauf Preußen mit gerechtem Stolze zurückblickt und wo noch heute die Baſis ſeiner ganzen Zukunft liegt. Im Jahre 1808 wurden die leitenden Grundſätze feſtgeſtellt, auf denen ſich dieſer Vertrag aufgebaut hat, der Grundſatz, die Gewerbe ihrem natürlichen Gange zu überlaſſen, keine vorzugsweiſe zu begünſtigen, aber auch keine zu beſchränken, der Grundſatz, Leichtigkeit des Verkehrs und Freiheit des Handels zur Hebung der Induſtrie, des Gewerbefleißes und des Wohlſtandes zu befördern, der Grundſatz endlich, dadurch die naturwüchſigen Gewerbe zu feſtigen, welche dem Productions- und Culturzuſtande der Nation angemeſſen ſind.

Auf dieſen Baſen bildete ſich der Zollverein, und wenn in der Zeit der Schwankungen die Schutzzoll-Politik einen beſtimmenden Einfluß auf die Tarifſätze der Zölle geübt hat, ſo bietet der franzöſiſche Handelsvertrag die günſtige Gelegenheit, dagegen eine entſprechende Remedur eintreten zu laſſen, welche im Zollverein für ſich ſelbſt nicht zu erreichen war. Es handelt ſich deshalb in demſelben nicht um das Entweder Oder des Schutzzoll- oder Freihandelſyſtems, es handelt ſich vielmehr nur um ein Compromiß von ſchutzzöllneriſchen Intereſſen und freihändleriſchen Forderungen. Die preußiſche Note vom 20. Juli ſpricht ſich über dieſe Bedeutung des Vertrages klar und unumwunden aus, indem ſie

ausführt, daß der bestehende Vereins-Zolltarif sich überlebt habe. Durch den Handelsvertrag mit Frankreich — wir wiederholen die Worte des sachkundigen Referenten des preußischen Abgeordnetenhauses — ist Preußen die Möglichkeit gegeben, trotz der Verfassung Deutschlands, trotz der Verfassung des Zollvereins, mit kräftiger Hand den Fortschritt der Handelspolitik und Tarifgesetzgebung in Deutschland und dadurch das Gemeinwohl Deutschlands zu fördern. Denn der Tarif verlangt von der deutschen Industrie nichts, was sie nicht leisten kann, er bildet nur einen ersten Schritt zur Herstellung der Gerechtigkeit gegen alle Industrien und führt nur eine entsprechende und bescheidene Ermäßigung der Schutzzölle herbei.

Allein freilich, noch sind wir weit entfernt von der Erreichung des großen Ziels! Oesterreich, der Repräsentant der Schutzzollpolitik, der alte erbitterte Gegner Preußens, wo irgend dasselbe im Interesse deutscher Einigung hervortritt und Deutschlands Kraft und Wohlstand auf festen Grund zu bauen strebt, Oesterreich hat es sofort versucht, den trennenden Keil in das große Werk zu treiben, nachdem bereits die preußenfeindlichen und einseitig schutzzöllnerischen Bestrebungen bei den deutschen Industriellen fast überall gerechte Abfertigung gefunden hatten. Bereitwillig kam es dem Wunsche der Würzburger Regierungen entgegen, einen Weg zu finden, um durch Einspruch gegen den Handelsvertrag den Zollverein zu zerreißen. Es ließ sich zu einem jener kecken politischen Komödienstreiche herbei, die ihm nichts kosten und, auf die Schwäche des Gegners berechnet, wenigstens vorübergehend die Schadenfreude der Vereitelung eintragen. Es proponirte unter dem 10. Juli seinen eigenen Eintritt in den Zollverein und seine Bereitwilligkeit, den Tarif und die Einrichtungen des Zollvereins anzunehmen, d. h. es stellte, unter dem Vorgeben des Eifers für den wirthschaftlichen Fortschritt und die nationalen Interessen Deutschlands, das Ansinnen an Preußen und die ihm verbündeten Regierungen, den alten Tarif beizubehalten, die Interessen Oesterreichs zu den maaßgebenden zu machen. So durchsichtig und unverschämt ist selten eine politische Intrigue an den Tag getreten. Es gab und giebt darauf von Seiten Preußens nur eine mögliche Antwort. Eben die, auf welche sofort Hr. v. Vincke im Abgeordnetenhause drang: — die Erklärung, daß Preußen an dem Handelsvertrage festhalten werde, gleichviel ob mit Wenigen oder Vielen. In demselben Sinne hat die Note des Herrn v. Bernstorff vom 20. Juli geantwortet, indem sie das „Festhalten am gegebenen Wort" betont, und in demselben Sinn bezeichnete später der Regierungs-Commissarius Delbrück den Standpunkt der Regierung dahin, daß dieselbe, „auch wenn niemals Verhandlungen mit Frankreich stattgefunden hätten, nicht in der Lage gewesen wäre, sich über 1865 hinaus an den bestehenden Zolltarif zu binden und daß damit hinlänglich bezeichnet sei, welchen handelspolitischen Standpunkt die Regierung einnehme." Allein auf der andern Seite hat das österreichische Vorgehen den beabsichtigten Erfolg nicht verfehlt. Bayern hat es darauf hin gewagt, den Handelsvertrag mit Frankreich abzulehnen; Württemberg ist unmittelbar gefolgt, Hannover und Hessen-Darmstadt scheinen auf dem gleichen Wege zu sein.

Unter diesen Umständen nun ist Preußen sein Verhalten mit unfehlbarer

Nothwendigkeit vorgezeichnet. Es wird seine Erklärungen eben zu Thaten machen müssen: die ihm zum Vorwurf gemachte blos negative Haltung verwandelt sich dadurch von selbst in eine sehr positive. Es muß die definitive Ablehnung des durch den französischen Handelsvertrag bedingten Tarifs für eine Kündigung des Zollvereinsvertrags erklären; es muß gleichzeitig eine Reorganisation des Zollvereins vorschlagen, die ein Zollparlament und einen Verwaltungsrath einschließt, in welchen beiden Mehrheit der Stimmen entscheidet. Ueber die Wirkung dieser Maaßregeln hegen wir keinen Zweifel. Wir sind sicher, daß weder Bayern noch irgend ein anderer der jetzt renitenten Staaten die Kündigung acceptiren kann. Der Plan im feindlichen Lager ist offenbar, Preußen in zwei Theile zu reißen, indem man eine Zolliga zwischen Rhein und Elbe zu schieben beabsichtigt, durch die der süddeutsche Complex vermittelst Hessen in den früheren Steuerverein einmünden würde. Hannover und Cassel sind daher die beiden Hauptpunkte, wo Preußen den Widerstand zu besiegen haben wird. In ersterem Staate sprechen schlechterdings alle ökonomischen Rücksichten für das Verbleiben im Verbande und nur politische Antipathien dagegen: ist doch der neue Tarif wesentlich der des alten Steuervereins, dessen niedrige Zölle in Hannover so sehr bedauert wurden. Aber auch bei Bayern und Württemberg sprechen alle ökonomischen Gründe so entschieden gegen eine Vereinigung mit Oesterreich, daß man kaum begreift, wie dieselbe ernstlich in Aussicht genommen werden kann. Oesterreich hat selbst in seinem Entwurf erklärt, daß es auf Tabacksmonopol und Rübensteuer nicht verzichten könne, so daß also schon deshalb immer eine Art Zollgrenze gegen Bayern stattfinden würde. Sollte aber das Wiener Cabinet geneigt sein, den süddeutschen Staaten den Ausfall der Zolleinkünfte zu garantiren, den sie durch ihren Austritt aus dem Verein erleiden müßten? Und wäre es denkbar, daß jene Staaten auf die Garantien eines bankeroten Reiches etwas gäben? Hiervon abgesehen aber bietet die Vereinigung mit Oesterreich, der von der Augsburger Zeitung ausposaunte Markt von consumtionsfähigen Millionen entfernt keinen Ersatz für den Verlust des französischen Marktes. Oesterreich und Süddeutschland haben gleichartige Erzeugnisse, die sich also am wenigsten zum Austausch eignen, während der französische Vertrag den Markt eines reichen Volkes öffnet, das wesentlich Anderes producirt und dem deshalb gerade Deutschland Vieles bieten kann, was es nirgends sonst so gut und so billig findet.

Inzwischen ist es mehr als Ein Faden, an welchem Oesterreich seine antipreußischen Intriguen spinnt. Zur moralischen Verstärkung und Stütze seines Zollprojects hat es zugleich mit seinen Verbündeten die Reformanträge bei'm Bundestage in Frankfurt eingebracht. Eine Delegirten-Versammlung am deutschen Bunde, ein Quiproquo eines deutschen Parlaments — ein unwiderlegliches Zeugniß, wie ernst es Oesterreich mit der deutschen Einheit, mit der Erfüllung aller nationalen und liberalen Wünsche meine! Sinnreich genug, in der That, nicht zwar um die deutsche Nation zu bethören, immerhin aber genug, um die particularistischen und preußenfeindlichen Regierungen und was ihnen anhängt, in die Irre zu führen! So stehen zwei große Projecte den preußischen Bestrebungen gegenüber, das eine als Paroli gegen den Handelsvertrag mit

Frankreich, das andere gegen den von Preußen als Ziel seines Strebens bekannten „engeren Bundesstaat im Bunde," beide Projecte so luftig, so hohl, so schwindelvoll, so handgreiflich auf Schein und Täuschung berechnet, daß man die Keckheit, sie in die Welt zu setzen, bewundern müßte, wenn nicht die Lage der politischen Verhältnisse den Schlüssel dazu böte. Denn allzu durchsichtig ist bei der Unausführbarkeit und Unmöglichkeit beider Verheißungen die Speculation auf Preußens augenblickliche Schwäche, auf das innere Zerwürfniß zwischen Regierung und Volk, auf die daran sich weidende Schadenfreude und die neu geweckte Abneigung, ja Geringschätzung Preußens in einem großen Theile Süddeutschlands. Nicht minder durchsichtig freilich das Andere, daß wir es mit demselben Oesterreich zu thun haben, das immer dann die hazardirtesten Würfe thut, wenn es dem Rande des Verderbens am nächsten ist. Vorspiegelungen und Wagnisse wie diese haben offenbar die Absicht, von den innern Verlegenheiten die Aufmerksamkeit abzulenken; sie documentiren dem Kundigen nur das Gefühl der eignen Hülfsbedürftigkeit, welches um jeden Preis und mit jedem Mittel des Scheins seinen Köder auswirft, um die Opfer seiner Genossenschaft einzufangen.

Unmöglich, daß eine solche Rechnung gelinge. Unter der Maske positiver Darbietungen sind offenbar gerade die österreichischen Projecte lediglich Negationen. Wir haben bereits gesagt, daß das Positive der deutschen Politik Preußens nicht erst zu suchen ist, sondern in der natürlichen Consequenz seiner bisherigen Zollvereinspolitik von selbst gegeben ist. Die „große Action" Preußens, über welche in den letzten Wochen in der Presse und in diplomatischen Enthüllungen so viel Fabelhaftes herumgeboten worden ist, ist in Wahrheit kein solches Schwindelproject, wie es danach scheinen könnte, keine Verschwörung einer einzelnen Partei oder einzelner ehrgeiziger Männer, überhaupt nichts Geheimes und Lichtscheues, sondern das Einfachste und Oeffentlichste, was es geben kann. Der festgehaltene und reformirte Zollverein, wir wiederholen es, ist selbst der „engere Bundesstaat," der so gewiß gegründet werden wird, als noch ein Funke des Geistes in Preußens Regierung und Volksvertretung lebendig ist, der einst den Zollverein schuf. In dem energischen Festhalten einerseits der Grundsätze, wie sie die Note vom 20. Juli ausspricht, in dem Festhalten der Weigerung, mit Oesterreich zu unterhandeln, bis die Frage wegen der Fortdauer des Zollvereins und der Durchführung des französischen Vertrags erledigt ist, in dem bestimmten Hervortreten andererseits mit einem auch die politische Verfassung des Vereins auf größere und freiere Grundlagen stellenden Reorganisationsplane wird Preußen zu zeigen haben, daß es dem deutschen Volke Besseres zu bieten im Stande ist, als unfruchtbare Reformvorschläge bei'm Bunde, gleich denen Oesterreichs und der Würzburger. Die negative Kritik der letzteren in der Sternzeitung ist allerdings unwiderleglich. Es könnte indeß wohl sein, daß dies die Grenze der Weisheit des derzeitigen Ministeriums wäre. Und dann freilich führte diese Sache, wie fast jede andere, zu der Nothwendigkeit, eine Regierung ohne Ideen, ohne Glauben an sich, ohne Wurzeln im Lande, ohne Muth und ohne Fähigkeit, zu beseitigen. Denn wie klar die Aufgabe im Ganzen, sie erfordert ohne Zweifel soviel Energie und Zähigkeit, soviel Klugheit und Geschick

im Einzelnen, daß die besten Männer gerade gut genug sein würden, sie zu lösen; wie sollten ihr die gewachsen sein, die in ihrer Gesammtheit notorisch einen Rückschritt, eine Degradation unseres inneren Staatslebens repräsentiren, wie sollten diejenigen den Widerstand äußerer Gegner zu besiegen im Stande sein, die im eigenen Lande nur Niederlagen auf Niederlagen erleben?

Denn sehen wir uns die allgemeine Lage der europäischen Dinge weiter an. Eben jetzt, wo Oesterreich die Keckheit hat, seine Arme von Neuem nach Deutschland auszustrecken, beginnen sich in Italien die verhängnißvollsten Katastrophen zu entfalten. Jeder Tag kann uns den Beginn eines Kampfes bringen, dessen Resultat und Dimensionen von Niemandem vorauszusehen sind. Mag immerhin die Kraft und der Wille Napoleon's zunächst für Italien als bestimmend und entscheidend erscheinen, mag seine Position in Rom ihm den Schlüssel der Bewegung in die Hand geben: unberechenbar bleibt dem gegenüber der Strom des nationalen Strebens der Italiener. Garibaldi scheint factisch Meister von Sicilien zu sein. Eingeengt in das Dilemma, eines Bruchs mit Garibaldi, das heißt einem großen Theile der Nation, und einem Bruch mit Frankreich, wird Victor Emanuel im Stande, wird er auf die Dauer im Stande sein, den revolutionären Kräften zu wehren? Und hat nicht auch Napoleon schon einmal diesem nationalen Strome nachgegeben, die Annectirung Siciliens, Neapels und des größten Theils des Kirchenstaats als fait accompli — gegen seinen ursprünglichen Plan — anerkennen müssen? Wird aber die einmal ausgebrochene Bewegung, wenn die römische Frage gelöst sein sollte, vor Venetien stille stehn? Und wiederum, auch gesetzt den Fall, daß es dem Turiner Cabinet gelingen sollte, noch einmal mit Hülfe Frankreichs die Garibaldi'sche Erhebung niederzuwerfen: wird nicht zum dauernden Schlusse des italienischen Dramas die definitive Regelung der römischen und venetischen Frage eine gleiche Nothwendigkeit sein?

Wie auch der Gang der Dinge sich wenden möge, immer wird Oesterreich gezwungen sein, mit Aufbietung aller Kraft sein Interesse zu vertreten. Sein Interesse ist aber das von Gesammtösterreich und nicht das Interesse Deutschlands. So gewiß in solchem Kampfe aber zugleich auch das Interesse Deutschlands wird gesichert werden müssen, so gewiß ist, daß diese rein deutsche Aufgabe allein Preußen zufallen muß. Preußen hat seine Position genommen; es hat das Königreich Italien als solches anerkannt, damit aber zugleich die scharfe Grenzlinie gezogen zwischen Deutschland und Italien, die es ungestraft von Niemand wird übertreten lassen. Will Oesterreich den kräftigen Schutz, der ihm bei dieser Position Deutschlands unter Preußens Führung zur Seite steht, verkennen und verscherzen, will es Bayern und Württemberg in Mitleidenschaft mit sich hineinziehen, will es lieber die Politik von Villafranca fortführen, als durch Preußens Kraft Deutschland einig und mächtig werden lassen — wohl, so mag es mit seinen Verbündeten tragen, was das Geschick bringt!

Aber Italien ist nicht der einzige Heerd möglicher Kämpfe. Ist es nöthig, auf die Looſe hinzuweisen, die sich früher oder später im Orient entscheiden müssen? Wird der mörderische Krieg in Nordamerica, als dessen Ergebniß schon jetzt die definitive Sprengung der Union anzusehen ist, — wird dieser Krieg

nicht bald die Nothwendigkeit wachrufen, daß die europäischen Großmächte ihre vermittelnde und entscheidende Stimme erheben? Und ist die Lösung dieser Frage so einfach, sind die Cabinette darüber so einverstanden, daß nicht die schon bestehende europäische Verwickelung der Verhältnisse dadurch leicht noch tiefgreifender und gefahrdrohender werden dürfte? Liegt ein Auseinanderfallen der entente cordiale zwischen England und Frankreich gerade über der Entwickelung dieser Frage außer aller Wahrscheinlichkeit? — Wir meinen, es genüge diese leiseste Hindeutung auf alle diese thatsächlich vorliegenden, zur Entscheidung drängenden Verhältnisse, um einzusehen, daß die Zeit der Ruhe und des Friedens für Europa nicht gekommen sei.

Und in solchem Moment befindet sich Preußens Volksvertretung mit Preußens Regierung in einem bis jetzt noch für keine Vermittlung zugänglich gewesenen Hader über den ganzen Bestand und die ganze Organisation seiner Wehrkraft!

Wir haben unsere Ansicht über die große Frage wiederholt dargelegt; wir können uns außerdem auf die öffentlichen Auseinandersetzungen der Herren Stavenhagen, Sybel und Twesten, vor Allem auf den ausschließlich diesem Thema gewidmeten Aufsatz des vorliegenden Heftes beziehen. Die Commission hat inzwischen den Militäretat in seinen einzelnen Positionen zu Ende berathen. Sie hat in ihrer Majorität die Kosten, soweit sie die Reorganisation betreffen, in der Höhe von circa 6,100000 Thaler vom Ordinarium geschieden. Wenn bei dieser Scheidung auch Kosten für die Artillerie, Ingenieure, Kasernenbau u. s. w., welche längst vor der Reorganisation und ganz unabhängig von derselben, zum Theil selbst in dieser Session als durchaus nothwendig anerkannt worden sind, dennoch mit abgesetzt wurden, so ist das eine doctrinäre Consequenz, die wir nicht gutheißen können, selbst wenn wir mit der vorgenommenen Trennung einverstanden wären, wie wir es principiell nicht sind. Es besteht aber weiter innerhalb der großen Majorität der Commission, welche diese Scheidung vorgenommen hat, ein großer Unterschied zwischen denjenigen, welche diese ganze Summe streichen, und damit einfach auf den Stand der Armee von 1859 zurückgehen wollen, und denjenigen, welche geneigt sind, die Reorganisation zwar aufrecht zu erhalten, jedoch erst nach Vorlegung eines Gesetzes und unter Absetzung von wesentlichen Ersparnissen. Diese beiden divergirenden Richtungen sind zusammengedrängt lediglich — durch die Schuld der Regierung. Denn unmöglich hätte es zu dieser verdunkelnden Verbindung differenter Gruppen kommen können, wenn die Minister in der Commission erschienen, wenn sie dort ihren Plan darlegten und ihn bis in die einzelnen Positionen des Budgets hinein vertheidigten.

Zwar, auch wir mißbilligen die Unsitte, daß aus der Mitte der Commission durch Abgeordnete detaillirte Berichte über die Verhandlungen sofort in die Oeffentlichkeit getragen werden. Die Arbeit der Commission verliert damit ihren eigentlichen Charakter der sachlichen Einfachheit und der fördernden Vertraulichkeit, ja ihr Zweck, gemeinsam mit dem Ministerium durch gegenseitiges Verständigen und Nachgeben zu festen Resultaten zu gelangen, wird dadurch in hohem Grade erschwert. Die Art und Weise, wie die Aeußerungen Sybel's in der Commission durch die Presse corrumpirt und entstellt der Oeffentlichkeit übergeben und zu

Agitationen gegen ihn benutzt worden sind, muß Jeden mit Unwillen erfüllen, der es gut mit unserm parlamentarischen Leben meint. Auch wir ferner haben uns schon früher gegen jene großen Fractionsberathungen erklärt, durch welche sich die Minister für captivirt und ihre Vorlagen von vornherein als halb aufgegeben erachten konnten — allein das Alles konnte die Minister nimmermehr entbinden, ihre Position zu erläutern und zu vertheidigen und durch eignes Eintreten in die Discussion eine positive Verständigung zu versuchen.

Jedenfalls, wenn das Ministerium unter günstigeren Auspicien vor dieser Landesvertretung seine Sache führen zu können erwartete, so wäre dies nur ein neuer Beweis seiner Kurzsichtigkeit. Nachdem die Wahlen klar und deutlich auf den ministeriellen Appell an's Volk geantwortet, nachdem die Adresse die Stellung des Hauses zu den neuen Räthen der Krone unzweideutig bezeichnet, nachdem die Minister trotzdem den Entschluß gefaßt, ihre Plätze zu behaupten — was anders blieb ihnen übrig, als wenigstens Muth zu zeigen, sich gegen Wind und Wellen durchzuringen? Durch Ehre und Pflicht war es geboten, mit aller Kraft für die Durchführung ihrer Pläne und Ziele einzustehn. Nicht durch das Verrinnenlassen von Zeit, nicht durch formales Nachgeben und Entgegenkommen, nur durch die Macht der Gründe, durch rettende Gedanken und durch Energie des Handelns ist Vertrauen zu gewinnen.

Die Regierung hat es verschmäht, wenigstens den Versuch einer solchen Haltung zu machen, und von Woche zu Woche hat sich ihre Sache verschlimmert. Nur weil diejenigen, welche die Vorlegung eines Gesetzes für die nothwendige Vorbedingung erachteten, sonst aber die Reorganisation unter gewissen Einschränkungen genehmigen wollten, keine irgend genügende Erklärung der Regierung über ihre Auffassung und Stellung zu dieser Frage erhielten und dadurch den Weg der Verständigung abgeschnitten sahen, nur darum waren diese gezwungen, von der Feststellung der Reorganisation im Ordinarum abzugehen und so gemeinschaftliche Sache mit denen zu machen, welche die Reorganisation überhaupt verwerfen und auf das Ordinarium von 1859 zurückgreifen. Man kann nun zwar meinen, die nachfolgenden Resolutionen werden die Gruppirung der Ansichten klar machen, allein die einmal verlorenen Posten sind stets schwer wieder einzunehmen. Dazu die Verwirrung der öffentlichen Meinung. In das ganze Land hinein hat sich aus jenen Vorgängen in der Commission der Irrthum verbreitet, als sei das Jahr 1859 das Jahr des Heils für die preußische Armee, und als theilten alle diejenigen diese Ansicht, welche die gegenwärtige Mehrheit der Commission bilden, als wollten sie alle die Organisation einfach als solche verwerfen.

Oder wie? Sollte das Ministerium kurzweg dafür halten, daß doch Alles, was es zur Aufklärung und Verständigung thun könne, vergeblich sei? daß es ihm unmöglich sei, eine Einigung über das Budget mit dem Abgeordnetenhause herbeizuführen? — In diesem Falle hätte es ja wohl so viel verlorner Zeit nicht bedurft; auch die Commissarien der Minister mit ihren thatsächlichen Aufschlüssen und schriftlichen Erklärungen hätten sich die Mühe so vieler Sitzungen sparen können. Andere Schritte hätten Platz greifen müssen — es handelte sich alsdann um den Rücktritt des Ministeriums oder um die Auflösung des Hauses.

Denn darüber iſt, denken wir, kein Wort zu verlieren, daß diejenigen nicht gehört zu werden verdienen, welche bereits als ultima ratio von einer „Lücke in der Verfaſſung" reden, welche — ſei es als Drohung, ſei es als Beruhigung — im Falle einer Verwerfung der Reorganiſation durch das Abgeordnetenhaus den natürlichen Gang der Dinge dahin geleitet finden, daß das Herrenhaus das Budget verwerfe. Wir erblicken darin nur die Colliſion, welche die Feinde der Verfaſſung herbeiſehnen. Ohne ein bewilligtes Budget ſind keine Ausgaben zu machen, die doch zum Leben des Staates nothwendig ſind; ohne Budget iſt überhaupt nicht zu regieren; mit der Umgehung oder Nichtachtung des Artikels 99 ſtürzt die Verfaſſung in ihrem Fundamente zuſammen.

Hat die Regierung es gewagt, ſich einer Landesvertretung gegenüber zu behaupten, in der ſie keine Stütze für ſich wußte, ſo erfülle ſie jetzt auch ihren ſelbſtgewählten Beruf und trete mit allen ihr zu Gebote ſtehenden Mitteln für ihre Vorlagen ein! Aufgabe der Landesvertretung wird es dann ſein, mit Gründen zu ringen, Recht um Recht — bis die Entſcheidung fällt. Leicht iſt es, zu Colliſionen zu treiben, und den Kampf auf das Gebiet der Gewalt hinüberzuſpielen. Schwerer, aber rühmlicher und durch das Beiſpiel der ſtaatsſinnigſten Nationen in ähnlich kritiſchen Momenten empfohlen, iſt der Weg des Compromiſſes. Noch iſt es zu einem ſolchen nicht zu ſpät. Angeſichts der feindlichen Stellung, in der das halbe Deutſchland, Oeſterreich an der Spitze, uns gegenüberſteht, angeſichts der Pflichten, welche Preußen durch ſeinen deutſchen Beruf auferlegt ſind, giebt es nur Eins, was unbedingt noth thut: die raſche Beilegung des ſchon zu lange andauernden conſtitutionellen Zwiſtes. Möge zu gleichen Theilen die Landesvertretung und die Krone dieſe Nothwendigkeit ſich vor Augen halten und mögen beide die Hand bieten, damit aus dem drohenden Conflicte der Staat ſammt ſeiner Verfaſſung doppelt gekräftigt hervorgehe!

Verantwortlicher Redacteur: R. Haym in Halle a. d. S.
Druck und Verlag von Georg Reimer in Berlin.

Reiſe- und Geſchichtsbilder aus Irland.

II.

Der Wunſch, die gegenwärtigen Zuſtände Irlands von allgemeinen ſocialen und politiſchen Geſichtspunkten aus zu begreifen, läßt ſich zum Theil ſicherlich durch Reiſen auf der Inſel befriedigen. Man wird aber die heute bunt und wild durcheinander gerüttelten Elemente, oft die modernden Trümmer von Jahrhunderten, nicht entwirren können, ohne mit geduldiger Forſchung in die Vergangenheit hinaufzuſteigen. Wir haben demnach in einem erſten Aufſatze *) Heimath und Volk der Iren, ſo lange ſie ſich ſelbſt überlaſſen, ſoweit ſie urſprünglich geblieben ſind, zu ſkizziren verſucht. Nicht minder weſentlich ſcheint es aber, um den Schluß für die Gegenwart zu ziehn, auch die ſtufenweiſe Umbildung, welche die Eroberung über Land und Leute gebracht hat, den Leſer in ähnlichem Abriſſe überblicken zu laſſen. **)

Man iſt verſucht, die Leidensgeſchichte Irlands, ſoweit ſie beglaubigt iſt — und das wird ſie in der That mit dem Augenblicke, wo der fremde Gewalthaber von hiſtoriſchen Zuſtänden aus in das wirre Reich der Phantaſien und Gefühle übergreift — den Regeln dramatiſcher Kunſt gemäß in die Stadien ihrer Entwickelung zu zerlegen; man möchte ſehn und begreifen, wie der tragiſche Knoten ſich ſchürzt und wie er ſich löſen läßt. Der hiſtoriſche Stoff ſelbſt, der hier vom tragiſchen Faden durchzogen wird, bietet dazu die beſte Handhabe, wenn er nur durch regelrechte Einſchnitte in die geeigneten Epochen zerlegt wird. Es ſei uns demnach vergönnt, in der Weiſe eines Scenarium die fünf Acte der Entwickelung vorzuführen, indem wir kurz und raſch die weſentlichen Momente des Conflicts hervorheben und die vornehmſten Erſcheinungen in den beiden feindlichen nationalen Gruppen charakteriſiren.

*) Decemberheft 1861.

**) Es geſchieht dies mit Bezug auf eine Arbeit des gegenwärtigen Profeſſors der neueren Geſchichte in Oxford, Goldwin Smith, Irish History and Irish Character, Oxford et London 1861, wo in muſterhafter Form mit reichem Material und lobenswerthem Freimuth ein Ueberblick entworfen iſt, wie er bisher noch nicht dageweſen.

Wie einst Hildebrand dem Normannen Wilhelm zur Eroberung Englands den Segen ertheilte, so ruft ein Papst den Erben und Gebieter über denselben devoten Stamm auf, zur Ehre Gottes ein freies, in anderen Bahnen hinlebendes Volk zu unterjochen. Mit der Bulle Hadrian's IV. wird der Vorhang aufgenommen; ihr Machtwort giebt für das folgende Trauerstück den Ton an. Das Ziel ist die Aufrichtung des orthodoxen Glaubens, der Preis das kraft päpstlicher Machtvollkommenheit vergebene Land. Schon sind Cistercienserm önche mit den Missiven des Papstes und St. Bernhard's auf geistlichem Boden thätig und finden namentlich auch in den von Skandinaven bewohnten Städten des östlichen Irlands Zulaß, als ein keltischer Verräther, dem die Pläne in der Heimath nicht geglückt, eine Schaar normännischer Abenteurer von Wales herüberholt, wo sie bisher nur mäßige Erfolge gehabt. Der gewaltigste unter ihnen, Graf Richard von Clare, genannt Strougbow, der sich durch Vermählung und Besitzergreifung zum mächtigsten Herrn in Leinster aufwirft, wird als der feine, zierliche Rittersmann geschildert, wie er so häufig unter den Normannen, dem aber bei aller Eleganz hohe Gedanken und eiserne Thatkraft nicht mangeln. Neben ihm steht Mac Dermait, der ihn gerufen, ein Riese an Gliedmaaßen, von gewaltiger Hand und furchtbarer Stimme, der unter Dankgebeten wohl das Haupt des erschlagenen Feindes an den Mund nimmt, um mit den eigenen Zähnen ihm Nase und Ohren abzureißen. Wer ist der Stärkere, der Barbar oder der Gentleman, der Kelte oder der Germane?

Während nun aber in Ulster, Leinster und Munster Strougbow und seine Genossen mit dem Schwerte in der Hand sich niederließen, geschahen hier Eroberung und Kolonisation unter sehr ähnlichen Bedingungen wie mehrere Jahrhunderte später die der Spanier in America. Die Abenteurer, durch das Meer von der Heimat getrennt, die neuen Herren unter Wilden, widerstanden schwer den Lockungen, sich von dem Mutterlande gänzlich zu lösen; die Staatsgewalt des letzteren über seine Unterthanen und deren Eroberung stand durchaus in Frage. Was Karl V. und die spanischen Könige durch alle möglichen Mittel der Gewalt und Tücke ersetzen mußten, das that Heinrich II., als er endlich im Jahre 1171 die Bulle Hadrian's durch sein persönliches Erscheinen in Irland zur Ausführung brachte. Glänzend wurde er von Freund und Feind empfangen, alle Normannen und Iren, darunter auch der König von Connaught, kamen, um ihm zu huldigen. Bald indeß wurde Heinrich durch die Angelegenheiten seines Reichs heimgerufen, um nicht wiederzukehren und den Nachkommen das erste verhängnißvolle Beispiel des Absenterismus zu geben. Seine Herrschaft in Irland erstreckte sich factisch wenig über das

Gebiet von Dublin hinaus; den Courcies und Lacies im Norden, den de Burghs im Westen, den Fitzgeralds und Butlers im Süden blieb die Aufgabe, auf eigene Hand das Feudalwesen auf den Trümmern der Septe aufzurichten; eine römisch-orthodoxe Synode zu Castel suchte gleichzeitig durch Decrete die Kirche der Culdäer zu reformiren. Indeß verhielt sich zu diesen kriegerischen und geistlichen Eindringlingen die Masse der Eingeborenen, wie zu den Spaniern die Indianer auf Cuba und der Tierra ferma, die als Lehnsleute vergeben und getauft wurden, ohne etwas davon zu begreifen. In den Bergen, Schluchten und Moorgründen behaupteten sie sich unter ihren angestammten Fürsten, die mit der Zeit sogar ganz Ulster und Connaught, alles Land nördlich vom Shannon, wieder herbeibrachten.

Die Gewalt des Königs von England indeß, der sich Herr von Irland nannte, blieb nothwendig auf Jahrhunderte hin eine ideale, indem nur die schlechtesten der Plantagenets, Johann und Richard II., erbärmliche und keineswegs ehrlich gemeinte Versuche machten, ihre Anerkennung auf der Nachbarinsel durchzusetzen. Und ähnlich stand es mit dem Papste, den noch mehrere englische Könige sich nicht gescheut als ihren Vollmachtgeber und Lehnsherrn über Irland anzurufen und der nicht zu helfen vermochte, wie er wohl gewollt. Die Trabanten beider blieben als vorgeschobene Posten stehn und auf sich selber angewiesen, wodurch denn neben der Abwesenheit des Königs noch andere Uebel zum Ausbruch kamen, die hinfort sich charakteristisch durch die Geschichte Irlands hindurch ziehn.

Während das Königthum in dem Pale, dem Pfahlgraben, der das Gebiet um Dublin absteckte, repräsentirt war und dort bis in das sechszehnte Jahrhundert ein verkleinertes und verzerrtes Abbild der englischen Staatsentwickelung bot, stellte sich die eingewanderte Aristokratie, zumal außerhalb jenes Walls, zwischen das Princip staatlicher Einheit und der nationalen Unabhängigkeit der Iren. Letzteren wurde es unmöglich gemacht, wie ihre Natur verlangt hätte, staunend an der sie blendenden Erscheinung der Monarchie hinaufzusehn; eine wilde Adelslibertät wollte sich andererseits dem Fürsten und seinem Statthalter in keiner Weise fügen. So gab es bald drei Potenzen neben einander: den kleinen englischen Staat mit Magna Charta, Schatzkammer und Parlament, die angloirischen Barone und die unbezwungene Masse der Ureinwohner. Hätte eine der dreien in den Tagen des Mittelalters die Oberhand gewonnen, so wäre entweder ein absoluter Despotismus oder ein Reichstag nach der Weise des polnischen oder jäher Rückfall in die Barbarei die Folge gewesen. Allein sie hielten sich gegenseitig in Schach, sie neutralisirten einander. Es würde zu weit führen, wollten wir hier in die wilden, romantischen Ein-

zelnheiten eingehn, die von dem Leben und Treiben der Barone und Prälaten in und außer dem Pale berichten; feudal und kirchlich ist schwerlich anderswo im Abendlande scheußlicher gewirthschaftet worden. Die Fehden unter sich und mit den Eingeborenen reißen niemals ab, Kelten und Germanen wetteifern an Grausamkeit. Wer von diesen bessere Habe und einflußreichere Freundschaft daheim im Mutterlande hat, folgt dem Beispiele der Fürsten und absentirt sich gern von seinem irischen Besitze. Die meisten aber setzen Krieg und Eroberung fort, ohne daß sie von der Behörde zu Dublin controlirt werden können. Da, wo Ebene, Thal und Fluß ihre Schätze bieten, nisten sie sich besonders gern ein und richten an Pässen und Furthen jene engen und hohen Schlösser auf, deren Trümmer, von hartem Felsgestein und dichtem Epheu malerisch überhangen, dem Reisenden fast überall im Innern Irlands begegnen. Auch eben so viele Abteien und Klöster sind in diesem Zeitraume entstanden. Der in Krieg, Raub und Mord ergraute Edelmann geht häufig in sich, das religiös-asketische Feuer des Bodens, mit dem er sich assimilirt, hat in ihm gezündet; und Kreuzgänge, Bogenfenster und Portal, wie sie heute gebrochen und umrankt dastehen, zeigen, wie und wann dort einst normännisches und römisches Leben im Bunde mit einander vorgedrungen.

Gegen Ende des Mittelalters, als die Plantagenets in den Rosenkriegen zu Grunde gingen, schien das aristokratische Element auch in Irland über das Königthum den Sieg davon tragen zu sollen. Der Pale schrumpfte eher zusammen, als daß er sich erweiterte; wegen des beständigen Haders zwischen englischen und angloirischen Factionen fand ein häufiger, schädlicher Wechsel der Statthalter statt; der jährliche Bericht, daß die Schatzkammer nichts eingenommen, war stehend geworden, — die Regierung war überhaupt in voller Auflösung begriffen. Das große Wort aber führten die angloirischen Barone oder vielmehr Häuptlinge; denn die Nachkommen der einst so vornehmen und feinen Normannen waren in vielen Fällen geradezu zu Kelten verwildert: so sehr hatte die Naturkraft des Bodens und der Nation, unter die sie eingedrungen, auf sie zurückgewirkt. Man sah sie sich wie Iren tragen und benehmen, mit bloßen Beinen ohne einen Sattel die struppigen Pferde des Landes besteigen, einen Clan um sich bilden, ihm nach altirischer Art Gut und Blut aussaugen, das wilde einheimische Erbrecht adoptiren, ihrer ganzen Herkunft untreu werden. Aus anglonormännischen Stammbäumen waren Mac Mahons, Mac Sweenies, Mac Shehies entsprossen, die de Burghs waren zu Burkes, ein Zweig der Fitzgeralds zu Desmonds geworden, echte Kelten hausten wieder unter den Mauern von Dublin und Waterford. Merkwürdig, wie sich hier dieselbe Entwickelung vollzieht, wie an den Ostmarken der germanischen Welt,

wo der niederdeutsche Adel, der einst Mecklenburg, Pommern und andere slavische Gebiete kolonisirt hat, bis heute die junkerlich slavische Libertät, die den Ahnen aus dem Boden in's Blut übergegangen, nicht völlig abzustreifen vermag.

Den Angloiren erging es wie dem Mischlingsgeschlecht der Spanier in Mexico und Südamerica: sie warfen sich zwischen zwei mit einander ringende Racen, Rechte und Culturstufen störend und hemmend in die Mitte. Man glaubt schon den Verhältnissen jener Kolonialstaaten zu begegnen, wenn man liest, wie in den englischen Staatsacten der Zeit zwischen des Königs irischen Unterthanen, des Königs irischen Rebellen und des Königs irischen Feinden (auch wohl Irrois sauvages) sorgfältig unterschieden wird. Mit Gesetzen, den irischen Brehon oder den Statuten von Westminster, war hier nicht zu regieren, ihr Gegensatz gerade schürte die heillose Verwirrung, in welche die beiden mächtigen Factionen der Butlers und Fitzgeralds, jene hauptsächlich in Kilkenny, diese in Kildare ansässig, sich gegenseitig bekämpfend, Staat, Kirche und Nationalität unwiderbringlich hineinzureißen drohten.

Der zweite Act umfaßt das sechszehnte Jahrhundert, als über England das Haus Tudor gebot, das zwar die Zügel der Verwaltung straffer anzog, aber der mittelalterlichen Aristokratie zuwider sich mehr mit den Bedürfnissen und Gedanken des Volks zu befreunden verstand. Die Tendenzen und Geschicke dieser Dynastie sollten Irland dauernd, jedoch mit furchtbaren Mitteln an Großbritannien ketten. Es läßt sich nicht sagen, daß die Plantagenets, soweit sie überhaupt ihren Staat jenseits des St. Georgs-Canals zur Geltung brachten, dort systematischen Druck geübt hätten, auf dem Wege der Gesetzgebung vielmehr, namentlich durch die Statute von Kilkenny, suchten sie die beiden Racen scharf und keineswegs unmenschlich von einander zu scheiden. Aber das wie ein Unkraut wuchernde Mischgeschlecht vermochten sie auf diese Weise nicht zu beseitigen. Ihre Nachfolger befolgten bald ein anderes System, obwohl im Anfange ihre Erlasse bei den geistlichen und weltlichen Magnaten des Pale kaum dreißig englische Meilen landeinwärts Gehorsam fanden. Ihr Zweck war, die ganze Insel den englischen Gesetzen zu unterwerfen.

Nachdem Heinrich VII. nur kurze Zeit seine Stellvertreter aus den Häuptern einheimischer Factionen genommen, deren Macht weit mehr im freien Irland als in dem unterworfenen Bruchstück wurzelte, nachdem er vorzüglich an dem Grafen von Kildare, dem Chef der Geraldinen, böse Erfahrungen gemacht, fertigte er einen bewährten englischen Kriegs- und Staatsmann als Statthalter ab, den Sir Edward Poynings, dessen Waffen zwar den wilden Gegnern in dem völlig unwegsamen Innern nicht bei-

kommen konnten, dessen Ordonnanzen aber, das berühmte Staatsgrundgesetz vom Jahre 1495, eben weil sie der englischen Herrschaft einen festen Unterbau geschaffen, seinen Namen im Munde aller Patrioten der kommenden Jahrhunderte und selbst derer, die heute noch heiser Repeal! schreien möchten, mit ewigem Fluche beladen haben. Das Gesetz bestimmte, daß die englischen Statute auch in Irland Kraft haben sollten, daß das irische Parlament nichts ohne Genehmigung des Staatsraths zu Westminster zu Beschluß erheben dürfte. Mit Hülfe des heimathlichen Rechts begann man, das keltische Treiben der degenerirten Herren zu sprengen, die Umwandlung freier Insassen in Leibeigene zu hemmen, den Mord als Mord zu bestrafen, überhaupt das immer wieder aufschießende Clanwesen an der Wurzel zu packen. Aber ein Jahrhundert reichte kaum hin, um nur einigermaaßen zum Ziele zu gelangen. Zwar wirkte die Politik Heinrich's VIII., der mit Kraft und Klugheit in seinem Königreiche sich zum unumschränkten Gebieter gemacht, auch mächtig nach Irland hinüber: seine Feldherrn drangen gen Westen vor, seine Staatsleute wußten bereits die Gefolgschaften mehrerer Häuptlinge abspänstig und für englische Sitte empfänglich zu machen. Aber der Kampf behauptete doch nur in größeren Dimensionen denselben gräßlichen Charakter, den ihm einst die Angloiren verliehen. Wie mancher Magnat, mit irischen und englischen Titeln bedacht, endete im Tower oder am Galgen, oder wurde, obwohl ihm Leben und Freiheit auf dem Sacramente beschworen, verrätherisch und heimtückisch bei Seite geschafft! wie wateten die Rebellen, wenn sie einmal gesiegt, dann wieder im Blute derer, die ihnen die Civilisation bringen wollten! Kein Wunder, daß, wenn man die letzten Sprossen der Fitzgeralds vertilgt zu haben meinte, als Rächer sofort andere Dynasten sich erhoben.

Es war ein Uebelstand, daß England auch in diesem Zeitalter, obwohl mit unvergleichlich gekräftigten Mitteln, doch stets vorwiegend nach anderen Richtungen hin engagirt blieb. Die Umwälzungen im eigenen Regimente mußten nothwendig auf die Kolonie zurückwirken; daher der häufige Wechsel unter den meist tüchtigen Statthaltern; Intrigue, Anschwärzung, Bestechung, das Verderben so manchen Pflanzstaats, waren beständig thätig, um die ausgestreute gute Saat wieder zu vernichten. In den Tagen, als Englands maritime Jugend auf allen Meeren ausschwärmte, warf sich manch' verwegener Abenteurer auch auf Irland, wo das Grundeigenthum in immer größerem Maaßstabe confiscirt wurde und leicht ein Gut zu erhaschen war. Der letzte große Kampf, in welchem die Septe und der Häuptling alten Stils schließlich untergegangen, zieht sich entsetzlich durch die lange Regierung Elisabeth's; sein Gedächtniß knüpft sich an die Namen O'Neil's, Desmond's, des Grafen Tyrone, die, obwohl Halbbar-

baren, sich mehr, als man gewöhnlich denkt, dem Hofe zu London und seinen Ordnungen zu nähern gewußt haben. Die hohen Eigenschaften des letzteren namentlich, seine ritterliche Tapferkeit verfehlten nicht, die Königin ihm gewogen zu machen, sie mußte es erleben, daß ihr Günstling Essex ihm gegenüber den Kürzeren zog. Doch Gewalt und Tücke schmetterte endlich diese letzten Repräsentanten altkeltischer Politie nieder.

Das Land freilich war über solchen Kämpfen zur Einöde geworden. Edmund Spenser, der Dichter der „Fairy Queen," der als Secretär eines Statthalters längere Jahre in Irland gelebt und namentlich den Südwesten kennen gelernt, der zuerst in einem Werke die politische Frage erörtert: „Weshalb ist es England nicht gelungen, Irland zu unterwerfen," schildert den Zustand Munsters folgendermaaßen: „Aus jeder Waldecke," schreibt er, „aus den Schluchten krochen die Leute auf den Händen herbei, da ihre Beine sie nicht mehr tragen konnten; sie sahen aus wie Todtengerippe, sie sprachen wie Geister aus den Gräbern; sie aßen von gefallenem Thier, glücklich, wo sie es finden konnten, ja, sogar einer den Andern, denn selbst die Leiber scharrten sie aus den Gräbern hervor und schonten ihrer nicht; und wo sie ein Fleckchen Wasserkresse oder Klee fanden, da sammelten sie sich wie zu einem Feste, ohne doch lange davon zu bestehn, so daß in kurzer Zeit fast Niemand übrig war und eine bevölkerte und reiche Landschaft plötzlich von Menschen und Thieren verlassen schien. Und doch erlagen in dem ganzen Kriege nicht eben viele dem Schwerte, sondern alle dem furchtbaren Hunger, den sie sich selber bereitet." Hunger und Sterben, die schrecklichen Genossen des Krieges, also kehrten von jeher in Irland ein, und schon der Engländer unter Elisabeth urtheilt über diese furchtbaren Geißeln nicht anders wie der unter Victoria.

Aber längst schon stand hinter solchen Furien die Megära, welche die Fackel des Glaubenshasses über dem unglückseligen Volke schwang. Als Heinrich VIII. sich von Rom losriß, als er zuerst statt eines Herrn sich König von Irland nannte, um im Voraus jedem Rückgriff auf die päpstliche Verleihung im zwölften Jahrhunderte zu begegnen, da dachten unter den Iren Freunde und Feinde nicht daran, sich sofort für den katholischen Glauben zu erklären. Im Gegentheil, die meisten der kleinen Herren frohlockten, als ihnen von den Klöstern, deren seit 1535 an die 400 eingezogen wurden, ein Antheil der Beute zufiel. Geistliche wie Laien hatten keinen Begriff, daß eine Reformation im Anzuge sei; die Kirche, die fortan die anglicanische Staatskirche hieß und seitdem alle Kirchenbauten des Mittelalters als ihr Eigenthum festgehalten, bewahrte einen Ritus, der zunächst kaum merklich von dem altkatholischen abwich. Als um dieselbe Zeit die Fitzgeralds rebellirten und einen Engländer hinmordeten, der zum Erz-

bischof von Dublin und zum Kanzler eingesetzt werden, da standen Dermond und andere zwar schon in Verbindung mit Karl V., aber von confessionellem Gegensatze findet sich noch keine Spur. Selbst unter Eduard VI. und der blutigen Maria hat die streng protestantische und wieder streng katholische Regierung in Irland kein anderes Interesse, als sich nach Tudor Weise politisch zu consolidiren. King's und Queen's County, bis wohin nun westlich von Dublin ihr Einfluß durchgreifend geworden, sind nach Philipp und Maria genannt. Noch lange halten katholische Magnaten und selbst katholische Bischöfe treu zu der Staatserrungenschaft des Pale, und finden sich Rebellen, die gleich den Anglicanern dem Papste abgeschworen. Erst als Paul IV. Elisabeth in den Bann gethan und das orthodoxe Europa gegen sie aufgehetzt hatte, als der neue Orden kampffähig geworden, und wie einst die Cistercienser im zwölften Jahrhunderte zu Hülfe gerufen, da wirft sich die erstarkte katholische Reaction mit besonderer Wuth auf Irland, und fremder, romanischer Einfluß stellt sich der vordringenden Macht Englands entgegen. Der große Throne, obwohl er sich wenig um Confessionsunterschiede gekümmert, erhält zugleich mit dem Segen des Papstes einen geweihten Kopfputz von Phönixfedern, und seine so leicht reizbaren Völker werden von fanatischen Sendlingen zu wilder Glaubensbegeisterung entflammt. Jetzt erst werden die keltischen Iren streng katholisch, jetzt erst tritt zu dem alten Gegensatz der Race der neue der Religion. Die Bisthümer ultramontaner Opposition, eine Nationalkirche im Gegensatz zur Staatskirche, werden inmitten grauenvoller Hergänge gegründet. Wiederholt landen die Spanier im Süden und Westen, um den Glaubensgenossen Rückhalt zu bieten — deutet doch die südliche Erscheinung von Häusern und Menschen von Galway heute noch auf den stürmischen Verkehr jener Tage hin — wiederholt geben tapfere protestantische Führer unbarmherzig den Gegnern die Grausamkeit zurück, welche damals allgemein die Action des großen spanisch-jesuitischen Angriffs charakterisirt. Die Predigt der Jesuiten, die Pönaledicte, mit denen Elisabeth ihr Leben, ihren Staat und ihre Kirche schützen mußte, trieben nunmehr die beiden Confessionen immer schärfer auseinander, so daß sie in Irland mit den Schlachtreihen der kämpfenden Stämme zusammenfielen. Seltsam, während die einst katholische Kirche des Pale protestantisch geworden, wird die nationale Kirche, die sich bisher so schwer von der Weise ihrer culdäischen Begründer entwöhnte, wie mit einem Schlage streng römisch; Anglicanerthum und Ultramontanismus sind nur andere Phasen des alten Gegensatzes der Race.

Was Wunder, daß der Nationalhaß von jetzt an doppelt geschärft erscheint. Die Fremden, die seit vier Jahrhunderten die Insel zu erobern

gesucht, bringen unter dem Schilde ihrer neuen Kirche vorwärts. Diese Kirche selbst ist eine Eroberung, denn die Gebäude, die Pfründen, ihre liegenden Gründe sind den Besitzern entrissen, sie findet mit ihrer Lehre und ihrem kalten Ritual keine Stätte in dem warm schlagenden Herzen des schmählich beraubten Volks. Der anglicanische Klerus hingegen, meist nicht ein Muster des christlichen Hirtenamts, obwohl keineswegs ohne einige fromme, gelehrte und einsichtsvolle Männer, bietet seitdem das Bild eines fremden, vornehmen Instituts, das von den Zehnten elender, in den Staub getretener Katholiken vegetirt und, weil ungerechten Ursprungs, ohne Segen wirkt. Das Dreifaltigkeitscollegium zu Dublin, eine von Elisabeth nach dem Muster von Oxford und Cambridge aus geistlichen Spolien ausgestattete Universität, ist fast nur als Pflanzschule für dieses Institut und den Staatsdienst thätig gewesen; sie blieb grundsätzlich der anderen Confession, dem irischen Volke verschlossen. Bis fast in unsere Tage herab hat England sich enthalten, dem so hoch begabten Stamme zur Erziehung und zur Bildung zu verhelfen.

Und dieser, zu dessen Beistand von jenseits des Meers die spanisch-ultramontane Orthodoxie herbeigeeilt, vermag, aller materiellen Grundlagen beraubt, nur eine Bauernkirche aufzurichten, entblößt von allen Schulen und unter dem Drucke des vernichtenden Systems, das Spanien moralisch zu Grunde gerichtet, sich weder in Priestern noch Laien aus Unwissenheit und Aberglauben zu erheben. Diese Kirche, die nach englischem Staatsrechte nicht existirt, hat aber vor ihrer Rivalin den großen Vorzug, daß sie, so jämmerlich es ihnen auch gehn mag, Hirten und Heerden innig verbindet, und daß, trotz aller geistlichen Wühlerei und Pfaffenherrschaft, im Privatleben der Priester sich ein Funke altirischer Frömmigkeit und Sittenreinheit, und in der Gesammtheit ein Enthusiasmus für den so lange gedrückten Glauben erhalten hat, der heutigen Tags hier am äußersten Rande Europas fast vereinzelt dasteht. Man muß in der St. Patrick's Kathedrale zu Dublin, wo sich noch der Brunnen befindet, in dem einst der Heilige die ersten Christen getauft haben soll, dem pomphaften anglicanischen Ritus beiwohnen und hinaustreten in die nächsten Straßen, wo wie in einem Ghetto das verstoßene Volk dicht, schmutzig, aber liebend um das entrissene Heiligthum gelagert, zu Tausenden wohnt; man muß durch ganz Irland in Stadt und Land die winzigen, in Roccoco oder aftergriechischem Stil errichteten Meßhäuser stets vollgedrängt und daneben die gothischen Bauten nur spärlich besucht gesehn, man muß gehört haben, wie der katholische Ire seinen Tempel überall bescheiden eine Capelle und den der Gegner die Kirche nennt, und man wird erst völlig begreifen, welche furchtbare, erfolgreiche Waffe die anglicanische Staats-

kirche in der Hand der Eroberer gewesen ist. Sie hat vollbracht, was der Krone und den Baronen allein nicht gelungen.

Das große Wetter, das mit den Stuarts über Großbritannien hingezogen, hat auch in Irland tiefe Spuren hinterlassen —: es umfaßt die dritte Epoche, in der sich die Fäden mit dem Einschlag schicksalsvoll verschlingen. Unter Jakob I., dessen pedantische Königskunst doch manchen richtigen Gedanken zur Ausführung brachte, erscheint zuerst die ganze Insel in Grafschaften eingetheilt und tritt gesittetes englisches Erbrecht fast durchweg an die Stelle des wüsten Brauchs von Brehon und Tanistry. Aber während eine Union der drei Kronen auf dem Haupte des zweiten Salomo stattfindet, geschehen in den einzelnen Ländern nach dem Maaßstabe je ihrer politischen Befähigung sehr verschiedenartige politische Experimente. In Irland berief Jakob ein Parlament ohne Unterschied der Race und des Glaubens, doch keiner der beiden Theile besaß die Befähigung zu paritätischem Dasein. Schon bei der Wahl des Sprechers gerieth man einander in die Haare: als die katholische Minderheit rascher bei der Hand war und ihren Erwählten auf den Stuhl erhob, stülpten die Protestanten ihren Sprecher jenem in den Schooß. Eine organisirte politische Agitation, hauptsächlich von den Priestern geleitet, kam jenen vielfach zu Statten.

Sie bedurften derselben zu ihrem Schutze um so mehr, als das alte Object, um welches es sich seit mehr denn vier Jahrhunderten gehandelt, Land, in dem Zeitalter, da Alles über das Meer ging, um nach großartigen Systemen kolonisiren zu helfen, von Neuem doppelt begierig in Irland gesucht wurde. Die großen Confiscationen der letzten Regierung brachten manche Niederlassungen nach dem Westen und Süden; doch die denkwürdigsten Kolonien zogen nach Norden und Osten, in die weiten Gebiete von Ulster, betriebsame Schotten und die zahlreichen Ansiedler der Londoner Commune. Mit ihnen faßten ächt puritanischer Protestantismus und bürgerliche Selbstverwaltung Fuß. Ihr Anrecht an Grund und Boden, die Austreibung der noch septenartig aneinander klebenden Urbewohner darf man freilich nicht erforschen wollen; eine eigene Klasse von „Entdeckern" vermittelte das für die Krone höchst einträgliche Geschäft mit denselben und wandte in besonders ernsten Fällen sogar ungehindert peinliches Verfahren an.

Unter Karl I. wurde der Druck dieses Systems kleinlicher und darum empörender. Nicht nur Erleichterung von den strengen religiösen Strafgesetzen ließ sich dieser Fürst um hohe Bußsummen (graces) von den Katholiken abkaufen, sie meinten um ähnliche Abgaben den noch geretteten Grundbesitz sich erhalten oder selbst geringfügigere Dinge wie ihren jäm-

merlichen Brauch behaupten zu können, Rinder und Pferde mit dem Schwanze statt des Geschirrs an den Pflug zu spannen. Und wie bezeichnend für die verrätherische Sinnesweise Karl's, der alle diese Schmerzensgelder einsteckte: hinterher hat er seine Bewilligung wohl unter dem Vorwande widerrufen, daß er ohne vorherige Genehmigung des englischen Staatsraths, also gegen Poynings' Gesetz gehandelt. Mittlerweile war der gescheute Förderer seiner reactionären, volksfeindlichen Gedanken, Graf Strafford, eben in Irland unermüdlich thätig, aus den dortigen verwegenen Elementen ein stehendes Heer zu schaffen, indem er zwar nach großem Maaßstabe den Landraub fortsetzte, durch Einführung neuer Betriebsmittel, wie der Linnenindustrie, aber auch die Kraft von Land und Leuten hob. Allein seine irische Administration, die allerdings zum ersten Male dort mit Gewalt der Krone Respect verschaffte, offenbarte doch schon zur Genüge das verderbliche Ziel dieses bedeutenden Mannes: die nach Laud's Principien auch in Irland schaltende anglicanische Kirche erbitterte Katholiken und Puritaner, alle Theile bekamen den modernen Despotismus zu schmecken, mit welchem Karl Stuart religiöse und politische Freiheit unter die Füße treten wollte. Ein Land wie Irland zu regieren, mochte der Graf freilich ganz geschaffen sein, aber schon wurden seine Grundsätze in den beiden anderen Reichen hartnäckig angefochten, und die Vorkämpfer der Freiheit hatten Brüder und Freunde auf der grünen Insel. Mit der Revolution in England explodirte gleichzeitig der von allen Seiten aufgeschichtete Zündstoff in Irland.

Von Anfang an standen die Puritaner der Kolonie und die gedrückten irischen Katholiken auf der Lauer, jene in engster Beziehung zu ihren tapferen englischen und schottischen Gesinnungsgenossen, diese geleitet und angestachelt durch geistliche Agenten, die von Paris, Madrid und Rom ihre Parole empfingen. Jedoch, sobald Strafford's Haupt gefallen, als das Parlament zu Westminster dessen irische Truppen aufgelöst hatte und daran ging, in der großen Remonstranz nebst Sternkammer und hoher Commission die Prärogative der Krone und die Macht der anglicanischen Hierarchie zu brechen, da wurden die bösen Geister auf beiden Seiten, die bisher mit Anstrengung in Zaum gehalten worden, zu wilder Wuth entfesselt. Zum festgesetzten Tage brachen vornehmlich unter Führung Phelim O'Neil's und Roger O'More's, in denen noch einmal eine Reminiscenz der alten Häuptlinge aufflackerte, und durch fanatische Ordensbrüder angefeuert, die Katholiken altirischer wie englischer Zunge über die Protestanten des Pale und der Kolonien im Norden herein und richteten jenes fürchterliche Blutbad an, in dem an die Hunderttausend zu Grunde gingen. „Die Motive der sicilianischen Vesper durchdrangen sich mit de-

nen der Bartholomäusnacht," wie Ranke sagt. Die englisch-schottische Partei setzte sich freilich bald erfolgreich zur Wehr, indem sie die Gräuel, die sie erfahren, mit ausgesuchter Grausamkeit zurückgab; allein das blutige Massacre und die Forderungen der an Stuart festhaltenden Barbaren offenbarten doch den inneren Zusammenhang, in welchem diese Ereignisse mit dem so eben in England und Schottland scheiternden Despotismus standen. Karl selber, das ist sicher, hatte keinen persönlichen Antheil an dem Ausbruch, denn umsonst haben sich seine erbittertsten Gegner alle erdenkliche Mühe gegeben, die Beweise herbeizuschaffen. Allein die Bewegung war ihm keineswegs entgegengesetzt; die irischen Katholiken, denen er allerlei Indulgenzen gewährt, erblickten gleich ihm in dem Parlamente von puritanischer Ueberzeugung den geschworenen Feind, und der König hat von dem Eindrucke, den das furchtbare Ereigniß machen müsse, noch einmal eine Wendung zu seinen Gunsten gehofft. Erst später, in halber Verzweiflung, hat er den Iren Zugeständnisse angeboten — Zugeständnisse, deren Erfüllung aus ihm einen Vasallen Roms gemacht haben müßten.

Während der folgenden Revolutionskämpfe lassen sich Anfangs in Irland vier Factionen unterscheiden: die verbündeten irischen Katholiken, der katholische Adel des Pale, die protestantischen Royalisten und die Anhänger des Parlaments, die auch hier bald in königliche Presbyterianer und republikanische Independenten auseinander gingen. Im Laufe der Zeit blieben nur zwei Factionen: Ultramontane und Independenten; jene, getrieben von Pfaffen und Nativisten, und der Weisung eines päpstlichen Legaten folgend, trachteten die Insel einem auswärtigen katholischen Fürsten zuzuwenden, diese dagegen alle Abgöttischen mit der Schärfe des Schwerts zu schlagen und dadurch Irland sächsisch zu machen. Zwischen beiden fand schließlich Graf Ormond, der einzige, der mit Mannesmuth und Treue nicht von der Fahne des Königs wich, und der lieber die letzten festen Plätze den englischen Parlamentariern als den katholischen Barbaren auslieferte, keinen Platz mehr. Erst als Karl's Haupt gefallen und mit der Errichtung der Republik in England zunächst die Waffen ruheten, wurde den Siegern Zeit, für das Gemetzel, das neun Jahre unbestraft geblieben, volle Rache zu üben und einen Versuch, von Irland aus das anglicanische Königthum wieder aufzurichten, im Keime zu ersticken.

Im Sommer 1649 erschien Oliver Cromwell, den das Schwert factisch schon an die Spitze des neuen Staatswesens gebracht hatte, mit seinen eisernen Kerntruppen als General-Gouverneur in Irland, und fuhr wie ein Donnerkeil auf die Häupter der Royalisten englischer Abstammung wie der Nationaliren, die in sehr loser Einigung einer solchen Kraft gegenüber am Wenigsten geschlossen zu widerstehen vermochten. Die Härte,

mit der er bei'm Sturme von Drogheda und Wexford Alles über die Klinge springen ließ, hat er keineswegs fanatisch, sondern kaltblütig damit zu entschuldigen gesucht, daß dadurch fernerem Blutbade vorgebeugt werde. Was englisch, wenn auch katholisch war, ging über oder unterwarf sich; das Keltenthum setzte sich bald nur noch in einigen festen Plätzen des Westens oder in den Sumpf- und Bergdistricten von Ulster, Connaught und Munster zu verzweifelter Wehr; Hugh O'Neil und Hugh Mac Phelim, auch wohl ein streitbarer Bischof wie vor Alters waren die Führer. Hatte einige Jahre zuvor der Nuntius des Papstes die Insel von Großbritannien abzureißen und dem katholisch-romanischen Europa zu annectiren getrachtet, so zog sie der große Oliver nun um so fester zu seinem protestantischen Staate hinüber; ihm galt es, noch ganz anders zu kolonisiren, als Tudors oder Stuarts jemals zuvor gethan.

Zwar fiel es ihm nicht ein, eine ganze Race vom Erdboden zu vertilgen, auch wenn er, wie er sich ausdrückte, Irland gleich Yorkshire machen wollte. Aber der Krieg hatte doch den gehetzten Kelten arg zugesetzt, Tausende wurden als Sklaven nach Westindien geschleppt, Tausende flohen in's Ausland, um unter fremden Fahnen den Protestantismus bekämpfen zu helfen. Und mit den Zurückbleibenden ließ sich der Sieger wegen ihres Glaubens auf kein Compromiß ein, wie Karl und seine Statthalter immer wieder zu ihrem eigenen Verderben versucht hatten; von Anerkennung einer katholischen Kirche konnte keine Rede sein. Ruhe, Ordnung und ein Aufschwung in allen Segnungen des Friedens, wie sie die Insel zuvor niemals gekannt hatte, erzielte seine staatsmännische Meisterhand aber dennoch vorzüglich durch zwei Mittel. Einmal siedelte er Schaaren seiner siegreichen Genossen und hinterdrein ziehender Landsleute auch in Gegenden an, wohin bisher die Kolonie noch nicht vorgedrungen, so daß fortan nur Connaught, das nordwestliche Viertel, specifisch keltisch blieb, und das Uebergewicht der englischen über die Urbevölkerung auf immer festgestellt wurde. Ein aufmerksames Auge wird heute noch die Spuren der gottesfürchtigen, tapferen und arbeitsamen Pflanzer aus jenen Tagen entdecken können. Ferner aber wurde Irland durch eigene Abgeordnete im Parlament zu Westminster vertreten und jede Schranke des commerciellen Verkehrs mit dem Mutterlande beseitigt. Allein andere Anforderungen riefen Cromwell nur zu bald wieder ab, und wenn auch während des Protectorats zunächst Ireton die letzten Plätze im Westen unterwarf und nach ihm der tüchtige Heinrich Cromwell das Werk des Vaters fortsetzte und festigte, so trat doch bald nach dessen Tode in allen drei Reichen die Restauration ein. Für Irland bedeutete sie die Sprengung jener politischen Union. Der Name dessen aber, der sie zu begründen versuchte, lebt seit-

dem als ewiger Schrecken beim irischen Volke, obwohl es nach den nun wiederum entrissenen Gütern mehr als anderthalb Jahrhunderte vergeblich hat seufzen müssen. Wo nur in Stadt und Land eine besonders mächtige Burgruine sich erhebt, da hat Cromwell sie dazu gemacht; und am Gestade des atlantischen Meers, an den Baien von Galway und Clewe, bis wohin er selber doch niemals vorgedrungen, da scheucht heute noch die Mutter ihr schreiendes Kind mit seinem fürchterlichen Namen zur Ruhe.

So wie sein Werk wieder zerfiel, brachen auch die Stürme des Racen- und Glaubenshasses noch einmal wieder herein, noch einmal erneuerte sich der Kampf um Grund und Boden. In diesem Punkte aber wußten die letzten Ansiedler, Cromwell's Eisenseiten, festzuhalten, was ihnen zuertheilt worden, und die revolutionäre Besitzergreifung ist trotz aller Kunstgriffe der verjagten Eigenthümer nicht wieder rückgängig gemacht worden. Allein mit der Sprengung des einheitlichen Parlaments in drei gesonderte begann englischer Eigennutz, gestachelt durch die Entfaltung von Handel und Gewerbe in Irland, wie sie Cromwell und vor ihm schon Strafford angeregt, zuerst durch einen kurzsichtigen und naturwidrigen Schutzzoll sich und der Nachbarinsel den Unterhalt und gedeihliche Weiterentwickelung abzuschneiden. Der Kern aller dieser Uebel aber lag doch in der Rückkehr der Stuarts, die, nunmehr am Gängelbande eines Ludwig's XIV., schamloser, als ihr Vater es gewagt, den Katholiken Irlands goldene Verheißungen machten.

Erst Jakob II., als er sich anschickte, um in bigotem Unverstand seine Kronen zu verspielen, schien als Katholik auf dem Wege, den Iren gerecht zu werden. Sein Statthalter Tyrconnell, von verwegener angloirischer Herkunft, führte die keltischen und die englischen Glaubensgenossen wieder zusammen. Aber die Proscriptionsacten des Dubliner Parlaments gegen die protestantischen Ansiedler aus den letzten Jahrzehnten offenbarten nur zu sehr, daß es einem Theile dieser Royalisten weit weniger um ihren Glauben als um das stets bestrittene Land zu thun war; die Urbesitzer wären mit Hülfe dieser Maaßregeln niemals wieder zu ihrem Recht gekommen. Der zweite Bürgerkrieg des Jahrhunderts brachte unter ähnlichen Erscheinungen wie der erste bald einen Umschwung herbei; er gipfelte in dem Heldenmuthe der Vertheidiger von Londonderry und Enniskillen und in Wilhelm's III. kurzem, entscheidendem Siegeszuge, Thaten, denen Macaulay's glänzende Darstellung ein unvergängliches Denkmal errichtet hat. Die Tendenzen und ihre Träger verfolgten ungefähr wieder die Bahnen, welche Cromwell einst geschritten, aber nach den befestigten und in einigen Stücken wenigstens auch milderen Normen des Jahres 1688.

Mit dem achtzehnten Jahrhunderte hebt der vierte Act an. Das

englische Wesen, parlamentarisch, protestantisch hatte das Feld behauptet; das keltische Element war jämmerlich zurückgetrieben oder unterworfen. Seine besten Kräfte waren in alle Winde zerstoben und conspirirten in bitterem Exil, wie etwa heutzutage die Polen. Aber wenn man immer noch England die Mittel vorwirft, mit denen es sich selber Freiheit und Herrschaft errungen, wenn man warnend auf die tapferen Verbannten hinweist, die in der Kriegsgeschichte Europas ihr Schwert damals wie heute noch bald den Bourbonen in Spanien, bald den Lothringern Oesterreichs, bald den Bonapartes leihen, so übersieht man, daß auch die andere Seite in Folge des großen Glaubenskampfes Verbannte bei sich aufnahm, daß namentlich Hugenotten für den Großen Kurfürsten am Rhein, wie für König Wilhelm am Boyne fochten. Der eigentliche Schaden, der wunde Fleck, der Fluch, den England mit seinem Siege überkam, lag in der Unmöglichkeit, gegen die Besiegten Toleranz zu üben. Wilhelm III., in diesem Punkte wie in so manchem seiner Zeit und seinen Völkern voraus, wünschte entschieden Gnade für Recht ergehn zu lassen. Aber man weiß, wie er, der erste wahrhaft constitutionelle Fürst, daheim und dem katholischen Europa gegenüber gebunden war, wie er nicht verhindern konnte, daß allerdings erst einige Jahre nach seinem Tode der grünen Insel jene Knebel angelegt wurden, die vermittelst intoleranter, grausamer Gesetze Alles, was katholisch geblieben, geradezu für rechtlos erklärten, indem ihm der Genuß der britischen Freiheitsmittel, zumal jeder Antheil an der parlamentarischen Verfassung abgesprochen wurde. Der fürchterliche Strafcodex, mit dem die siegreichen Whigs die Beute festhielten, ist, von welcher Seite man ihn auch betrachtet, jeder Beschönigung bar; er bildet ein Schandmal inmitten der Aufklärung des Jahrhunderts und gerade in dem politischen Systeme, das eben anfing als das gediegenste die Augen der Welt auf sich zu lenken. Die Wirkung seiner unmenschlichen Principien mußte nothwendiger Weise in socialer wie politischer Beziehung beiden Theilen noch verderblicher werden, als der Racen- und Glaubenshaß, wie er die bisherige Geschichte mit Thränen und Blut erfüllt. Den Verfolgten ist jede Möglichkeit genommen, ihren Angehörigen Unterricht zu verschaffen: treten sie nicht über, so bleiben sie als Katholiken von den Schulen ausgeschlossen, um wie die Wilden aufzuwachsen; suchen sie die Kinder in's Ausland zu schicken, so werden sie an Freiheit und Habe gestraft. So wurde ein Volk mit hellen, lernbegierigen Köpfen dahin getrieben, daß die Armuth hinter den Hecken, in den Gräben an der Straße oder im Schmutze armseliger Hütten unter den Schweinen sich einen Lehrer suchte, dessen Mühe mit wenigen Stücken Torf, mit Kartoffeln und Eiern gelohnt wurde. So knüpfte sich nur um so fester das innige Band zwischen Laien und Priestern, die

denselben Sphären entsprungen, so wurden die wenigen Bevorzugten in Glauben, Wissen und Haß auf die doch niemals völlig zu sperrende auswärtige Verbindung angewiesen. Die Verfolgten, im Verlauf der Eroberungs- und Bürgerkriege in der großen Mehrzahl von freien Landbauern zu Pächtern und Einliegern herabgesunken, durften ferner grundsätzlich nicht mehr freies liegendes Eigenthum erwerben, und während Protestanten wie in England Pachtcontracte auf drei Menschenleben eingehn konnten, war ihnen nur gestattet, höchstens Verträge von einunddreißig Jahren zu schließen. Nicht einmal Feld- und Wildhüter eines Edelmanns durften sie werden. Das unbewegliche Eigenthum soll nicht einem einzelnen Erben zufallen, sondern, als käme es eben darauf an, den Fluch des altirischen Erbrechts wieder lebendig zu machen, unter sämmtliche Nachkommen vertheilt werden. Trat einer ihrer Söhne gar zum protestantischen Glauben über, so verlangte das Gesetz, als ob es in der Hölle geschrieben, daß er damit den eigenen Vater enterbte. Verheirathung zwischen den beiden Confessionen war auf das Strengste verboten, so daß jede Gelegenheit menschlicher Versöhnung systematisch fern gehalten wurde. Priester und Ordensgeistliche, die, da auf Messelesen Verbannung und im Wiederholungsfalle die Todesstrafe stand, nur im Stillen und in Privathäusern ihr Amt pflogen, wurden in den protestantischen Pfarreien registirt und internirt. Wer es wagte, sich in Frankreich die Weihen zu holen oder gar als Bischof die Jurisdiction auszuüben, setzte sich der Gefahr aus, als Hochverräther belangt zu werden. Fürwahr, eine Ausrottung mit Stumpf und Stil, wie Philipp II. sie in den Niederlanden anstrebte und Ludwig XIV. sie in den Cevennen durchführte, wäre hiergegen Barmherzigkeit gewesen; doch der Geist des Jahrhunderts und im Grunde auch die allgemeine protestantische Taktik bebten davor zurück.

Und was anders war der Zweck dieses satanischen Drucks, als die Waffe, mit der man endlich Herr des Bodens geworden, jene Staatskirche festzuhalten, die in Irland alles Andere, nur nicht ein nationales Institut sein konnte. Statt des evangelischen Friedens hatte sie höchstens die Stille des Grabes über das Land gebracht. Als herrschende Minorität konnte sie sich nur durch Mittel der Gewalt und des Zwangs behaupten; in den Augen selbst ihrer besseren Vertreter war ihre Existenz eine Lüge, hatten sie doch für die Beseitigung der katholischen Feiertage, für das Verbot, Papisten im öffentlichen Leben als Anwälte zuzulassen, für den Ausschluß aller Nicht-Anglicaner von Trinity College keine andere Entschuldigung, als sich in ihrem Besitz zu sichern und vor der Welt als rechtmäßige Inhaber zu erscheinen. Ihrer starren und stolzen Art gemäß gaben sich ihre Mitglieder nur in äußerst seltenen Fällen die Mühe, die

unwirrsche und verhaßte Muttersprache der Unterjochten zu erlernen; mit ihrer Predigt vor leeren Bänken, mit der Pflege der Schulen, deren Besucher sorgfältig nach dem Taufcertificat gefragt wurden, haben sie selbstverständlich nichts geleistet. Ihre eigene theologische Schule war zu sehr von weltlichen und polemischen Interessen wider die Gegner beherrscht, die es galt möglichst schwarz zu malen, als daß dort für sie selber frisches, hoffnungsvolles Leben hätte entspringen können. Erst gegen die Mitte des Jahrhunderts sieht man den Klerus thätig, wenigstens die Gebäude, die vieler Orten gräulich desecrirt worden, anständig herzustellen und mit der anglicanischen Liturgie eine unbedeutende Propaganda zu machen.

Allein politisch hatte das scharfe Instrument doch eine schneidende Wirkung. Als in den Jahren 1715 und 1745 das schottische Keltenthum sich noch einmal in letzter krampfhafter Zuckung regte, als die Tories im Bunde mit den verjagten Stuarts selbst in England dem herrschenden System Gefahr bereiteten, blieben in Irland Tendenzen, die dort auf weit mehr Sympathie als in den Nachbarländern hätten rechnen können, ohne Anklang und Vertretung. Hier gab es einstweilen nur innerhalb der protestantischen Bevölkerung eine Art politischen Lebens, indem auf den Parlamenten zu Dublin sich zwei Factionen, ein englisches und ein irisches Interesse, wie man es hieß, gegenüber traten. Diese beiden Theile verhalten sich nachmals zu einander, wie Spanier und Creolen einst in Mexico oder Chile. Engländer und protestantische Iren ringen um den Alleinbesitz der Macht mit allen ihren Aemtern und Pfründen in Kirche und Staat. Kam es Letzteren darauf an, jene thörichte Sperre in Handel und Verkehr abzuschütteln, so knüpften die Engländer wenigstens administrativ die Kolonie an das Mutterland und handelten unter höheren, weiteren Gesichtspunkten. Jene hatten an Swift, dem Dechanten von St. Patrick, einen Wortführer mit scharfer Zunge und spitzer Feder, der, ein geschworener Tory und zur Agitation geschaffen, den Geifer seiner Satire und seiner eigenen Wuth oft bis zur Widersinnigkeit an den Gegnern ausließ. Die Engländer ihrerseits lehnten sich an eine Regierung an, deren Vertreter und Mittel naturgemäß das Seitenstück waren zu der Fäulniß, die über ein halbes Jahrhundert daheim in den herrschenden Kreisen um sich gegriffen. Es ist klar, wie durch den Kampf solcher Elemente ihre gemeinsamen Interessen, die Herrschaft ihrer Religion, innere Sicherheit und Wohlstand nur geschädigt wurden, da es beiden gemeinsam höchstens nur darum zu thun sein konnte, die Millionen der Unterdrückten in Verdummung, Trägheit und Knechtschaft zu erhalten.

Die irischen Creolen haben in dieser selbstmörderischen Thätigkeit ohne Frage das Meiste geleistet. Zwar stand Handel und Wandel bei ihnen,

vorzüglich die Leinwandindustrie in Ulster, in einiger Blüthe, aber die Behinderung eigener Schifffahrt und die zwerghafte Landwirthschaft, mit der sich die meisten zugleich befaßten, ließen kein rechtes Behagen aufkommen, worauf die Auswanderung vieler Tausende, und ausschließlich nur Protestanten hindeutet, die schon unter den ersten Georgen sich von den Häfen von Belfast und Londonderry nach Amerika einschifften. Doch der eigentliche Fluch der Partei waren die Nachkommen der Officiere und Soldaten Cromwell's, jene zahlreiche Gentry, in deren Hände einst an neunzehn Zwanzigtheile des gesammten Grundbesitzes übergegangen sein sollen. Ohne Seelenadel und inneren moralischen Gehalt waren sie auf dem tückischen Boden verwildert, wie einst die normännischen Barone. Parvenus, wie sie waren, nahmen sie es in Brutalität und Verschwendung, in Trunk- und Raufsucht mit der verkommensten Aristokratie Europas auf. Die Verschuldung, in welche solches Leben und grenzenlose Unwissenheit sie stürzte, suchten sie einigermaaßen durch grausame Behandlung ihrer Untergebenen zu decken, wozu die Zwangsgesetze ja ohnedies aufforderten. Zudem wurden sie noch persönlich angestachelt, da fast überall unter den elenden Haufen sich Träger altberühmter Nationalnamen befanden, bei denen wie bei den Clangenossen, den vom Pfluge und vom Ladentisch hergekommenen Bedrängern gegenüber, der rechtmäßige Titel des Besitzes forterbte. Der Zustand läßt sich nicht besser schildern, als mit den Worten Arthur Young's in den Aufzeichnungen über seine Reisen in Irland während der Jahre 1776 bis 1779. Da heißt es mit gerechtem Zorn: „Ein Gutsherr in Irland kann kaum einen Befehl erfinden, den ein Diener, Arbeiter oder Häusler zu vollstrecken sich weigern darf. Nur mit unbedingtem Gehorsam ist er zufrieden. Geringschätzung oder gar Trotz kann er vollkommen sicher mit Stock oder Peitsche strafen. Dem Elenden würden Arme und Beine zerbrochen, wenn er so dreist wäre, die Hand zur Abwehr zu erheben. Von Niederhauen wird auf dem Lande in einem Tone gesprochen, der einen Engländer staunen macht. Angesehene Gutsbesitzer haben mich versichert, daß viele ihrer Häuslinge sich eine Ehre daraus machen würden, wenn sie ihre Weiber und Töchter einlüden, bei ihnen zu schlafen: das bezeugt die Knechtschaft, unter welcher dieses Volk leben muß. Ja, man erzählt mir, wie selbst das Leben der Armen nicht geschont wird, ohne jede Achtung vor dem Gesetz. Freilich ist dies nicht mehr gewöhnlich; denn ehedem geschah es alle Tage, jetzt aber gewinnen die Gesetze die Oberhand. Dem gleichgültigsten Reisenden muß es auffallen, wenn er ganze Züge von Karren von dem Bedienten eines Edelmanns in den Graben peitschen sieht, um dem Wagen seines Herrn Platz zu machen. Werfen sie um oder werden zerbrochen, so müssen sie es geduldig ertragen; wollten sie sich bekla-

gen, so gäbe es sofort die Hetzpeitsche. Die Vollstreckung der Gesetze ist in der Hand der Friedensrichter, die meist der illiberalsten Klasse des Königreichs angehören. Wenn ein Armer gegen einen Gentleman oder ein Thier, das sich einen Gentleman zu nennen beliebt, Klage führt und der Richter läßt ihn vorladen, so gilt das für eine Beschimpfung und es erfolgt sofort eine Forderung. Wenn Sitten sich wider das Recht verschwören, bei wem soll das unterdrückte Volk da Zuflucht finden? Es steht fest, ein armer Mann, der mit einem Gentleman einen Proceß anfängt, muß — doch ich rede thöricht; sie kennen ihre Lage zu gut, als daß sie es sich einfallen ließen. Für sie giebt es keine andere Vertheidigung, als wenn ein Herr sie wider den anderen schützt, der seine Vasallen etwa sicher stellt wie die Hammel, die er zu verzehren gedenkt." Es war das roheste Junkerthum, wie es gern an der Grenzscheide zweier Racen haftet, wie es noch heute im neunzehnten Jahrhunderte auf deutsch-slavischem Boden keineswegs erstorben ist.

Das ganze System mit unerschwinglichem Pachtzins und niedrigstem Tagelohn, und nicht etwa angeborene Trägheit der irischen Race ließ ein Land verkommen, über welches die Natur so manche ihrer reichsten Segnungen ausgegossen. Ist es zu verwundern, wenn viele jener edlen Herren ihren Höfen und Schlössern den Rücken wandten, um altem Beispiel folgend den Schweiß von Tausenden in Saus und Braus zu Dublin oder London zu verprassen. Es lag weniger daran, daß diese Absenteristen unfruchtbare Capitalien*) draußen durchbrachten, so sehr auch späterhin gerade in Irland die Abneigung gegen eine Union aus dieser Besorgniß entsprungen sein mag; der vornehmste Schaden bestand darin, daß die höhere, vornehmere Klasse sich selbst dem Lande entzog, sie, die bei gesitteten Zuständen den breiten, niederen Schichten der Bevölkerung ein Beispiel zur Nachahmung bieten soll. Statt ihrer blieb nun vornehmlich jenes Geschmeiß ansässig, die berüchtigten Mittelmänner, die, wie die Procuratoren des alten Roms, die Rente für den Grundherrn in Pacht nahmen und, um diese zu steigern und sich selber obenein die Taschen zu füllen, das Land oft fünffach über den Werth in kleine Pacht und Aberpacht austhaten. Sie sind es, die den herrlichen Boden bis auf den niedrigsten Grad unproductiver Zwergwirthschaft herabgebracht und die letzte Spur des Sinnes für Reinlichkeit und Fleiß in den zu thierischen Sklaven entwürdigten Leuten vertilgt, die, da Herr und Knecht einander nicht mehr berührten, auch die Möglichkeit genommen haben, Mitleid zu üben. Das Unheil mußte sich in's Ungeheure steigern, wenn gar drei oder vier solcher Blut-

*) Young berechnet die Anzahl abwesender Gutsherrn auf 194, die Rimessen, die sie sich zustellen lassen, auf 732,000 Pfund jährlich.

sauger zwischen dem großen Grundbesitzer und seinen Bauern standen und, statt zu amelioriren, dem Boden wie dem Menschen systematisch jede Kraft entzogen. Auch der Liberator O'Connell trieb dieses Geschäft mit Profit, indem er als Mittelmann dreimal so viel von den Pächtern bezog, als er dem Gutsherrn bezahlte.

Nur in einem Punkte harmonirte jedoch der Grundherr häufig mit den Hörigen: ihm war das vom Gesetz anerkannte und erzwungene Recht des Klerus auf den Zehnten eben so fatal wie diesen. Wenn die Anträge, welche die Gentry im Parlamente dagegen stellte, nicht halfen, so griffen die Junker zu dem echt irischen Mittel des Widerstands auf eigene Faust. Associationen auf den Gerichtstagen der Grafschaft drohten mit Gewalt; verschmitzte Advocaten und ein gemeinsamer Fonds suchten in den Processen mit der Geistlichkeit zu gewinnen. Gab es ein besseres Beispiel für Paddy, wenn er in all' seinem Elend einmal Gelegenheit fand sich zu regen? Ihm schwoll die Galle längst wider die fremden Pfaffen, die keine Seelsorge hatten, nur selten auf der Pfründe lebten, aber um so schärfer auf das pünktliche Einlaufen oder die Einpfändung des Zehnten hielten. Der Druck, die Noth von allen Seiten, die Verzweiflung trieben Armuth und Elend schon um die Mitte des Jahrhunderts, namentlich in den südlichen Grafschaften, zu geheim organisirtem Raub und Mord: unter dem Namen der Whiteboys haben sie sich lange den größten Schrecken bereitet. So sammelte sich in entgegengesetzten Sphären wiederum Zündstoff zu gefährlicher Explosion zu einer Zeit, als der Ertrag des Bodens, des Handels und Gewerbes zusehends abnahm, das Elend aber haarsträubend sich steigerte. Schon Swift hat die Lumpen und Schaaren der Bettler geschildert, wie sie noch heute auf den Straßen in Stadt und Land anzutreffen sind. Längst stand der Ire in dem Rufe der Faulheit, der Dieberei, des Lügens. Und war das irgendwie auffallend? Man kann sich nur wundern, wie in solcher Lage ein Volk nicht nur sich zu ernähren, sondern sogar reißend zu vermehren vermochte.

Diese Erscheinung ist verschiedenen Umständen zuzuschreiben. Seit anderthalb Jahrhunderten wucherte die Kartoffel auf der Insel, deren Bau fast ohne alle Mühe die reichlichste Nahrung abwarf. Menschen und Vieh verzehrten sie in ungeheuren Quantitäten gemüthlich aus einem Topf, den allerelendesten schmeckte sie sogar noch mit Seetang gemischt. Ein Obdach aus Feldstein, Lehm, Torf und einigen Stöcken war überall in wenigen Stunden leicht herzustellen. Der Fremde konnte sich nicht genug verwundern, daß da, wo gestern noch keine lebende Seele gehaust, am anderen Tage eine Hütte stand oder eine Höhle angebaut worden, in der Mann und Weib, Kinder und Schweine, Alles bunt durch einander, ihr Wesen

trieben. Ein Kosen umschloß sie alle. Bei so naiver Leichtigkeit der Existenz, bei einer Gleichgültigkeit, die sich längst entwöhnte, an den kommenden Morgen zu denken, bei sehr mangelhafter Enthaltsamkeit war das Heirathen der jungen Leute hergebracht und ein kolossaler Kindersegen ist in Irland eine alte Thatsache. Noch heute fördern die Priester die frühzeitige Ehe und erhalten ihrer Nation dadurch den Ruhm der Keuschheit. Auch Young billigt das System, wie er, der gewiegte Landwirth, in der Kartoffel das Heil Irlands zu erblicken glaubte. Wie würde er, der die Bevölkerung der Insel noch unter drei Millionen, worunter 500,000 Angloiren, schätzte, seinen national-ökonomischen Standpunkt gewechselt haben, hätte er das Jahr 1846 erlebt!

Allein auch das achtzehnte Jahrhundert, ohne Krieg in Irland, schwang seine Geißel über die Bevölkerung, daß sie nicht zu reißend um sich griff. Im Jahre 1741 raffte ein entsetzliches Sterben an 400,000 Menschen hin, worüber ein Bericht sagt: „Nachdem ich einige Jahre abwesend gewesen, fand ich bei meiner Rückkehr im letzten Sommer das jämmerlichste Elend, von dem ich je in der Geschichte gelesen. Armuth und Verderben auf jedem Antlitz, der Reiche nicht im Stande dem Armen zu helfen, die Straßen bedeckt mit Todten und Sterbenden; die Menschenkinder von der Farbe der Ampfern und der Nesseln, von denen sie sich nährten; zwei oder drei, bisweilen mehr auf einem Karren mit der Leiche, statt der Träger, viele nur eingescharrt in Feld und Graben, wo sie eben gestorben." Die Werbeofficiere der englischen Regimenter fanden hier längst die beste Ausbeute an Recruten; viele Tausende verschlang der Krieg, die meisten noch immer unter fremden Fahnen. Man hat berechnet, daß von 1691 bis 1745, wo irische Regimenter bei Fontenay über die Garden Georg's II. siegten, 450,000 Iren allein im Dienste Frankreichs gestorben sind.

Unter allen diesen Plagen wuchs nun der Geist des Widerstands. Der Whiteboy, der unmöglich Achtung vor dem Gesetz seiner Bedränger haben konnte, griff zu Verschwörung und wildem Faustrecht; umsonst mahnte ihn sein Priester ab, als Wegelagerer legte er die Flinte an auf Eigenthümer, Mittelmann oder Zehntpächter. Die Rachsucht gegen die „Sachsen" trieb zum agrarischen Mord. Dabei war Streit und Blutvergießen unter den Eingeborenen an der Tagesordnung zu großer Befriedigung der herrschenden Stände. In dieses Chaos von Gewalt, Elend und Verbrechen fiel nun im letzten Viertel des Jahrhunderts der Funke der Revolution.

Der Aufstand Americas wirkte auf der Stelle. Im Jahre 1778 wurden durch Beschluß beider Parlamente die grausamsten Paragraphen des fürchterlichen Strafcodex beseitigt; auch der Handel erhielt wenigstens

einige Erleichterungen. Dabei regte sich die irische Opposition mit verdoppelter Kraft für ein ähnliches Recht, „wie es die Neuengländer so eben erfochten." Auch ihr Land war ja eine gedrückte Kolonie, noch galt Poynings' altes Statut, geschärft durch eine Acte Georg's I.; das Ziel war, die Freiheit von der bevormundenden Fessel des Parlaments zu Westminster zu erkämpfen. Als Freiwillige bewaffnet, unter dem Vorwande, einer Landung der Franzosen zu begegnen, zwangen sie der vielfach bedrängten Regierung im Jahre 1782 die parlamentarische Freiheit Irlands ab. Es fehlte der Bewegung nicht an hochherzigen patriotischen Führern, unter denen Henry Grattan jedenfalls sich einen unvergänglichen Namen erworben hat. Dies ist nicht der Ort, um die Extravaganzen des Dubliner Parlaments und die bald schwungvollen, bald halb verrückten Reden seiner Feuer schnaubenden Declamatoren zu schildern, auch nicht, um näher in die Zusammensetzung jener Versammlung, ihre fabelhafte Bestechlichkeit und alle Künste einzugehn, mit denen die Regierung doch solchem Lärm gegenüber stand zu halten vermocht hat. Es genügt, daran zu erinnern, daß der junge Pitt mit erleuchteten, liberalen Maaßregeln daran ging, das Uebel an der Wurzel zu packen. In England wie in Irland griff er die Parlamentsreform an und that Schritte zur Entfesselung des Handels. Den irischen Katholiken gewährte er die Errichtung der theologischen Schule zu Maynooth; die Emancipation ihrer Confession, Irlands völlige politische Befreiung war so wenig zu umgehn, wie ganz ähnliche Concessionen in Canada. Da trat hemmend und von der Fährte der Reform ablenkend der Donnergang der französischen Revolution dazwischen. Sie eröffnet den Schlußact von Irlands Trauerspiel.

Während die Regierung in England und Schottland die Jakobiner, an denen es auch dort nicht fehlte, fest im Zaum hielt, brach der Geist republikanischen Umsturzes zuerst unter der protestantischen Bevölkerung von Ulster in wilde Flammen aus. Zu Belfast bildete sich 1791 der Bund der United Irishmen, und dieser Krater warf bald seine Funken, die Ideen der Gleichheit, über die ganze Insel. Wie in Frankreich betheiligten sich auch geborene Aristokraten an dem Werk der Zerstörung, ein hirnverbrannter anglicanischer Prälat, Graf von Bristol und Bischof von Derry, und Lord Edward Fitzgerald, der Bruder des Herzogs von Leinster, der nebst anderen nicht abließ, bis sie Leib und Leben verloren. Thätiger und gefährlicher jedoch als alle seine Genossen war der Advocat Wolfe Tone, der als Secretär eines Ausschusses der irisch-katholischen Kirchengemeinschaft Alles aufbot, um das altnationale Element in die Conspiration hineinzuziehn. Auf flüchtigem Fuße in Frankreich ruhete er nicht, bis er die dortigen Demagogen bestimmt hatte, mit bewaffneter Hand in

die aufgewühlten Zustände Irlands einzugreifen. Nach den vergeblichen Versuchen vor mehr denn einem Jahrhundert wagten, von ihm gerufen, wieder Fremde, die Insel aus den sächsischen Fesseln loszureißen, um ihr das neue Glück gallischer Völkerfreiheit zu bringen. Man weiß, daß, als Hoche im Jahre 1796 in die wundervolle Bai von Bautry einlief, kein Schiff, kein Fort und kein Truppencorps da waren, ihn am Landen zu hindern; nur die stürmische, felsenreiche Küste und die öde Gebirgslandschaft von Kerry haben ihn zurückgescheucht. Späterhin, nach der Zerstörung der Texelflotte bei Camperdown, schiffte sich nur ein kleines Corps unter General Humbert in der Bai von Killala aus, ohne irgend Erfolge zu erringen; Tone vielmehr, der es begleitet, gerieth in Gefangenschaft, und seine reine, aber blinde Vaterlandsliebe fand ein Ende, indem er im Kerker Hand an sich selber legte. Allein nur wenige Splitter einer Invasion genügten und andere Demagogen waren zur Hand, um die grollende, unwissende Menge in fast allgemeine Rebellion zu entfachen; jetzt konnten die Whiteboys nach Herzenslust in wilder agrarischer Ausschweifung die Rachgier sättigen. Was wußten sie von den Principien der großen welterschütternden Bewegung, die auch ihre Insel erreicht, von der Lage Europas, den Schwierigkeiten der englischen Regierung? Die warnende Stimme ihrer Priester, der vornehmen, gebildeten, einsichtsvollen Landsleute, die beim Anblick des Schicksals, von dem Kirche und Adel in Frankreich betroffen, fast ohne Ausnahme treu zur Regierung hielten, verhallte im Sturmwind. Statt dessen fanden sich sofort die alten Gegner wieder zusammen, sie, die zuerst dem Beispiel der Jakobiner nachgeahmt und nun, als Orangemänner den großen Namen Wilhelm's entehrend, sich mit erbarmungsloser Wuth auf ihre unglücklichen Schlachtopfer stürzten. In Foltern und Morden, in allen Gräueln des Racenkampfs stellte sich das Jahr 1798 noch einmal dem Jahre 1641 würdig zur Seite. Erst als Lord Cornwallis als Vicekönig und mit gehöriger Truppenmacht dazwischen trat, als Standrecht über ganz Irland verhängt war, begann die Mordlust zu weichen. Aber was hat es ihn gekostet, wie jetzt aus seinen jüngst erschienenen Memoiren erhellt, den von fanatischer Grausamkeit eingegebenen Entscheidungen der Civil- und Militärgerichte vorzubeugen.

Zum Glück sollte diese grause Schreckenszeit, das letzte Blutgericht, das strenge Herrschaft über die Insel gebracht, als furchtbare Lehre ihren Eindruck bei keiner der Parteien verfehlen. Pitt, dem Niemand im Ernste wird vorwerfen wollen, den Aufstand Behufs der Erledigung der gewaltigen irischen Frage selber angestachelt zu haben, schritt nun zur Ausführung seines längst gefaßten Gedankens, zur parlamentarischen und commerciellen Union mit Großbritannien. Man kann beklagen, ob es nicht besser gewe-

sen, daß das irische Parlament noch längere Zeit unabhängig geblieben wäre, um vor Allem die Gegensätze im eigenen Lande selber vermitteln zu helfen; nach den letzten Hergängen aber war es außer Frage: die Union trat nicht zu früh, sondern zu rechter Zeit ein.

Wem darf es auffallen, daß die Maaßregel nicht durchweg mit reinen Händen und Mitteln zur Ausführung kam? Es war kein durch systematische Reform gesäubertes Parlament, das einer einheitlichen Versammlung zu Westminster Platz machen sollte. Bestechung und Abkauf mit hohen Summen, Gnadengehältern, Adelstiteln waren nicht zu umgehn. Zu welchen unvermeidlichen Folgen diese nothwendige Bedingung in den nächsten Jahren häufig führte, steht am deutlichsten in den Briefen Sir Arthur Wellesley's zu lesen aus der Zeit, als er auf seiner heimathlichen Insel thätig war. Allein Ueberlieferungen, Gewohnheiten, politische Unreife sind zu keiner Zeit und in keinem Lande mit einem Schlage zu beseitigen gewesen. Der nächst folgenden Periode blieb noch eine gewaltige Arbeit vorbehalten, nämlich, um das neue Gebäude den verderblichen Schutt wegzuräumen, den Jahrhunderte angesammelt.

Wohl hat es allerlei für sich, wenn die Union, die beim katholischen Interesse beinahe freudigere Aufnahme fand als bei den Protestanten, als wenigstens bei dem Handelsstande von Dublin, als eine halbe Maaßregel bezeichnet wird, da die verheißene Emancipation der Katholiken noch ausblieb. Es wäre rein unsinnig gewesen, wenn man drei Viertheile eines Volks seines Glaubens wegen von den Segnungen des gemeinsamen Bandes hätte ausschließen wollen. Das konnte Pitt in der That niemals in den Sinn kommen; er hatte, zumal nachdem durch ihn im Jahre 1782 den katholischen Iren für ihr Parlament zu wählen gestattet worden, in dem Unionsinstrument selber die Abänderung der Eide zu Gunsten der Nicht-Anglicaner in's Auge gefaßt. Man weiß, wie die Bigotterie Georg's III. und was ihm einige bornirte Rathgeber über die Geltung seines Krönungseides zugeflüstert, zunächst Pitt zur Niederlegung seines Ministeriums bewog und die Ursache war, weshalb noch beinahe ein Menschenalter hindurch jenes Recht vorenthalten wurde. Daß übrigens, abgesehen von den Gegenwirkungen der Parteien, die Angelegenheit ungemein verwickelt war, um so leichthin Katholiken und Protestanten in England wie in Irland gerecht zu werden, ergiebt sich aus Sir Robert Peel's Memoiren, der nüchterner und ehrlicher als die meisten anderen die schwierige Frage zu einem glücklichen Abschluß hat führen helfen.

Die Verzögerung, von der die Durchführung der großen Reformen unseres Jahrhunderts noch einmal betroffen worden, hat dann die Agitation O'Connell's zur natürlichen Folge gehabt, des bezaubernden, eigen-

nützigen Demagogen, der das Werk, das eben vollendet, durch die Losreißung Irlands wieder zu zerstören trachtete. Doch es liegt auf der Hand, wie ihm selber sein frevelhaftes Treiben nur halb ernst war. Weder völlige nationale Unabhängigkeit ist in Irland wiederherzustellen — was soll da aus den zahllosen eingewanderten englischen und schottischen Protestanten werden? — noch ist eine Personalunion denkbar mit getrennter Armeeflotte oder gar auswärtigem Amte. O'Connell und die Repealers haben viel Lärm gemacht und viel Schaum geschlagen, aber weder zur Trennung noch zu gewaltsamer Erhebung haben sie es zu bringen vermocht. Vielmehr nähern und mischen sich eben jetzt zusehends die Racen, die so lange mit einander gerungen, und scheitern alle Versuche, die irische Sprache auch nur so weit wieder zu beleben und zu heben, wie etwa die Volkssprache in Flandern, indem nur noch $^1/_{20}$ der Bevölkerung sich ihrer und fast durchweg neben dem Englischen bedient. Endlich haben Polizei und Militär, wenn man ihrer bedurfte, musterhafte Dienste geleistet, und ist durch den Dampf die Entfernung zwischen Dublin und Holyhead auf $3^1/_2$ Stunde zusammengeschrumpft. Aus einer Eroberung und Kolonie ist Irland thatsächlich ein Theil Großbritanniens geworden.

Damit erreicht denn auch der Fluch der Jahrhunderte sein Ende. Nur noch in zwei Punkten wirkt die tragische Materie nach, während der Kern des Uebels, der Gegensatz der Race, schwindet, — wir meinen die agrarische und die confessionelle Noth. Aber in jener hat zunächst die Natur den Pfad geebnet: der allgemeine Mißwachs der Kartoffel im Jahre 1846, die Hungersnoth, die uns in Irland periodisch bis in die Neuzeit die schrecklichsten Plagen des Mittelalters vergegenwärtigt, die Massenauswanderung der folgenden Jahre haben allerdings die Bevölkerung von fast neun auf fünf Millionen reducirt, sie aber eben dadurch mit der Tragfähigkeit des Bodens ausgeglichen und den drei Königreichen zugleich die freie Korneinfuhr beschert. Einsicht und Gerechtigkeit erleuchteter Staatsmänner sind rastlos bemüht, Eigenthum oder Nutzung des Bodens Allen zugänglich zu machen, so daß das materielle Elend sichtlich zu schwinden beginnt. Und auch mit der anderen Plage steht es ähnlich. Seitdem den Katholiken freie Lehre in Kirche und Schule und politisch völlige Gleichstellung mit den übrigen Einwohnern gewährt worden, seitdem in Irland zuerst der Versuch angeschlagen, Nationalschulen ohne Unterschied der Confession zu errichten, hat die Staatskirche selbst den Halt eines Zwangsmittels verloren, die alte schneidende Waffe ist völlig stumpf geworden. Ihre Zukunft ist voraussichtlich nicht mehr von langer Dauer, der Protestantismus in anderer Form, vor allen doch in der schottischen, steht

selbständig, volksthümlich und ebenbürtig neben dem einheimischen Katholicismus auf eigenen Füßen.

Wie die Leidensgeschichte hauptsächlich seit Pitt und Peel ihr Ende erreicht, wie die Lage von Land und Leuten sich im gegenwärtigen Augenblicke gestaltet hat und welche Aussichten die Zukunft bietet, das hoffen wir als Ergebniß des verstehenden historischen Ueberblicks und vorzüglich auf Grund eigener Anschauung noch in einem besonderen Artikel auszuführen. Da England endlich der Schwesterinsel in allen wesentlichen Stücken gerecht sein will, so wird man nun auch gegen England, dem seit sechs Jahrhunderten alles Unheil und Elend in die Schuhe geschoben worden, die schuldige Gerechtigkeit üben und frei die Erkenntniß aussprechen müssen, daß von Anfang an Schuld und Schicksal auf beiden Seiten gelegen, daß die Sünden beider Theile den tragischen Knoten geschlungen haben, den die Geschichte allein zu lösen vermocht.

Schleiermacher's politische Gesinnung und Wirksamkeit. *)

Wenn man für die ersten Decennien unseres Jahrhunderts von einer politischen Wirksamkeit der Männer spricht, welche außerhalb des Beamtenstandes standen, so kann man eine solche nur innerhalb sehr bestimmter und sehr enger Grenzen meinen. Organisatorische Pläne und Gedanken entspringen zu allen Zeiten nur aus Erfahrung im Staatsleben, damals also aus dem abgeschlossenen politischen Stande des Beamtenthums, welcher das ausschließliche Vorrecht solcher Erfahrung besaß. Und auch die Noth der außerordentlichen Zeiten, welche 1806 begannen, vermochte nicht an diesem Gesetz der Sache zu rütteln. Aber diese Noth — und zwar sie weit mehr, als alle Einflüsse französischer und englischer Theorien und Zustände — rief neben dem Mechanismus des Staats neue Kräfte wach, welche mitarbeiteten an der Rettung des Staats, und, einmal aus ihrer Passivität aufgerüttelt, einen Antheil an der Leitung desselben erstrebten und errangen.

*) Der vorliegende Aufsatz ist die Erweiterung eines Vortrags, welchen der Herausgeber der zwei letzten Bände der Schleiermacher'schen Correspondenz, Wilhelm Dilthey, vor einer alljährlich sich versammelnden Gesellschaft von Freunden Schleiermacher's an dessen Geburtstag gehalten hat.

Es ist für die Geschichtschreibung außerordentlich schwierig, diese unwägbaren Kräfte großer patriotischer Gesinnung und selbstthätigen Antheils der Privatmenschen am Staat, wie sie damals durch die starren Formen desselben hindurchbrachen, in ihrer Wirksamkeit zu fassen und in ihren Erfolgen zu würdigen. Bei jedem Ruck, welchen Preußen von da ab that, ist dieser Hebel neben dem büreaukratischer und militärischer Einsicht bemerkbar. In den mannichfaltigsten, meist unbehilflichen, zuweilen auch gefährlichen Formen; denn jede bürgerliche Selbstthätigkeit bleibt eine Gefahr für den Staat, so lange sie nicht zur geregelten Mitwirkung an demselben gelangt. Bis dann endlich dies flüchtige Element in dem Repräsentativsystem seine Form und seinen verfassungsmäßigen Antheil am Staatsleben erhielt.

Dies ist der Gesichtspunkt, unter den wir die folgenden Erörterungen und Mittheilungen über Schleiermacher's politische Gesinnung und Wirksamkeit stellen möchten. Auch er gehört zu den großen Männern, welche zuerst aus ihren Privatverhältnissen heraus einen Weg fanden, für den Staat zu leben, ohne Beamtenstellung, ohne den Ehrgeiz politischer Abenteurer, im sicheren Selbstgefühl des Bürgers. Ohne dies Selbstgefühl dünkt uns das Leben nicht mehr lebenswerth. Und doch ist es nicht viel mehr als ein halbes Jahrhundert, daß diese Männer es uns errangen.

Und was Schleiermacher selbst betrifft, so helfen vielleicht diese Mittheilungen ein unglaublich lächerliches Vorurtheil der Unwissenden zu zerstören, welche fortfahren, aus einiger Lectüre der Reden über Religion und gewisser Partien der Briefe diese stahlharte Natur für eine empfindsame Seele zu halten, welche zeitlebens am liebsten im zarten Gespräch mit edlen Frauen die großen Fragen des menschlichen Gemüths discutirt habe. Da man diesen Guten, welche in Schleiermacher eine weibliche Natur erkannt haben, schwerlich zumuthen kann, die Kritik der Sittenlehre oder die Ethik zu lesen: so erregen ihnen doch vielleicht einige der hier folgenden Aeußerungen und Thatsachen wenigstens einigen Zweifel an ihrer leicht errungenen Erkenntniß.

Nichts deutet in dem früheren Leben Schleiermacher's auf irgend ein besonderes Interesse am Staat. Auch er hatte, wie alle jungen Philosophen der ersten neunziger Jahre, dem Schulproblem der Zeit, der Vertragstheorie, seinen Tribut dargebracht. Noch sind Aufzeichnungen für eine umfassende Behandlung dieser Frage unter seinen Papieren. Aber diese betraf ja weder Preußen noch irgend ein anderes wirkliches Land unter dem Monde. Auch er discutirte, wie alle Welt, gelegentlich über die franzö-

sische Revolution, aber mit der Erhabenheit des in Eberhard's und Garve's Schule von aller Leidenschaft und allem realen Wollen gereinigten Weisen, welche den jungen Gesichtern jener Zeit so seltsam steht. Er liebt die Revolution, aber klüglich scheidet er aus, „was menschliche Leidenschaften und überspannte Begriffe dabei gethan haben." Er verabscheut die Hinrichtung eines schuldlosen Königs, aber er erschreckt den alten Grafen Dohna, der sehr viel auf Etikette hielt, mit dem philosophischen Paradoxon, daß, „wenn die Todesstrafe überhaupt etwas rechtmäßiges sei, und Ludwig etwas verbrochen hätte, was den Gesetzen gemäß sie verdiente, das Gesalbtsein seiner Verdammung weiter nicht hinderlich sei." So viel und begeistert er sich mit der englischen Literatur in jenen Jahren beschäftigt: das politische Selbstgefühl derselben lag so weit ab von den Stimmungen und Zuständen jener Tage in Deutschland, wie etwa das des Demosthenes und Cicero, das wie die Regeln ihrer Grammatik und Rhetorik eben mit zum Schulbetrieb gehörte.

Und als er nun in Berlin das farblose und spitzfindige Wesen der Philosophie und Theologie jener Jahre, dem alles zum moralischen Problem wurde, von sich abschüttelte und aus der Wieland'schen und Spalding'schen Empfindelei, welche aus Gefühlen die Glückseligkeit herausrechnete, dazu fortschritt, in neuer Jugend und Freiheit der Empfindung dem großen Zuge seiner Natur, der ihn von Kind auf bewegt hatte, der seit drei Generationen in seiner Familie wirksam gewesen war, mit freiem Herzen zu folgen: da traf dieser Zug, die Genialität einer ächten religiösen Natur, in der inneren Bildung jener Zeit einen wahlverwandten, seit Jahrhunderten aufgehäuften und durchgebildeten Stoff: lange Zeit fand sie in der großen Aufgabe volles Genüge, welche sich hier vor ihr aufthat; die geschichtlichen und politischen Ideen traten ihr ferner als je.

Aber es liegt in den Gesetzen der Dinge, daß tiefgedachte Wahrheiten oft ihr Licht plötzlich auf einen scheinbar ganz von ihnen abliegenden Punkt werfen. Und sittliche Wahrheiten sind zugleich Kräfte; sie gestalten Lebensgebiete um, auf welche sie sich bei ihrer ersten Aufstellung durchaus nicht bezogen. So geschah es, daß der sittliche Grundgedanke, den Schleiermacher in dieser Periode an der Anschauung des Privatlebens durchbildete, zugleich für den Staat und unser politisches Leben gedacht ward.

Wenn wir an den Wendepunkt unseres Jahrhunderts denken, so stehen die großen Dichter und Philosophen vor unserer Seele und verdecken alle ärmlicheren Gestalten. Der breite Strom der Bücher aus jener Zeit hat sich verlaufen und nur wer sie in ihrer Verlassenheit auf einer der großen Bibliotheken, besonders in der damals von Biester geleiteten Berliner, wo mit Vorliebe die Opposition gegen die Aristokratie des Geistes

gepflegt ward, einmal aufsucht: bekommt einen Begriff davon, in welchem Grade der Idealismus auch damals in der Minorität war. Einmüthig bemerken dies alle einsichtigeren Beobachter mit Schrecken — von so strengen Urtheilern wie Stein und Fichte ganz zu schweigen. Die vom Staat abgedrängte, von der Religion emancipirte Masse verfiel in ein ängstlich eifriges, überkluges Suchen nach Glückseligkeit. Eudämonismus war der gesammte Charakter unserer Literatur; überall Theorie der Empfindung, der Glückseligkeit. Gab es auch noch nicht das lösende Wort von der alleinseligmachenden Civilisation: den Nicolai und Biester lag die Empfindung davon bereits in den Gliedern. Und auch seine Poesie hatte schon dieser Vorläufer des Materialismus — die Poesie von Wieland und Heinse, Iffland und Kotzebue. Es gab damals keinen tieferen Kopf in Deutschland, der nicht vor dem haltlosen Treiben dieser staat- und fast religionslosen, einem weichlichen und bornirten Egoismus verfallenen Menge tiefen Ekel empfunden hätte. Wenn man der völligen Verderbniß der leitenden Politiker jener Jahre nicht Unrecht thun will, muß man sie im Zusammenhang mit diesen Stimmungen und Anschauungsweisen nehmen. Kein männliches Wort, kein ganzer Charakter schien in diesen Kreisen mehr zu finden. Und diese Verderbniß hatte nach dem allgemeinen Urtheil aller Tüchtigen in Berlin ihren Hauptsitz. Ein merkwürdiges historisches Zeugniß hiervon ist die Wirkung der Uebersiedelung der Regierung nach Königsberg. Erst auf dem Boden von Ostpreußen, in jenem Kreise, welchen Kant mit seiner nüchternen, auf den starken Willen gestellten Philosophie und Kant's Freund, der hochbejahrte Nationalökonom Kraus, mit den auf freie Bewegung gerichteten Lehren Adam Smith's erfüllt hatte: inmitten der Schön, Schrötter, Auerswald, fand Stein die Gesinnung, das selbständige Studium der Kräfte des Staats, deren er für seine großen Pläne bedurfte. Damals erlebte die Philosophie Kant's, die den Menschen auf den Willen und das Handeln stellte, und die bisher, seinen Einen großen Nachfolger ausgenommen, nur in dünnen theoretischen Streitfragen an die Oeffentlichkeit getreten war, eine zweite Wirksamkeit, welche dem Geiste des großen Denkers, der sich mit dem Staat und der Geschichte so tief beschäftigt hatte, wohl besser behagt hätte, als das Kathederheldenthum der Krug und ihresgleichen. Bei dieser Lage der Dinge mußte gerade in Berlin der Gedanke reifen, welcher den Männern von Königsberg, Weimar und Jena nothwendig fremd blieb: der Summe der inneren Bildung, welche das abgelaufene Jahrhundert aufgehäuft hatte, eine Form zu verleihen, in welcher Gedanke und Poesie sittliche Macht würden. In Kant und Fichte hatte die Philosophie sich in ihr eigenes Wesen vertieft: sie hatte die Welt aus dem Bewußtsein zu erklären unter-

nommen. Eine unausfüllbare Kluft schien aufgethan zwischen dem philosophischen Bewußtsein in seiner absoluten Selbstgewißheit und der gemeinen Ansicht der Dinge. Die Dichter hatten in freiem Spiel der Phantasie eine fernabliegende Welt ästhetischer Vollendung ersonnen: zwischen der freien Ruhe, mit welcher sie an diesen Gebilden schufen, und dem verworrenen, hastigen Leben der Menschen fehlte das verknüpfende Band. Einen Augenblick mochte der Idealismus in der Philosophie die gemeine Wirklichkeit verneinen, in der Dichtung sie vergessen. Seine größte Aufgabe war doch, sie umzubilden. Wo Dichter und Philosophen endeten, begann, wenn man den Ausdruck recht verstehen will, der Ethiker, der religiöse Redner. Ihm, seiner innersten Natur nach, waren die höchsten Resultate der idealistischen Bildung weder ein asketisches Postulat, noch ein Vorrecht hoher Menschen, sondern eine unwiderstehliche sittliche Macht. So stellte er, was ihn bewegte, in den Reden, den Monologen, den Predigten hin, damit die Anschauenden davon ergriffen würden. Und nach ihm Fichte in demselben Geiste. Es kann hier nicht einmal angedeutet werden, welche Gestalt die innere Bildung jener Zeit in der Seele des Ethikers, des religiösen Redners gewann, wie die Fülle eines großen Herzens, ein Tiefblick für das sittliche Leben und seine Gestaltung, wie er auch in Deutschland ohne Gleichen war, sich über das ganze Gebiet unseres Privatlebens verbreitete. Es galt, das innere Leben der Einzelnen, die Liebe und Ehe, die Geselligkeit und das religiöse Leben aus jener ganzen Fülle einer nach innen gekehrten, dem Privatleben zugewandten Bildung, welche die vergangene Entwickelung hervorgebracht hatte, zu reformiren. Diese Reform gab dem Allen eine neue Gestalt: der Hauch eines gewaltigen religiös-sittlichen Pathos durchdringt hier auch die weltlichsten Gedanken unserer Dichter. Alles Einzelne läßt sich, wie in einem Brennpunkte, in dem Gedanken von der sittlichen Autonomie der freien Individualität sammeln. In diesem Gedanken versöhnte sich die ästhetische Harmonie Göthe's und Schiller's mit dem Sittengesetz Kant's und Fichte's. Der kategorische Imperativ hatte den Einzelnen zu einer eintönigen und gleichgültigen Wiederholung des allgemeinen Sittengesetzes gemacht. Die ästhetische Erziehung war in Gefahr, im Spiel der schönen Individualitäten die positiven und allgemeinen Zwecke des Lebens aufzulösen. Ueber beide erhob sich die sittliche Anschauung Schleiermacher's. Das Individuum erfaßt in sich das Allgemeine und Ewige; es erfaßt es durch einen energischen Act des freien Willens; aber wie es dasselbe als sein inneres Gesetz findet, ist es nicht farblos allgemeines Sittengesetz, sondern bestimmte, individuelle Form desselben. Nunmehr ist eigenartige Persönlichkeit und alle Leidenschaft persönlichen Wollens nicht mehr eine Abweichung von der in der Aufgabe der

Vernunft liegenden kühlen Allgemeinheit, eine Unvollkommenheit: erst in ihr vielmehr wird die menschliche Bestimmung erreicht. Sie ist auch nicht der exclusive Besitz ästhetischer Naturen, zum flüchtigen Genuß für die übrigen in dichterischen Gestalten hingestellt: sie ist vielmehr eine allgemeine sittliche Aufgabe. Der Denker wird zum Redner, um durch sein begeistertes Wort dies Selbst, das in Alle gelegt ist, in Allen zu erwecken; wie er dies überall empfand, aufregte, erhob, darin treffen alle einzelnen Bestrebungen und Leistungen dieses vielseitigsten Menschen zusammen.

Das Resultat einer großen Bildungsgeschichte war mit diesem Gedanken ausgesprochen. Langsam aber mit unwiderstehlicher Gewalt war mit der Reformation das Selbstgefühl der auf sich selber ruhenden Individualität bei uns als unser höchstes Gut herangewachsen; Alles, unsere politischen und unsere religiösen Zustände, zwang den, der sich nicht selbst verlieren wollte, auf diesen Weg; alles Edle und Tapfere, was uns erhalten blieb, beruhte auf dieser Stimmung. Und von hier aus war uns auch bestimmt, zu politischem Selbstgefühl und politischer Tüchtigkeit fortzuschreiten. Ganz entgegengesetzt der Entwickelung, welche England durchmachte und durchmacht: denn noch heute ist dort die freie individuelle Bewegung in religiösem und wissenschaftlichem Denken wie in gesellschaftlichen Formen verpönt, die bei uns allem politischen Selbstgefühl vorausging. Dieser Fortschritt hat sich bei uns in mehreren deutlich unterschiedenen Ansätzen vollzogen.

Es war das erste Bedürfniß dieses moralischen Individualismus, auf dem Gebiet selber, auf welchem er erwachsen war, dem religiös-wissenschaftlichen, dem Alles regierenden büreaukratischen Mechanismus Grenzen zu setzen. In diesem Streben treffen Schleiermacher, Wilhelm von Humboldt und Fichte in ihren Jugendschriften zusammen. Emancipation der Wissenschaft, der Kirche und der Presse vom Staatszwang: das war das erste Gut politischer Freiheit, um welches in Deutschland gestritten wurde, weil es hier das erste Bedürfniß war. Die einzige originale und wirksame Theorie aber, welche aus dieser Bewegung, die den Staat begrenzen wollte, hervorging, war die Schleiermacher's von der totalen Sonderung von Kirche und Staat. Wie man auch über ihre Richtigkeit denken mag: in den Kämpfen um die Gestaltung der protestantischen Kirche, welche seit 1817 sich erhoben haben, war sie unbedingt die durchgreifendste geistige Macht. Durch das Vorbild der Brüdergemeinde und die genauere Kenntniß der Landeskirche erhielt jene allgemeine Tendenz der persönlichen Selbständigkeit gegenüber und außerhalb des Staats hier eine bestimmte Gestalt. Schon von Schlobitten aus schrieb der junge Hofmeister dem Oheim: „in der ganzen

Verbindung der Kirche als einer Societät mit dem Staate liege immer noch der Keim der Intoleranz und des Gewissenszwanges, und das einzige radicale Gegenmittel sei, daß der Staat sich gar nicht um die Religion der Unterthanen kümmere." Als ihm dann aufging, daß Religion nicht eine Tradition von Vorstellungen, sondern eine Production in der Tiefe des Gemüths sei, erschien ihm der Staat — in den Reden — wie ein Feind, der den großen freien Verkehr religiöser Hingabe und Anschauung zerstört, indem er überall Schranken aufrichtet; mit dem Stolz einer großen religiösen Natur sprach er den Wunsch aus: „daß nie der Saum eines priesterlichen Gewandes den Fußboden eines königlichen Zimmers berührt haben, daß nie der Purpur den Staub am Altar geküßt haben möchte." Aus der Beziehung und analogen Entwickelung mit dem Staat versetzt er die Religion in die mit der Geselligkeit, dem Element, in welchem jenen Lehren und jenem Kreis das sittliche Leben culminirte. „Wenn die Geselligkeit" — mit deren Studium er sich zu gleicher Zeit mit der Abfassung der Reden auf das unablässigste beschäftigte, wie noch vorhandene Bruchstücke zeigen — „vom höchsten Standpunkt aus in ihrem innersten Wesen erkannt wird," dann steigert sie sich zu der religiösen als zu „ihrem vollendetsten Resultat." Es ist das Charakteristische dieser Ansicht, daß sie den religiösen Gesichtspunkt für die Kirche wiederherstellt, aber das Recht des sittlich-staatlichen vollkommen verkennt. Wie eine Andeutung dieses Fehlers steht in den Reden der Gedanke da: habe der Staat ein solches sittlich-politisches Institut nöthig, so sei ja neben der „religiösen Geselligkeit" für ein solches Raum da. Natürlich also, daß mit dem wachsenden Verständniß des Staats diese Theorie sich milderte; aber es blieb ihr auch in ihrer späteren schönen und ächt religiösen Entwickelung mit tiefen Spuren eingeprägt, daß sie zu einer Zeit entstanden war, in der man die freie und selbständige Bewegung der Persönlichkeit nur retten zu können glaubte, indem man ihr außerhalb des Staats Spielraum gewähre.

Aber auch damals bereits — scheinbar auf dem Höhepunkt des privaten Interesses — wird das negative Verhältniß der persönlichen Freiheit zum Staat schmerzlich empfunden. Sehnsüchtig regt der selbständig gewordene Geist die Flügel, endlich in der Luft eines wahren Staats sich in freiem, hohen Flug zu regen. Es giebt nur Einen Spielraum für die große und männliche Bewegung der freien Individualität: den Staat. So wendet sich denn das Buch, in dem Schleiermacher das Leben im Geist der neuen persönlichen Freiheit schildern wollte, die Monologe, gegen die Entfremdung der Zeit vom Staat und seinen Interessen. „Wo sind vom Staat die alten Mährchen der Weisen? Wo ist die Kraft, die

dieser höchste Grad des Daseins dem Menschen geben, das Bewußtsein, das jeder haben soll, ein Theil zu sein von seiner Vernunft und Fantasie und Stärke? Wo ist die Liebe zu diesem neuen, selbstgeschaffenen Dasein?" Aber diese Entfremdung ist nicht nur die Schuld der Bürger, sondern mehr noch des Staates selber. Denn der selbständig gewordene Mensch kann nichts verstehen, nichts achten, nichts lieben, das nicht Charakter und Individualität hat. „Wo ist der eigene Charakter jedes Staats? Und wo die Werke, durch die er sich verkündet?" Denn wenn dieser Charakter fehlt, dann kommt es zu der Thorheit, „daß alle glauben, der sei der beste Staat, den man am wenigsten empfindet, und der auch das Bedürfniß, daß er da sein müsse am wenigsten empfinden lasse." „Wer so das schönste Kunstwerk des Menschen, wodurch er auf die höchste Stufe sein Wesen stellen soll, nur als ein nothwendiges Uebel betrachtet, als ein unentbehrliches Maschinenwerk, um seine Gebrechen zu verbergen, der muß ja das nur als Beschränkung fühlen, was ihm den höchsten Grad des Lebens zu gewähren bestimmt ist." — Und wie nun Schleiermacher sich in den festen Berufsverhältnissen von Halle und einer großen, schönen öffentlichen Wirksamkeit einlebt, wie seine Ethik ihn nöthigt, aller persönlichen Vorliebe vergessend, einen Ueberblick über das gesammte Leben der sittlichen Welt zu gewinnen, wie dazu ein tragisches Geschick kurz vor dem Unglück des Staats das vieljährige Gewebe persönlicher Empfindungen und Wünsche zerreißt, als wollte es ihn ganz und frei auf die Welt der Handlung, des Staats, der patriotischen Aufopferung hinweisen: da war aus dem Gedanken der freien Individualität die schönste Frucht herangereift, das energische Gefühl, daß es kein Leben gebe für männliches Selbstgefühl ohne den thätigen Antheil am Staat und daß es besser sei hierfür zu sterben, als unter willkührlicher Herrschaft staatlos und heimathlos zu leben.

Wenn in dem schlichten Familiensaal des römischen Mannes die Wachsmasken aller Ahnen, die vor ihm dem Staat gedient und Staatsehren erlangt, ihn umgaben, wenn er gedachte, wie sie eines Tages alle, mit purpurgesäumten, goldgestickten Mänteln angethan, je nach den Aemtern, die sie zu Lebzeiten erlangt, seiner Bahre das Geleit geben würden und auf dem Markt um ihn herumsitzen, während ihre Ehren und Thaten aufgezählt würden, und dann ihnen folgend auch die seinigen: gab es für einen solchen Mann eine andere Wahl, als für den Staat zu leben und zu sterben? Nirgend im Privatleben gab es Ehre, Genuß, Macht, Lebensfreude, die ihm nur einen Tag den Staat entbehrlich gemacht hätten. Unsere individuelle Bildung hat das Leben mit Werthen der verschiedensten Art erfüllt und geschmückt. Es entspricht unserem modernen

Leben, wie die Schleiermacher'sche Ethik es schon in ihrer Gliederung scharf ausdrückt, daß das höchste Gut uns nicht im Staate aufgeht, sondern dieser ein Gut unter Gütern, eine sittliche Form unter anderen sittlichen Formen ist. Hier, in der Ueberfülle sittlicher Werthe, inmitten einer ganz neuen und tiefen Schätzung der Ehe und Geselligkeit, der Religion und Kunst, muß die politische Gesinnung wie von neuem erobert werden. Dies Leben hinzugeben für das Vaterland — das ist mehr als ein Grieche oder Römer that. Und so bedurfte es einer großen idealistischen Gesinnung, um in dieser reichen, scheinbar dem Schicksal des späteren Griechenland zueilenden deutschen Culturwelt Thaten und Opfer für den Staat hervorzurufen, die lange wie Sagen des Alterthums erschienen waren. Es wird unvergessen bleiben, was die Philosophie der Kant, Fichte, Schleiermacher, die Philosophie des Willens, des auf das eigene Ethos gestellten Subjects damals gewirkt hat. *)

Dies etwa war der innere Zusammenhang der bewegenden Gedanken, welche Schleiermacher der Katastrophe des preußischen Staats entgegenbrachte. Jedes eingehendere Studium der Zeit zeigt, wie falsch die herrschende Ansicht sei, als habe erst diese Katastrophe selbst in den Männern des Idealismus den Sinn für den Staat geweckt. Lange Zeit vor dem Ausbruch des Krieges verfolgten diese mit tiefer Mißbilligung die falschen Schritte der preußischen Politik: weit entfernt, nur Muße für ihre wissenschaftlichen oder Kunstinteressen zu begehren, wünschten sie den Krieg mit Frankreich. Schleiermacher vor allen sah in diesem Krieg, nach seiner großartigen Ansicht von Wissenschaft und Protestantismus nur den Kampf für dieselbe Gesinnung, für welche sie bisher friedlich hatten arbeiten dürfen.

Als er im Frühjahr 1806 mit Steffens und Herrn v. Voß in Berlin war, hielt ihn bereits die Aufregung der Lage von dem alten, engen litterarischen Kreise ferner. Preußen hatte sich mit seiner Politik unselig verwickelt. Hannover von den Preußen besetzt und diese dort verhaßter, als die Franzosen selbst; Rußland erzürnt, Oesterreich heftig erbittert; nach allem Preußen an Frankreich unrettbar gebunden. In dieser Lage sah man der Kriegserklärung von England täglich entgegen. Die politische Ansicht der Tüchtigsten war ganz entschieden. „Alles was edel und vornehm in

*) Ueber den Einfluß dieser Richtung auf die späteren politischen Fortschritte in Deutschland, im Gegensatz zu der Hegel'schen, darf ich auf den von mir versuchten Nachweis in Betreff Schlossers, bei dem man es am wenigsten erwarten sollte, verweisen; Preuß. Jahrb. 1862, S. 373 ff.

Preußen war — so erzählt Steffens, den, wie er bekennt, Schleiermacher's Gespräche damals erst zu entschieden preußischer Gesinnung bekehrt hatten — erschien zur selben Zeit auf das Innigste mit England verbunden, als dieses Land in Begriff war, uns den Krieg zu erklären." Die politische Aufregung dieser Lage hatte das alte litterarische Berlin ganz verwandelt; wenn man sich zur Mittagsstunde bei dem schönen Frühlingswetter unter den Linden traf: verdrängte das politische Gespräch jedes andere.

Schleiermacher hoffte „auf einen nordischen Bund, zu dessen Grundlagen, als Band des allgemeinen Vertrauens, Handelsfreiheit nothwendig gehörte, und auf ein vereinigtes Militärsystem das die Deutschen wieder zu Brüdern gemacht hätte." Er theilte nicht die Täuschung, als ob Preußen, wie es sei, und kurzweg in diesem Kampfe siegen könne, sondern wie mit prophetischem Auge sah er schon damals den Gang der Dinge — nur von seiner idealistischen Gesinnung gefärbt — voraus. Dies zeigt ein merkwürdiger Brief vom 20. Juni aus Halle. „Bedenken Sie — schreibt er einer entfernten Freundin — daß kein Einzelner bestehen, daß kein Einzelner sich retten kann, daß doch unser Aller Leben eingewurzelt ist in deutscher Freiheit und deutscher Gesinnung, und diese gilt es. Glauben Sie mir, es steht bevor, früher oder später, ein allgemeiner Kampf, dessen Gegenstand unsere Gesinnung, unsere Religion, unsere Geistesbildung nicht weniger sein werden, als unsere äußere Freiheit und äußeren Güter, ein Kampf, der gekämpft werden muß, den die Könige mit ihren gedungenen Heeren nicht kämpfen können, sondern die Völker mit ihren Königen gemeinsam kämpfen werden — an den sich jeder, jeder, wie es die gemeinsame Sache erfordert, anschließen muß." — „Ich athme — so schließt er — in Gewitterluft und wünsche, daß ein Sturm die Explosion schneller herbeiführe; denn an Vorüberziehn ist, glaube ich, nicht mehr zu denken." Es war in denselben Wochen, daß er jenen merkwürdigen Schluß zur zweiten Auflage der Reden schrieb, der so recht das Hervorwachsen seines Patriotismus aus der geschilderten Gesinnung veranschaulicht. Keine Lockung und kein Schrecken werde die Protestanten bewegen einen von Napoleon reformirten Katholicismus anzunehmen. „Ja ich möchte herausfordern den Mächtigsten der Erde, ob er dieses nicht auch etwa durchsetzen wolle, wie ihm Alles ein Spiel ist, und ich möchte ihm dazu einräumen alle Kraft und alle List; aber ich weissage ihm, es wird ihm mißlingen, und er wird mit Schanden bestehn. Denn Deutschland ist immer noch da, und seine unsichtbare Kraft ist ungeschwächt, und zu seinem Beruf wird es sich wieder einstellen mit nicht geahndeter Gewalt, würdig seiner alten Heroen und seiner vielgepriesenen Stammeskraft; denn es war vorzüglich bestimmt, diese Erscheinung zu

entwickeln, und es wird mit Riesenkraft wieder aufstehn, um sie zu behaupten."

Der Sommer verging in wachsender Spannung. Endlich war der Krieg entschieden. Ein preußisches Armeecorps stand in der Gegend und in Halle selbst. „Ich freue mich auf den nun doch wohl unvermeidlichen Krieg gegen den Tyrannen und habe große Lust an der allgemeinen muthigen Stimmung der Truppen und des Volkes bei uns. Mir ist schon oft so zu Muthe gewesen ein politisches Wort laut zu reden, wenn ich nur die Zeit dazu hätte gewinnen können." Die allgemeine Kriegsbegeisterung riß ihn hin.

Dann kam die Entscheidungsschlacht vom 14. October und zwei Tage darauf erschienen die Franzosen, die Preußen verfolgend, in der Stadt. Die Freunde erfuhren zum ersten Male die Noth des Kriegs. Sie hatten sich — Steffens mit den Seinigen, Gaß, Schleiermacher — mit Lebensgefahr in die Wohnung des letzteren in einem großen Hause der Merkerstraße geflüchtet und wurden da ausgeplündert — indeß scheinen die beiden jungen Professoren nach ihrem Bericht dabei keinen erheblichen Verlust erlitten zu haben. Dort in der engen Wohnung, die noch durch einen einquartirten Beamten des kaiserlichen Kriegsbüreaus beschränkt war brachten sie nun die nächste Zeit, während der Besetzung von Halle, gemeinsam in mannichfacher Aufregung und Verlegenheit zu. „Der Einquartirte — erzählt Steffens — versuchte es oft ein Gespräch mit uns anzuknüpfen, und zwar ein in mancher Rücksicht bedenkliches; ja da wir uns immer vorsichtig und zurückhaltend äußerten, wagte er es Schleiermacher aufzufordern, einen Brief aufzusetzen, dessen Inhalt ein Angriff auf den preußischen Hof und die Regierung, und die Hoffnung, welche die Einwohner auf die heilbringende Herrschaft des Kaisers gründeten, sein sollte. Daß ein Mann von Schleiermacher's allgemein bekannter starken Gesinnung genöthigt war, eine solche Zumuthung mit Entrüstung abzuweisen, empörte mich." Dann erschien der französische Kaiser selber in der Stadt; als er am zweiten Tage mit seinen Marschällen durch die Merkerstraße ritt, forderte der einquartirte Beamte die Freunde auf, den Zug zu betrachten. Schleiermacher und Steffens schlugen es aus und nur nach wiederholten Bitten mußten sie doch widerwillig einen Blick auf die Straße werfen. Man gedenkt bei dieser Scene unwillkürlich des geschichts-philosophischen Enthusiasmus, mit welchem Hegel, im Kleinstaatenthum aufgewachsen, den Kaiser, „diese Weltseele" anstaunte. Und um Schleiermacher in diesen Verwirrungen, dieser Angst um das Vaterland und einer völligen Ungewißheit über die politische Lage das einzige Mittel, zu dem sonst sein energischer Geist in jeder schmerzlichen Gemüthsbewegung griff, lebendige Thätigkeit, zu nehmen: folgt

nun die brutale Vertreibung der Studenten aus Halle. Es hatte nichts geholfen, daß der arme Prorector Maaß, den die bei ihm einquartirten französischen Soldaten, da er keinen Bedienten hatte, gezwungen haben sollen, ihnen eigenhändig die Stiefel zu putzen, keine Versammlung der Mitglieder des Conciliums, wie sie Schleiermacher verlangt hatte, gestattete, damit man sie nicht für eine Verschwörung halte. Es war nun freilich ein sehr dürftiges Leben, das die Freunde in Steffens' kleiner Wohnung zwischen ihren Arbeiten führten; dort, in einer Ecke des gemeinsamen Familienzimmers, in welchem auch Steffens arbeitete, hat Schleiermacher sein für die neutestamentliche Kritik Epoche machendes Sendschreiben über den ersten Brief an Timotheus geschrieben: „Wir leben hier so armselig, als möglich, eigentlich mehr als möglich:" an dem Nöthigsten litten sie Mangel. Es war eine Entscheidung, wie sie nur großer Gesinnung möglich ist, daß Schleiermacher eine in diesem Augenblick ihm gebotene schöne Stellung in Bremen ausschlug, so sehr er sich nach seiner Kanzel sehnte. „So lange noch ein Schatten von Hoffnung ist für das Bestehen der Universität auf dem bisherigen Fuß, lasse ich mich auf nichts anderes ein. Und ungerner als je würde ich mich jetzt von dem Könige trennen, dem ich eine recht herzliche Sehnsucht habe, ein tröstliches ermunterndes Wort zu sagen, in dem Unglück, das wahrlich nicht durch seine Sünden über ihn und uns gekommen ist." Und noch energischer lautet ein Brief an Brinckmann: so lange Halle preußisch bleibe und er Kartoffeln und Salz da auftreiben könne, werde er bleiben. Würde es aber sächsisch oder französisch, dann werde er seinem König bis in den entferntesten Winkel der Monarchie folgen. Für jene wissenschaftlich-religiöse Gesinnung, welche er bisher in Preußen auf Katheder und Kanzel verkündigt hat, will er hier in seinem Vaterlande, wenn die Zeit es fordert, auch handeln, sein Leben einsetzen. Wenn das Werk seines Lebens, die freie Ausbildung und Verbreitung dieser Gesinnung in seinem Vaterlande, unwiderbringlich zerstört ist: dann ist sein zweiter Wunsch, daß es möglich sein möchte, in der gemeinsamen Sache den Tod zu finden. Und ihn dünkt, vielleicht bald werde die Erfüllung jenes Wunsches ihn überraschen. „Denn wenn das Glück nicht umschlägt, so wird er gewiß bald wüthen gegen den Protestantismus und dann wird es vor vielen anderen mein Beruf sein hervorzutreten. Niemand kann wissen was ihm bestimmt ist in dieser Zeit! Es kann noch wieder Märtyrer geben, wissenschaftliche und religiöse!" Sein Gedanke war, Napoleon werde einen Frieden erzwingen, der ihn zum Herrn von Niederdeutschland mache. Dann würde er, nach verschiedenen Aeußerungen zu schließen, den Protestantismus angreifen und ein Religionskrieg nach alter Art würde ausbrechen: „denn der ganze norddeutsche Sinn und

unser ganzes wissenschaftliches Streben hängt am Protestantismus." „Wenn das kommt — schreibt er seinem Freunde, dem Prediger von Willich — dann laß uns nur auf unseren Posten stehn und nichts scheuen. Ich wollte ich hätte Weib und Kind, damit ich seinem nachstehn dürfte für diesen Fall." Er war entschlossen dann hervorzutreten und für jene protestantische Gesinnung, wie sie vor seinem Geiste stand in den großen Zügen der sittlichen Autonomie der freien Individualität, mit seinem Leben einzustehn.

Es war ihm nicht bestimmt, auf solche Weise im Vordergrund des gewaltigen Kampfes zu stehen, ein Held und Märtyrer seiner Gesinnung zu werden, wozu alle Spannkraft und alle freimüthige Schärfe in seiner stählernen Natur lag. Der Kampf zog sich hin. Verschiedene Pläne faßte er vorübergehend in dem unruhigen Drang seines Herzens. Er suchte nach einer Form, „dem guten König ein Wort zu sagen über die Anhänglichkeit des besseren Theiles der Nation, über den Muth für die gute Sache des Vaterlandes und über den Haß gegen die Niederträchtigkeiten des Feindes." Dann wieder in einem Briefe an Brinckmann wünscht er sich, wie Fichte, eine „Möglichkeit, in das Hauptquartier meines Königs zu kommen, der gewiß Leute, die hier ganz müßig sitzen, recht gut auf irgend eine Art brauchen könnte." Die damalige Form des Staats bot diesen Männern nirgends einen Raum.

Nie, glauben wir, hatte bis dahin ein großes Volk so wenig Oeffentlichkeit gehabt. Und doch gab es damals, in jener Lage, keine mächtigere Waffe als das freie öffentliche Wort. Schleiermacher hatte Recht mit seinem Wort über Napoleon: „eine freie Rede ist für ihn das schärfste Gift." Der deutsche Idealismus — es sollte ihm ewig gedankt werden — bis dahin stumm im Staate, eroberte sich Stimme und Macht. Fichte's eherner Geist schuf sich ein Publicum und eine Rednerbühne für seine Worte, die wie Blitz und Schwerter trafen. Arndt's Lieder gingen von Mund zu Mund wie lebendige Rede. Und das einzige Organ, das sich die Nation in ihrer gewaltigsten Zeit und durch ihren gewaltigsten Mann geschaffen hatte, die deutsche Predigt Luther's — dieses ergriff Schleiermacher. Wie er, nach unserer Darstellung, diesen Kampf verstand, war er eins mit dem Interesse der ächten protestantischen Gesinnung. So war es völlig seines Amtes, ihn auf der Kanzel aufzunehmen. Er ward der Prediger an die deutsche Nation.

Er ward überhaupt der erste politische Prediger in großem Styl, welchen das Christenthum hervorbrachte. Denn dazu bedurfte es anderer Dinge, als der politischen Anspielungen oder der üblichen Citate von der Obrigkeit, unter welcher wir „ein geruhiges Leben führen mögen," wie man sie bis dahin in den Kirchen vernommen hatte —

von den wilden Reden fanatischer Secten abgesehen. Das Christenthum, wie es in der Bibel vorliegt, gleicht an einigen Stellen den Grundrechten einer Nation, die erst ihrer Ausführung in den einzelnen Gesetzen harren. In alle Zeit hinaus bleibt als ein Wunder anzustaunen, wie es die ewige Lage des Menschen sich selbst, Gott, den höchsten Gütern gegenüber erfaßt. Aber so arm und zerrüttet war die sittliche Welt, in welcher es sich erhob, daß einige große sittliche Consequenzen desselben erst unter anderen Verhältnissen sich erschlossen. So hat erst die Reformation — obwohl mit dem vereinzelten Bibelwort im Streite — Ehe und Familie in ihren vollen Zusammenhang mit dem christlichen Gedankenkreis eingesetzt. So begann der Staat noch später und schwerer in diesem Gedankenkreise seine Stellung zu finden. Auch die Anschauung der Reformation, obwohl sie zuerst von Kirchenvorurtheilen frei war, haftete noch an der persönlichen Vertiefung des Einzelnen in den göttlichen Heilswillen, in die Rechtfertigung und deren Bewährung. Somit wird jede Handlung sofort wieder als auf ihren letzten Zweck, auf den Gemüthsproceß des Individuums zurückbezogen, das mit Gott allein ist. Und indem der Mensch sich nur getragen, nur bestimmt von dem Ewigen fühlt, überwältigt diese Seite der menschlichen Existenz, wie sie in der passiven Lehre von der Prädestination ihren Ausdruck findet, ihn völlig. Die Wahrheit dieser unbedingten passiven Hingebung unseres Gemüths an das Unendliche, welche die Hälfte unsrer religiösen Seligkeit umschließt, hat auch Schleiermacher empfunden, wie nur je einer jener einsamen Mystiker, in denen alles Wollen und Thun wie aufgesogen war von der verzehrenden Liebe des Unendlichen. Aber es giebt im Christenthum ein zweites Element, ein actives, energisches, der Gemeinschaft zugewendetes. Männlich und kampflustig genug redet es aus den Sätzen Jesu über das Reich Gottes, dem ältesten Bestandtheil der Evangelien. Hier, in diesen ältesten und allgemeinsten religiösen Gedanken des Christenthums fand Schleiermacher den Ausgangspunkt für ein aus der Tiefe desselben geschöpftes Verständniß politischen Lebens und politischer Gesinnung, wie es in den Predigten hervortritt.

Diese Predigten, und die Predigten Schleiermacher's überhaupt, müssen die in Erstaunen versetzen, welche immer noch, nach der Tradition einer Zeit, in welcher man nur Reden und Dogmatik vor sich hatte, in Schleiermacher's christlicher Weltansicht nur passive religiöse Gefühle suchen. Es bleibt zu bedauern, daß Schleiermacher diese Weltansicht nicht in ihrer inneren Einheit dargestellt, sondern in zwei schematisch gesonderte Disciplinen zerfällt hat: aber er wußte was er that, als er die Herausgabe der christlichen Sittenlehre anordnete. Diese erst enthält jene active Seite des Christenthums. Die Religion, aus dem Interesse der Vor-

Die große Form aber, durch welche nach dem Gesetz der Dinge das Individuum in die allgemeinen Zwecke und den göttlichen Weltplan eingreift, ist ausschließlich der Staat. Alles Große verlangt eine Versammlung von Kräften zu einer dauernden Einheit; und diese hat keine andere Grundlage als die Volkseinheit. „Wessen Kurzsichtigkeit oder Hochmuth dieses zu klein ist, wer, anstatt auf sein Volk und mit seinem Volke zu wirken, sich weiter ausstreckt und es gleich auf das Ganze des menschlichen Geschlechts anlegt, der wird in der That erniedrigt, anstatt erhöhet zu werden. Denn wer jene große Haltung, jene mächtige Hülfe verschmäht, kann doch auf das Ganze unmittelbar nicht anders wirken, als indem er als Einzelner auf Einzelne wirkt." Und als solchem stehen ihm nur einzelne vorübergehende Einwirkungen auf die Empfindungen Anderer zu Gebote. Bis zur Paradoxie geht der politische Prediger in seinem Hasse gegen „die gemeine Rede, die, dem Himmel sei Dank, noch jung ist und nur einer schlechten erschlafften Zeit angehört, daß die wissenschaftlich Gebildeten am wenigsten ein Vaterland hätten." „Alle — sagt er — die Gott zu etwas Großem berufen hat in dem Gebiete der Wissenschaften, in den Angelegenheiten der Religion, sind immer solche gewesen, die von ganzem Herzen ihrem Vaterlande und ihrem Volke anhingen und dieses fördern, heilen, stärken wollten." Denn „es ist nicht die Noth, die den Menschen festhält an seiner Stelle, sondern eine innere Lust und Liebe, ein angebornes gemeinsames Dasein, eine unzerstörbare Zusammenstimmung." Ja, er erklärt mit einer völlig schonungslosen Schärfe gegen die Lehre von der schönen Individualität, daß selbst die schönen Empfindungen des Privatlebens in dieser Lage des staatlosen Daseins verdürben. „Ihre allgemeine Liebe beschränkt sich auf die gewöhnlichen guten Eigenschaften, welche sich, wenn ich so sagen darf, im kleinen Dienst des Lebens äußern. Und darum sind sie größtentheils so weichlich empfindsam gegen alle Kleinigkeiten, welche sich da ereignen." Erst durch den Staat erhält das Empfindungsleben des Individuums einen großen Zug und die Freiheit und Energie der Bewegung, deren die starke Individualität eben am meisten bedarf.

Noch bevor die Noth von Jena die Bedeutung des Staats und des Patriotismus handgreiflich machte: drang sein moralischer Individualismus zu dieser Hingabe an den Staat vor. Denn diese Sätze über denselben gehören Predigten an, die vor der Katastrophe lagen. Aber auf ihrer Höhe stand diese Gesinnung, als Alles verloren schien und nichts übrig blieb, als der große Glaube an die unwiderstehliche Gewalt des mit der göttlichen Weltordnung einigen, in sich selber ruhenden Willens. Wenn man die Predigten aus dieser Zeit liest, ist es, als ob aller Reichthum seines religiösen Lebens sich damals in diesen einzigen Gedanken gesammelt

hätte. Und dieser Gedanke zündete. „Es giebt keinen" — erzählt Steffens von seiner Berliner Kanzelwirksamkeit — „der wie er die Gesinnungen der Einwohner hob und regelte; Berlin ward durch ihn ein ganz anderes. Sein mächtiger, frischer, stets reger Geist war einem kühnen Heere gleich in dieser trüben Zeit." So wirkte er auf Unzählige. Und als in jener Nacht, am 5. Januar 1809, Preußens größter Staatsmann auf seinem einsamen Schlitten, proscribirt, der Grenze zueilte: da hat auch er an Schleiermacher's Neujahrspredigt gedacht über das, was der Mensch zu fürchten habe und was nicht zu fürchten sei, die er am ersten Tage dieses Jahres mit den Seinigen gelesen hatte; sie erschien ihm nun als die passendste Vorbereitung auf die nachher so rasch gefolgten Ereignisse. In seiner einsamen Seele weckte sie eine ruhige Fassung, die alles Gewaltigste auf seinen wahren Werth zu bringen bereit war. Und welche wunderbare Form war es, in der Schleiermacher diese Wirkung übte! Wenn man sich in diese Predigten einliest, scheint es einem undenkbar, daß dieser ruhige Fluß gleichmäßig langer, ineinander verketteter Perioden, in welchen ein künstlicher Bau weit verzweigter Gedanken sich gelassen bewegt, jemals ein Gemüth wirklich ergriffen hätte. Nirgend schlägt ein rascherer Puls der Empfindung in knappen Sätzen oder schneidenden Worten; kaum daß die Bewegung des Gemüths sich manchmal in einem Bilde Ausdruck schafft. Die Sprache Plato's, der Geist antiker Ruhe und Gemessenheit spricht aus ihnen. Wie man sie nun aber öfter und — was unerläßlich ist — mit Vergegenwärtigung aller Zeitverhältnisse überblickt, wie fast auf jeder Seite die bestimmtesten Beziehungen auf diese Verhältnisse im klaren Fluß der Rede ruhig hervortreten: da empfindet man es nach, mit welchem eigenthümlichen Zauber diese tiefe Ruhe und Besonnenheit, indem sie ihr stilles Licht über unerhörte Leiden und Befürchtungen, kühne Entschlüsse, schmerzliche Verzweiflung ausbreitet, die Gemüther erfüllen mußte. Hier läßt sich nur andeuten, was allein durch eine chronologisch bearbeitete Sammlung dieser Predigten mit historischen Vorbemerkungen und Winken zur Anschauung gebracht werden könnte. *)

Das preußische Heer war im Rückzug nach der Oder, die Prenzlauer

*) Die Chronologie der politischen Predigten läßt sich leider nicht überall herstellen, obwohl sie gerade hier, für das Verständniß der einzelnen Anspielungen, besonders nöthig wäre. Doch läßt sich so viel sagen: die klassische Predigt I, 223 fällt in die zweite Hälfte August oder Anfang September 1806; I, 239 wahrscheinlich etwa 16. Nov. 1806; I, 251 etwa den 23. Nov. (Brsw. mit Gaß 57, aus Schleiermacher's Leben II, 79); die beiden folgenden sind bezeichnet als am letzten Sonntag 1806 und Neujahrstag 1807 gehalten; die zwei Predigten I, 326—360 fallen dann wahrscheinlich in den December 1807, Januar 1808; die letzte der Sammlung ist bezeichnet als am 22. Januar gehalten. Die hierhergehörigen Predigten des vierten Bandes sind datirt.

Capitulation verbreitete einen panischen Schrecken, Halle war besetzt. In Schleiermacher's Briefen schlägt überall die Furcht vor einem raschen Frieden durch. Da hielt er in Halle jene wunderbare Predigt, deren Thema schon wie Ironie klingt: daß überall Friede sei im Reiche Gottes — in der in seiner eigensten Weise, mit einem scheinbar unwillkürlichen, in der That bitter treffenden Witze aus Friedenswünschen überall die Hoffnung auf Ausdauer im Kriege abgeleitet wird. Innere Ordnung, Besonnenheit in der Kühnheit, das ist der Friede in dieser Welt des Krieges, in der es nach außen nur Waffenstillstände giebt; die Gesinnung, welche der äußeren Ruhe den inneren Frieden opfert, ist die schlimmste Feindin dieses wahren Friedens.

Wie die Nachrichten von den Capitulationen sich häufen, Welle auf Welle der Strom des Unheils hereinbricht: zeichnet er mit ruhigen, großen Zügen, dem müßigen Klagen und faulen Lästern der eudämonistischen Masse gegenüber, die Bedeutung der letzten Ereignisse. Es ist die Predigt über die Benutzung öffentlicher Unglücksfälle. In den Fehlern der Feldherrn, der Truppen, der Regierung kommt nur die Schuld des Ganzen an den Tag. Und neben ihnen mag man sich doch daran erfreuen, daß auch jetzt noch dem Volke überall Duldsamkeit in Beschwerden und Muth in Gefahr einzuflößen sind, wo Vertrauen auf eine verständige Führung herrscht — eine offenbare Anspielung auf die Bravour des Blücher'schen Rückzuges. Welche Demüthigungen auch noch in dieser Zeit der Läuterung unserem Volke und wie lange bevorstehen mögen: nach dem Gesetz der göttlichen Weltordnung wird es, wenn es sich nicht selbst aufgiebt, einst noch der Mittelpunkt werden, um den alles Gute und Schöne sich sammelt. Wie derselbe Gedanke in einem gleichzeitigen Briefe anklingt: „Deutschland, der Kern von Europa, wird in einer schöneren Gestalt sich wieder bilden."

Das unglückselige Jahr neigte sich zu Ende. Was hatte er verloren! Es war nicht lange, daß er an seinem Geburtstage in schmerzlichem Nachsinnen überdacht hatte, wie ihm das Schicksal alles geraubt habe: ein Jahr zuvor hatte er um Eleonoren trauern müssen, mit welcher alle Träume seiner Jugend von ihm schieden; und nun war er des Berufs beraubt, an dem er sich damals noch halten durfte. Aber sein tiefes Auge schaut darum nicht weniger hell in den großen Gang der Zeit, der hinter den erschütternden Ereignissen und den persönlichen Geschicken liegt. Er spricht es aus, „daß die letzten Zeiten nicht schlechter sind als die vorigen." Aus der Ruhe und dem Wohlstand erhob sich ein leichtfertiges Jagen nach Genuß, selbstischer, friedloser Sinn in der Familie, habsüchtiger Egoismus der Beamten und Indolenz der Bürger im Staate. Unser früherer Reichthum war Schein. Und Schein ist auch unser jetziger Verlust. Unsere

Selbstständigkeit ist vernichtet, unser König zurückgedrängt an die Grenzen seines Reichs; aber ein selbständiger reiner Wille der Einzelnen, in der Familie ein herzliches Ineinanderleben, getragen von großen gemeinsamen Gefühlen, im Staate ein neues Vertrauen der Stände aufeinander, eine neue Hingebung aller an das Ganze haben sich erhoben. Mitten unter den Ausbrüchen der Krankheit verkündigen sich schon die Zeichen der Genesung.

Und dann, ein paar Tage darauf, am Neujahrstag 1807, wendet er sich von der Vergangenheit zur Zukunft mit jenem herrlichen „was wir fürchten sollen und was nicht." Es ist der helle, scharf-heitre Geist der Monologen — noch in der persönlichen Erscheinung des Sechzigjährigen das am meisten Charakteristische — was aus dieser Predigt voll Leben und Willensenergie redet. Die Furcht ist schlimmer als jeder Verlust, schlimmer als der Tod selber. „Wer sich erst gestattet, aus Furcht irgend der Stimme seines Herzens nicht zu folgen, sondern die inneren lebendigsten Bewegungen zurückzuhalten, dem wird allmählich auch die Beweglichkeit selber verloren gehen; und in einer Fühllosigkeit, welche mit der Furcht wächst, bis er an nichts mehr theilnimmt, als an seinem eigenen schon ganz verarmten und unwürdigen Dasein, wird er die schönste Hälfte seines Lebens verlieren." — „Ohne einen Verdacht zu hegen als sei er schlechter geworden, entsteht in ihm jener schwächliche zitternde Zustand, der den Menschen nicht mehr derb auftreten, nicht mehr fest zuschreiten läßt" — ihm das Verhaßteste und Armseligste. Der furchtlose Wille aber ist über jedes Schicksal erhaben. Es klingt wie aus den Monologen, wenn er ausspricht: „Wie auch Jedem die äußere Wirksamkeit zerrüttet, die wohlausgeführten Werke zerstört und alles Leibliche seines Thuns und Seins verwundet oder getödtet werde (empfand er doch das Alles selber): wir werden unter allen Zerstörungen jene göttliche Kraft in uns fühlen, vermöge deren der Geist überall seinen Leib, seine Glieder, seine Werkzeuge wiederherstellt oder neu erschafft; und so werden wir muthig und heiter, tüchtig und unbesiegt der Welt zum Trotz, Gott zum Preise, uns selbst zur Zufriedenheit dastehen."

Nur eine Predigt ist dann noch aus der Halleschen Zeit vorhanden — seltsam, aber in ihrer Seltsamkeit für das feine Umspinnen biblischer Sätze mit der üppig wuchernden Dialektik seiner Gedanken, wie es ihm eigen war, höchst charakteristisch. Er nimmt die Wandlung des Wassers in Wein zum Text. Und indem jedes einzelne Wort umgedeutet wird, schildert er mit lebendiger Anschaulichkeit, wie die edlen Männer, welche diesem eudämonistischen Zeitalter aufhelfen sollen, zu kämpfen haben, wie man ihres Winkes gewärtig sein müsse, wie die Geduld sich endlich in herr-

lichem Erfolg belohnen würde. Die ganze Geschichte von der zukünftigen Erneuerung und Befreiung Deutschlands blickt hinter dem alten Wunderbericht hervor.

In einem merkwürdigen Briefe an Raumer aus dem Januar 1807 spricht sich dieselbe Ansicht der Lage, die in den Predigten zu Grunde liegt, nüchtern und im Detail dahin aus: „die Anschauung der französischen Armee hat mich wenigstens überzeugt, daß an eine dauernde Herrschaft dieser Macht über unser festes Land nicht zu denken ist, und was man von der französischen Verwaltung sieht, scheint nicht mehr Sorge zu erregen. Der Herrscher hat zu wenig den Sinn eines Königs; alles scheint mir darauf berechnet zu sein, einen unsichern Emporkömmling durch Benutzung jedes niedrigen Interesses zu befestigen. Und sollte es denn nicht leicht sein, selbst seine Kriegskunst zu besiegen durch Beharrlichkeit von vorn und durch kluge Leitung der Bewegungen, die sich nothwendig weit im Rücken der Heere organisiren müssen? Doch wäre dies vielleicht für manches andere Uebel eine Palliativcur. Um ein neues Deutschland zu haben, muß wohl das alte noch viel weiter zertrümmert werden. Außerdem daß ich ein Deutscher bin, habe ich wirklich aus vielen Gründen die Schwachheit, ein Preuße zu sein, zum großen Aerger Ihres Bruders und Steffens'. Aber freilich geht meine Leidenschaft auf eine Idee von Preußen, welche vielleicht in der Erscheinung die wenigsten erkennen." Mitten im Unglück tritt hier nur muthiger fortgebildet sein alter Gedanke von Preußen als dem Staat protestantischer Bildung und der auf dieser ruhenden straffen persönlichen Kraft hervor. Im Rücken der Heere wird er durch diese Kraft der Bürger einen unbesiegbaren Rückhalt gewinnen; durch sie wird er dann der Mittelpunkt Deutschlands werden. Man konnte nicht genauer die Gedanken ausdrücken, auf welchen die Zukunft des preußischen Staats damals ruhte. Aber der Prophet selber ahnte, welche Widerstände im Hintergrund lagen. „Ob sich nun diese Idee nach der gegenwärtigen Krisis besser herausarbeiten wird, steht dahin; vieles Gute erscheint mir fast unvermeidlich." Wie bitter spricht aus diesem „unvermeidlich" seine Ansicht von den damaligen Leitern der preußischen Politik.

Zunächst sollte der Tilsiter Friede eine furchtbare Enttäuschung bringen. Aus dem von Feinden besetzten, vereinsamten Halle war Schleiermacher für den Sommer nach Berlin gegangen. Den wohlmeinenden Rathschlägen der Freunde entgegen hatte er die noch schwebenden Bremer Verhandlungen abgebrochen. Er hatte keine äußere Stütze, als eine ungewisse entfernte Aussicht auf eine Berliner Universität und die edle Freundschaft Georg Reimer's. Einstweilen las er über die griechische Philosophie. Er

war eben gerade zu seiner Erholung auf ein paar Tage bei seinem jungen Freunde Marwitz in Friedersdorf, als Reimer und Varnhagen die Nachricht von den Tilsiter Friedensbedingungen brachten. „Marwitz und Schleiermacher waren in Niedergeschlagenheit ganz betäubt, als sie diese schmachvollen Bedingungen der Reihe nach vernahmen." Mit überaus komischer Entrüstung berichtet Varnhagen, wie diesem tiefen Schmerz gegenüber jedes geistreiche Gespräch wirkungslos geblieben sei; ja Schleiermacher habe ihm sogar verübelt, daß er sich über die Niedergeschlagenheit desselben „zu rasch und überlegen hinweggesetzt habe." Alle nächsten Pläne waren zertrümmert.

Sein erstes Wort über diesen Frieden, der kein Frieden sein konnte, war der bittre „heilsame Rath, zu haben als hätten wir nicht." Er sagt es geradezu, daß er diesen Rath gegen die richte, welche in diesem dem Namen nach wiederhergestellten Frieden den Anfang wirklicher Ruhe sehen möchten, aus dem Mißbehagen der gestörten Genußsucht, oder auch aus dem armseligen Bedürfniß äußerer Sicherheit. Das Leben ist keine ruhige Ansiedelung, sondern ein Kampf. Rüstige Streiter sollen wir sein, die Alles gern dahinter lassen, was sich nicht mit der leichten und behenden Führung der Waffen verträgt. Es gilt Alles, Beruf, Lebensfreude, häuslichen Kreis, zu haben als hätten wir nicht. Wie unser Beruf, unsere äußere Lage, die ruhigen Verhältnisse unsres Lebens aus unserm Willen entstanden sind, in das Reich Gottes wirkend einzugreifen: so soll das Alles allezeit auch nur als solches Mittel geachtet werden. Jeder Schmerz soll nur der Sache, nicht unsrem Verlust gelten. Wenn uns Gedanken beschleichen möchten, ob es Recht sei, vielleicht vergeblich Noth über die Unsren zu bringen, andere uns anvertraute Menschen für das große Werk mit auf's Spiel zu setzen: „dann ist es hohe Zeit, uns zu ermannen, Weiber, Kinder, Freunde zu haben, als hätten wir keine." Wir sollen in dem Sinne für die Unsren handeln, daß nur deren sittliches Urtheil damit übereinstimmen sollte, gleichviel ob sie es thun: das ist nicht Härte, sondern Wohlthat. „Was verloren ist für uns, das kann nur wiedergewonnen werden durch solchen Sinn; was noch übrig ist und in Gefahr schwebt, kann nur erhalten werden durch ihn."

Wie mußten solche Worte ergreifen, ohne rednerisches Pathos, der reine, gefaßte Ausdruck seines persönlichsten Willens. Es ist merkwürdig, wie in den paar erhaltenen Briefen dieser Jahre überall die Themata der Predigten anklingen: sie waren der Ausdruck seiner innersten Kämpfe und Erlebnisse. Und darum hing er auch so an der Kanzel, daß er sagte: „Predigen, mit einiger Muße und der täglichen Nahrung ist alles was ich eigentlich bedarf." So geht z. B. neben dieser letzten Predigt ein Brief her,

in dem er sagt: „Vor allem bin ich über mein eigenes zerstörtes Schicksal so ruhig und gleichgültig, wie ich mir kaum gedacht hätte. Die einzelnen kleinen Verhältnisse des Lebens verschwinden ganz neben dem großen Schauspiel. Das kleinste was ich in diesem wirken könnte, würde mich jetzt mehr freuen, als das größte in meinem besonderen Kreise. Unser unverschuldeter Friede ist noch unsicherer als der Krieg gewesen ist. Nur den Vorsatz habe ich, meinem unmittelbaren Vaterlande Preußen so lange nachzugehn, als es besteht und dieses Vorsatzes nicht unwürdig ist. Sollte es dem Unglück ganz erliegen, so will ich, so lange ich kann, das deutsche Vaterland da suchen, wo ein Protestant leben kann und wo Deutsche regieren. Dabei thun zu können was meines Berufs ist, wird mir doch nie ganz fehlen. So muß sich trösten, wer die Waffen nicht führen kann."

Und noch einschneidender, kriegerischer lautet dann die nächste Predigt. „Von der Beharrlichkeit gegen das uns umdrängende Böse." Er warnt vor der Tollkühnheit vereinzelter eigenwilliger Kämpfe; aber wo einer im Namen des Ganzen steht — diese Mahnung ist direct an die unter den Augen des Feindes in Berlin thätigen Beamten gerichtet — lasse er sich durch keine Drohung oder Ueberredung über den Willen des Ganzen täuschen, als würde dieses nicht mehr die alte Pflichterfüllung von ihm fordern; er handle im Geist der vaterländischen Gesinnung. Und wenn es einmal gilt das Höchste zu wagen: dann schwinde alles Hin- und Herrechnen über den Erfolg vor dem einfachen, harten physischen Muth. „Wie gewaltig die Natur in den Thieren wirkt, wenn sie um ihr Leben kämpfen, daß sie unbesorgt um den künftigen Augenblick und um die allmähliche Erschöpfung ihrer Kräfte, nur in jedem gegenwärtigen alles daransetzen was sie haben: so gewaltig wirke in uns die Gnade, das Gefühl von der Heiligkeit des sittlichen Willens, daß wir, unbekümmert um das Ende, nur jeden Augenblick den Angriffen des Bösen alle unsere Kräfte entgegen stellen."

Als nun das Ministerium Stein's mit der Reform des Staats begann, scheute er sich nicht, auf der Kanzel die Vertheidigung derselben zu führen. Am Geburtstag Friedrich's des Großen, den eine ohnmächtige und kindische Sehnsucht zurückrief, während bereits der Mann da war, der sein Werk erhalten und fortsetzen sollte, sprach er „über die rechte Verehrung gegen das Einheimische Große aus einer früheren Zeit." Wohl giebt es Bleibendes, Unvergängliches im preußischen Staate, Gesetze des altpreußischen Wesens: arbeitsame Sparsamkeit, Rechtsschutz gegenüber der Regierung und Gleichheit der Bürger vor dem Gesetz, Aufklärung, Glaubens- und Gewissensfreiheit. Diese gilt es völlig und aufrichtig zu handhaben. Auf diesen Grundlagen muß ein neues Gebäude errichtet werden;

das Alte, das vor den Stürmen der Zeit wich, hat sich dadurch des Wiederaufbaus unwerth erwiesen. Dies neue Gebäude ist nichts anderes, als der nach Stein's Reformen reorganisirte Staat. Es ist der Grundgedanke desselben, daß jeder in den Stand gesetzt werde durch nützliche Thätigkeit seinen ganzen inneren Werth frei darzulegen, daß dieser Werth anerkannt werde von der Gesellschaft, daß endlich sich künftig das Recht durch die Uebereinstimmung aller als die natürlichste Wirkung des vereinigten Verstandes und der vereinten Kräfte bilde. Das war in der That der Staat, wie er aus den Principien folgte, deren Entwickelung bei Schleiermacher wir hier verfolgt haben.

Im Februar 1808 hat Schleiermacher seine politischen Predigten in einer Sammlung veröffentlicht, damit sie „einleuchtend machten, woher allein wahres Heil kommen kann und wie ein Jeder dazu mitwirken muß." Die Hauptsache blieb die Wirkung auf Berlin selbst, dem er fortab als Prediger angehörte. Es war ein seltsam gemischtes Publicum, das sich in der Dreifaltigkeitskirche um den „Redner der Religion" versammelte. Scherzend schreibt er an Brinckmann: „Bunter ist wohl kein Auditorium: Herrnhuter, Juden, getaufte und ungetaufte, junge Philosophen und Philologen, elegante Damen, und das schöne Bild vom heiligen Antonius muß mir immer vorschweben." Die gewichtigsten Zeugen bestätigen, daß durch ihn und Fichte der Geist der Stadt in diesen Jahren völlig umgewandelt wurde. Auf ihnen, auf ihrer Ueberzeugung von der göttlichen Weltregierung und dem Beruf des protestantischen Deutschland in dem Plane derselben, nicht auf orthodoxen Theorien von Erbsünde oder Zurechnung beruhte die religiöse Begeisterung, welche die Freiheitskriege durchdrang. Heute wo die freie Sprache der Tribüne der politischen Begeisterung offen steht, klingt manches Wort aus Schleiermacher's Predigten seltsam und abstract, welches politische Ideen in Kanzelsprache umsetzt; an mancher Anspielung würden wir jetzt die Ueberschreitung des religiösen Gebiets mißbilligen. Hat man doch auch in Fichte's Schriften aus jenen Jahren die Vermischung des politischen und wissenschaftlichen hart getadelt. Worüber die Fachkritik den Kopf schüttelt, gerade daran erfreut sich hier der historische Blick. In seiner Absperrung vom politischen Leben schuf sich damals der patriotische Drang willensstarker Naturen Formen, wie er eben vermochte; gleichviel was Kritiker davon denken mochten: es galt, daß in ihnen die Gedanken an die Nation kamen, deren sie bedurfte.

Aber diesem leidenschaftlichen Drang patriotischer Wirksamkeit eröffnete sich seit 1808 noch ein anderer höchst merkwürdiger Wirkungskreis,

der ein persönliches, praktisches Eingreifen gestattete. Wir begegnen auch hier wieder einer außerordentlichen Form der Thätigkeit für den Staat, welche aus der ungewöhnlichen Lage desselben entsprang. Wir meinen die patriotischen Verbindungen dieser Jahre. Seit der Broschürenfluth, welche Schmalz' Angriff auf diese Verbindungen 1815 hervorrief, haben wir über die Organisation der Patriotenpartei von 1808 und 1809 — denn auf eine solche zielten eigentlich alle diese Verbindungen ab — mannichfache Mittheilung erhalten, die interessantesten von Häusser aus der Götzen'schen Correspondenz und von Bärsch aus dem Schatze seiner Erinnerungen zur Berichtigung der Voigt'schen Schrift über den Tugendbund. Schleiermacher's früher vielbesprochener Antheil an dieser nationalen Agitation trat im zweiten Band seiner Briefe zwar in einigen Briefen an seine Braut in geheimnißvollen und spannenden Andeutungen hervor, ohne indeß näher aufgeklärt werden zu können. Dies wird nun durch einige Briefe von und an Schleiermacher möglich, welche wir aus dem Nachlaß verschiedener Personen zusammenstellen. Sie müssen im Zusammenhang der damaligen Thätigkeit der Patriotenpartei betrachtet werden.

Diese Thätigkeit beruhte auf der Lage und Stimmung Norddeutschlands zwischen dem Tilsiter und dem Wiener Frieden. Nach diesem ersteren Frieden standen auch in den preußisch gebliebenen Landestheilen noch bedeutende französische Truppenmassen; durch nichtswürdige Interpretation des Friedensvertrags, der nur „genügende Bürgschaft" für die Contributionen verlangte, ward die Räumung des Landes von Monat zu Monat hinausgeschoben; Napoleon hemmte durch diese Fessel die preußische Regierung vorläufig in der kleinsten ihm unwillkommenen Bewegung. Die Thätigkeit der Regierung zur Vorbereitung eines etwaigen Kriegs war völlig suspendirt. Und doch mußte Preußen, nach dem Urtheil einer Partei, welche die Besten in sich schloß und von der Stimmung des Landes getragen war, die nächste günstige Combination zu einer Allianz gegen Frankreich ergreifen, sollte es nicht gebunden seinem Ruin entgegengeschleift werden. Der Regierung in ihren öffentlichen Aeußerungen stand nur der Weg einer den Franzosen in ihrem wahren Sinne unverständlichen Reform offen; aber daneben waren die bedeutendsten Mitglieder derselben, Stein, besonders aber Scharnhorst und Gneisenau, im Stillen für die Verstärkung des Kriegsmuths, der Waffenfähigkeit, der engen Verbindung der Patrioten im Lande thätig. Mehr noch von dem Gefühl innerer Uebereinstimmung mit den Bestrebungen dieser Männer, als von ausdrücklichen Beziehungen zu denselben getragen, vereinigten sich überall in den einzelnen Provinzen und engeren Kreisen Patrioten zu gemeinsamer Thätigkeit. Die große Anzahl der im Frieden entlassenen Officiere und der Beamten der

verlorenen Provinzen bot, ohnehin beruflos und von der heftigsten Leidenschaft gegen Napoleon bewegt, überall die leichtesten Anknüpfungspunkte dar. Ihre Zwecke waren klar. Auch nach der Reorganisation des Heeres vom Herbst 1807 setzten Scharnhorst, Gneisenau, Boyen, große Hoffnung auf einen Volkskrieg. Der Muth hierzu mußte der Bevölkerung eingeflößt, Waffen beschafft, Verbindungen geknüpft werden, damit im Augenblick des Kriegs wie mit einem Schlage Alles bereit sei. Auch auf das nichtpreußische Norddeutschland mußte man rechnen und auch hier wurden Verbindungen angeknüpft. Man mußte eine Uebersicht über Vertheilung und Anzahl der französischen Truppen haben. Kurz, Wille und Leitung der Regierung, welche in dieser Zeit gehemmt war, mußten durch die gemeinsame Thätigkeit der Privaten von einzelnen Kreisen aus ersetzt werden. Geheime Verbindungen, in dem Sinne der Illuminaten und späteren Verbindungen in unserem Jahrhundert, mit fester Organisation, feierlicher Aufnahme, Gehorsam gegen die Oberen waren diese Einigungen, von denen wir hier reden, nicht. Erst aus dem Schooße des Freimaurerordens, der Loge zu den drei Kronen in Königsberg kam im Frühjahr 1808 der Gedanke an eine solche Organisation, welche dieser Thätigkeit der einzelnen Kreise eine einheitliche Leitung gäbe; aber die meisten der hier geschilderten Verbindungen weigerten sich, dieser künstlichen Organisation sich einzufügen. Die Existenz eines „Tugendvereins" als einer geschlossenen Einheit dieser Verbindungen *außerhalb* des Tugendbundes hat sich wenigstens bis jetzt nicht historisch constatiren lassen.

Das abfällige Urtheil tüchtiger und patriotischer Männer wie York und Niebuhr über diese Verbindungen ist bekannt; es ist auch neuerdings wieder aufgenommen worden. Indeß weiß man, wie bitter der eine von diesen über die Thätigkeit Stein's 1808, der andere über die Katastrophe des großen Staatsmanns geurtheilt hat: beide waren mindestens zu leidenschaftliche Beurtheiler. Der Wille auch der in dem hohen Ziele Einigen stieß in diesen aufgeregten Zeiten oft hart einer gegen den anderen; die Urtheile der großen Männer gegen einander haben daher nicht selten etwas Scharfes, Maaßloses. Auf der anderen Seite dürfen wir uns darauf berufen, daß Männer wie Scharnhorst und Gneisenau in beständiger Beziehung zu diesen Verbindungen standen und ihre Wirksamkeit billigten, daß Männer wie Grolmann, Boyen, Eichhorn, Schleiermacher — so viele andere Tüchtige — in ihnen mit Begeisterung thätig waren. Die Hauptsache scheint uns diese. *Das Urtheil über diese Verbindungen ist ausschließlich abhängig von dem über einen preußischen Krieg im Jahre 1808 oder 1809.* Denn ohne geheime Vorbereitungen der verschiedensten Art konnte ein solcher schlechter-

dings nicht geführt werden. Für solche bedurfte es Comités. Daß es aber zu einem solchen Krieg im Verein mit Oesterreich und mit Unterstützung Englands, während Spanien den Imperator ohnehin beschäftigte, damals nicht kam: das beklagt auch der Verfasser der deutschen Geschichte, gewiß ein competenter Beurtheiler dieser Dinge. Und wer bedenkt, wie viel günstiger damals die Aussichten für eine würdige Gestaltung Deutschlands durch einen Frieden gewesen wären, wird nicht anders können, als es beklagen. Hiemit fällt aber das Declamiren gegen das sogenannte „Verbindungswesen" in nichts zusammen. Etwas Anderes ist das Urtheil darüber, ob man gut that, zu diesem großen Zweck auch gefährliche Elemente, wie sie namentlich die Kreise der jungen Officiere bargen, zu benutzen, und ob nach der Zurückziehung der französischen Truppen die Verbindungen noch ein Bedürfniß waren.

Unter diesem Gesichtspunkt muß nun auch das Comité oder die Verbindung betrachtet werden, welche in Berlin bestand und zu der Schleiermacher damals zugezogen wurde. An der Spitze stand Graf Chazot. Als die eigentliche Seele desselben bezeichnet der freilich in diesem Punkte nicht unparteiische Steffens den damaligen Kammergerichts-Assessor Eichhorn, den späteren preußischen Unterrichtsminister. Die Fäden, welche diese Verbindung unterhielt, liefen über ganz Norddeutschland; zum Theil mit englischem Gelde reisten Officiere in den verschiedensten Theilen desselben; ein weitverzweigter Briefwechsel ward unterhalten. Was ihre Organisation betrifft, so erklärt Schleiermacher von ihr, daß „durchaus keine Form bestand und es mehrere Personen gab, von denen er nicht zu sagen gewußt hätte, ob sie Mitglieder waren oder nicht," „daß er bei ihren Zusammenkünften nie das leiseste Gefühl gehabt habe, als handle er seinem Grundsatz entgegen, nie in eine geheime Gesellschaft zu treten." „Ich rechnete mir's zur Ehre, — so erzählt er in der Broschüre gegen Schmalz — als sie mich in ihren Kreis zogen, gewiß mehr um mir selbst einen erfreulichen Haltungspunkt mehr zu geben, als daß sie viel von mir erwartet hätten. Denn wenn ich gleich ganz in ihrem Sinne war, so gestatteten mir meine Verhältnisse doch nicht, viel in diesem Sinne zu thun. Ich wage auch nicht, mich den Anderen gleich zu stellen, da sie alle ohne Ausnahme, auch die nicht vorher schon Soldaten waren, hernach, als es wirklich galt, für den König und die Befreiung des Vaterlandes ihr Leben darangewagt und manche Theure es auch geopfert haben."

Die erste Andeutung seiner Beziehung zu dieser Gesellschaft findet sich vom 7. August 1808. Seit dem December hatte er sich in Berlin fest niedergelassen; als er nun eben im Sommer von einer Rügener Reise zurückgekehrt war, ward die Verbindung angeknüpft. „Viel Ver-

trauen und Liebe — so schreibt er damals — ist mir hier entgegengekommen, auch schon in dieser kurzen Zeit, von neuen und merkwürdigen Seiten, und was ich geweissagt habe, daß diesen Winter noch große Verwirrungen in Deutschland losgehen werden, davon sehe ich schon mehrere bedeutende Vorzeichen." Dann, einige Tage später, am 18. August 1808, abermals an seine Verlobte: „An dem, was mich jetzt am meisten bewegt und beschäftigt, mußt Du eben auch Antheil nehmen, und wenn dir die Herz nichts gesagt hat, so fordere es ihr doch ab. Mir ahnt keine Gefahr, ich gehe keinen andern Weg, als den meines Berufes, und an Mäßigkeit und Vorsicht fehlt es weder mir noch denen, welche im Einzelnen mein Thun zu leiten haben. Es ist durchaus eine würdige, schöne, tadellose Rolle, die ich spiele und was kann es schöneres geben, als daß ich den Zustand der Dinge, auf dem das Glück unseres Lebens beruhen muß, selbst kann leiten und herbeiführen helfen. Der Himmel gebe nur, daß die Dinge einen solchen Gang gehn, daß die Ausführung dessen, was beschlossen ist, wirklich kann unternommen werden, welches nur unter solchen Umständen geschehen soll, unter denen es kaum mißlingen kann." — „Noch eins — fügt er dann am Schluß des Briefs hinzu — es kann sein, daß ich noch eine Reise nach Königsberg machen muß. Doch ist die Sache, die ich in sehr vieler Rücksicht wünschen muß, noch sehr ungewiß; länger als drei Wochen hält sie mich wohl kaum entfernt." Acht Tage darauf befand er sich bereits, im Auftrag jener patriotischen Gesellschaft, in Königsberg.*)

Hier treten nun die vorhandenen Briefe ein. Von seinen vorläufigen Berichten an die Gesellschaft, die durch Reimer's Vermittelung gingen, scheint der erste verloren. Die Antwort von Reimer und zwei folgende Schleiermacher's, alle drei nach einem System von Wortvertauschungen geschrieben, theilen wir zunächst mit. Dann einen Zettel von Steffens, der kurz nach einer Zusammenkunft desselben in Dessau, Mitte October, durch welche er in die geheimen Unternehmungen eingeweiht wurde, fällt, nebst dem Nothwendigsten aus seinem Bericht über diese Zusammenkunft. Endlich das Politische aus zwei, mit sicheren Freunden an Brinckmann gesandten Briefen. Anstatt die Briefe durch einzelne Erklärungen zu unterbrechen, versuchen wir, nach Mittheilung derselben, ihre Resultate im Zusammenhang darzustellen.

*) Aus den Daten seiner damaligen Correspondenz läßt sich bestimmen, daß sein Aufenthalt in Königsberg vom 25. August bis zum 22. oder 23. September dauerte.

Reimer an Schleiermacher.

Berlin, 5. Sept. 1808.

Dein Brief hat uns allen nicht geringe Freude erregt, lieber Freund! besonders der guten Nachrichten wegen, die Du uns von dem Wohlsein und Wohlverhalten der dortigen Freunde mittheilst. Den Unsrigen geht es sämmtlich wohl und ihre Lage und öconomischen Verhältnisse bessern sich bei fortgesetzter klüglicher Speculation dergestalt, daß einer unter ihnen nächstens das seinem Rittergut zunächst gelegene Schloß zu erstehen gedenkt. Ueber dieses Geschäft, sowie über andere Details in unseren Verhältnissen kann dich der Ueberbringer dieses näher unterrichten, da er genau um alles weiß. Die Nachrichten von dem veränderten Wirthschaftssystem auf dem großen Schulzengute hatten wir hier bereits früher wie durch Deinen Brief erhalten und sind sämmtlich der Meinung, daß die ergriffenen Maßregeln den besten Erfolg haben werden, wenn man nur unabläßig darin beharrt; die Auslagen sind freilich Anfangs ungeheuer und anscheinend unerschwinglich, allein bei der vortrefflichen Bearbeitung des Bodens werden sich dort bald Feldfrüchte erzeugen, die alles übertreffen und als Saatkorn vielleicht durch ganz Deutschland gesucht werden müssen.

Persönlich geht es mir auch ganz wohl und ich theile mich gleich Dir unter Arbeit und Erholung. Auf meinen Spatziergängen besuche ich sehr häufig die von uns gemeinschaftlich mehrmals besuchte und so hoch gerühmte Gegend. Mein besonderes Wohlgefallen an ihr veranlaßte mich auch kürzlich, unseren Freund Schulz, auf dessen gesundes Urtheil und treffliche Einsichten wir beide gleichviel halten, um seine Begleitung dahin zu ersuchen, und er schien sich um so williger dazu zu finden, da er schon viel Rühmens von einem anderen davon hatte machen hören. Der erste Eindruck, den die schöne Landschaft auf ihn machte, war, wie ich es erwarten durfte; allein bald fing er an auf eine kleinliche Weise in's Detail zu gehn und zu anatomiren, so daß ich mich vor Verdruß nicht zu lassen wußte und lebhaft an Göthe's Kenner und Enthusiasten erinnert wurde. Die ganze schöne Landschaft, wie sie Gott herrlich geschaffen hatte, war ihm nicht gut genug und er hätte sie lieber selbst gemacht nach eigenem Gefallen. Indeß schien er doch eigentlich nur in übler Stimmung gewesen zu sein, denn ich habe nun vorgestern einen Brief von ihm erhalten, worin er schreibt, daß er bei seiner letzten Reise auf der Durchfahrt sich doch sehr wieder mit der Gegend ausgesöhnt habe und sehnlich wünsche, nach Deiner Zurückkunft in unser beider Begleitung noch einmal dahin zu kommen, um vielleicht durch Deine Beihülfe den besten Standpunkt aufzufinden. Unsere Freunde sind indeß sehr ungehalten auf ihn

und wollen es kaum mehr zugeben, daß wir nun noch diesen Versuch mit ihm machen, da sie ihn fast für unwerth achten, sich an den Schönheiten der Natur zu erfreuen.

den 6ten.

Soviel hatte ich gestern Abend geschrieben und glaubte heute noch Zeit zu gewinnen um weiter zu schreiben, allein Störungen aller Art sind mir in den Weg getreten, so daß ich nichts mehr hinzufügen kann; Erhebliches wäre es ohnedem nicht, wenigstens doch nichts, was nicht der Ueberbringer gründlicher und besser ausrichten könnte.

Wir grüßen Dich sämmtlich, d. h. Alles was zur Familie gehört und also auch Nanny und wünschen Dir baldige und glückliche Rückkehr.

G. R.

Das Musterhafte Deines Briefs hat keinem von uns einleuchten wollen, wenigstens litt er an den Folgen der Unmäßigkeit.

Schleiermacher an Reimer.

6. Sept. 1808.

Mir war schon ganz bange um Nachrichten von Dir, lieber Freund. Nun habe ich sie zwar, aber Manches, besonders Böckler betreffend, hätte ich doch genauer erfahren, wenn Du selbst geschrieben hättest, da Du doch wahrscheinlich mit ihm zu thun hattest. Es thut mir leid, daß gerade die Geschäfte, die wir beide eingeleitet haben, vor der Hand so schlecht gehen und ich möchte nur, ich könnte während meines hiesigen Aufenthaltes etwas Tüchtiges thun, um die Scharte auszuwetzen.

Mit Call geht es mir schlecht, indem ich ihn fast immer verfehle. Mit Christ bin ich Morgen Abend zusammen und will sehen, ob ich dann noch eine vertraute Zusammenkunft mit ihm verabreden könnte. Manches ließe sich dann ganz gewiß auf's Reine bringen. Bis jetzt habe ich mit Neubaur am meisten zu thun gehabt; mancherlei habe ich ihm mit gutem Erfolg auseinandergesetzt, anderes wieder nicht und das läßt sich vielleicht mit Christ besser machen. Ueber die Nothwendigkeit unseres Hauptgeschäfts sind aber alle, wie es scheint, ganz einig; nur für den Fall, daß das Amt im Unkraut liegen bleibt, ist man bange, und mit Recht. Auf den Kohlgarten wird auch hier gar keine Rücksicht genommen. Einer von dorther hat ausgesagt, daß am 20sten vor. Monats eine entscheidende Unterredung zwischen dem lieben Manne nnd unseren dortigen Freunden habe vorfallen sollen. Von dieser erwartet Christ stündlich Nachricht, auf diese sowie Christ's Conte courante, welches nächstens abgeschlossen werden soll, möchte ich noch warten. Vielleicht auch auf Vinke's Ankunft, den Christ täglich erwartet.

Böckler möchte uns gern mit unsern Geschäften in seiner Hand haben; ich glaube aber es wird umgekehrt gehen und er wird uns zur rechten Zeit doch gern dienen. Nur ist wesentlich, daß er jetzt nichts weiter erfährt; vielleicht kann man gar bei meiner Rückkehr Veranlassung nehmen, ihn glauben zu machen, wir hätten es aufgegeben. Daß Fouqué die Gastfreundschaft zu unsrem Schaden so weit ausdehnen würde, hätte ich nicht geglaubt; der Mann ist doch verrückt durch seine Poesie. Es ist nun freilich übel, daß wir auf dieser Seite keine feste Verbindung haben, da sie so sehr interessant ist. Ich bin mit dem hiesigen Amtsverweser in Gesellschaft gewesen und auch aus seinen Reden habe ich merken können, daß man auf dem Amte gern noch das Unkraut hegen will und daß man sich scheut der Horde Brod zu geben. Die guten Nachrichten von dem Schulzengut weißt Du nun schon. Neuere sind noch vortrefflicher, aber nur nicht glaubwürdig genug.

Ich bin den ganzen Morgen durch Besuche aufgehalten worden und nun ist es so spät, daß ich nicht einmal mehr an Nanny schreiben kann; das muß also bleiben bis zur nächsten Gelegenheit. Länger indeß als fünf bis sechs Tage noch hoffe ich nicht hier bleiben zu müssen. Der Himmel fahre fort mich gute Geschäfte machen zu lassen. Quednow und seine Frau habe ich noch gar nicht gesprochen und nur in der Kirche gesehen; seine Kinder aber sehe ich oft und diesen Mittag esse ich bei seiner Schwägerin.

Von Lübeck rechne ich wol nicht eher etwas zu erfahren, als bei meiner Rückkunft.

Adieu, grüße alle Freunde und dein ganzes Haus und nimm dich meiner guten Nanny an.

Schl.

den 20. September 1808.

Quednow's Gast geht heute ab, und so wird es wol keine Schwierigkeit haben, daß ich Donnerstag oder Freitag auch meine Rückreise antrete. Von denen die am meisten mit dem Manne gewesen sind habe ich noch keinen gesprochen, komme auch wol erst Morgen dazu. Christ und Quednow haben gestern eine lange Unterredung in Geschäftssachen mit ihm gehabt, aus der Christ sehr vergnügt herausgekommen sein soll. Man schließt daraus, der Mann habe versprochen, auf der Erfurter Messe unsere Geschäfte mit zu übernehmen. Es sollte mir leid thun, wenn ich Euch solche Nachrichten mitbrächte, wie es mir überhaupt leid thut, daß man sich mit dem Mann auf irgend etwas ernsthaftes eingelassen hat. Die wahre Feinheit hätte ohnstreitig darin bestanden, es so zu karten, daß dort gar nichts für uns geschähe durch ihn, sondern daß

er sich nur immer tiefer mit dem lieben Manne eingelassen hätte; denn jemehr und je besser er unsere Geschäfte in Erfurt besorgt, um desto weniger Brod wird für uns dabei herauskommen. Käme er dann so zurück, so hätte man sehen sollen, daß man ihn hier in der Nähe auf eine angenehme Weise so unterhalten hätte, daß er an der weiteren Rückreise wäre gehindert worden. Dann hätten unterdeß die Freunde über See seinen Kohlgarten an sich bringen können. Nun fürchte ich leider, wir werden eine mittelmäßige Messe machen und am Ende nichts als erbärmliches Unkraut davon haben. Ahlemann's mit der letzten Gelegenheit angekommene Briefe sind mit so schlechter Dinte geschrieben, daß Friedrich und Neubaur schon mehrere Stunden darauf zugebracht haben, sie zu enträthseln, heute will ich nun auch noch helfen. Das wenige, was davon zum Vorschein gekommen ist, hat die Neugierde sehr gespannt, aber wie es scheint auf keine recht angenehme Weise. Mir habt ihr mit dieser Gelegenheit wol nichts mehr geschickt, weil ihr nicht wußtet, daß sie mich noch treffen würde. Nun brennt mir aber auch die Stelle unter den Füßen. Daher ich auch, was ich sonst noch schreiben könnte, lieber verspare, da ohnedies alles erst seine Haltung bekömmt durch das, was ich von Christ, Call und Mansfeld über den Gast erfahren werde.

Vielleicht wenn ich auch Freitag selbst reise schreibe ich doch noch Freitag früh ein Paar Zeilen an Nanny, um ihr meine Ankunft genau zu bestimmen. Grüße unterdeß alles herzlich.

(ohne Unterschrift.)

Steffens an Schleiermacher.

Ich danke Dir für Deinen letzten Brief. E. ist bey mir gewesen. Was Dir passirt ist, ist allerdings lächerlich genug. Ich hoffe, daß es von keinen weiteren Folgen sein wird. E. ist mir sehr lieb geworden, es sollte mir lieb seyn, wenn er seine Absicht erreichte. Was ich vermochte, habe ich dazu beigetragen. Mein Lübecker Freund hat mir aus Prag geschrieben. Was wir in Dessau hörten, war leider Wahrheit. Er hat mir geschrieben, daß er um Martin sehr besorgt wäre. Es sollte mir leid thun, wenn der arme Mann Bankerutt gemacht hätte. Ich habe indessen E. die Adresse gegeben, ihn aber auch gewarnt. Kaufmann Haller ist bey mir gewesen wegen der Armensache. Ein herrlicher rüstiger Mann und überaus eifrig. Er meint, man sollte auch an die entfernte Armuth denken, und dieser abhelfen, indem wir an uns selbst denken. Denn wahrlich, gar zu leicht könnte es sein, daß wenn die Armuth um sich greift wir gar nicht mehr helfen können. Ich thue was ich kann, doch sehe ich nicht ein, was ich ohne Vollmacht ausrichten kann. Jetzt

haben wir leider Einquartirung, die uns viel kosten wird und vieles Gute was wir vorzunehmen dachten verhindern wird. Das Uebrige versteht sich am Rande.

S.

Zu diesem Briefe gehört der im Detail wie alle Erzählungen des phantasiereichen Mannes mit einiger Vorsicht aufzunehmende Bericht der Zusammenkunft von Steffens und Schleiermacher, auf welche er folgt, in dem Leben des ersteren: „Meine erste Einweihung in die geheimen Unternehmungen geschah in einer sehr verhängnißvollen Zeit und auf eine sehr bedeutende Weise. Ich erhielt mit meinem Freunde Blanc die Aufforderung nach Dessau zu reisen, und als wir zur bestimmten Zeit im Gasthofe abstiegen, fanden wir dort mehrere Freunde aus Berlin. Schleiermacher, Reimer, mit einem Verwandten, und Herr von Lützow, der jetziger Generallieutenant. Der Kaiser Napoleon war in Erfurt." Nachdem er die politische Lage charakterisirt hat, fährt er fort: „Die Absicht der Zusammenkunft war nun keine positive, nur das erfuhr ich, daß eine Menge treu Verbündeter allenthalben zerstreut war, um auf eine jede Bewegung des französischen Heeres aufmerksam zu sein. Dieser Auftrag ward auch uns, und ein jeder sollte, unterstützt von zuverlässigen und treuen Männern, die er mit Vorsicht an sich zog und in Thätigkeit setzte, die allgemeine Absicht zu fördern suchen. Während wir uns nun darüber beriethen, wurden Männer fortdauernd als Boten ausgesandt, um uns Nachrichten von Erfurt und der Umgegend so eilig als möglich zu bringen. Wir wurden so auf die mannichfaltigste Weise aufgeregt; Berichte liefen ein von Verdächtigen, die durch die Franzosen aufgehoben waren; selbst unsere Zusammenkunft schien bedroht, wenigstens wir, die wir in den besetzten Gegenden wohnten, wenn wir zurückkehrten." — „Von dieser Menge verworrener und aufregender Ereignisse umgeben, bemerkte ich, daß irgend ein dunkles Geheimniß meine Berliner Freunde beunruhigte. Sie suchten es uns offenbar zu verbergen und es ward mir erst später bekannt. Zwei Männer hatten den verzweifelten Entschluß gefaßt, Napoleon in Erfurt zu ermorden. Daß meine Freunde diese That nicht blos mit Entsetzen, sondern mit Abscheu betrachteten, brauche ich wohl kaum zu versichern. Mich ergriff, als ich es vernahm, ein Grauen." — „Bald erfuhren wir wie die That abgelaufen war." — Es ist bekannt, daß nach Steffens' Bericht Alexander, nach dem Müffling's Prinz Wilhelm, zur Seite Napoleons reitend, das Attentat unmöglich machte. — „Die Männer entfernten sich bald wieder und wir athmeten freier. Jetzt trennten wir uns und ein jeder kehrte nach seiner Heimath zurück."

Schleiermacher an Brinckmann.

11. Februar 1809.

„Kaum war ich (von Rügen) zu Hause, so fand sich eine herrliche Gelegenheit nach Königsberg zu reisen. Viel alte Freunde und Bekannte habe ich dort wiedergesehn, nur mit Stägemann's leider nicht viel gelebt. Aber Stein's des herrlichen Mannes ziemlich genaue Bekanntschaft gemacht, auch Gneisenau's und Scharnhorst's, die Königin gesprochen

[illegible]d aber dazu für den Anfang unentbehrlich und Ueberbringer dieses hat [illegible]n hierauf seine Absicht gerichtet. Möchte er doch recht viel bewirken [illegible]d recht schnell, damit wenigstens von dieser Seite der rechte Zeitpunkt [illegible]cht versäumt werde.

Berlin, d. 17. Dec. 1809.

Ich weiß nicht, liebster Freund, ob Du einige flüchtige Zeilen, die [illegible]h. Dir, ich glaube des Frühjahr, durch einen Reisenden gesendet, richtig [illegible]halten hast. Diese Gelegenheiten scheinen jetzt häufiger zu werden, da [illegible]ehrere von unseren Braven versuchen wollen über England das südliche [illegible]riegstheater zu erreichen, nachdem in dem nördlichen der Vorhang wie[illegible]er gefallen ist. Fabian Dohna, der Dir, wills Gott, diesen Brief [illegible]überbringt, ist einer von diesen dreien. Er selbst, einer der jüngeren Brü[illegible]der unseres alten Freundes, des jetzigen Ministers, hat sich in unserem unglücklichen Kriege sehr ausgezeichnet und war zuletzt Flügeladjutant des Königs. Als alle Hoffnung verschwand, daß dieser an dem Kriege Antheil nehmen würde, nahm er den Abschied, um nach Oesterreich zu gehn, kam aber hier an, als es schon fast gewiß war, daß der Waffenstillstand in Frieden übergehen würde. Seine beiden Reisegefährten sind glücklicher gewesen, sie haben in dem Generalstab des Kienmayerschen Corps, der Major von Grolmann als Chef desselben, und der Lieutenant von Lützow als Adjoint, denjenigen Theil des Feldzugs mitgemacht, der auf die deutschen Angelegenheiten den entscheidendsten Einfluß gehabt haben würde, wenn der unglückliche Friede nicht dazwischen gekommen wäre. Mir scheint es freilich nicht sehr wohlgethan, wenn alle tapferen Männer den vaterländischen Boden verlassen und dann, wenn sich irgend etwas zur Thätigkeit Aufregendes ereignet, Niemand zu Hause ist. — Aber diese sind nun einmal unterwegs und wenn Du ihnen zu ihrem Zweck behülflich sein kannst, wirst Du es gewiß nicht fehlen lassen."

Diese Briefe führen uns in die verhängnißvolle Zeit, in welcher sich Preußens Stellung zum Krieg von 1809 entschied. Die Darstellung der damaligen Vorgänge, welche wir versuchen, wird die eine und andere Stelle unerläutert lassen müssen: zeigen doch die wiederholten Klagen über mangelnde „Musterhaftigkeit," „schlechte Dinte" und ähnliche, daß die Freunde selber nicht Alles zu enträthseln vermochten. Das „am Rande" in dem Steffens'schen Briefe deutet auf eine der von ihm selber beschriebenen Methoden, besondere geheime Mittheilungen zu verstecken; wahrscheinlich muß ein ausgeschnittenes Blatt über den Brief gelegt werden. Natürlich läßt sich dies nicht mehr ermitteln.

Die aufregenden Nachrichten vom spanischen Volkskriege und seinen

Erfolgen kamen im August und September 1808 trotz des Absperrungssystems von Napoleon, eine die andere drängend, nach Norddeutschland — Dupont's Capitulation bei Baylen, die Unruhen in Madrid, die Flucht Joseph's, endlich der Rückzug der Franzosen über den Ebro. (Nur die Vermuthung möchten wir hier aussprechen, daß die beiden Stellen über das veränderte Wirthschaftssystem auf dem großen Schützengute — Volksbewaffnung — die Früchte die dann auch in Deutschland als Saatkorn gesucht werden würden — ähnliche Volkserhebung — und die einander rasch folgenden Nachrichten von den großen dortigen Erfolgen sich hierauf beziehen.) Unter dem begeisternden Eindruck dieser spanischen Nationalbewegung rüstete Oesterreich unter Stadion energisch. Man rechnete diesmal neben der Armee auf den Volkskrieg. Wenn es gelang, mit englischer Hülfe Norddeutschland zur Erhebung zu bringen, durch plötzlich gesammelte Massen bis in das Königreich Westphalen hinein die französischen Truppen zu vernichten: dann sah sich Napoleon dem verzweifelten Kampf von halb Europa gegenüber; alle westlichen Nationen von den schwedischen Nordküsten bis zur Südspitze Spaniens gegen ihn.

Gelang es nicht, isolirte sich Preußen, dann schien diese Monarchie ein Spiel in der Hand Napoleon's werden zu müssen; man mußte, wie Scharnhorst dem König vorstellte, wehrlos seinen Plan erwarten, „dem noch gebliebenen preußischen Staat eine andere Form zu geben und alle Nationalität auszulöschen, der regierenden Dynastie sich zu bemächtigen."

Den Führern der preußischen Reformpolitik, Stein, Scharnhorst und Gneisenau, erschien in dieser Lage der Krieg unvermeidlich. Er erschien ihnen aber auch nur mit der höchsten Anspannung aller Kräfte denkbar. Die Actenstücke dieser Männer aus dem August 1808 athmen eine rücksichtslose Größe der Gesinnung, welche Preußen unbesiegbar gemacht hätte. Damals erklärte Stein, der Krieg müsse zur Befreiung von Deutschland, durch Deutsche geführt werden; auf den Fahnen des Landsturms müsse das ausgedrückt sein; bei seinem Beginn möge man den Adel aufheben, nur dem Verdienst in diesem Kriege solle er zu Theil werden. Es sollte keiner Zeugnisse bedürfen, obwohl es nicht an solchen fehlt, daß diese preußische Regierung die Vorbereitungen und Rüstungen zu einer allgemeinen Erhebung Norddeutschlands wie sie die Comités und Verbindungen betrieben nicht nur nicht mißbilligten: da sie auf dieselben als auf eins der wesentlichsten Elemente ihres Plans rechneten. In seiner klassischen „Darstellung der Lage von Europa" vom 11. August 1808 sagt Stein: „Man muß die Nation mit dem Gedanken der Selbsthülfe vertraut machen, man muß gewisse Ideen über die Art, wie eine Insurrection zu erregen und zu leiten, verbreiten und beleben. Hierzu werden sich mehrere

Mittel auffinden und anwenden lassen, ohne daß die Regierung dabei thätig erscheint, die aber bei schicklicher Gelegenheit und unter günstigen Umständen diesen Geist wird benutzen können." Ueber diese Mittel waren besondere Memoires ausgearbeitet. So weit waren unter Leitung der Regierung bereits die Vorbereitungen der Insurrection gediehen, daß, als der König seine Zustimmung von der des Kaisers von Rußland abhängig machte, Stein und Scharnhorst auf eine schnelle Entscheidung drangen, „damit nicht ohne hinreichende Veranlassung das Leben von Menschen auf das Spiel gesetzt und der Staat compromittirt werde."

Denn bereits am 23. Juli hatte der König den General Götzen nach Schlesien geschickt, der dort — an der Grenze von Oesterreich und Preußen — Rüstungen ordnete, Verbindungen knüpfte, die geheimen Gesellschaften unter dem Tugendbund concentrirte, um eine raschere einheitlichere Bewegung derselben zu ermöglichen. Wir sind über andere Gegenden bis jetzt weniger instruirt; aber Scharnhorst's und Gneisenau's Verbindungen liefen nach den verschiedensten Seiten.

So war nun auch, im Einverständniß mit Götzen, der Regierungsassessor Bardeleben, ein sehr thätiges und wie es scheint zur Verhandlung geschicktes Mitglied des Tugendbundes, im August kurze Zeit in dem noch immer von den Franzosen besetzten Berlin gewesen, dort, wie sich Götzen ausdrückt, „die Communication zu eröffnen." Seine Bemühung blieb erfolglos. Der Kriegsrath von Ahlefeld und der Geh. Rath Schmalz, welche er gewann, traten bald wieder zurück. Nur sein Schwager, der Geh. Secretär Jochmus ward dauernd gewonnen und war für die Ausbreitung des Tugendbundes in lebhafter Thätigkeit. Wir zweifeln kaum, daß man auch, wie Bardeleben überall in Schlesien that, mit dem vorhandenen patriotischen Comité Verbindungen anknüpfte. Wahrscheinlich beziehen sich die Verhandlungen von Reimer und Schleiermacher mit Böckler (Jochmus oder einem anderen Mitglied des Tugendbundes), deren in den Briefen mehrmals Erwähnung geschieht, auf Versuche dieser Art. Schleiermacher und seine nächsten Freunde hatten zu der künstlichen Organisation des Tugendbundes mit seinen Kammern, Räthen und Censoren, seinem Ueberwachungssystem und seinen feierlichen Aufnahmeformeln kein Zutrauen.

Was Stein und Scharnhorst in der obigen Aeußerung an den König aussprachen, mußte das unter den Augen des Feindes thätige Berliner Comité lebhaft empfinden: ohne einen bestimmten Plan der Regierung weitere Vorbereitungen zu treffen, die Officiere in Aufregung zu erhalten, gefährliche Correspondenzen zu führen, schien bedenklich. Schleiermacher erhielt den Auftrag, mit den in der Regierung befindlichen Freunden in Königsberg über die Vorbereitungen und Verbindungen Rücksprache zu

treffen, sich über die Sachlage zu informiren, möglichst auf Entscheidung und Krieg zu drängen.

Am 25. August, gerade in den Tagen, an welchen Scharnhorst und Stein in täglichen Gesprächen und Vorlagen, im lebhaftesten Kampf mit der Gegenpartei, das Mißtrauen des Königs in seine Nation und Oesterreich zu besiegen, sein Vertrauen auf Rußland zu widerlegen bemüht waren, kam er in Königsberg an. Es zeigt, wie viel Werth man auf das Berliner Comité legte und wie gern man auch Schleiermacher sah, daß er Stein's (Christ's) „ziemlich genaue Bekanntschaft" in vertraulichen Gesprächen machen durfte, mit Gneisenau und Scharnhorst (Call und Mansfeld) conferirte. Auch die Königin (Quednow's Frau) sprach er, und lernte die Prinzeß Wilhelm (seine Schwägerin), die mit ihrem Manne eine der edelsten Stützen der Patriotenpartei war, „eine der ersten und herrlichsten deutschen Frauen," kennen. Der Geist, der diese alle, Männer wie Frauen, durchdrang, war völlig entschieden; über die „Nothwendigkeit des Hauptgeschäftes," wie er es bezeichnet, war hier nirgend ein Zweifel. Sein erster, verloren gegangener Bericht erregte im Berliner Kreise große Freude und Hoffnung. Aber dieser Geist war keineswegs der allein herrschende; Stein's Ministerium befand sich schon damals, am 6. September, also vor der Koppe'schen Affaire, in einer solchen Krisis, daß Schleiermacher diese Entscheidung (Christ's conte courante) abwarten zu können glaubte. Es stimmt diese Auffassung Schleiermacher's, der damals mit den Hauptpersonen persönlich zu thun hatte, mit der Notiz von Pertz, daß Stein schon vor dieser Briefangelegenheit, im September, von sehr hoher und zuverlässiger Hand eine Warnung erhalten habe. Ueber den eigentlichen Hergang dieses „Hauptsturms" sind wir bis heute noch nicht genauer unterrichtet. Es wird vielfach angedeutet, daß persönliche Intriguen beim König damals gegen ihn sehr thätig gewesen seien; die politische Frage war, wie sie Scharnhorst schon im August formulirte, daß der König sich entweder für die Kriegspolitik entscheiden und dann alle widerstrebenden Elemente aus der Regierung entfernen müsse („das Amt nicht länger im Unkraut liegen lassen") oder Stein und Scharnhorst, den factischen Kriegsminister, entlassen, wenn er sich zu Napoleon und Alexander halten wollte. „Wird ein kräftiger Entschluß gefaßt — schrieb damals Stein — so entferne man alle Freunde der Ruhe, damit nicht alles wieder gelähmt und in seiner fortschreitenden Bewegung aufgehalten werde."

Die nächste Frage war, wie sich die Verhandlungen des Prinzen Wilhelm am Pariser Hofe gestalteten, für welche man von einer persönlichen Unterredung des Prinzen mit Napoleon immer noch günstigen Erfolg hoffte. Denn auch Napoleon schien in seinen Verwicklungen ein klares

Verhältniß zu Preußen zu bedürfen. Am 10., 13. und 17. August fanden die wichtigen Unterredungen des Prinzen mit Champigny — da der Kaiser immer noch nicht in Paris erschien — statt. Auf diese Erwartung bezieht sich wohl die Briefstelle, daß man in Königsberg Nachricht über ein Gespräch zwischen dem lieben Manne (Napoleon) und unsrem dortigen Freunde (Prinzen W.) erwarte, das am 20. habe vorfallen sollen. Der Gesandte schlug eine Art Beitritt zum Rheinbunde vor, welchen der König mit Entrüstung ablehnte und erhöhte mit unerhörter Dreistigkeit abermals die pecuniären Forderungen.

Alle Hoffnung des Königs war nun auf den Kaiser Alexander gerichtet. Wenn irgend ein Einzelner die Schuld der langjährigen Ohnmacht Europas Napoleon gegenüber zu tragen hat, so war es dieser verschlagene und zugleich weichherzig-phantastische Mann mit seinen ungeheuren Plänen, welche die Ostseeprovinzen und das osmanische Reich umspannten. Auch damals, in einer Lage Europas, welche endlich gestattete, Frankreich in die Grenzen seiner Macht zurückzuwerfen, wurde er von Napoleon durch die „großen Ideen von Tilsit" für Frankreich gewonnen. Er ward der Keil, der in die sich vorbereitende Allianz von England, Schweden, Preußen und Oesterreich getrieben ward. Während seiner dreitägigen Anwesenheit, in welcher Stein noch einmal — vergebens — mit der ganzen einschneidenden Wucht seines Verstandes ihm und dem König die Lage vorstellte, erhielt er es vom König, daß dieser ihm die Verhandlungen für eine Ermäßigung der französischen Forderungen in Erfurt überließ. Was dies bedeutete, durchblickt der Schleiermacher'sche Bericht, der am Tage der Abreise Alexanders (Quednow's Gast) geschrieben ist, vollkommen. Je besser Alexander die preußische Contributionssache auf dem Erfurter Congreß (der Erf. Messe) ordnet, desto mehr sinken die Hoffnungen, daß der König sich zum Krieg entschließt (der Heerde Brod giebt). Seinen positiven Gegenplan vermögen wir nicht zu enträthseln. Er wünscht, daß Alexander sich so eng mit Napoleon in Erfurt verbinde, daß die Engländer (Freunde über See) im Stande seien — was das Folgende betrifft, so wollen wir phantastischen Vermuthungen keinen Raum geben. So viel ist gewiß: er fürchtete, daß nach diesem Entschluß des Königs die Leitung der Dinge in die Hände der Gegner fallen müsse (sie würden erbärmliches Unkraut davon haben).

Am Tage nach der Absendung des zweiten Königsberger Briefs, welche diese Befürchtungen aussprach, am 21. September, erhielt man in Königsberg den Abdruck des Stein'schen Briefes im Moniteur, mit dem theatralisch drohenden: „als ein Denkmal der Ursachen des Gedeihens und des Sturzes der Reiche." Schleiermacher's Ausdruck, „nachdem der Hauptsturm glücklich

[illegible] gewesen sei, habe man Stein „durch eine elende Intrigue" verloren: stimmt genau mit dem des Ministers Reden: „Sie sind das Opfer einer bestimmten weitangelegten Trame" und liefert, da die Freunde in Berlin wohl gut über eine in Berlin sich abspielende Geschichte unterrichtet waren, ein neues Zeugniß für den alten Verdacht gegen die damalige Kreuzzeitungspartei, daß sie in dieser Sache mit Soult cooperirt habe. Stein's Ministerium war von einem Wort Napoleon's abhängig.

Um so eifriger betrieb die Patriotenpartei die Entscheidung für den Krieg, da auf Stein's Beistand nicht mehr lange zu rechnen war. Der Schwerpunkt der Verhandlungen lag in der Verständigung mit Oesterreich, welche vorzugsweise von Schlesien und Prag aus von Götzen durch Agenten betrieben wurde; sie war dadurch besonders schwierig, da man sich weder Oesterreich gegenüber binden noch Frankreich gegenüber compromittiren durfte und hierin lag vielleicht die größte Schwäche des ganzen Plans. Aber es galt daneben, die Verbindung in Bewegung zu halten und eine Uebersicht über die französischen Truppen zu gewinnen, während sich in Erfurt die Geschicke Oesterreichs und Preußens entschieden. Unter den Thätigen war auch wieder Schleiermacher. Erst am 22. oder 23. September von Königsberg zurückgekehrt, verabredete er mit seinen alten Hallischen Freunden Steffens und Blanc eine Zusammenkunft auf dem Wege zwischen Berlin und Halle, in Dessau. Im entscheidenden Augenblick die Studenten in Halle zu gewinnen und so auch hier für die westphälische Insurrection einen festen Anhalt zu erhalten, war natürlich von großer Wichtigkeit. Wie denn auch Chazot später, vor dem Ausbrechen des Dörnberg'schen Aufstandes, in Halle war und die in Dessau geknüpften Verbindungen benutzte. Daneben konnte man von Dessau aus ohne Gefahr über den Gang des benachbarten Congresses und die Bewegungen der dortigen Truppen Nachrichten einziehen. Mit Schleiermacher zusammen waren dort sein Freund Georg Reimer und Leo v. Lützow, der von da „in Geschäften" weiterreiste. Am 14. waren die Freunde in Dessau. Es war der Jahrestag der Jenaer Schlacht, und es ist bekannt, daß Napoleon, Prinz Wilhelm zur Seite, auf der Ebene des Schlachtfeldes an diesem Tage ein Hasenjagen abhalten ließ. Es wäre wie ein Spruch des antiken Fatums gewesen, wäre damals der Imperator im Uebermuth des Glückes auf dieser Ebene unter den Kugeln eines Mörders gefallen. Nimmt man von Steffens Erzählung das, was wohl der Phantasie der norwegischen Novellen angehört: so bleibt doch das Factum, daß der Plan der beiden wahnsinnigen Officiere, welche diese Absicht hegten, irgendwie dem Berliner Comité mitgetheilt worden war. Vielleicht, als es bereits zu spät war dies zu hindern. Vielleicht auch hofften die beiden Freunde, indem sie nachreisten, es noch

verhindern zu können. Besser als jede Reflexion zeigt freilich dies Factum, welche gefährlichen scrupellosen Elemente aus der verzweifelten Lage Deutschlands aufwuchsen und sich an die kühnen aber reinen Pläne dieser edlen Männer anhefteten.

Inzwischen begannen die Franzosen doch, vielleicht von deutschen Gegnern der Reformpartei gewarnt, auf die Stimmungen ein wachsames Auge zu haben. Unter den bei Marschall Davoust Denuncirten, welche von ihm eine Warnung erhielten, befand sich auch Schleiermacher. „Sie wissen ja — erzählt er sehr hübsch in seiner Gegenschrift gegen Schmalz — daß er mich auch kurz vor seinem Abzuge (27. November) rufen ließ als eine tête chaude et ardente — schrecklich zu hören! aber neben mir brannte zu meinem Trost ebenso lichterloh das Haupt unseres Propstes Hanstein. Als ich ihm nun, um zu erfahren, ob er etwa einige Notiz bekommen hätte von der Gesellschaft, deren Sie erwähnen, immer enger zu Leibe ging, was er denn von mir wüßte, und er sich immer nur auf seine Tablettes berief, entgegnete ich, ich begriffe eben nicht, wie ich auf diese käme, denn ich wäre ein ohne alle öffentliche Wirksamkeit lebender, auf seinem Studirzimmer emsiger Gelehrter, kurz, ich sagte ihm gerade heraus, ich wäre ein privatisirender Gelehrter, auf den es am wenigsten paßte, daß er sich an ihn halten wolle, wenn die Regierung, wie er sagte, Thorheiten beginge." — „Das Ganze war denn nichts, als daß er uns eine Rede hielt, wir wären notirt als hitzige Köpfe und Unruhstifter. Ich mußte noch den Dollmetscher abgeben bei den Andern und habe meine Rolle sehr ernsthaft gespielt."

Am 24. November ward Stein entlassen. „Es drückt mich vieles recht schwer — schrieb Schleiermacher darüber — in den allgemeinen Angelegenheiten. Unser guter König hat sich überraschen lassen von einer elenden Partei, und sich zu einem Schritt verführen, der Alles aus dem sichern Gang, in den es eingeleitet war, wieder herausbringt. Es stehen zwar noch immer treffliche Männer" — er dachte besonders an seinen Freund Dohna, zu dem er großes Zutrauen hatte — „an der Spitze, aber wer weiß, wie lange sie sich werden halten können gegen die schlechten, die den König immer auf's Neue verstrickt halten, und so kann es sein, daß das Vaterland zum zweiten Mal an den Rand des Verderbens geführt wird, wenn nicht die Bessern es durch Maßregeln zu retten suchen, welche immer auch sehr mißlich bleiben. Ich kann Dir schriftlich nichts Ausführlicheres mittheilen, selbst wenn auf die größte Sicherheit zu rechnen wäre." Aber der alte Glaube an Preußen, in dem sein unmittelbares Lebensgefühl und seine ganze geschichtliche Ansicht zusammentrafen, wich auch bei diesem neuen Rückgang der Verhältnisse nicht aus seiner Seele. „Niemals kann ich dahin kommen, am Vaterlande zu verzweifeln; ich glaube zu

fest daran, ich weiß es zu bestimmt, daß es ein auserwähltes Werkzeug und Volk Gottes ist. Es ist möglich, daß alle unsere Bemühungen vergeblich sind und vor der Hand harte und drückende Zeiten eintreten — aber das Vaterland wird gewiß herrlich daraus hervorgehen in Kurzem." Es war recht in seiner Art, der es selber bekannte, daß er weder gegen sich noch Andere die gewöhnliche Weise von Mitgefühl bei äußeren Unfällen habe und bei dem es nicht Phrase, sondern frühgebildeter Grundzug des Wesens war, das äußere Geschick nur als Stoff für das Handeln zu betrachten, daß er über Stein's Verfolgung schrieb: „sie hat mich gar nicht alterirt; ich hatte zwar gar nicht daran gedacht, aber als es kam, war es mir als etwas ganz Bekanntes und Erwartetes. Nur das hat mir erstaunlich leid gethan, daß er, was gar nicht nöthig gewesen wäre, so schnell abgereist ist, und daß ich ihn nicht vorher noch gesprochen habe. Ich habe ihm sagen lassen, ich gratulire ihm, denn es wäre die größte Ehre, die einem Privatmanne widerfahren könnte, für einen Feind der großen Nation erklärt zu werden."

Stein hatte vor seiner Abreise auch den Eintritt des Grafen Alexander von Dohna in das Ministerium vorgeschlagen. Er war der älteste Sohn jener Familie, in welcher Schleiermacher einst ein paar glückliche Candidatenjahre als Erzieher verlebt hatte; wie er mit der ganzen Familie in den besten Beziehungen blieb, so war er mit Alexander herzlich befreundet. Durch ihn, als Minister des Innern, durfte er auf den Gang der Regierungspolitik einigen, wenn auch bei Dohna's wohlwollendem aber unsicherem Charakter vielfach durch andere Einflüsse aufgewogenen Einfluß üben. „Dohna — schreibt er am 6. Januar — setzt mich in rasende Bewegung; er möchte posttäglich die ausführlichsten Briefe von mir haben, und ich kann kaum anders als willfahren, da ich ihm über Gegenstände der inneren Verwaltung schreiben kann, die für mich vom höchsten Interesse sind." Wenn Dohna, nachdem ihn Altenstein in den ersten Wochen der Geschäftsführung völlig occupirt hatte, doch allmählich Mißtrauen gegen denselben faßte und sich mehr auf Beyme's Seite neigte, so war sicher Schleiermacher's Einwirkung nicht ohne Einfluß auf diese veränderte Stellung. In den vorhandenen Briefen nimmt Schleiermacher durchaus die Stellung des älteren Rathgebers.

Der Weg der Reform ward wenigstens nicht verlassen; aber die Partei der Patrioten verlangte zugleich energische Schritte in der äußeren Politik, da der Krieg zwischen Oesterreich und Frankreich immer näher rückte. So lange die französischen Truppen noch in den preußischen Provinzen standen, war der Plan, beim Ausbruch des österreichischen Krieges loszuschlagen. „Wenn der Krieg mit Oesterreich losgebrochen wäre, ehe

die Franzosen diese Provinzen geräumt hätten: so würde es auch hier ernsthafte Auftritte, ich zweifle nicht von herrlichem Erfolg, gegeben haben." Am 10. December 1808 waren die ersten preußischen Truppen unter Schill in Berlin eingezogen. Damit endete ein Zustand, welcher dem dortigen Comité ein Recht zu selbstständigem Handeln gegeben hätte. Und Schleiermacher war bei seiner scharfen Entschiedenheit doch nicht der Mann, die Grenze, die hier bestand, zu mißachten. „Nun aber — so erklärt er — kann und darf man der Regierung nicht vorgreifen."

Aber ein anderer verhängnißvoller Entschluß der Patriotenpartei tritt in dem eben benutzten Brief vom 11. Februar 1809 hervor. „Wenn Preußens böser Dämon siegte," wenn man sich zum Krieg nicht zu entschließen vermöchte: „dann muß wenigstens der gute Geist des übrigen nördlichen Deutschlands das Seinige thun." Es war die unselige Zeit der Petersburger Reise des Königs, eine Zeit, in der auch der edle Gneisenau den Plan faßte, seine bisherige Stellung zu verlassen und in Prag in einer deutschen Legion eine Zuflucht zu eröffnen für die letzten Reste des preußischen Geistes. Preußische Unterhändler gingen von dem Berliner Comité aus nach England, dessen Unterstützung zu sichern. Es war das ein Anschlag, der auf der Hoffnung beruhte, an der österreichischen Armee eine Basis für einen norddeutschen Aufstand zu gewinnen und Preußen in die allgemeine Bewegung mit hinein zuziehen. Beide Voraussetzungen erwiesen sich als Täuschungen; und so nahmen die nunmehr isolirten Erhebungen in Hessen und Magdeburg, sowie der Schill'sche Zug, ihre tragische Wendung.

Mehrere Data geben die Verbindungsfäden der Aufstände mit der patriotischen Gesellschaft in Berlin an die Hand. Chazot befand sich vor dem Ausbruch der Dörnberg'schen Insurrection in Halle; Eichhorn, Schleiermacher's Freund, nach dem Briefe von Steffens ebenfalls; seine Absichten dort bezogen sich offenbar auf den Fall, daß der Aufstand in Kassel glücke; dann sollte einer in Halle folgen. Eichhorn ging dann nach Hessen, wohin er auch einen Brief von Steffens an Martin, einen hessischen Beamten mitnahm, mit welchem Steffens Verbindung unterhielt; nach einem Brief von Rumohr (Lübecker Freund), der an einer Lübecker patriotischen Gesellschaft theilgenommen hatte, nach Prag hatte fliehen müssen und von dort aus mit Hessen in Verbindung stand, war auch Martin bereits bedroht. Von da wagte sich dann Eichhorn nach Kassel selbst, wo er zwei Tage vor dem Losbruch ein Gespräch mit Dörnberg hatte. Eichhorn folgte dann dem Schill'schen Zug, nebst Leo v. Lützow, dem Begleiter Schleiermacher's auf der Dessauer Reise. Ueber den Zweck Eichhorn's — denn dieser ist offenbar mit der Stelle gemeint — sprach sich Schleiermacher später in der

Broschüre gegen Schmalz aus: „Ist einer aus dieser Gesellschaft dem Schill nachgegangen, um das tolle Unternehmen minder gefährlich zu leiten, und hat seine ganze bürgerliche Existenz an die gute Absicht gesetzt, ein paar hundert brave Männer, deren Kräfte in besseren Zeiten dem Staat noch nützlich werden konnten, von einem eitlen Verderben zu retten, so verdient er nicht, und noch weniger eine Gesellschaft, die Niemanden zwang und Niemanden abhielt, die Beschuldigung, etwas gegen den Willen des Königs unternommen zu haben." Mit dem Erlöschen dieser Aufstände und dem Aufgeben der englischen Landung sanken die Hoffnungen der Nationalpartei zusammen; bis zum letzten Augenblick hatte sie ein Mann wie Stein mit eisernem Willen festgehalten. Erst 1811 war wieder ein Moment, in welchem Scharnhorst und Gneisenau die alten Verbindungen wieder aufnahmen und auch Schleiermacher's Thätigkeit vorübergehend durch einen Auftrag in Schlesien wieder in Anspruch genommen ward.

Inzwischen eröffneten sich diesem reichen Geiste andere Wege, für die Erneuerung Preußens zu wirken. Die Stellung, gestaltete sich, in welcher er dann Jahrzehnte hindurch auf die politisch-kirchlichen Verhältnisse Preußens Einfluß gewinnen sollte. Von 1809 ab sehen wir ihn als einen der Mitbegründer der Universität, als den gefeierten Prediger der Dreifaltigkeitskirche, als energisches Mitglied des Unterrichts-Departements thätig. In diesem Jahre führte er Henriette v. Willich heim. Alle Kreise seines Lebens, wie er sie in den Monologen mit prophetischer Ahnung umschrieben hatte, waren nun erfüllt. Schon damals war ihm sein Ziel klar vor Augen gewesen. Wenn Hegel zur selben Zeit die ungeheure Aufgabe ergriffen hatte, vom philosophischen Gedanken aus mit encyclopädischer Allseitigkeit das menschliche Wissen zu umfassen: so war schon damals das seine *Universalität des Lebens* — das Ziel einer großen ethischen Natur. Es war jetzt erreicht: „Wissenschaft und Kirche, Staat und Hauswesen — weiter giebt es nichts für den Menschen auf der Welt, und ich gehörte unter die wenigen Glücklichen, die Alles genossen hätten. Freilich ist es nur in dieser neuesten Zeit, wo die Menschen Alles trennen und scheiden, daß eine solche Vereinigung selten ist; sonst war jeder tüchtige Mensch wacker in Allem, und so muß es auch werden und *unsere ganze Bemühung geht darauf, daß es so werde.*"

Auf dieser Grundrichtung seiner Natur beruhte nun das Charakteristische sowohl seines praktischen Einflusses auf den Staat von seiner jetzt gewonnenen Stellung aus, als auch seiner politischen Theorie, deren Ausbildung seit 1808 damit Hand in Hand ging. So fand er in seiner Predigerstellung eine Handhabe, für die Freiheit der Kirche zu wirken. So hat er von den ersten Plänen zur Gründung der Berliner Universität ab

für die Selbstverwaltung derselben gestritten. Mit dieser Richtung stand er so gut Fichte und Hegel, als dem preußischen Beamtenthum entgegen. Nichts bezeichnet diese seine Stellung schärfer, als die Geschichte seines Antheils an der Begründung der Berliner Universität.

Mit dieser werden wir zu beginnen haben, wenn wir demnächst versuchen, seine politische Wirksamkeit und sein politisches System, wie sie sich in der zweiten Hälfte seines Lebens entwickelten, in ihren Hauptzügen darzustellen.

John Stuart Mill's politische Schriften.

3.

Wir waren in unserm letzten Hefte genöthigt, unsere Bemerkungen zu dem Werke Mill's über Repräsentativverfassung vor den Capiteln abzubrechen, in denen der Verfasser schließlich das Verhältniß der Repräsentativverfassung zur Nationalität, die Frage des Bundesstaates und die Regierung von Kolonien durch einen freien Staat behandelt. Bei der Wichtigkeit dieser Fragen, bei dem Interesse, welches namentlich die beiden ersteren auch für unser Vaterland in Anspruch nehmen, kommen wir daher noch einmal auf das Buch des Engländers zurück. Nicht als ob seine Ausführungen über diese Punkte vorzugsweise gründlich wären —, sie erscheinen im Gegentheil mehr als Excurse zu seinem Hauptthema, und hier am meisten vermißt man die Schärfe principieller Begründung. Wie dem indeß sei, unsere Berichterstattung wird nur um so mehr zu positivem Eingehn auf jene großen Fragen selbst hingedrängt.

Sogleich der Begriff der Nationalität wird von Mill ungenügend und vag gefaßt. Sie soll überall da statuirt werden, wo ein Theil der Menschen unter sich durch gemeinsame Sympathien verbunden ist, so daß sie wünschen, zusammen zu wirken und zusammen regiert zu werden. Das Gefühl der Nationalität, meint er, könne aus verschiedenen Ursachen entspringen; zuweilen sei es Wirkung gleicher Abstammung; gemeinsame Sprache und Religion wie geographische Grenzen trügen dazu bei, besonders aber Gleichheit der politischen Vergangenheit.

Treten wir, gegenüber diesen wenig präcisen Erklärungen, den Begriffen, um die es sich handelt, etwas näher. Mit dem Begriff des Staates verbindet sich der der Organisation, der Staat ist das organisirte

Volk, die Nationalität dagegen setzt den Begriff einer Organisation an sich nicht voraus, sie ist der Stoff, aus dem Staaten gebildet werden können, die Grundlage, auf der sich dieselben aufbauen, aber mit ihrem Dasein ist nicht an sich das Zusammenschließen zum Staate gegeben, — wir sehen in der Geschichte große Nationalitäten, die sich niemals zu einem Staatsleben erheben, und andererseits politische Organismen, welche die Idee des Staates bis in ihre weitesten Consequenzen durchgebildet haben, ohne auf dem Grunde einer gemeinsamen Nationalität zu ruhen.

Der Ursprung aller Nationalität ist Gemeinsamkeit der Abstammung. Die Blutsverwandtschaft der Familie erweitert sich zum Geschlechtsverband, dieser entwickelt sich nach und nach zu dem des Stammes, und aus den Stämmen oder Völkerschaften baut sich das Volk oder die Nation auf. Dies ist die naturgemäße Gliederung, welche der Gang der Geschichte überall aufweist. Aber im Fortgang der Entwickelung bleibt nicht immer das gleich wesentlich, was es ursprünglich war, die Gemeinsamkeit der Abstammung wird später überwogen durch die des Charakters, welcher das einheitliche Band des weiterentwickelten Organismus bildet. Je kraftvoller derselbe emporwächst, desto mehr vermag er auch, an sich fremde Elemente heranzuziehen und sich anzueignen, eine starke Nation ist im Stande, sich Menschen der verschiedenartigsten Abstammung einzuverleiben. In wie weit dies möglich ist, hängt natürlich von der Beschaffenheit und von der Masse der Ankömmlinge wie der Aufnehmenden ab. In je höherem Grade die ersteren Züge ihres alten Volkscharakters beibehalten und je zahlreicher sie sind, desto mehr wird durch ihre Aufnahme auch in dem Volksthum, dem sie sich anschließen, eine Veränderung sich geltend machen, und wo die Aufgenommenen an Zahl oder Naturkraft die Vorgefundenen übertreffen, da bildet sich eine Mischung, die eine ganz neue Nation werden kann. Die ganze Entwicklung dieses Hergangs vollzieht sich bald durch einzelne Stöße und plötzliche Zuflüsse, bald durch das stille Wirken der verschiedenen Elemente auf einander, das man wohl die Chemie des Völkerlebens nennen könnte; es ist damit wie mit der Mischung chemischer Stoffe; oft müssen sich die fremdartigsten Elemente verbinden, um lebensvolle Nationen zu schaffen. Aus solcher Mischung ist das römische, ist das englische Volk erwachsen.

Tritt also im Fortgang der Geschichte oft die Wichtigkeit der gemeinsamen Abstammung zurück, so wird die Hauptfrage die, welches die Kennzeichen des gemeinsamen Charakters sind, der die Voraussetzung nationalen Zusammengehörens ist. Es sind offenbar: Sprache, Gesittung und Ansiedlung; die Menschen, die sich darin eins wissen, bilden eine Nation. Das wesentlichste Band der Volksgenossen ist die Sprache; ohne sie

ist nicht nur materiell kein sociales Zusammenleben denkbar, sondern auch keine Ideengemeinschaft möglich; alle mündigen Glieder eines Volkes müssen sich ihre Anschauungen zum gegenseitigen Verständniß bringen können, mögen dieselben an sich auch noch so unentwickelt sein. Die Sprache ist der sicherste Maaßstab der Bildungsstufe eines Volkes, je reicher sie sich ausbaut, desto größer wird auch der Schatz der Gesittung sein, der in ihr nach Ausdruck ringt. Wo dies Band besteht, mögen andere Hindernisse der einheitlichen Gestaltung widerstreben, ja dieselbe dauernd vereiteln, aber die Voraussetzung von allem Andern ist doch vorhanden. Griechenland ist nie zu einem einheitlichen Staatswesen gekommen und doch redet man von einem hellenischen Volke.

Nächst der Sprache ist für nationale Zusammengehörigkeit die Gemeinsamkeit der Anschauungen wesentlich, aus denen sich die Gesittung des Volkes ergiebt. Wir fassen unter diesem Namen zusammen die Verehrung der Gottheit und die Ordnung des öffentlichen Lebens in Sitte und Recht. In den Anfängen des Volkslebens werden wir immer eine gemeinsame Religion finden: die in Einer Sprache reden, werden auch zu demselben Gotte beten, ja, der Cultus wird wohl für den ganzen Charakter des Volkes bestimmend wie bei den Juden. Aber auch bei entwickelteren Zuständen wird die Religionsgemeinschaft von entscheidendem Einfluß bleiben. Was man auch vom Standpunkte des geläuterten Christenthums gegen die Verweltlichung einwenden mag, welche eine Nationalkirche mehr oder weniger immer mit sich bringen wird, so kann doch Niemand leugnen, daß sie ein mächtiges Band für die Einheit der Volksglieder ist. Auch wenn die Trennung von Kirche und Staat, zu der die Gegenwart in wohlverstandenem Interesse beider strebt, durchgeführt sein wird, so hat doch das religiöse Leben eine so centrale Bedeutung für den Menschen, daß die Verschiedenheit oder Gemeinsamkeit desselben sich überall geltend machen wird. Neben der Anschauung des Ueberweltlichen jedoch ist natürlich die Ordnung der Verhältnisse des täglichen irdischen Lebens vor Allem für das nationale Leben wichtig; die Sitte zeigt, wie ein Volk die gewöhnlichen Begebenheiten auffaßt, in deren Kreislauf das menschliche Dasein verfließt. Das Recht stellt die Normen des menschlichen Gemeinlebens fest; es ist daher eine fernere Hauptbedingung, daß die Anschauungen, auf denen Sitte und Recht der Volksgenossen ruhen, aus einem gemeinsamen Grunde aufgewachsen seien, wenn sich dieselben zu einer Nation zusammenfassen sollen. Und endlich die Ansiedlung. Ein zusammenhängendes Gebiet ist nöthig, damit das Volk eine Nation werde; die Juden waren in Palästina eine Nation, — sie sind nach ihrer Zerstreuung nur noch ein Volk zu nennen; für die Entwickelung eines Volkes ist die territoriale Grundlage

von entscheidender Wichtigkeit; Glieder der Nation, die räumlich von ihr abgeschnitten sind, werden ihr auch in der Regel bald in Sprache und Gesittung fremd werden. Zwar können wohl scharf ausgeprägte Nationalitäten von ihrem Mutterlande losgetrennt sich erhalten, doch nur dann, wenn sie entweder ein Land neu bevölkern und seine ursprünglichen Einwohner verdrängen, wie die Amerikaner die Rothhäute, oder wenn die erobernde Race der einheimischen so überlegen ist, daß letztere nur als dienend erscheint, wie die Engländer in Indien; Beides beweist die Geschichte der europäischen Kolonisation. —

Es ist nun eine merkwürdige Erscheinung, daß in unserer Zeit, der man stets Gleichmacherei vorwirft und die in der That bestrebt ist, alle Unterschiede in socialer und räumlicher Hinsicht verschwinden zu lassen, das Nationalitätsprincip größere Kraft erlangt hat, als vielleicht je zuvor. Es offenbart sich darin die Tendenz, in der moralischen Welt ein Gleichgewicht zu erhalten zwischen Allgemeinheit und Besonderheit; das Gegengewicht der Nationalität verhindert unsere Zeitgenossen, in einen flachen Kosmopolitismus zu verfallen. Absolut wird dies Princip im politischen Leben natürlich so wenig als irgend ein anderes durchzuführen sein, es wird immer nationale Minderheiten geben, welche durch die geographische und geschichtliche Nothwendigkeit gezwungen werden, fremdem Sterne zu folgen: so wird Wales bei England, so Böhmen bei Deutschland bleiben. Wer an der Donau, in der Türkei oder in Kleinasien, wo die Völkerschaften auf das Bunteste durcheinandergewürfelt sind, das Nationalitätsprincip durchführen wollte, würde damit nur ein Chaos zu Wege bringen. Jener chemische Assimilationsproceß, von dem vorher die Rede war, muß eben erst zu einer Ausgleichung gediehen sein, ohne dieselbe fehlt die Grundlage zum Bau. Wenn also die überwiegende Macht des Nationalitätsprincips in der Gegenwart behauptet wird, so kann dies nur heißen, daß unsere Zeit von dem Streben bewegt wird, bei den Völkern, wo die Vorbedingungen schon erfüllt sind, die anderweitigen Hindernisse nationaler Einigung zu beseitigen. Aber jene nothwendige Ausgleichung wird nicht und kann bei einem lebensvollen Volke nicht zur Einerleiheit führen. Im Gegentheil, je reicher die nationale Entwickelung ist, desto mannichfaltiger wird aus gleichem Grunde das Leben erblühen, die Sprache wird sich in Dialekte gliedern, Sitte, Recht und Cultus werden, von gleichen Hauptrichtungen ausgehend, doch von einander provinziell abweichen, die Continuität des Gebietes wird hie und da unterbrochen werden. Solche Mannichfaltigkeit in der Einheit wird nur belebend auf das gesunde Wachsthum des Volkes wirken. Eine Nation ist ein Organismus von Gliedern, die wir Stämme nennen. Die Geschichte des Zusammenwach-

sens oder Auseinandergehens der Stämme ist die Geschichte des nationalen Lebens.

Fassen wir das Ergebniß unserer Ausführungen zusammen, so dürfen wir sagen: mit dem Princip der Nationalität ist gemeint, daß eine Volksgemeinschaft, welche sich in Sprache, Gesittung und Ansiedlung eins weiß, dazu berufen ist, auf dieser gemeinsamen Grundlage sich zu einer staatlichen Organisation zu erbauen, welche der innern Einheit auch den äußern Ausdruck andern Nationalitäten gegenüber gebe.

Die Bedingungen und die Bedeutung des Nationalitätsprincips treten nun bei Mill nicht klar heraus, so warm er sich auch für dasselbe ausspricht, weil es aus dem von ihm so hoch gehaltenen Rechte der Selbstbestimmung eines Volkes mit Nothwendigkeit folgt, so scharf er auch das österreichische System der Unterdrückung eines Stammes durch den andern verwirft. Es scheint uns z. B. fraglich, ob man eigentlich, wie Mill, von einer schweizerischen Nationalität sprechen kann. Die verschiedenen Cantone sind, um sich vor den angrenzenden Staaten wirksam zu sichern, zu einem Bunde zusammengetreten; sie fühlen, daß sie zusammenhalten müssen, um der Gefahr trotzen zu können, aber sie bilden darum noch keine Nationalität, so wenig die unter Lothringen's Scepter vereinigten Völker eine österreichische Nationalität geschaffen haben. Es ist uns auch fraglich, ob die flämischen und wallonischen Provinzen Belgiens, wie Mill meint, ein viel stärkeres Gefühl nationaler Zusammengehörigkeit haben, als die erstere zu Holland oder die letztere zu Frankreich. Bekanntlich ist die Revolution von 1830 ausschließlich von den wallonischen Provinzen gemacht, und hätte nicht vorher die holländische Regierung so unklug den Katholicismus gedrückt, so hätten die flämischen Provinzen sich wahrscheinlich energisch einem Abfall widersetzt, den sie auch so nur unmuthig über sich ergehen ließen, mit dem aber allerdings die weise Regierung Leopold's I. sie versöhnt hat. —

Das Capitel über die repräsentativen Bundesregierungen ist von Mill eingehender behandelt. Der principielle Unterschied eines bloßen Staatenbundes, dessen Zwecke wesentlich defensiver Natur sind und eines Bundesstaates, in dem es eine wirkliche Centralregierung giebt, tritt vielleicht nicht genug hervor, aber was er über die Natur der Föderativstaaten sagt, ist sehr beachtenswerth, namentlich für deutsche Politiker, die gerade in dieser Beziehung noch manche Illusionen hegen. Er sagt z. B.: „In Deutschland hat, wie Jeder weiß, die unvollkommene Art der Verbündung nicht einmal dem Zweck eines Bündnisses genügt. Sie hat niemals, in keinem europäischen Kriege einzelne Glieder des Bundes abgehalten, sich gegen die übrigen mit fremden Mächten zu verbünden. Den-

noch scheint dies die einzige Bundesgenossenschaft, welche zwischen monarchischen Staaten möglich ist. Ein König, der seine Macht durch Erbschaft, nicht durch Uebertragung besitzt und welcher derselben nicht entkleidet, noch für den Gebrauch derselben von irgend Jemandem verantwortlich gemacht werden kann, wird nicht geneigt sein, auf die Haltung eines eigenen Heeres zu verzichten und eine, nicht durch ihn, sondern unmittelbar geübte höchste Autorität einer anderen Macht zu ertragen. Um es zwei oder mehreren unter königlicher Regierung stehenden Ländern zu ermöglichen, in einer wahrhaften Bundeseinheit verbunden zu sein, scheint es nothwendig, daß sie unter demselben König stehen. England und Schottland war eine Bundesgenossenschaft dieser Art während des, zwischen der Vereinigung der Krone und der Vereinigung der Parlamente liegenden Jahrhunderts. Aber selbst diese war nicht durch die Bundeseinrichtungen eine wahrhafte Bundesgenossenschaft, — denn es bestanden keine solche Einrichtungen, — sondern weil die königliche Macht, während des größten Theiles dieser Zeit so nahezu eine absolute gewesen, daß sie fähig war, die auswärtige Politik Beider, Einem Willen gemäß, zu gestalten."

Sicher, diese Auffassung entspricht den realen Verhältnissen mehr, als die, welche z. B. Waitz in seiner übrigens so feinsinnigen Abhandlung über das Wesen des Bundesstaates geltend gemacht hat. Derselbe hält die Monarchie der Einzelstaaten in einem Bundesstaate für durchaus möglich und schildert das Verhältniß der Unterthanen zu den beiden Gewalten als das eines idealen Doppelverhältnisses: „Fortwährend wird der Angehörige des Einzelstaates in seinem König denjenigen lieben, der ihm daheim den Segen staatlicher Ordnungen spendet, während er in dem Oberhaupt des Gesammtstaates den mächtigen Herrscher ehrt, der die Interessen der Nation nach außen schützt und ehrt." Das scheint uns doch in der That dem Haupterforderniß des Bundesstaates zu widersprechen, welches Waitz nach Tocqueville selbst vorher aufgestellt, nämlich daß die Centralregierung sich in ihrer Sphäre direct und nicht durch Vermittelung der Einzelstaaten an die Bürger wendet. Zu ihrer Sphäre aber gehört auch nach der engsten Auslegung nicht nur die Vertretung nach außen, sondern die Gesetzgebung und Regierung in sehr wesentlichen inneren Angelegenheiten, wie Münz-, Zoll-, Postsachen, — ja sogar ein Bundesgericht erklärte Waitz für nothwendig, welches nicht von den Einzelstaaten abhängig ist. Danach scheint uns der erbliche Fürst des Einzelstaates im Bundesstaat doch kaum mehr den Namen eines Souverains zu verdienen, ja nicht einmal den des Landesherrn im Sinne des 17. Jahrhunderts, denn in einem wirklichen Bundesstaat dürfen natürlich keine privilegia de non appellando gegeben werden, keine Binnenzölle

im Reich erhoben werden, keine verschiedenen Münzen circuliren. Unsere Ansicht, gestehen wir es, drängt, wenn es sich um die Zukunft unseres Vaterlandes handelt, zu radicaleren Forderungen. Wir glauben nicht, daß Souveraine sich solchen Beschränkungen freiwillig, aus Liebe zum Ganzen, unterwerfen würden; wir meinen, falls die Macht der Verhältnisse sie augenblicklich dazu zwänge, so würden sie jede Gelegenheit ergreifen, das Verlorene wieder zu erreichen. Der Bundesstaat mag für Deutschland und seine Einigung vielleicht eine Durchgangsform, er mag ein nächstes Ziel und eine auch praktisch unerläßliche Fiction sein, allein die Gewalt der Dinge wird schwerlich gestatten, dabei stehen zu bleiben.

Denn noch etwas Anderes kommt hinzu. Noch eine andere Bedingung für das Gedeihen eines Bundesstaates stellt Mill auf, die uns nicht weniger beachtenswerth scheint, nämlich die, „daß nicht eine zu merkliche Ungleichheit der Stärke zwischen den verschiedenen, Bündniß schließenden Staaten bestehe." Sie können allerdings nicht immer ganz genau gleich an Hülfsquellen sein, in allen Verbindungen wird eine Abstufung der Macht zwischen den Gliedern bestehen, einige werden volksreicher, wohlhabender und civilisirter sein als die anderen. Es besteht ein weiter Abstand in Reichthum und Bevölkerung zwischen New-York und Rhode-Island, zwischen Bern und Zug oder Glarus. „Worauf es ankommt, ist, daß es keinen Staat giebt, der so viel mächtiger als die anderen sei, daß er es an Stärke mit vielen vereinigten derselben aufnehmen kann. Ist ein solcher und nur Einer vorhanden, so wird er darauf bestehen, in den vereinten Berathungen den Meister zu spielen, und sind zwei da, so werden sie unwiderstehlich sein, wenn sie zusammen gehen; und wenn immer sie auseinandergehen, wird Alles von einem Wettkampf um das Uebergewicht zwischen den beiden Nebenbuhlern abhängen. Diese Ursache reicht hin, den deutschen Bund fast zur Nichtigkeit herabzudrücken, abgesehen von seiner elenden inneren Verfassung. Er erfüllt keinen der wahren Zwecke einer Verbündung."

Wir wissen gegen diese treffende Auseinandersetzung nichts einzuwenden, der Bundesstaat *scheint uns aber auch nicht die höchste Form des staatlichen Lebens*, weil er, wie viele meinen, die höchste Decentralisation mit der Geschlossenheit der Nation vereinige. Die Republik, die ein Bundesstaat voraussetzt, bleibt nach unserer Ansicht bei größeren Staaten immer eine untergeordnete Verfassungsform, weil sie niemals die Stätigkeit bieten kann, die der freiheitlichen Erbmonarchie eigen ist. Die Monarchie hat, wie Bolingbroke treffend bemerkt, die Eigenthümlichkeit, daß sich auf sie die Vortheile anderer Regierungsformen pfropfen lassen, während dies mit nichten umgekehrt möglich ist. —

Was endlich Mill über die *Regierung der Nebenländer durch*

[illegible] aber persönliche Eitelkeit [illegible] [illegible] unter den Kolonien [illegible] Fürstenthum. [illegible] [illegible] britischen Bevölkerung [illegible] [illegible] wo die Regierung [illegible] beherrscht, welches [illegible] [illegible] die Indier.

[illegible] Verbindungsregierung möglich, [illegible] Vollständigkeit [illegible] [illegible] früher für die [illegible] und über die rein inneren [illegible] [illegible] volles Maß [illegible], wenn sie den [illegible] [illegible] freie Verfassung, [illegible] [illegible] Waaren nach Belieben [illegible] das [illegible] Parlaments ist fast [illegible] [illegible] im Nachtheil, [illegible] in derselben keine Stimme haben und doch an die Entscheidungen des [illegible] dener Cabinets gebunden sind. Mit Recht behauptet Mill, daß es unmöglich ist, den Kolonien eine Vertretung im Parlament oder in einem anderen repräsentativen Körper des Mutterlandes zu geben, weil Länder, welche in ganz verschiedenen Hemisphären liegen, nicht die nothwendigen Bedingungen für die Einheit einer repräsentativen Regierung vereinigen. — „Sie sind nicht Theile Eines Publikums, sie beisprechen und berathen sich nicht auf der gleichen Bühne, sondern getrennt, und haben eine nur unvollständige Kunde von dem, was die Gemüther diesseits oder jenseits bewegt. Sie kennen weder Einer des Anderen Absichten, noch haben sie Zutrauen genug Einer in des Anderen Verfahrungsregeln. Jeder Engländer frage sich, ob er wohl seine Geschicke von einer Versammlung abhängig sehen möchte, die zu einem Drittheil aus Anglo=Amerikanern und zum andern Drittheil aus Südafricanern und Australiern bestände. Dennoch müßte es so kommen, wenn es eine irgend billige und gleiche Vertretung geben sollte; und wird nicht Jedermann fühlen, daß es den Vertretern Canada und Australiens, selbst in Reichsangelegenheiten, an genügender Kenntniß wie an Theilnahme fehlen würde, in Beziehung auf die Interessen, Wünsche und Ansichten der Engländer, Irländer und Schotten?" Die einzige nothwendige Unterordnung besteht eben darin, daß die Centralregierung in der auswärtigen Politik allein entscheidet, während die Kolonien dafür reichlichen Ersatz in der Verpflichtung des Mutterlandes finden, gegen sie gerichtete Angriffe zurückzuweisen, wozu sie selbst in manchen Fällen zu schwach

: wie könnte z. B. Canada allein einer Invasion der Vereinigten Staa- widerstehen?

Mill anerkennt vollkommen, daß bei so bewandten Umständen Eng- d, außer im Machtansehen, wenig Nutzen von seinen Kolonien habe, er ht in seiner Unparteilichkeit so weit, zuzugestehen, daß es nach allen Grund- zen der Moral und Gerechtigkeit in ihre vollständige Abtrennung willi- n müßte, wenn sie es verlangten, aber er bemerkt zugleich sehr richtig, aß gewichtige Gründe für die Erhaltung des losen Bandes zwischen beiden eständen. Dies Band sichre bedeutende Länder vor Angriffen und Ein- verleibung, es gebe der Handelsmarine der Kolonien einen mächtigen Schutz und halte die Handelsmärkte verschiedener Länder unter einander offen.

Wir müssen, wie gesagt, im Wesentlichen diesen Ansichten durchaus bei- stimmen, nur daß Mill die Selbständigkeit der Kolonien doch wohl etwas übertrieben dargestellt hat. Die weisen und staatsmännischen Verwaltungs- grundsätze, welche Lord Elgin in Canada durchgeführt und die vielfache Nachahmung gefunden, haben allerdings die drückendsten Beschwerden ab- gestellt, aber andere werden noch immer laut, so z. B. daß fast regelmäßig der Statthalter und die maaßgebenden Mitglieder seines Rathes Personen aus dem Mutterlande sind. Diese kennen die Kolonie nicht hinreichend und sind abhängig von den Instructionen des Kolonialministers und derer, die ihr Vertrauen zu gewinnen wissen. Von dem Einfluß der Kolonial- repräsentation ist nicht nur die auswärtige Politik, sondern sind auch die Truppen und die vornehmsten Beamten ausgeschlossen, die vom Mutter- lande auf Kosten der Kolonie und zwar sehr hoch besoldet werden. Es fehlt diesen legislativen Versammlungen auch gerade das, was nach eng- lischen Begriffen ein bewegendes Princip des parlamentarischen Lebens ist, — die Regierung durch die Führer der Majorität. Dies Mißverhält- niß macht sich oft in einer Bitterkeit der Opposition geltend, die um so rücksichtsloser hervortritt, als ihr die Last der Verantwortlichkeit fehlt. Eine Appellation an das englische Parlament ist kein Correctiv dafür, denn dort mischen sich die Fragen der einheimischen Parteien ein, welche den Inter- essen der Kolonie ganz fremd sind, wie denn auch schon der Wechsel der Kolonialminister nichts weniger als ersprießlich ist, weil dadurch die nö- thige Consequenz in der Behandlung der Kolonien unterbrochen wird. Ca- nada oder Australien müssen es unzweifelhaft als höchst zweckwidrig empfin- den, wenn ein fähiger Kolonialminister zurücktreten muß, weil seine Collegen in einer Frage über das englische Wahlgesetz sich in der Minorität befun- den haben.

Es mag indeß immerhin dahingestellt bleiben, ob nicht diese Nach- theile durch die Vortheile des Schutzes des Mutterlandes aufgewogen wer-

den, und im Ganzen ist die Darstellung Mill's gewiß richtig. In einem anderen Punkte dagegen scheint er uns ganz in dem allgemeinen Irrthume der englischen Politiker befangen zu sein, — in dem, was er über die jonischen Inseln sagt. Nach seiner Ansicht hat die Unzufriedenheit derselben ihren alleinigen Grund darin, daß nicht der ganze Dienst der britischen Krone dem Eingebornen offen stehe. Das scheint uns doch eben so oberflächlich geurtheilt zu sein, als wenn Lord Russel den Wunsch der Jonier, mit Griechenland vereinigt zu sein, böswilligen und unverständigen Aufreizungen zuschreibt. Es mag vollkommen wahr sein, daß die Vereinigung für das Volk in mancher Beziehung ein Schritt zurück sein würde: aber das beweist eben die Macht des Nationalitätsprincips, daß ein lebensfähiges Volk lieber mangelhaft von seinen eignen Leuten regiert sein will, als kunstgerecht von Fremden. Mill hätte für diesen Fall beherzigen mögen, was er später treffend über Indien sagt: „Es wird ein Land immer unter großen Schwierigkeiten und höchst unvollkommen von Fremden regiert werden, selbst wenn zwischen den Herrschern und Beherrschten keine äußerste Verschiedenheit der Gewohnheiten und Ideen besteht. Fremde fühlen nicht mit dem Volke. Sie können aus dem Licht, in dem ein Ding ihrem Verstande erscheint, oder aus der Art, wie es ihr Gefühl berührt, nicht urtheilen, wie es die Gefühle der unterworfenen Bevölkerung berührt oder deren Verstande erscheint. Was ein Eingeborner des Landes von der gewöhnlichsten praktischen Tüchtigkeit wie durch Instinct weiß, haben sie langsam, und überdies unvollkommen, durch Studium und Erfahrung zu lernen. Die Gesetze, die Gebräuche, die gesellschaftlichen Beziehungen, für welche sie Gesetze zu geben haben, sind, statt ihnen von Kindesbeinen vertraut zu sein, gänzlich fremd. Was Kenntniß der Einzelheiten betrifft, müssen sie sich meistens bei Eingebornen unterrichten, und es ist schwer für sie, zu wissen, wem zu trauen ist. Sie werden von der Bevölkerung gefürchtet, beargwöhnt und wahrscheinlich gehaßt, selten von ihr gesucht, außer in eigennütziger Absicht, und sie sind geneigt, die knechtisch Unterthänigen für die Vertrauenswürdigsten zu halten. Ihre Gefahr ist, die Eingebornen zu verachten, die Gefahr der Eingebornen ist, nicht zu glauben, daß etwas, was die Fremden thun, zu ihrem Besten geschehe."

Die andere Gattung der Kolonien, wo eine Regierung ein fremdartiges Volk beherrscht, schließt natürlich eine Repräsentation desselben aus: der Despotismus ist dort die einzig mögliche Regierungsform. Aber, meint Mill, ein freies Volk müsse dann dafür sorgen, daß die Gouverneurdespoten, welche es dorthin sendet, immer gut seien, während unter einem eingebornen Despotismus ein guter Herrscher ein seltner und vorübergehender Zufall sei. Die Schwierigkeit, ein System zu finden, das eine Dynastie

von guten Gouverneuren sichere, verkennt Mill keineswegs, er sieht vollkommen ein, wie nichtig die Verantwortlichkeit des Kolonialministers gegen das englische Parlament ist, weil es ein ganz anderes Ding sei, ein Land unter Verantwortlichkeit gegen das eigene Volk zu regieren, als unter Verantwortlichkeit gegen das Volk eines fremden Landes. Brachte doch Charles Fox, der Burke's Verfolgung von Warren Hastings so warm unterstützte, die Indiabill ein, welche den vollkommensten Ministerialdespotismus zum Gesetz gemacht hätte! Mill hebt einige der Uebelstände hervor, welche in der indischen Regierung besonders zu Tage kommen, einmal die verkehrte Bekehrungssucht der Engländer und die Maaßregeln, welche absichtlich oder unabsichtlich das religiöse Volksgefühl beleidigen. Vom europäischen Standpunkte sehe allerdings nichts billiger aus, als daß in den indischen Regierungsschulen die Bibel gelehrt werde, aber kein Asiate werde glauben, daß eine nicht schwache oder verächtliche Regierung ihre Zwecke mit halben Maaßregeln verfolge, man möge noch soviel versichern, daß der christliche Unterricht nur denen, die ihn wünschen, ertheilt werde, keine Beweise würden die Eltern überzeugen, daß nicht unehrliche Mittel angewandt würden, ihre Kinder zu bekehren, umsomehr als nach dem Glauben der Hindus die Vorzüge ihrer Religion durch rein äußerliche Dinge und Berührungen verscherzt würden. Der zweite Uebelstand liege in dem Streben der eingewanderten Engländer, zu Macht und Vermögen zu gelangen. „Ausgerüstet mit dem prestige und voll von der geringschätzigen Ueberhebung der erobernden Nation, haben sie das ganze Gefühl, das absolute Macht einflößt, ohne irgend ein entsprechendes Bewußtsein von Verantwortlichkeit. Unter einem Volk, gleich dem indischen, reichen die äußersten Anstrengungen der öffentlichen Behörden nicht aus für die wirksame Beschützung des Schwachen gegen den Starken, und von allen Starken sind die europäischen Ansiedler die Stärksten. Wo immer die entsittlichende Wirkung dieser Stellung nicht in einem sehr bemerkenswerthen Grade durch den persönlichen Charakter des Einzelnen besser wird, halten sie das Volk des Landes für bloßen Koth unter ihren Füßen, es scheint ihnen ganz ungeheuerlich, daß irgend welche Rechte der Eingebornen ihren kleinsten Anmaßungen im Wege stehen, die einfachste Handlung des Schutzes der Einwohner gegen irgend eine, von ihnen als ihren Handelszwecken nützlich angenommene Machtäußerung klagen sie laut als eine Beleidigung an und halten sie aufrichtig dafür. So natürlich ist diese Gefühlsweise in einer Stellung gleich der ihrigen, daß, wie auch die regierenden Behörden ihn bis jetzt niedergehalten, es unmöglich ist, daß dieser Geist sich nicht mehr oder weniger Luft macht. Die Regierung selbst, frei von diesem Geiste, ist niemals genugsam im Stande, ihn bei den jungen und unreifen unter

ihren eigenen militärischen und bürgerlichen Beamten unterzuhalten, über welche sie doch viel mehr Controlle hat, als über die unabhängigen Niedergelassenen. Wie es mit den Engländern in Indien, so geht es nach glaubwürdigem Zeugniß auch mit den Franzosen in Algerien." Fühlen sich je die Mitglieder der herrschenden Race in ihren Interessen verletzt, so finden sie in der Heimath Freunde und Organe im Publicum, die jede Beschwerde vorbringen und vertreten. Dies zu erreichen wird den unterdrückten Eingebornen fast unmöglich, oder doch nur denen von ihnen möglich, welche durch Reichthum oder politische Stellung die Aufmerksamkeit fesseln, — für die ungehörten Tausende spricht Niemand. Mill fordert deshalb eine Controlle für die Regierung Indiens, welche diesen Mißbräuchen möglichst entgegentrete und bedauert auf's Lebhafteste die Auflösung der Compagnie, welche verhältnißmäßig unabhängig von der Regierung nur die Interessen des Landes im Auge gehabt; es sei eine kurzsichtige Politik, welche das Bindeglied dieser stellvertretenden Körperschaft beseitigt habe. Jedenfalls müßte ein controllirender, möglichst unabhängiger Rath bestehen, zusammengesetzt aus Leuten, welche sich in der Verwaltung Indiens hervorgethan, sodann nur solche Leute als Beamte angestellt werden, deren Fähigkeiten die Probe einer strengen Prüfung bestanden hätten. —

Doch genug der Andeutungen über das, was sich aus den politischen Schriften unseres Engländers lernen läßt. Die Vorzüge dieser Schriften machen sich unwiderstehlich geltend, die Mängel zeigen sich meist so schroff, daß sie kaum zu übersehen sind. Wenn unser Verfasser z. B. den Frauen politisches Wahlrecht geben will, wenn er im schreienden Widerspruch mit seinen sonstigen volkswirthschaftlichen Ansichten der Malthus'schen Bevölkerungslehre zu Liebe die Regierung ermächtigen will, die Heirathen zu beschränken, so werden ihm darin Wenige folgen. Der Hauptfehler Mill's ist, daß sein scharfes Denken, wo es nicht durch praktischen Instinct von vornherein einen abweichenden Richtungsstoß erhält, ihn zu einem Radicalismus der Idee verleitet, welcher vom Gesichtspunkte des schlechthin Wahren und Vernünftigen unnachsichtig Alles verwirft, was dem widerspricht, mag es auch historisch noch so berechtigt sein. Sein unmittelbar praktischer Einfluß dürfte deshalb in England nicht sehr bedeutend sein, während seine Ideen und seine Methode unzweifelhaft für die Förderung des politischen Denkens überhaupt eine nachhaltige Wirkung äußern werden.

Fernere Mittheilungen aus der Correſpondenz von J. F. Benzenberg.

Dem Briefe Benzenberg's an Gneiſenau, mit dem wir unſere Mittheilungen im Auguſtheft ſchloſſen, laſſen wir noch einige andere folgen, welche dieſelbe Adreſſe tragen. Sie werden ſich das Intereſſe unſerer Leſer theils durch die berührten Zeitverhältniſſe, theils durch die darin ausgeſprochenen Anſichten, ſowie durch die Selbſtdarſtellung des Charakters ihres Verfaſſers verdienen.

1.

Aus Brüggen, im November 1817 ſchreibt Benzenberg, wie folgt:

Mein General!

Herzlichen Dank für die freundlichen Zeilen von geſtern, in denen Sie Wein und Oel in die Wunden des zarten Knaben gegoſſen.

Wenn Unterhandlungen Statt finden ſollten, ſo zweifle ich an deren Erfolg. Die Miniſter ſind unſtreitig beſſer, wie das Miniſterium — und ich glaube nicht, daß ich dieſen von irgend einem Nutzen ſein könnte.

Den Zweck ſeines Lebens muß man nie an etwas Halbes ſetzen und das gegenwärtige Miniſterium kann etwas Ganzes und Entſcheidendes ſchon deswegen nicht wollen, weil es das Gefühl in ſich trägt, daß es dieſes nicht auszuführen vermöge. Die Dinge ſind einmal im Zuge und Stillſtehen iſt ihnen nicht mehr vergönnt. Nur ein Miniſterium, das aus Gleichgeſinnten beſteht, wird dieſe Einheit und dieſe Stärke in ſich fühlen, die Nothwendigkeit iſt, wenn es ſich entſchließen ſoll, mit Bewußtſein und mit Wahl und mit Entſchiedenheit zu handeln.

Wenn die Zeit gekommen, daß die Geſellſchaft eines ſolchen nicht mehr entbehren kann, dann wird die Noth es ſchon aus der Geſellſchaft hervorrufen, ſo wie ſie jetzt in Coblenz den Hülfs-Verein hervorgerufen.

Der Kanzler iſt 67 Jahre. Ich bin 40. Ich habe alſo noch 27 Jahre zu leben, ehe ich ſo tief zum Leben ſtehe wie er. In dieſen 27 Jahren werden wir noch manches Miniſterium haben — und das wird ſich am längſten halten, was am ſtärkſten iſt und was die größte Ueberlegenheit über die Geſellſchaft ausübt.

Kühnheit gegen die Zukunft kann nur da in der Bruſt wohnen, in der der Trieb dazu wohnt. Wer nicht durch das Gewirre des Tages die Waſſer in der Tiefe rauſchen hört, die die Welt bewegen, der wird nie kühn gegen die Zukunft ſein, ſondern vorſichtig und tappend und forſchend in der Gegenwart fortſchreiten, weil ihm das Nächſte ſelbſt verſchleiert iſt.

Nur ein kühnes Miniſterium kann als ein gerechtes erſcheinen, und es iſt nicht zu kleinen Masregeln genöthigt — z. B. eine Zeitung, die ihm unangenehm, durch die Poſt zu drücken. Ein kühner General iſt noch nie zu Grunde gegangen, aber wer ſich fürchtet, geſchlagen zu werden, iſt es ſchon zur Hälfte.

Heinrich IV. sagte von Sully: Nous le presentons avec confiance à nos amis et à nos ennemis. Wenn unser König dieses einmal sagt, dann will ich auch eine Zeitung schreiben. Aber nicht die Staatszeitung — die immer ernst und im großen Stile sein muß — noch die ministerielle Zeitung, die in wohlgefaßter Rede das auslegt, was das Ministerium thut — sondern die halb ministerielle, wo man zu Zeiten das Ministerium lobt, und zu Zeiten ein wenig ausprügelt — sich aber genau innerhalb der Grenzen der bestehenden Gesetze hält und dann zusieht wie geschickt es sich zu vertheidigen, und welche Talente es für sich zu gewinnen weiß.

Ein Ministerium, was nicht stark und nicht einig ist, wird gleich böse, wenn man es tadelt, und es sieht nicht ein, daß dieses wesentlich mit zur Verfassung gehört, damit das Ministerium nicht einschlafe und sich nicht höher schätze, als die Gesetze seines Landes.

Excellenz sehen, daß die Wege des Ministeriums und die meinigen zu verschieden sind, als daß Tractate möglich wären. Auch bin ich ein durchaus unbrauchbarer Mensch, wenn ich etwas in diplomatischer Weise zur Hälfte thun soll. Das Leben fühlt man nur, wenn man frisch dem Triebe folgt, so wie er sich in der Brust bewegt — und da alles Andere gegen das Gefühl des Lebens klein ist, warum soll man dann händeln und mäkeln? Man wird dadurch nur in seinem Inneren gleich merklich dümmer.

Sie mein Graf haben ein großes Talent zum ersten Minister. Zuerst, weil Ihnen die Geister gerne unterthan sind, und Ihnen willig dienen; — Dann: da Sie als Feldherr gewohnt sind, dem Triebe zu folgen und dem Augenblick zu vertrauen, so würde es Ihrem Ministerio nicht an Muth ermangeln, das frühe freiwillig zu thun, wozu später die Thatumstände unfreiwillig treiben. Ein Ministerium, was diese Kühnheit nicht hat, wird nie Herr der Begebenheiten bleiben. An dem Tage, wo es sich etwas abtrotzen läßt, unterzeichnet es seinen Fall.

Ein Ministerium muß eine einzige moralische Person sein — und damit es dieses sein kann, muß Jeder dienend an seiner Stelle stehen, — aber das Haupt darf nicht fehlen, das für die Einheit in geselliger Weise sorgt.

In einer Periode, wo die Gesellschaft eine große Entwickelung erreicht hat, kann nur das Gesellschaftliche eine Ueberlegenheit über sie üben. Homer ist von einer Sängerschule gesungen worden — und der Dom von einer Baumeisterschule erbaut. Schinkel, so genial er ist, vermag keinen zu bauen, weil das Gesellschaftliche der Genossen fehlt, so dazu vonnöthen ist. Ihr ꝛc.

2.

Brüggen bei Crefeld den 24. Dez. 1817.

Mein General!

Ich war eben im Begriff nach Breslau und Erdmannsdorf zu schreiben, als ich den lieben Brief von Berlin erhielt.*)

Ein Zeitungsschreiber ist immer der naiven Meinung, daß er seinen Freunden nichts zu schreiben habe, da er jede Woche ihnen Gedrucktes sende.

*) Unser Brief ist also die Antwort auf den Gneisenau'schen vom 11. Decbr. Vgl. Grenzboten 1860, Heft 14.

Ich bin immer in Brüggen und ſtudire die franzöſiſche Legislation über's Kataſter. Vom 20. bis zum 27. October war ich auf dem Congreſſe in Godesberg, wo alle Präſidenten und Ober-Präſidenten verſammelt waren und über die Fortſetzung des Kataſters berathſchlagten. Anfangs ging es etwas durcheinander, doch fand Vincke den zweiten Tag die nöthige parlamentariſche Form, um zu etwas Verſtändigem zu gelangen. Die Berathungen gingen ſo gut, wie ſie in einer Geſellſchaft gehen konnten, in denen Viele gegenwärtig, die von ihrer Orts-Obrigkeit keine Zeugniſſe beibringen konnten, daß ſie die 3 Bände der Collation des lois, décrets, règlements, instructions et décisions sur le catastre de la France und das Recueil méthodique, durchſtudirt hatten.

Mir war die Zuſammenkunft deswegen angenehm, daß ich einmal ſah, wie groß das Capital der wirklich vorhandenen Kenntniſſe iſt, — und welche ernſthafte Anſtalten die Menſchen treffen, wenn ſie an ein Geſchäft gehen, welches 834 Quadratmeilen, 8 Jahre und 3½ Million Thaler umfaßt. Ich arbeite jetzt an einem Werke über das Kataſter, zu dem den Plan Herr von Savigny mir angegeben hat. — — —

Zum Preußenthum ſind überhaupt dieſe Länder noch nicht zu bekehren. Sie wollen Deutſche bleiben. Das ſind wir einmal, ſo ſagen ſie, das ſind wir immer geweſen und das bleiben wir. Wenn man ſolche und ähnliche Reden der Eingeborenen hört, ſo fühlt man, daß das Bekehren noch etwas ganz Unmögliches iſt. Sie haben nicht mit den andern Provinzen eine gemeinſchaftliche Geſchichte gehabt — nicht den großen Fürſten, der durch ſeine Perſönlichkeit die Länder zu einem Staate verbunden und ihnen gemeinſchaftliche Erinnerungen gegeben. Wenn Preußen 1813 Ein Deutſchland aufgerichtet — dann wäre es anders. Dann war eine gemeinſchaftliche Erinnerung das Alles umſchlingende Band, und eine Verfaſſung die den Staat bindende und haltende Idee, auf der die Krone als Gipfel und Vollendung ruhte.

Die Umſtände haben es nicht gewollt, — und das Königthum ſchwebt in unentſchiedener Mitte zwiſchen dem Feudal-Königthum — und dem conſtitutionellen. Wo es ſich hinneigen wird, das mag wohl ſchwer zu beſtimmen ſein. Am Rheine aber kann es nur dadurch Bedeutung erhalten, daß die Krone der Gipfel und die Vollendung der Verfaſſung iſt. Auch iſt man der Meinung: daß jedes Volk diejenige Verfaſſung erhält, die es werth iſt. In hoher Achtung ꝛc.

3.

Brüggen den 12. April 1818.

Ich ſoll Ihnen, mein General, alſo ganz bündig ſagen, wie es mit dem Verfaſſungsweſen am Rheine ſteht?

Vor zwei Monaten war ich in Coblenz und mit Görres in Engers. Wir haben dort gegeſſen, getrunken, von der Höhe der Tibetaniſchen Gebirge geredet, von Herrn Alexander von Humboldt, vom Biſchof von Gent und anderen reputirlichen Leuten. Von rheiniſchen Angelegenheiten aber gar nichts; Eichhorn war ſehr mit Geſchäften überladen, ſo daß er nur wenig empfangen und wenig geben konnte.

Nachdem die Rheinländer ſich das Weſen lange betrachtet haben, ſo treiben

sie es jetzt in ihrer eigenen Weise — und es kommt mir so vor, als wenn Leopold's Wort in Erfüllung gehen sollte: — daß, wenn die Tochter mannbar ist, sie sich einen Mann nimmt, wenn man ihr keinen giebt.

Vor dem 1. Januar 1819 haben wir am Rheine eine Verfassung. Wie es in den anderen Provinzen des Reiches sein wird? Das weiß ich nicht, — allein wir haben eine!

Es ist uns gelungen, die Eifersucht der Bürgerlichen zu bewältigen. Die Adresse von Görres: die Denkschrift des Adels und der Beobachter haben dazu beigetragen.

Indem der Adel sich erklärt, daß er den Bürgerstand und den Bauernstand mit in die Vertretung aufnehme, — und daß diese mit dem Besitz des Bodens auch die Rechte geerbt, so auf diesem hafteten, — so ist der Bürger- und der Bauernstand mit in das urkundliche Recht aufgenommen, was zwischen der Landeshoheit und den Ständen den 5. November 1672 errichtet wurde.

In Elberfeld sind die beiden Hauptrecesse vom 5. November 1672 und vom 27. Juli 1675 vom Pfalzgrafen Philipp Wilhelm auf's Neue gedruckt worden. Auf ihnen beruhte unsere alte Verfassung.

Eins der wesentlichsten Rechte der Stände war das Indigenat-Recht, nach dem die Landeshoheit nur im Lande Eingeborene und Eingesessene mit Aemtern belehnen konnte.

Der Deutsche ist ein Eigenhöriger des Rechts. Man muß ihm ein positives Recht zeigen, ehe er sich etwas zutraut, und wenn er die Meinung faßt, daß er irgendwo im Unrecht sei, so ist er ein geschlagener Mann. Hingegen ein Franzose geht dann noch frisch und fröhlich umher, und ist munter und guter Dinge. Weil das Recht und die gute Meinung das Licht des Tages nicht scheuen, sondern im Gegentheil von ihm gestärkt und erquickt werden, so ist mit dem Oeffentlichen und dem Geraden und dem Ehrlichen so viel bei ihm auszurichten. Ich habe dieses noch jetzt bei dem Votiren einer Adresse gesehen. Die ganze Sache wäre nicht zu Stande gekommen; die Meinungen hätten sich nicht vereinigt, wenn man irgendwo etwas Diplomatisches aufgewendet, oder die Sache mit Eile hätte betreiben wollen.

Daß der Kanzler in diplomatischer Weise mit dem Geheimnisse regiert, und das Verfassungswerk in ähnlicher Weise leitet, das verdenke ich ihm gar nicht. Er steht nahe der Mitte, er kennt auf's Genaueste die Personen und die Verhältnisse, von denen zuletzt Alles abhängt, er weiß, was ausführbar ist und was nicht — und — des sind wir überzeugt, er meint es ehrlich mit dem Verfassungswerke.

„Ich hab' ihm — bei der Uebergabe der Adresse — bis in den Leib gesehen, wie die Gedanken sich in ihm bildeten und aufstiegen," — sagte Görres — „er meint es redlich mit der Verfassung."

Ebenso Eichhorn, der das ganze Vertrauen besitzt, und der sich am alten Staatskanzler, wie ein junges constitutionelles Organ entwickelt, das bereits schöne Früchte getrieben.

Allein die Form, die wir am Rhein gewählt haben: das Oeffentliche öffentlich zu betreiben, ist sicher die bessere und — die leichtere.

Wenn man sich einmal davon überzeugt hat, daß die Gesellschaft organischer Natur ist, und daß sie vermöge des ihr innewohnenden organischen Triebes immer dahin strebt diejenigen gesellschaftlichen Formen hervorzurufen, die auf ihren gegenwärtigen Zustand passen und in denen sie ihr Leben am bequemsten und am behaglichsten fortsetzen kann, — so kann man nicht zweifelhaft über die Partie sein, die man zu nehmen hat. Folgt man willig der Gesellschaft in diesem ihrem Streben, ist man ihr behülflich, daß sie dasjenige erreicht, nach dem sie sich bemüht, thut man Verzicht darauf sie in einer anderen Richtung regieren zu wollen, als welcher sie zu folgen geneigt ist, — so ist das Regieren leicht.

Was es sehr erleichtert ist gerade das Oeffentliche und die Natur des Oeffentlichen, — die Ehrlichkeit ist dann ein nothwendiges Element, — und Ansehen kann man sich nur durch Ueberlegenheit von Verstand und von Kenntnissen verschaffen. Durch diese wird nun den Dingen der Weg schon ungemein verkürzt, indem alle Irrthümer gleich von Anfang vermieden werden. Mit der Oeffentlichkeit impulsirt man nicht allein Andere, man wird auch von ihr impulsirt, — man unterrichtet nicht allein die Gesellschaft, sondern man wird auch wieder von ihr unterrichtet, durch den Widerhall, der einem von dem Volke entgegen kommt.

Gerade mit den Geheimnissen ist nichts zu machen. Was nicht klar und deutlich und öffentlich in den Zeitungen steht, — das übt keine Wirkung in der Gesellschaft. Nur dadurch ist etwas auszurichten, daß man sich mit der Gesellschaft fortbildet und die Gesellschaft mit sich.

Auch mit dem Murmuriren ist nichts zu machen. Ich habe mich überzeugt, daß dieses eine beständige Function der Gesellschaft ist, daß es immer in ihr stattfindet und eine Art von Freuden-Himmelchen für die Philister ist, wodurch sie sich interessant zu machen glauben. Wenn man dem Murmuriren auf den Grund geht, so ist es immer so unvernünftiger und so egoistischer Art, daß man gleich sieht, daß es sich seiner Natur nach immer in sich selber vernichtet. Ein Minister ist daher thöricht, wenn er irgend eine Notiz davon nimmt.

Allein wenn irgend ein Fehler in der Staatsmaschine ist, irgend ein fauler Fleck — wie z. B. in Frankreich das Deficit von 50 Millionen, und bei uns das Anstellen der nicht in den Provinzen Eingeborenen, — dann wirft sich das Murmuriren auf einen solchen Fleck und wird dann durch seine Masse bedeutend, da das Murmuriren nun eine gemeinschaftliche Richtung erhalten.

Ich darf Ihnen noch sagen, daß ich diesen Winter so musterhaft fleißig gewesen, daß ich jeden Tag acht Stunden gearbeitet, — daß ich ein Werk in zwei Bänden über das Kataster geschrieben, — daß ich den Beobachter gespeist und dabei noch alle constitutionellen Artikel im Conversations-Lexicon bearbeitet. Dieses Buch übt eine große Wirkung auf die Gesellschaft; 20,000 Exemplare sind bereits davon in vier Auflagen verkauft, 1500 allein in Berlin. — Doch ich muß den langen Brief wohl endlich schließen. Mit Hochverehrung ꝛc.

4.

Brüggen bei Crefeld den 10. Dec. 1818.

Mein General!

Ich habe an meinem Verfassungsbüchlein zwei Abschnitte fertig. Der erste mit acht Urkunden, enthält die Entwickelungs-Geschichte der Landeshoheit im Herzogthum Berg aus der Carolingischen Grafschaft, so erblich geworden. Der zweite mit zwanzig Urkunden, enthält die Geschichte der neueren Zeit und besonders die unseres Staates, seit 1806.

Wenn man alle diese Urkunden, von der Proclamation von Kalisch an bis zu der Errichtung der Gedächtnißtafeln in den Kirchen, in einer ununterbrochenen Folge übersieht, so sieht man, daß der Krieg rein ein Volkskrieg gewesen. Aus einem solchen geht aber immer die Freiheit hervor, erst die äußere, dann die innere, — wenn nämlich, wie es hier der Fall war, das regierende Haus an der Spitze der Bewegung bleibt, wodurch alles Anarchische und Chaotische vermieden wird, also auch die Ermüdung, die immer eine Folge von diesem, — denn das große Leben und das Erblühen aller Kräfte, so stets im Gefolge des Volkskrieges, kann nachher nicht spurlos vorüber gehen, und ein Zeitalter mit so vielen wachen Kräften legt sich, wie Görres sagt, nicht wieder bei lichtem Tage schlafen.

Ich habe, dieses erwägend, in meinem Büchlein auch Alles milde und freundlich ausgelegt, so daß Niemand verletzt werden soll, und ich denke nicht, daß man ihm ansehen wird, daß es im Brumaire geschrieben ist.

Ich wollte gerne ganz wahr sein in der Darstellung, und hatte den Wunsch, daß es ganz möge gelesen werden, — nicht bloß einzelne Stellen, die die Polizei mit Röthel angestrichen, wie in „Arndt's Geist der Zeit.“

Aber jetzt bin ich auf eine Schwierigkeit gestoßen, bei der Sie, mein verehrter General, mir helfen müssen.

Wenn man die Geschichte der Entwickelung der Landeshoheit in den verschiedenen Staaten Deutschlands durchgeht, so gleicht diese sich überall, — weil überall das Erbliche dasselbe, — das Fortbestehen des Geschlechts durch die Jahrhunderte, und dieses machte ihre Natur und ihren Charakter.

Und obgleich der Graf, als er erblich wurde, nicht mehr Rechte erwerben konnte, als der Kaiser in der Grafschaft abzutreten hatte, so änderte doch der Umstand, daß eine erbliche Grafenfamilie entstand, die den Besitz der Grafschaft immer vermehrte und verbesserte, die Natur des Regiments, und dieses wurde ein väterliches und verlor nach und nach die Natur der ehemaligen Reichsinstitution.

Wenn man die Regierungsacten vom großen Kurfürsten durchliest, so sieht man, daß dieser die Natur dieses väterlichen Regiments wohl erkannt, und wie er in jeder Provinz der Hausvater und der Hausherr ward, der an die Stelle des früheren Grafen getreten, dessen Geschlecht die kleinen Güter- und Ländermassen im Laufe der Jahrhunderte vereinigt und die erbliche Grafschaft gebildet, wie man dieses z. B. in den Recessen von Cleve und Mark von 1660 und 1661 sieht.

Die Grafschaft behielt ihre Privilegien, Rechte und Gewohnheiten unter dem neuen Hausvater gerade so, wie sie sie unter dem alten besessen.

Auf dieſe Weiſe können ganz verſchiedene Provinzen zu einem regierenden Hauſe kommen und jede behält ihr beſonderes Leben.

Bei uns iſt nun jetzt die Controverſe eigentlich die, daß ſie Deutſche ſein wollen, auch das Haus Hohenzollern zu ihrem Fürſtenhauſe haben, — aber ſie wollen keine Preußen ſein. Der Grund dieſer Controverſe liegt offenbar mehr in den Dingen als in den Perſonen, und deswegen muß man vor Allem ſuchen klar darüber zu werden, damit man ſich nicht ohne Noth gegen einander erhitzt und irritirt.

Preußen und Weſtpreußen betragen 1000 Quadratmeilen mit 1½ Millionen Bevölkerung. Dieſes iſt ein Königreich wie etwa Würtemberg. Außerdem beſitzt der König von Preußen noch verſchiedene Herzogthümer und Fürſtenthümer in Deutſchland, welche 3500 Quadratmeilen und 7½ Millionen Einwohner haben. Dieſes iſt das Statiſtiſche der Sache.

Als der Kurfürſt von Brandenburg im Jahr 1701 den Titel eines Königs von Preußen annahm, ſo war dieſes nahe daſſelbe, als daß Sachſen, Hannover und Würtemberg ihn angenommen, und die Sachen wären ſo geblieben, wie ſie waren. Der König von Preußen hätte bei dem Kurfürſten von Brandenburg in Berlin gewohnt.

Allein jetzt wurde im Hauſe ein großer Kriegsfürſt geboren, und dieſer Umſtand änderte Alles. Friedrich eroberte Schleſien und ſchlug ſich, was mehr ſagen will als dieſes, ſieben Jahre gegen das vereinigte Europa.

Von dieſer Zeit an änderte ſich der Begriff, den man mit dem Worte Preußen verknüpfte — es war nicht mehr das kleine Königreich mit 7½ Millionen Einwohner an der nördlichen Spitze Deutſchlands, — ſondern es war ein durch Friedrich's Geiſt neugeſchaffener Kriegsſtaat, der ſein Domicil zwiſchen dem 51ſten und 52ſten Grade nördlicher Breite und zwiſchen dem 30ſten und 39ſten Grade öſtlicher Länge hatte.

Dieſer Kriegsſtaat war indeß blos auf die Perſönlichkeit des Fürſten angewieſen, der ihn gegründet und mußte mit dieſer wieder zu Grunde gehen, da er keine große Inſtitutionen hatte, in denen er leben konnte — denn die Herbſtmanöver machten es nicht. Auch iſt die erſte Bedingung jedes Kriegsſtaates, daß er immer am Kriegführen bleibt, und immer auf Eroberungen ausgeht, damit er in der ſteten Uebung des Kriegführens bleibe, wie die Römer Solches der Welt in einem großen Schauſpiele gezeigt.

Viele, die die Natur eines Kriegsſtaates nicht eingeſehen, glaubten, daß er in alten Formen fortleben könne, und von ſeinem alten Ruhme zehren, — dabei immer bei Kräften bleiben. Das Jahr 1806 entſchied ſtrenge und hart über dieſe Meinung, und mit 1807 ſchließt ſich die Geſchichte dieſes Kriegsſtaates, der nun für immer geendet.

Das, was ſeit der Zeit gekommen, iſt die Geſchichte eines ganz neuen Staates, der ein ganz anderes Leben hat und eine ganz andere Natur.

Dieſer Staat hat ſich durch die Meinung und durch den Volkskrieg gebildet und rein die Natur der Erbmonarchie angenommen, iſt aber durchaus kein Kriegsſtaat mehr, wie der, ſo Friedrich der Große gegründet und — geſchloſſen.

Er neigt jetzt nach meiner Meinung viel mehr zu den Institutionen des großen Kurfürsten hin, als zu denen des großen Königs.

Die Natur unseres Staates ist die Erbmonarchie, und unser König ist König der Deutschen am Rheine, an der Weser, an der Elbe, an der Oder, an der Weichsel, in Brandenburg, in Preußen, in Schlesien und in Westphalen.

Dieses ist meine Ansicht von dem geschichtlichen Leben unseres Staates, und ich habe sie deswegen Ihnen, mein verehrtester General, so offen hingelegt, damit Sie die Güte haben sie zu berichtigen, wenn sie historisch unrichtig. — Wir Rheinländer sehen Berlin aus einer großen Ferne — noch mehr aber dasjenige, was sich früher dort begeben.

Unser Staat wird von zwei verschiedenen Völkerschaften bewohnt, — von Altpreußen und von Neupreußen: beide sind ungefähr gleich stark.

Jene, deren Jugend das Zeitalter Friedrich des Großen sonnenklar durchleuchtet, glauben immer noch nicht, daß 1806 jener Kriegsstaat für immer verschwunden und zu Grunde gegangen.

So wie man diese Idee verläßt, sind wir einig, — und wenn der große Kurfürst wieder aufstände, so könnte dieser 1818 so fortfahren zu regieren, wie er 1688 aufgehört. — — —

5.

Berlin, den 5. Aug. 1820.

Mein General!

Wie ich Berlin gefunden? Zuerst verschönert, dann wohlhabender. Der Einfluß der neuen Gesetzgebung wird schon merklich. Die Aufhebung der Zünfte. Die Aufhebung des Guts-Nexus. Die Aufhebung der geistlichen Güter. Der Verkauf der Domänen. Die Aufhebung der Binnenzölle und der Thor-Accise. Kurz alles das, was man im Jahr 1790 in Frankreich und seit 1810 in Preußen gethan und was die Anticonstitutionellen den Jakobinismus des Staatskanzlers nennen, alles dieses übt seine stille aber dauernde Wirkung! Es ist auch eine constante Größe!

Auch das Verfassungswesen finde ich fortgeschritten, — nicht so sehr in dem, was geschehen ist, als in dem, was seit 3 Jahren verschwunden. Ungemein viele Eisschollen, so aus dem vorigen Winter in dem jetzigen Frühlingswasser noch herumschwammen, sind in den 3 Jahren geschmolzen. Daß man eine Verfassung haben muß und daß diese kommen wird, das ist so eine stillschweigende Uebereinkunft unter den Menschen, eben wie auch, daß das Schauspielhaus in Jahresfrist fertig wird, woran auch weder die Liberalen noch die Servilen zweifeln.

Das Kriegsgesetz und das neue Steuersystem würde schon allein hinreichen, ein Repräsentativsystem einzuführen, auch wenn der Fabius Cunctator jetzt den Entschluß faßte, gar nichts mehr für das Verfassungswesen thun zu wollen.

Ich halte ihn für klüger, wie die anderen Alle. Er erreicht das, wonach er strebt, trotz alles Widerstrebens der Dinge.

Die Talente sind immer auf Seite der freisinnigen Ideen, wie Frau von Staël sagt, und wenn die, so nicht zu den Talenten gehören, es nicht sind, so sind diese es mehr aus Furcht wie aus übler Meinung. —

„Es nimmt ein Kind die Mutterbruſt
Nicht gleich von Anfang willig an,
Doch bald ernährt es ſich mit Luſt.“

An dieſe Stelle erinnere ich mich immer, wenn ich ſehe, daß die Menſchen ſich ſträuben — und mit den Beinchen ſtampeln und das ſo nicht recht thun wollen, was der alte Herr haben will. Am Ende thun ſie es denn doch.

Ich habe ihn ungemein friſch und jugendlich gefunden. Mit ſeinem zehnten Stufenjahre hat er neue Jahre angeſetzt — und er widerlegt die Pariſer Weiſſagung von 1815, daß er nur noch zwei Jahre zu leben hätte. Heiterer und lebendiger iſt er wie je.

Mit der neuen Gemeinheits-Ordnung wird ein großer Schritt zum Verfaſſungsweſen geſchehen ſein.

Zuerſt werden die Leute etwas verſtändiger in Hinſicht ihrer eigenen Angelegenheiten, und obgleich ſie durch die Ueberſicht über ihren gemeinen Haushalt noch keine Ueberſicht über die Verhältniſſe der Provinz oder des Staates bekommen, ſo findet doch nachher die allgemeine Geſetzgebung des Reiches eine große Erleichterung darin, daß der Unverſtand ſich nun nicht mehr ſo gegen die Mitte concentrirt, ſondern auf der ganzen Fläche des Reiches zerſtreut bleibt und ſeine Schwefel-Kur nun in jeder Gemeine abwarten kann.

Es geht mit dem Unverſtande gerade wie mit gewiſſen Hautausſchlägen, die man auch nur dadurch kuriren kann, daß man ſie auf die Oberfläche der Haut bringt. Dieſe Krankheiten werden nur dann gefährlich, wenn ſie ſich auf ein einzelnes Organ werfen. Ueber die ganze Haut vertheilt gleichen ſie nur einem unbedeutenden Frieſelfieber.

Am Ende reducirt ſich die ganze Aufgabe des Verfaſſungsweſens blos auf die Frage: Wie bringt man bei einer gegebenen Maſſe von Unverſtand eine Staatseinrichtung mit einer öffentlichen Geſetzgebung in einer Gemeine von 5000 Quadratmeilen in Gang, ſo von 11 Millionen Einwohnern bewohnt wird?

Ich glaube, daß der Staatskanzler die Aufgabe richtig gefaßt hat.

Die Sache kommt, wenn man ihr Zeit gönnt, von ſelbſt, — und die Frauen bekommen die Kinder, ohne alle philoſophiſchen Kenntniſſe von der Einrichtung des menſchlichen Körpers.

Eine langſame Nöthigung iſt aber auch eine — und man kann mit Inſtitutionen eben ſo gut einen Zwang üben wie mit Regimentern.

Mit inniger Hochverehrung ꝛc.

6.

Berlin, den 5. October 1820.

Mein General!

Ich habe die beiden Briefe erhalten, womit Sie mich beehrt und erfreut. Ich hätte ſchon längſt geſchrieben, wenn wir nicht von Tage zu Tage gehofft, Sie hier zu ſehen; das, was man wünſcht, hofft man — indeß oft Beides vergeblich.

Eine kleine Schrift, von der die böſe Welt behauptet, daß ich ſie geſchrieben, lege ich bei. Sie iſt hier ungemein gekauft worden, weil die Menſchen einigen

Scandal in ihr vermutheten. Nachher waren sie ganz verdrießlich — besonders die Feudal-Aristokraten.

Ein Buch über Preußens Geldhaushalt und neues Steuersystem hat Ihnen vielleicht Horn geschickt, da es bereits im Mai bei Brockhaus erschienen. Wo nicht, so wartet Ihrer hier ein Exemplar.

Es ist nur für meine Landsleute geschrieben, damit diese, wenn sie die Minister tadeln wollen, Solches wenigstens mit einiger Sachkenntniß thun und nicht so eine klägliche Unwissenheit zeigen, wie ehemals im Herrmann und jetzt im Westphälischen Anzeiger.

Zu den fixen Ideen der constitutionellen Philister gehört, daß die Redefreiheit blos darin bestehe, daß man gegen die Minister rede, aber es gehöre nicht zur Redefreiheit, daß man seine Meinung sagen dürfe, wenn man sich überzeugt, daß die Minister Recht hätten.

Eichhorn sagte: Das Geld- und Steuerbüchlein sei geschrieben, als wenn der Verfasser den Verhandlungen über das neue Steuersystem beigewohnt hätte. Diese Bemerkung hat mich gefreut; sie beweist, daß, wenn man eben durch keinen Haß geblendet ist, und man den guten Willen hat, sich über die Institutionen eines Landes zu unterrichten, man Solches kann, da Elemente genug dazu gegeben sind.

Allein hier liegt es. Ungemein wenig Menschen haben diesen guten Willen, und wenn man ihnen zumuthet viele Zahlen durchzugehen und zu vergleichen, so ist man ihr Freund nicht.

Wegen dieser allgemein herrschenden Unwissenheit ist es schlecht die Gesellschaft in einmal bestehenden Formen zu regieren. Aber eben wegen dieser Unwissenheit ist es auch so schwer für sie, neue Formen zu finden, in denen sie sich bewegen kann, wenn sie einmal die bestehenden zerstört hat. — Bei dem Verfassungswesen würde gar kein Bedenken sein, wenn in jeder Provinz nur zehn Menschen wären, die sich ordentlich und anhaltend damit beschäftigten.

Man erzählt, daß, als verschiedene nicht unbedeutende Namen im Jahre 1797 den General Moreau angelegen, behülflich zu sein, daß Deutschland auch eine Republik würde — dieser Solches abgerathen. Als man aber zu bitten fortgefahren, so soll er gesagt haben: Nun gut, ich nehme es über mich, — aber schafft mir elf Männer, dann will ich der zwölfte sein, und wir bringen es zu Stande. — Allein man vermochte keine elf Männer zu schaffen, zu denen Moreau der zwölfte hätte sein können.

Wie ich hier lebe? Ganz angenehm. Ich bin fleißig am Excerpiren auf der Bibliothek und auf dem statistischen Büreau; da ich es für einen Rheinländer nützlich halte, die preußischen älteren und neueren Einrichtungen zu kennen, besonders die, so den Geldhaushalt berühren.

General Boyen sehe ich oft. Er ist jetzt nach Charlottenburg gezogen, wo er sich auf ein Jahr eingemiethet; eine Idee die mir gefällt. Es ist angenehm mit einem Mann zu sein, der Minister gewesen und voll positiver Kenntnisse ist.

Auch unsere Freunde, die politischen Quäker sehe ich oft; viele Kenntnisse haben sie aber nicht, allein eine gute Gesinnung, ich bin daher gerne bei ihnen.

Auf baldiges Wiedersehen Ihr ꝛc.

7.

Brüggen bei Crefeld den 3. Januar 1823.

Mein General!

Es ist sehr lange, daß ich nicht geschrieben habe. Ich wollte Wunden nicht wieder aufreißen, die kaum vernarbt waren; und wie schmerzlich der Tod der geliebten Tochter gewesen, dieses wußte ich.

Ich hatte gehofft, Sie in Berlin wiederzusehen. Indeß die Sache hat sich nicht machen wollen, obgleich Ingersleben und Vincke mich auch gerne unter den Einberufenen gesehen. Ich habe indeß mein Werk über die Provinzial-Verfassung der Länder Jülich, Cleve, Berg und Mark nebst der Urkundensammlung an den König und an den Kronprinzen gesendet. Mehr als in diesem alter ego enthalten, hätte ich ohnehin nicht zu sagen gewußt.

Auf dem linken Rheinufer sind jetzt auf Befehl der Regierung in allen Gemeinen Repräsentanten zur Regulirung des Gemeineschuldenwesens gewählt worden. Man hat die Sache recht gut machen wollen und die Wahlen ganz demokratisch eingerichtet. Jeder war Wähler und wählbar, der nur irgend eine directe Steuer bezahlte. Blos Dienstboten ausgenommen. Der Tagelöhner, der 2 Thaler Klassensteuer bezahlte, hatte dasselbe Recht, welches der Meistbeerbte hatte, der 96 Thaler bezahlte, obgleich dieser an den Gemeineschulden so viel zu bezahlen hatte, als 48 Tagelöhnerfamilien.

Was war die Folge hievon?

Hier in Brüggen kam diejenige Klasse der Staatsbürger, welche die Franzosen le petit peuple nennen, in den Bierhäusern zusammen und überlegten, wen sie wählen wollten? — Natürlich ihres Gleichen. Zuerst den Wirth, bei dem sie tranken; dann den Krämer, der ihnen borgte; endlich die Häupter der Gesellschaft. — Unter den Brüggener Repräsentanten ist nun ein verdorbener Schulmeister, der so arm ist, daß er nur 2 Thaler Klassensteuer bezahlt. Dieser hat die Stimmzettel geschrieben. Ferner ein bankerotter Contrebandier, der wegen Armuth nur 1 Thaler Klassensteuer bezahlt. Doch wird dieser wohl keinen thätigen Antheil an der Tilgung der Gemeineschulden nehmen können, da er wahrscheinlich in's Zuchthaus kommt. Er ist heute vor das Oberlandes-Gericht nach Cleve wegen Contrebande.

Von denen, welche 12 und 24 Thaler Klassensteuer bezahlten und denen an der Regulirung der Gemeineschulden am meisten liegt, ist Niemand gewählt. Ich bitte, dieses gelegentlich unserem Freunde Eichhorn zu sagen. Dem Stile nach zu schließen, hatte er den Entwurf zu jenem Decrete gemacht, welches der König vollzogen. Die Absicht war offenbar gut. Man wollte allen eine Stimme gönnen, welche Antheil am Bezahlen der Gemeinschulden nehmen müssen. Allein wollte man das Princip aufrecht erhalten, so mußte man jede Stimme mit den Steuern multipliciren, die der Stimmengebende zahlte. In diesem Falle komme ich und der Contrebandier nicht auf einer Linie zu stehen.

Auch mußte die Wählbarkeit an irgend einen Steuersatz geknüpft werden, wenn es auch nur 10 Thaler waren, damit das petit peuple nicht seine orateurs wählen kann, was gewöhnlich arme und bankerotte Menschen sind, die ihre eignen

Ferner hatte er alle großen inländiſchen Familien gegen ſich, theils als Ausländer, theils weil er vielfach ihre nächſten Intereſſen kränken mußte, obgleich er die entfernteren wahrnahm. In einem großen Staate giebt es aber keine Regierung, die auf die Dauer iſt, als die der großen Familien, wie in Oeſterreich, wie in England und jetzt wieder in Frankreich.

Ein Miniſter, der ohne ſie regieren muß und zum Theil ſogar gegen ſie, — wie dieſes in Uebergangsperioden ſtets der Fall iſt, — der kommt immer ein wenig in die Lage Necker's und Struenſee's, die auch ohne und ſelbſt gegen die großen Familien des Landes regieren wollten.

Bei uns ſind jetzt die Sachen wohl ſo weit fortgerückt, daß ſich ein Miniſterium aus homogenen Talenten und Geſinnungen bilden kann, und welches mit der Arbeit zugleich den Lohn genießt.

Der Staatskanzler hat, während fünf Jahren, ein neues, einfaches und für alle Provinzen gleichförmiges Steuerſyſtem eingeführt. Hierdurch hat er allen tapferen Reden der Provinzial-Patrioten ein Ende gemacht und ſo das größte Hinderniß einer öffentlichen Geſetzgebung weggeräumt. Man kann jetzt unbedenklich mit der Ausführung des Decrets vom 22. Mai 1815 den Anfang machen.

Dieſes Decret wird dieſelben Folgen haben, wie die Charte von Frankreich, wenn es ſich nämlich auf ein ähnliches Wahlſyſtem baſirt. Es hängt dann nicht mehr von der Krone ab, auf welche Seite das Miniſterium ſich ſtellen ſoll. Auch das Schaukelſyſtem des Grafen De Caze war auf die Dauer nicht durchzuführen. Man kann eine Kammer nicht wie eine Pfauenfeder auf der Spitze der Naſe dadurch equilibriren, daß man zu Zeiten ein wenig gegen ſie bläſt. An irgend einer Seite der Kammer liegt ihr Schwerpunkt. Die Seite fühlt dieſes inſtinktartig, und es geht immer nach dem Paradigma, nach dem es in Frankreich gegangen, wo die Eröffnung der Sitzung von 1821 das Finale des Dramas war. Und obgleich Ludwig XVIII. die Adreſſe nicht leſen wollte, die die Kammer erlaſſen, und obgleich er der Deputation ſagte, daß er ihren Inhalt kenne und daß er dieſen als Vater zu vergeſſen wünſche, um ihn nicht als König zu beſtrafen, ſo endigte die Sache doch dahin, daß Ludwig die Häupter der Seite, welche die Adreſſe votirt, in die Kammer rief. So wie es dort gegangen, ſo wird es bei uns gehen, denn überall laufen die Waſſer den Berg herunter.

Gedenken Sie meiner mit Wohlwollen, ſo wie ich Ihrer ſtets mit der innigſten Hochachtung

Ihr Benzenberg.

Politiſche Correſpondenz.

Berlin, 28. September.

Wir können uns noch heute den faſt unbeſchreiblichen Eindruck der emphatiſchen Rede Friedrich Wilhelm IV. vergegenwärtigen, in welcher er den göttlichen Urſprung ſeiner Krone verkündete und mit den Worten ſchloß: »Wehe dem, der ſie anrührt!« Es ging ein Gefühl des Erſtaunens, der bangen Verahnung durch alle Gemüther. Die preußiſche, mit den beſten Traditionen des Volkes ſo eng verwachſene Königskrone — wen hatte es bis dahin gelüſtet, ſie anzutaſten? Oder ſtand ſie etwa feſter in der Meinung des Volkes, als in der Meinung ihres Trägers? Mußte ſich dem Patrioten nicht die Beſorgniß aufdrängen, daß jene wache Eiferſucht des Monarchen auch die Eiferſucht des Volkes wecken und einen unheilvollen Kampf heraufbeſchwören möchte? Und wenn man die Geſchichte der Verfaſſungskämpfe überſchlägt, welche die Regierungszeit Friedrich Wilhelm's IV. gefüllt haben, wenn man ſich nach den Vortheilen fragt, die dem Königthum daraus erwachſen ſind, daß heute dieſe morgen jene Schranke als der letzte unüberſteigliche Wall um das bedrohte Königthum hingeſtellt — und doch wieder aufgegeben wurde, ſo können wir uns der Einſicht nicht verſchließen, daß eine größere und unbefangenere Auffaſſung von den unantaſtbaren Rechten der Krone und des Volkes leichter zum Ziele geführt und beiden Theilen bittre Erfahrungen erſpart haben würde.

Als der Prinzregent ſich rückhaltlos auf den Boden der Verfaſſung ſtellte, da ging ein Wohlgefühl durch das Land, das ſich endlich wieder mit ſeinem König eins fühlen und dieſer Eintracht ſich erfreuen durfte. Wir geben der Kreuzzeitung Recht, daß jedes Volk das tiefe Bedürfniß hat, geleitet zu werden und zumal das preußiſche, das der Leitung ſeines Herrſcherhauſes ſo ſeltne Ehren verdankt, die es nicht blos zu wahren, die es zu mehren gemeint iſt. Aber es iſt nicht gleichgültig, wohin und wie es geführt wird. Denn die Einſicht in die öffentlichen Dinge iſt ſo weit verbreitet und ſo energiſch durchgebildet, daß über den Weg, den es einzuſchlagen hat, kein Zweifel im Volke obwaltet, daß es jedes Abweichen nach rechts oder nach links, jede Unſicherheit in der Leitung, daß es die unſeligen Gegenwirkungen in den obern Regionen des Staatslebens tief empfindet und dadurch in eine Unruhe geräth, welche die Geiſter über die nächſten Ziele, die erreicht werden müſſen und können, hinausführt, welche Mißtrauen und Hader in die Gemüther wirft. Gerade der Mangel an ſelbſtbewußter und folgerechter Führung iſt es geweſen, der jenes Wohlgefühl erkälten, der die Parteien zu ſelbſtändigen Mächten hat heranwachſen laſſen, deren jede ſich befugt glaubt, auf eigene Hand Politik zu treiben. In den erſten Jahren des Miniſteriums Hohenzollern waren neun und neunzig Hunderttheile des Volkes zufrieden; nur die kleine Partei, die ihr Standes-Vorurtheil, die Verſorgung ihrer Söhne und Vettern in Militär- und Civilämtern von jeher mit der Krone identificirt hat, ſaß ſchmollend abſeits und ſpann Pläne des Umſturzes. Die Zuſtände des Landes aus dem Sitz des Uebels heraus zu beurtheilen, iſt ihr un-

möglich, denn ſie iſt ſelbſt der Sitz des Uebels. Warnend weiſt ſie auf die Symptome hin und abermals iſt es ihr gelungen, den Schlachtruf: „Königlich oder parlamentariſch!“ in ein monarchiſch geſinntes Land zu werfen.

In dieſer Lage der Dinge trat die Militärfrage immer dringender an das Land heran. Sie hätte das Mittel werden können, die Zerfahrenheit der Meinungen und Beſtrebungen zu heilen, denn es giebt kein ſtärkeres Band der Einigung als ein großes Opfer, das ein Volk der Aufrechthaltung und Steigerung ſeiner eignen Machtſtellung darbringt. Wir haben die Genugthuung, die Reorganiſation des Heeres in mannichfachen Ausführungen unter dieſem Geſichtspunkte dargeſtellt und die geſunden Grundlagen erläutert zu haben, auf denen ſie beruht. Aber wir haben auch keinen Anſtand genommen, auf das Unkraut hinzuweiſen, das von Seiten der Feudal- und Militärpartei unter den Waizen geſäet worden iſt. Wenn irgendwo, ſo war es hier geboten, dem Volke die Ueberzeugung zu gewähren, daß alle Sorgfalt aufgewendet werde, den großen Zweck mit der geringſten Kraftanſtrengung zu erreichen, daß man die glückliche Vollendung des Werkes lediglich dem freien und guten Willen der Volksvertretung verdanken wolle und über abweichende Anſichten ſich mit derſelben zu vertragen geneigt ſei. Statt deſſen wurden die Forderungen an die Steuerkraft des Landes von vornherein überſpannt und von vornherein nahm man die Miene an, als ob die Ehre, die der in ſolchen Dingen eigentlich incompetenten Volksvertretung durch die Vorlage einer ſo umfaſſenden Umgeſtaltung der Heereseinrichtung angethan werde, nur durch blinde Bewilligung derſelben aufgewogen werden dürfe.

Es wird ſchwerlich nachzuweiſen ſein, wieweit dieſe verkehrte Auffaſſung auf die Rechnung hergebrachten Dünkels, Vorurtheils und Schlendrians, oder eines ſchlauen Calculs zu ſchreiben ſei, der dieſe Art, die Militärfrage zu behandeln, zu einem Mittel auserſehen hatte, um die liberale Strömung der „neuen Aera“ rückgängig zu machen. Denn wenn man das Land und ſeine Vertretung gegen eine nöthige und nützliche, für die Wehrhaftigkeit Preußens unentbehrliche Maaßregel, die eben deshalb dem König beſonders am Herzen lag, durch die Rückſichtsloſigkeit, mit der man ſie forderte, in Oppoſition ſetzen konnte, ſo mußte es in Folge deſſen gelingen, den Monarchen der Reformbewegung abwendig zu machen, die er zugelaſſen hatte. Der Calcul war richtig; ihn nicht durchſchaut zu haben, wird vor dem Forum der Geſchichte die gewichtigſte Anklage bleiben, die gegen die liberalen Miniſter erhoben werden kann. Daß der Finanzminiſter den wachſenden Forderungen der Kriegspartei keine Grenze zu ſetzen gewußt und dafür ſeine amtliche Stellung eingeſetzt hat, daß man für den Hohn und Trotz, mit dem eine vom ſtaatsrechtlichen Geſichtspunkt aus proviſoriſche Maaßregel militäriſch als eine abgeſchloſſene und unabänderliche verkündigt würde, nur ein Achſelzucken unter vier Augen übrig hatte und die Verantwortlichkeit für die Folgen eines ſo unerhörten Vorgangs gleichwohl auf ſich nehmen zu können geglaubt hat, hat das Miniſterium in die Lage gebracht, von dieſem Tage an nicht mehr ſeine eigenen, ſondern die Geſchäfte der Militärpartei zu führen, und in ſteigendem Maaße die Früchte der unhaltbaren Stellung zu ernten, in die es ſich begeben hatte.

[illegible]

[illegible] Re-
[illegible] mit welcher [illegible] Ausbildung zurückblicken, die unser [illegible] stolz ist: aber sein einmüthiges [Verlangen] geht dahin, daß ihm die Möglichkeit geboten werde, dieses Maaß in [der] kürzest möglichen Zeit und mit dem geringsten Nachtheil für seine bürgerliche

Beschäftigung zu erfüllen. Waren die Minister von dieser Stimmung des Volkes nicht unterrichtet und glaubten sie die Landesvertretung in parteiischer Auffassung befangen, so hätten sie Sr. Maj. dem König die Berufung eines außerordentlichen Staatsraths, aus angesehenen und patriotischen Männern der Provinzen bestehend, vorschlagen sollen, um über die Meinung des Landes auch nicht den geringsten Zweifel bestehen zu lassen. Und die Nachgiebigkeit gegen ein solches einmüthiges Verlangen, das die Pläne der Regierung nicht etwa durchkreuzen, sondern ergänzen und in Saft und Blut verwandeln will, sollte wirklich zu einer Minderung der königlichen Machtfülle führen? Wer unser Volk kennt, wird sich gerade umgekehrt sagen, daß die Liebe zu seinem Monarchen um so heller aufleuchten wird, je größer die Ueberwindung ist, die es ihm kosten muß, Ueberzeugungen zum Opfer zu bringen, die eine langjährige militärische Erfahrung in ihm befestigt hat, daß es diese Liebe in den erhöhten Leistungen, die durch die kürzere Dienstzeit in Anspruch genommen werden, bewähren und seinem Kriegsherrn den Beweis wird liefern wollen, daß es zu solchen Leistungen aufgelegt und befähigt ist. Und dieser Beweis wird dem Herzen des Monarchen wohlthun und ein neues Band um Krone und Land schlingen. Als Friedrich Wilhelm III., durch die harten Schläge des Schicksals gebeugt, in bangem Zweifel über den Erfolg seines Aufrufs vom 3. Februar, von den Fenstern seines Schlosses in Breslau die ersten Züge der Freiwilligen ankommen sah, da rollten ihm die Thränen über die Wangen, weil er an die Opferwilligkeit seines Volkes glauben durfte.

Keine Concession — dies war, in seltener Uebereinstimmung mit der Methode der Regierung, das A und O der Majorität. Dem Beschlusse des Hauses von 1861 zuwider erklärte sie das bisher von der Regierung eingehaltene Verfahren für eine Verletzung des Gesetzes vom 3. September 1814 und zog aus der auch von der Minorität zugestandenen Prämisse einer gesetzlichen Regelung für die Durchführung der Reorganisation die falsche Folgerung, daß, bevor diese Regelung stattgefunden habe, keinerlei Geldbewilligung erfolgen dürfe. Dieser nihilistische Standpunkt, der eine große politische Frage wie einen Proceß behandelt, in dem es darauf ankommt, ein begangenes Unrecht dadurch zu sühnen, daß zuerst der status quo ante — das Budget von 1859 — wiederhergestellt und von dieser tabula rasa aus das neue Recht begründet wird — diese Erfindung eines scharfen juristischen Kopfes hatte noch zu Anfang der Sitzung einer sehr geringen Zustimmung sich zu erfreuen und unter diesen Wenigen mögen sich Diejenigen befunden haben, für welche Verfassungskrisen die Vorbedingung aller politischen Wirksamkeit sind und welche nicht aufgehört haben, die Wahlkreise in diesem Sinne zu bearbeiten. Diese Minderheit ist zuletzt zu einer Mehrheit von 273 Stimmen herangewachsen. Die schroffe Negation der Regierung hat freilich den größten Antheil an der Bildung einer Mehrheit, die in ihren politischen Ueberzeugungen so wesentlich auseinandergeht, indem jene Schroffheit nicht blos auf die Stimmung im Hause sondern auch im Lande Einfluß geübt und die Stimmung der Wahlkreise wieder auf die der Abgeordneten gewirkt hat. Gewiß hat ein großer Theil der Majorität von dem dunkeln Gefühle sich leiten lassen, daß nur ein absolutes Veto die Kraft habe, der

[illegible]

[illegible] Facit indignatio versum. [illegible] das [illegible] gefügte Wort [illegible] Entrüstung über die [illegible] [illegible] Anmaßung, was hat der [illegible] des Heeres zu schaffen? Oder [illegible] mit extremen Beschlüssen [illegible] [illegible] Ist dies nicht [illegible] ein mäßiges Votum, das [illegible] muß, die Kraft in sich trägt, auch [illegible] Volksvertretung zu überzeugen.

[illegible] die Zahl derer ist, welche die Reorgani- [illegible] vermuthen. So viel steht [illegible] gesagt hat, was sie will. Denn [illegible] abgegebenen Erklärungen, man [illegible] die Reorganisation aufrecht er- [illegible] und anderweitige Ersparnisse ge- [illegible] das in Zettel's Versuch, den Löwen zu spielen, [illegible] Worte geblieben: das Votum des [illegible] der Budgetcommission sämmtliche [illegible] der Reorganisation in das Extraordinarium [illegible] Thlrn. gestrichen, wäh- [illegible] vorgelegten Extraordinarium 220,000 [illegible] welche die Existenz des Ministe- [illegible] über die Regierung hinaus an [illegible] vorliegen muß, um sie in den Stand

zu setzen, ein Ministerium, das die Mehrheit hinter sich hat, zu bilden. Gegen diese Grundregel hat das Haus verstoßen. Wenn die Staatsregierung correct nach dem vom Hause der Abgeordneten gefaßten Beschlusse verfahren wollte, so müßte sie die thatsächlich bestehenden Heereseinrichtungen auf den Bestand von 1859 zurückführen und die Landwehr-Verpflichtungen in ihrem ganzen Umfang wieder geltend machen. Das will weder die Mehrheit des Hauses, noch darf es die Regierung wollen, ohne das Land wehrlos zu machen.

Zwischen diesen Gegensätzen hatte die Minorität ihren Standpunkt zu nehmen. Das Wort der Verständigung, das die Prüderie der Majorität auszusprechen nicht über sich gewinnen konnte, das aber die ungeheure Mehrheit des Landes unausgesprochen auf der Lippe trägt, diesem Worte eine klare und bestimmte Fassung zu geben, war ihre Aufgabe. Sie erkennt an, daß die Regierung bei der Durchführung der Reorganisation auf Grund provisorischer Bewilligungen bona fide gehandelt und eine Verletzung des Gesetzes dabei nicht stattgefunden habe; sie fordert aber, wie im vorigen Jahre, zu gleicher Zeit gesetzliche Regelung, weil die fernere Entwickelung der Reorganisation eine Aenderung des Gesetzes von 1814 für den Fall einer Kriegsbereitschaft nothwendig macht. Aus diesem Grunde beharrt sie bei der Bewilligung im Extraordinarium. Unter Vorbehalt der gesetzlichen Regelung, der zweijährigen Präsenz für die Infanterie und anderer sonst möglicher Ersparnisse hält sie die Reorganisation des Heeres aufrecht. Da das Etatsjahr nahezu abgelaufen ist, die ausgedienten Mannschaften im September bereits entlassen sind und die Recruten für die Infanterie erst im Februar 1863 eingezogen werden, Ersparnisse aus der zweijährigen Dienstzeit für das laufende Jahr daher nicht mehr zu machen sind, so war der Plan der Minorität für das Budget von 1862 nicht mehr durchzuführen; sie mußte sich daher darauf beschränken, etwa 200,000 Thaler für das letzte Quartal abzusetzen, gleichzeitig aber den Plan, den sie für 1863 durchzuführen entschlossen war, principiell anzudeuten. Der Antrag der Minorität war nicht etwa ein Compromiß, durch welches sie einen theilweisen Verzicht auf wohlbegründete Ansprüche geleistet hätte, er bildet ein positives, in sich abgeschlossenes, der Regierungsvorlage sowohl wie der einfachen Negation derselben gegenüber gestelltes System, für das die Minorität im Interesse der Wehrkraft und der Finanzen des Landes eingetreten ist.

Unsern in der Budgetcommission so spärlich vertretenen parlamentarischen Freunden war durch zwei Mitglieder derselben, die Abgeordneten Stavenhagen und Twesten, so trefflich vorgearbeitet worden, daß sie sich derselben lediglich anschließen konnten. Die Festigkeit, mit der diese Männer in allen Phasen der Commissions-, Fractions- und Plenar-Verhandlungen mitten im Wogensturm der Negation, der von allen Seiten auf sie hereinbrach, den schmalen Streifen festen Landes behaupteten, der die Möglichkeit einer praktischen und positiven Politik gerettet hat, wird in den Annalen unseres jungen Verfassungslebens unvergessen bleiben; namentlich hat sich der Mann, der am unverzagtesten die Gebrechen unseres Heerwesens aufgedeckt und Manneswort durch Mannesthat besiegelt hatte, ein Anrecht auf die Dankbarkeit des Landes erworben, das zwar nicht auf der Stelle, aber gewiß nicht in allzu ferner Zukunft eingelöst werden wird.

Die Bemühungen unserer Freunde sind gescheitert. Umsonst entwickelte Georg Vincke in einer Rede, die an Schärfe und Klarheit seinen besten Leistungen gleichkommt, an tiefem Ernst und sachlicher Durchdringung des Stoffes viele übertrifft, den Standpunkt der Minorität, umsonst warnte Twesten vor dem frivolen Radicalismus, vor der Politik der Agitation und Demonstration, welche eine gedeihliche Entwickelung unseres Verfassungslebens fast unmöglich mache, umsonst erinnerte er daran, daß man ohne eine feste Position, welche sich auf die gegebenen Verhältnisse stützt, zu einem Wechsel von demagogischem Radicalismus und brutalem Säbelregiment hintreibe, umsonst sprach er das Wort des Räthsels aus, daß es neben dem formalen Verwerfungsrecht, das dem Hause unzweifelhaft zustehe, eine constitutionelle Moral geben, welche die Frage zu beantworten habe, ob nicht etwa die Ausübung dieser formalen Befugniß bis zu ihrer äußersten Grenze die Grundlage des Staatslebens erschüttere — die Majorität blieb bei ihrem vorgefaßten Beschlusse stehen.

Und doch zeigte die Aufnahme, welche die Hindeutung des Kriegsministers auf eine eventuelle Annahme des Stavenhagen'schen Antrags von Seiten der Staatsregierung — die sogenannte »Episode« — bei der Majorität gefunden hatte, daß sie von der Nothwendigkeit einer Verständigkeit tief durchdrungen sei. Nur konnte sie sich nicht entschließen, den nächsten Weg zu betreten, den zu gehen in ihrer Macht stand, nämlich durch ihren Beitritt zu dem Antrag der Minorität denselben zum Beschlusse des Hauses zu erheben, in welchem Falle, wie Twesten mit Recht gesagt hat, die Staatsregierung rechtlich und moralisch und beinahe physisch gezwungen worden wäre, demselben nachzukommen.

Es ist unseres Amtes nicht, Geheimnissen nachzuspüren, die hinter der Scene gespielt haben; wir wollen nur bemerken, daß die Aufnahme des Stavenhagen'schen Antrags durch Georg v. Vincke und die unmittelbar darauf erfolgte Roon'sche Erklärung, die ohne jene Wiederaufnahme keinen Anhalt gehabt hätte, zwar den Schein hervorrufen konnte, als ob eine Verständigung mit dem Kriegsminister vorangegangen sei, daß aber die nachfolgenden Debatten bereits dies Mißverständniß beseitigt haben. Wir haben einfach zu registriren, daß unsere Freunde an jedem Spiel hinter der Scene völlig unbetheiligt gewesen sind.

So viel steht fest, daß Herr v. Roon der vollen Bedeutung des Stavenhagen Vincke'schen Antrags sich bewußt gewesen ist, indem er ausdrücklich hervorgehoben hat, daß der in demselben enthaltene Vorbehalt in Bezug auf den Etat von 1863 den Kern der ganzen Frage bilde. Gleichwohl hat er in seiner schließlichen Erklärung diese Frage nicht von ihrer eminent-politischen, sondern von einer untergeordneten technischen Seite aufgefaßt und den Antrag einfach zurückgewiesen, weil für gewisse Compensationsmittel, die, auch nach dem Zugeständniß des Hauses, durch den Uebergang zur zweijährigen Präsenz nothwendig werden dürften — die Errichtung von Unterofficierschulen und stehenden Lagern, die Annahme von Capitulanten — nicht bereits die Einigung erfolgt sei — eine petitio principii, die wie ein Ei dem andern der von der Majorität eingehaltenen Methode gleichsieht, vor dem Zustandekommen des Gesetzes kein Geld zu bewilligen.

Das Scheitern der in so nahe Aussicht gestellten Einigung gab den Abgeordneten v. Vincke und Simson nochmals Gelegenheit, die ganze Schwere und Bedeutung des Conflicts hervorzuheben und die Ansicht zu widerlegen, als ob die tiefe Mißstimmung, die sich auch der constitutionellen Partei bemächtigt hatte, auf ihre sachliche Entscheidung den mindesten Einfluß gewinnen könne. Insbesondere benutzte Herr Simson diesen Anlaß, um die Frage: »Was dann?« im Namen seiner Partei zu beleuchten und über die Stellung derselben zu den mehr oder minder deutlichen Winken keinen Zweifel zu lassen, daß in Preußen eine Regierung ohne bewilligtes Budget denkbar sei. Ein Mitglied des Hauses hatte in der Generaldebatte gesagt, es habe Jahrhunderte gegeben, wo der preußische Staat von Königen nach Pflicht und Gewissen regiert worden sei und hinzugefügt: »Ich meine auch, Sr. Maj. der König werde der Pflicht und Verantwortlichkeit gedenken, die Sie nach oben haben und werde auch eine kurze Zeit die Regierung des Landes führen können, auch wenn die Mittel von der Landesvertretung verweigert sind.« »Entweder,« führte hierauf Herr Simson aus, »ist es nach unserer Verfassung möglich, die Regierung des Landes zu führen, auch wenn die Mittel von der Landesvertretung verweigert sind, oder eine solche Möglichkeit existirt verfassungsmäßig nicht. Ist das Erstere der Fall, dann — ich sage das mit der Bitte an das verehrte Mitglied, meinen Ausdruck zu verzeihen — dann ist die ganze Phrase inhaltsleer. Ist dem aber nicht so, dann concludire ich umgekehrt, als er; dann sage ich: weil unsere Monarchen alle Zeit nach Pflicht und Gewissen dieses Land regiert haben, so auch ohne Zweifel in Zukunft regieren werden, und weil zu den vorhandenen Gewissenspflichten seit dem 6. Februar 1850 die Heilighaltung der Verfassung getreten ist: so ist das angedeutete Expediens seitdem ein mit Pflicht und Gewissen unvereinbares geworden!«

Bei der schließlichen Entscheidung stimmte die Minorität mit der Majorität gegen die Annahme der Regierungsvorlage; während aber diese Verwerfung das letzte Wort der Majorität war, so erhoben sich unsere Freunde in einer zweiten Abstimmung für den Antrag v. Vincke-Stavenhagen. Herr v. Patow hat sich von seiner Partei abgesondert, indem er in erster Linie für das Militärbudget der Staatsregierung gestimmt hat; der Hauptantrag der Minorität, — der »Kern der Frage« — war für ihn nur ein eventuelles Auskunftsmittel. Durch seine ehemalige Stellung zur Regierung war dies Verfahren nicht angezeigt, da er zwar das Budget im Ordinarium aber nur unter der Bedingung einer gesetzlichen Feststellung vorgelegt hatte. Wir können den Ausdruck unseres schmerzlichen Bedauerns darüber nicht zurückhalten, daß Herr v. Patow auf seine politische Zukunft ein so viel geringeres Gewicht zu legen scheint, als dies bisher von Seiten der liberalen Partei geschehen ist.

Der oben angeführte Ausspruch des Herrn Simson war um so mehr an seiner Stelle, als er zur rechten Zeit die Sachlage betont hat, die durch die Beschlüsse des Hauses geschaffen wird. Die Unausführbarkeit des Beschlusses steht eben so fest wie die Unmöglichkeit, ohne Budget zu regieren. Die Minorität hat auf den Ausweg aus diesem Conflict hingewiesen und es ist kein Geheimniß,

daß, sobald die Staatsregierung ihn zu betreten entschlossen ist, diese Minorität zu einer Majorität anwachsen wird. Und wenn, wie vorauszusehen, bei diesem Anlaß eine Scheidung der Elemente sich vollziehen sollte, so wird die Majorität, was sie etwa an Zahl verliert, an Gleichartigkeit gewinnen.

Wir wollen es an dieser Stelle einschalten, daß die Minorität dem Budget von 1863 gegenüber, wenn dasselbe noch im Hause zur Berathung kommen sollte, ihre Stellung festhalten wird. Eine Besprechung der sämmtlichen der Minorität angehörigen Abgeordneten hat nach kurzer Discussion zu diesem Ergebniß geführt.

Der Beschluß des Hauses hat abermals eine Ministerkrisis zur Folge gehabt. Dasselbe Ministerium, welches die Vertheidigung der angeblich gefährdeten Rechte der Krone gegen die Uebergriffe des Parlaments auf sein Banner geschrieben hatte, ist in seinem Hauptträger dem Votum des Hauses gewichen. Zum Zweitenmale im Laufe des Jahres erleben wir dasselbe Schauspiel und legen uns die Frage vor, ob die schroffe Gegenüberstellung von Kron- und Volksrechten dem Lande zum Frommen gereicht hat. Ohne Anstand zu nehmen, beantworten wir diese Frage dahin, daß das Land auf der Bahn des parlamentarischen Regiments einen großen Schritt vorwärts gethan hat. Wir gehören nicht zu Denen, die jenes Regiment als einen Zustand betrachten, in welchem das constitutionelle Leben nothwendig ausmünden müsse. Es ist nirgend eine Frage des Rechts, sondern immer nur eine Frage der Thatsache gewesen. Das unbesiegliche Mißtrauen gegen den Absolutismus der Stuarts, die fast hundertjährige Entfremdung der Briten gegen die hannoversche Dynastie, sind der Boden gewesen, auf dem es in England erwachsen ist. Wie anders sind die Verhältnisse bei uns, wo die freudige Erinnerung an die Summe von Kraft und Weisheit, die vom Throne ausgegangen ist, die trüben Erinnerungen so weit überwiegt. Und doch gilt auch bei uns die Wahrheit: Wo das Interesse des Landes am richtigsten erkannt und nach dieser Erkenntniß am weisesten gehandhabt wird, da liegt der Schwerpunkt der Macht. Jeder Versuch, gegen den unzweideutig kundgegebenen Willen des Volkes zu regieren, verrückt diesen Schwerpunkt — ein Erfolg, der mit der Nothwendigkeit eines Naturgesetzes sich vollzieht.

Was bei dem Ausscheiden des Herrn v. d. Heydt besonders interessirt, ist die frappante Aehnlichkeit der Situation mit der Ministerkrisis des Frühjahrs, und man wird es uns nicht verübeln, wenn wir das Walten einer Nemesis darin verspüren, die in der Laune war, vom Kothurn herabzusteigen und es vorgezogen hat, einmal im Soccus einherzugehen. Als sich die liberalen Minister endlich entschlossen hatten, ihr Verbleiben im Amt an Bedingungen zu knüpfen, von denen sie die Lösung des bevorstehenden Conflicts erwarten durften, trat ihnen der Handelsminister entgegen, weil er, wie es scheint, den Augenblick für gekommen erachtete, der es ihm erlaubte, den vacanten Vorsitz im Ministerium einzunehmen und sich zum Herrn der Situation zu machen. Wenige Tage reichten hin, um ihn zur Ansicht seiner ausgeschiedenen Collegen zu bekehren und nach der Art aller Neubekehrten machte er mit großem Glaubenseifer sofort

einen Angriff auf Herrn v. Roon, der aber nicht zum Ziele führte. Seitdem suchte er mit Concessionen, deren Bedeutung wir nicht unterschätzen wollen, die aber nicht den Kern der Sache trafen, obwohl sie ihm die Militärpartei entfremdeten, sich in seiner Stellung zu behaupten. Der Fortgang der Verhandlungen überzeugte ihn von der Nothwendigkeit, sich mit den berechtigten Wünschen des Landes in Einklang zu setzen und als Herr von Roon durch seine im Hause abgegebene Erklärung diese Absicht zu theilen schien, stellte Herr von der Heydt seine Bedingungen, an die er später, als sein College zurücktrat, gebunden war. Er sah sich aus der Regierung verdrängt, wie er früher verdrängt hatte und es fragt sich, ob Herr v. Roon, nach dem Ausscheiden des Finanzministers, bei seiner Verneinung des Stavenhagen'schen Antrags beharren wird. Wir geben diese Darstellung lediglich als einen Versuch, die Vorgänge der letzten Tage, in denen die sachlich wirkenden Motive mit den persönlichen im Gemenge liegen, in ein Verhältniß von Ursach und Wirkung zu bringen und werden uns gern durch thatsächliche Widerlegungen belehren lassen.

An die Stelle des factischen ist, einstweilen als interimistischer Ministerpräsident, Herr von Bismark-Schönhausen getreten. Die nominelle Leitung des Ministeriums, die der Fürst von Hohenlohe bisher noch nicht aufgegeben hat, wird voraussichtlich in kurzer Zeit auf Herrn v. Bismark übergehen. Wir werden ein einheitliches Ministerium haben und das ist nach den bisherigen Schwankungen unleugbar ein Vortheil. Daß der Minister des Auswärtigen die Leitung übernimmt, wird durch die politischen Verwicklungen gerechtfertigt, in denen wir uns gegenwärtig befinden. Es war ein schweres Mißgeschick, es war ein Fehler des liberalen Ministeriums, daß die Initiative, die es in der innern Politik ergriffen, durch die vis inertiae des auswärtigen Amts brachgelegt wurde. Aber es würde mehr als ein Fehler, es würde ein Verbrechen sein, wenn man die Action des Staates nach außen hin werfen wollte, ohne den Frieden im Innern auf festen Grundlagen gestellt zu haben. Und eine solche Grundlage sehen wir nicht blos in der Beseitigung des vorliegenden Conflicts, sondern auch in der Wiederanknüpfung an die Reform-Politik des Ministeriums Hohenzollern.

Was wird uns Herr v. Bismark bringen? Auf die zudringliche Frage, was er von einem Dichter halte, der durch ein Erstlingswerk große Hoffnungen auf der einen und nicht minder große Besorgnisse auf der andern Seite erregt hatte, erwiderte der achtzigjährige Göthe: »Wir wollen ihn erwarten.« Ist schon diese Antwort aus Gründen des parlamentarischen Anstands bei'm Antritt jedes neuen Ministeriums gerechtfertigt, so ist sie es gewiß einem Manne gegenüber, der bisher als eine Art von Keilschrift gegolten hat, aus der die Gelehrten bekanntlich, je nach den Voraussetzungen, mit denen sie an dieselbe herantreten, die verschiedenartigsten, geradezu widersprechendsten Deutungen herauslesen.

Man hat aus den Personen, mit denen er sich umgiebt, auf die Tendenz des Präsidenten schließen wollen. Wenn freilich die Männer, die er im Amt vorgefunden, demselben dauernd erhalten werden sollen, wenn er ohne ein

festes Programm sein Amt angetreten hätte, so würde man bald im Klaren sein mit Herrn v. Bismarck, dessen bisherige Laufbahn etwas Kometenartiges an sich trägt, würde sehr bald unter diejenigen Kometen zu zählen sein, deren Bahn von den Astronomen im Voraus berechnet ist. Aber noch fehlt ein wichtiges Moment, um diese Rechnung anzulegen — die Ernennung des Finanzministers, von dessen Wahl es abhängen wird, ob die gegenwärtige Combination ergänzt und befestigt, oder durch einen Keil gesprengt werden soll.

Zutreffender dürften die Schlüsse sein, die auf die Vergeschichte des Herrn v. Bismarck begründet werden. Sie zerfällt in eine parlamentarische und eine diplomatische, also in eine öffentliche und eine geheime Periode. Die Erinnerungen an die parlamentarische Wirksamkeit Bismarck's fordern die volle Gegnerschaft der Liberalen heraus. Einer der entschiedensten Führer der Partei, die den Art. 107 der Verfassung für den werthvollsten Theil derselben ausgiebt, hat er sich nicht allein zu den äußersten Consequenzen der Gerlachschen Grundsätze bekannt und sie in der schroffsten und übermüthigsten Weise vertreten, er hat auch die sophistischen Auslegungen der Verfassung sich angeeignet, die nachhaltiger erbittern als der offne Verfassungsbruch. Keine tiefere Wunde könnte dem Königthum geschlagen werden, als wenn er es jemals wagen sollte, die Auslegung des Art. 99 der Verfassung, — und gerade hierauf kommt es in der gegenwärtigen Krisis an — die er in der Sitzung vom 24. Februar 1851 ausgeführt hat, im Namen der königlichen Staatsregierung zur Geltung zu bringen. Was uns veranlaßt, mit unserm Urtheil über Herrn v. Bismarck zurückzuhalten, ist der Umstand, daß zwischen jener parlamentarischen Sturm- und Drangperiode und seinem Eintritt in's Ministerium eine zehnjährige diplomatische Laufbahn liegt, die wohl dazu angethan war, den schloßgesessenen Junker zum Staatsmann zu bilden.

Nachdem er an dem Lanzenbrechen für die Politik Hassenpflug in erster Linie Theil genommen hatte, mit dem Büßerhemde von Olmütz angethan, erfüllt von den Doctrinen seiner Partei, die das: „Hand in Hand mit Oesterreich“ und die Verehrung des heiligen Rußland von allen Dächern predigte, vertrat er in Frankfurt, St. Petersburg und Paris die preußischen Interessen. Die scharfen Streiflichter, die auf seine diplomatische Stellung, vielleicht nicht wider seinen Willen, von Zeit zu Zeit gefallen sind, haben wohl die Vermuthung wecken sollen, daß eine Umkehr in ihm vorgegangen, daß ihm die Doctrin an der nackten Wirklichkeit zerschellt sei. Und in der That, wer Augen hat, zu sehen, mußte die Misere der deutschen Zustände, die sich in dem reactivirten Bundestag einen neuen Organismus geschaffen hatte, mit Einem Blicke durchschauen, er konnte sich darüber nicht täuschen, daß Oesterreich diese Misere nur deshalb zu hohen Jahren kommen läßt, um, von dem Einheits- und Freiheitsdrang der deutschen Nation unbelästigt, die freie Hand für seine innere und auswärtige Politik und gleichzeitig den Herrscherplatz in Deutschland sich zu erhalten. Und das Rußland des Vater Nicolaus — er fand es von dem Kanonendonner von Sebastopol in seinen innersten Grundlagen erschüttert, er sah die verderblichen Nachwirkungen eines Absolutismus, den er vergöttert hatte, sah aus der Tiefe des Volkslebens

geheimnißvolle Kräfte aufſteigen, welche die gebieteriſche Forderung an die Regierung ſtellten, das gewaltige Reich umzugeſtalten. Sein Aufenthalt in Paris iſt von zu kurzer Dauer geweſen — er fiel ohnedies außerhalb der Saiſon — als daß er die Anſchauungen, die man ihm in Beziehung auf Frankreich zuſchreibt, aus dem amtlichen Verkehr mit den dortigen Staatsmännern geſchöpft haben könnte.

Nicht einmal eine außerordentliche geiſtige Begabung gehört dazu, um aus den Wahrnehmungen zu lernen, die der Aufenthalt in Frankfurt und Rußland ihm täglich vor Augen führte. Unerläßlich aber iſt der ſittliche Ernſt des Charakters, der zwiſchen Zweck und Mittel mit dem Inſtinct des Gewiſſens unterſcheidet, und, was letzter Zweck ſein und bleiben ſoll, niemals zum Mittel herabwürdigt.

Herr v. Bismark hat ſich ſeine Antipathie gegen Oeſterreich nachrühmen laſſen. Dieſe Antipathien ſind werthlos für uns, wenn ſie etwa nur in der perſönlichen Rancune gegen unbequeme öſterreichiſche Staatsmänner ihre Wurzel haben, wenn ſie nicht in den poſitiven Gedanken des deutſchen Bundesſtaates ſich umſetzen, der nicht Feindſchaft, der Auseinanderſetzung mit Oeſterreich bedeutet. Aber wir erinnern uns auch eines deutſchen Programms, das im Namen des Herrn v. Bismark colportirt wurde; gleichzeitig verbreitete ſich die Nachricht, daß dieſer Diplomat durch Conceſſionen an die Annexionsgelüſte des Kaiſers der Franzoſen den freien Spielraum für Preußens deutſche Politik zu erkaufen geneigt ſei. Deutſche Politik machen heißt: ſich auf die vorwärts ſtrebenden Kräfte der Nation ſtützen. Die ganze Nation aber wird ſich von ihm abwenden, wenn ihn wirklich gelüſten ſollte, einen Fußbreit deutſcher Erde preiszugeben.

Unſere innern Angelegenheiten haben uns ſo in Anſpruch genommen, daß wir die Verſammlung von Abgeordneten in Weimar, die wir mit unſern beſten Wünſchen begleiten, für diesmal nicht mehr in den Kreis unſerer Betrachtung haben ziehen können.

Berlin, 29. September.

Wir haben die heutige Sitzung des Hauſes abgewartet, ehe wir unſeren Bericht ſchließen. Die Situation hat ſich durch die vom Staatsminiſterium abgegebene Erklärung nicht geändert. Wie zu erwarten war, iſt das Budget für 1863 zurückgezogen und für die nächſte Sitzung die Vorlage eines Geſetzes über die Verpflichtung zum Kriegsdienſt zugeſagt worden; über den laufenden Etat iſt die Regierung mit Stillſchweigen hinweggegangen. Die Schlußberathung über das Budget kann in etwa acht Tagen ſtattfinden und daſſelbe geht ſodann an das Herrenhaus. Hätte man es nicht zu rechter Zeit verſäumt, durch eine Umgeſtaltung dieſes Hauſes demſelben in der Meinung des Landes die maaßgebende Stellung zu ſchaffen, die es nach unſerer Verfaſſung einzunehmen berufen iſt, ſo würde es im Stande ſein, ſein Gewicht in die Wagſchaale zu legen; jene ſo oft von uns gerügte Verſäumniß hat zur Folge gehabt, daß wir uns

thatsächlich bereits mitten im Entwickelungsprozesse befindet, da die Majorität des Herrenhauses die Vertretung einer Partei ist, die keine Wurzel im Lande hat. Es wäre ein gefährliches Experiment, wenn die Regierung versuchen wollte, sich auf diese Majorität zu stützen; sie ist ein schwaches Rohr, das demjenigen, der sich darauf stützen will, die Hand verwunden wird. Möge die Regierung sich vorsehen, daß das „parlamentarische Regiment" in seiner schlimmsten Gestalt, nämlich das Uebergewicht einer ohne die Gegenwirkung des andern Hauses dominirenden Volksvertretung, nicht immer weitere Fortschritte mache.

Verantwortlicher Redacteur: R. Haym in Halle a. d. S.
Druck und Verlag von Georg Reimer in Berlin.

Reiſe- und Geſchichtsbilder aus Irland.

III.

Sir Robert Peel hatte einſt in einer Rede gegen die Zeterer aus der Schule O'Connell's das prophetiſche Wort geſprochen, daß, wenn Irland erſt einmal Ruhe genöſſe, in keinem anderen Lande Europas der Fortſchritt ſo reißend ſein würde. „Ich würde es als den glücklichſten Tag meines Lebens betrachten, wenn ich der geliebten Herrſcherin dieſer Inſeln, welche für alle ihre Völker gleiche Liebe hegt, für Irland aber ſie mit Sympathie und Zärtlichkeit verbindet, ihren innigſten Herzenswunſch in Erfüllung gehen ſähe." Im Sommer 1861 ſchien dieſer Zeitpunkt eingetreten, als die Königin Victoria am Arme des edlen Prinzen und in dankbarem Andenken an den großen Staatsmann ihren Triumphzug durch die grüne Inſel hielt. Heute ſchon blicken Tauſende mit Wehmuth auf die königliche Reiſe zurück, denn auch der deutſche Prinz, auch er ein tadelloſer Berather der Königin, weilt nicht mehr unter den Lebenden, und gar manche Bedenken ſind wieder laut geworden, ob denn in der That eine ſo weſentliche Beſſerung in der Lage der Iren ſtattgefunden habe. Gleichwohl lud gerade das Jahr 1861 zu einem Ausfluge nach Irland ein; außer der Fahrt der Königin, deren Route viele lohale Unterthanen nachgezogen, boten die allgemeine Ueberzeugung von dem wunderbaren volkswirthſchaftlichen Aufſchwunge, eine Gewerbeausſtellung in der Hauptſtadt, die Sitzungen des Social Science Congress und die zehnjährige Volkszählung gar mannichfache Anziehungspunkte.

Wer zum erſten Male in die Bai von Dublin einfährt, wird durch den zauberiſch ſchönen Eindruck der Küſte auf's Höchſte überraſcht ſein. Kurz zuvor erſt hat er die in ihrer Art großartigen, aber finſteren und trotzigen Gebirge von Wales aus dem Geſicht verloren, vielleicht ſchwebt ihm in der Erinnerung das unvergleichliche Bild von Berg und Moor in der Umgebung von Edinburgh vor: — hier bietet ſich ihm ein völlig verſchiedenes Gemälde, wärmer und bunter als jenes, von nicht ſo ſtolzer, kalter Pracht, wie ſie der ſchottiſchen Hauptſtadt eigen. In kühn geſchwungenen Formen zwar ſtreckt die Bucht, die Häuſermaſſen der Stadt und

den Mastenwald der Rhede einschließend, ihre Hörner in's Meer hinaus, im Norden die großartige Mauer des Vorgebirgs von Howth, mit einem kleinen felsigen Eiland, Ireland's eye genannt, wie von einem feindseligen Giganten dem mächtigen Nachbarn im Osten entgegen geschleudert, im Süden die Spitze von Dalkey und ihre lieblichen Umgebungen. Aber nach beiden Himmelsstrichen zieht sich das Panorama in's Unermeßliche weiter fort, und während nördlich hinter der zackigen Wand von Howth bald wellenförmige Niederung eintritt, wird der am Ufer nur gelind aufsteigende Süden schon wenige Meilen landeinwärts durch die malerische Gruppe der Gebirge von Wicklow entschädigt. Nicht so hoch und schroff wie die kleine Alpenkette von Wales, bilden diese Berge doch auch in ihrer Formation den Westrand des tief und breit zwischen beiden strömenden Meeresarms. Aber ihre Abhänge wie überhaupt die ganze Landschaft der irischen Ostküste, so weit das Auge blickt, athmen im saftigen Grün von Wiesen, Feldern und zahlreichen Baumgruppen und besetzt mit vielen Ortschaften, Schlössern und Villen, eine Luft und entwickeln ein Farbenspiel, die an den Süden erinnern. Wie Regen und Nebel hier weniger häufig als im Westen Irlands, so haben Geschichte und Cultur den Sonnenstrahlen folgend um so früher ihren Niederschlag bereitet.

Es ist neuerdings viel zum Lobe der Stadt und der Umgebung von Dublin gesagt worden; die Architektur der Straßen und Häuser wie die geschmackvolle Anlage der Parks und Landsitze sollen mit einander wetteifern. Wir gestehen, daß wir, nach dem bezaubernden Anblick vom Postschiffe aus, durch das Bekanntwerden mit den Einzelheiten doch einigermaaßen enttäuscht worden sind. Da gewahrt man nur zu bald, wie an planmäßiger Ordnung und sauberer Haltung Stadt und Land selbst an der cultivirtesten Stelle beträchtlich hinter den englischen Begriffen zurückbleiben und sich namentlich nicht mit der schottischen Hauptstadt und ihrem Gebiete vergleichen lassen. Es ist, als ob noch immer unter dem schimmernden englischen Firniß hier und da ein Fleck altnationaler Grundfarbe hervordringe. Wir meinen nicht die von der Armuth dicht bevölkerten Stadtviertel; sie tragen den wohl bekannten Typus so mancher den Iren anheimgefallenen Quartiere von London, Liverpool oder Glasgow. Wir meinen die Behausungen und Niederlassungen Solcher, deren Bedürfnisse und Anforderungen ungefähr dieselben sind, wie in den mit ihnen correspondirenden Klassen in den Nachbarreichen. So machen die weiten Terrassen, Wohnsitze und Badeörter längs der Eisenbahn von Kingston nach Dublin noch immer den schäbig eleganten Eindruck, wie ihn vor einer Reihe von Jahren Thackeray in seinem Humor-sprudelnden irischen Skizzenbuche schilderte. Man braucht nicht lange zu suchen, um an irgend einem Hause trotz

der kostbaren Vorhänge das Fenster vermittelst eines Besenstiels offen gehalten zu finden. Für Rasen- und Blumenbeete der Gärten war selten gesorgt. In der Stadt fällt außer dem Mangel alter Prachtbauten der Brauch auf, die rothen Ziegel an den Häuserfronten unbeworfen zu lassen; und die Straßen, so breit und bequem sie manchmal sein mögen, zeigen ähnliche Unfertigkeit, zumal wenn man mit den wie rasend über das holperige Pflaster hinfliegenden irischen Gigs die erste Bekanntschaft macht. Der Fremde darf sich ebenso wenig wundern, daß an einzelnen höchst geschmackvoll angelegten Squares und Prachtstraßen die eine Seite vielleicht schon seit Jahren durch einen widerwärtigen Bretterverschlag vertreten wird, wie es ihm schon nach eintägigem Aufenthalte nichts Neues sein wird, auf die Bitte um Feuer für die Cigarre den Eigenthümer eines in Spiegelscheiben blitzenden Ladens mit französischer Gefälligkeit ein Blatt aus seinem Contobuch reißen zu sehen. Er befindet sich auch in Dublin, wo Alles englisch redet, und Tausende von Herkunft, Glauben und Ueberzeugung Engländer sind, mitten in Irland.

Wenn schon eine Wanderung durch die volkreichen, geräuschvollen Straßen dem geübten Auge das in den Massen vorherrschende Element, seine Lust am Müßiggange, am Lachen und Schwatzen offenbart, so erweist die Bekanntschaft mit verschiedenen Instituten den allem Anscheine nach abgeschlossenen Proceß der seit Jahrhunderten fortschreitenden Amalgamation doch noch keineswegs als vollendet. Wohl ist in das ehemalige Parlamentshaus auf College Green, von wo aus ehedem die Flammenworte der Floyd und Grattan in tausend Herzen elektrisch zündeten, längst ein Filial der britischen Bank eingezogen um mit den Mitteln eines großartigen Verkehrs Mutterland und Kolonie zu einer Gesammtheit zu umfassen; wohl öffnet schräg gegenüber die großartig ausgestattete Dubliner Universität jetzt auch Katholiken ihre Pforten, und der Pöbel dürfte es schwerlich wieder wagen, die auf dem freien Platze zwischen den beiden Anstalten stehende Erzstatue Wilhelm's III. in wüster Tobsucht zu entweihen. Der Gentleman geht, wie in London, in seinen Clubs gesellschaftlichen und politischen Zwecken nach, der Kaufmann und Handwerker hält, wie dort, Geschäfts- und Arbeitsstunden. Aber noch residirt im Castle unter der Unionsflagge mit königlichen Ehren der Statthalter. Die starke Wache unter dem Gewehr deutet Jedermann die Vollmachten an, deren Bewahrung trotz entgegenstehender Beweisversuche als unerläßlich gilt. Noch feiert ein anglicanischer Erzbischof den Ritus der Staatskirche in St. Patrick und Christ Church, während sein katholischer Amtsbruder officiell als in partibus betrachtet wird. Noch deutlicher sprechen die düsteren crenelirten Mauern von Newgate, hinter denen einst Lord Fitzgerald geendet,

aus deren Gitterfenstern so mancher der Rebellen von 1798 auf das Fallbrett des Galgens hat treten müssen: oder die gewaltigen, ganze Brigaden gemischter Waffen umfassenden Kasernen, wie sie die große Nachbarinsel nicht kennt, und die nicht minder kolossalen Arbeitshäuser, in welche, sobald Arbeitslohn und Nahrungsmittel der Erntezeit consumirt worden, Jahr für Jahr Tausende und aber Tausende, Mann, Weib und Kind, Jung und Alt zusammenströmen, um sich bis zum nächsten Frühling von Staat und Gemeinde füttern zu lassen.

Die am meisten charakteristische Erscheinung vielleicht ist die Polizei. Während das städtische Corps nach englischem Muster ohne Waffen, in Frack und Hut, dem Publicum hülfreiche Hand bietet und überhaupt jenes den Continentalen noch immer unerreichbare Kunststück ausführt, die friedfertige Welt unbelästigt zu lassen und nur wirklichen Spitzbuben ein Gegenstand der Furcht zu sein, liegt hart an der Stadt in dem wirklich reizend schönen Phönix-Park und unweit der Sommerresidenz des Vicekönigs die Kaserne oder das große Seminar, aus welcher für das ganze übrige Land jenes berühmte Polizeiheer von 20,000 Mann hervorgeht, wie es Peel geschaffen. In dunkelgrünem Waffenrock, das Bajonettmesser an der Seite, die Büchse übergehängt, rücken von hier die stattlichsten, militärisch geschulten Mannschaften aus, für alle Fälle bereit, im Einzelkampfe wie in Massen zu wirken. Ein dichtes Netz ihrer Stationen ist über die Insel ausgeworfen: auf allen Halteplätzen der Eisenbahnen, im Gewühl bevölkerter Städte wie Limerick und Cork, Belfast und Londonderry, in den kleinsten Schmutznestern wird man den Mitgliedern dieses leichtgegürteten Schützencorps begegnen; auf den öden Moorflächen der Mitte wie in der romantischen Einsamkeit der Gebirgsgegenden des Westens haben sie ihre schloßartigen, mit Schießscharten versehenen Häuser. Alle befahrenen so gut wie alle unwegsamen Bezirke der Insel umfaßt ein niemals endender Patrouillendienst. Es ist eine Freude, das ruhige und artige Benehmen der Leute zu beobachten, denen wie in England anscheinend die größte Apathie zur Pflicht gemacht ist, ja, die noch weit mehr als dort die muntere, tolle Masse am langen Bande halten, die aber, sobald es gilt zu handeln, eben so energisch mit soldatischer Disciplin einzugreifen verstehen. Der öffentliche Zustand von Land und Leuten hat das Sicherheitsmittel schaffen helfen, das ihm entspricht und das überall, wo ähnliche Bedingungen vorhanden sind, ernstes Studium, wenn nicht gar Nachahmung verdient. Da das starke Corps vorwiegend aus Eingebornen recrutirt wird, erfreut es sich wie das Militär, dessen Werbesergeanten man auf allen Jahrmärkten herumwandeln sieht, einer nicht geringen Popularität. Die zerlumpten, habelosen Burschen sind stolz auf beide Institute, durch welche sie selber in

Ordnung gehalten werden, mit denen sie sich gelegentlich raufen, so gut wie unter einander, in die sie sich, wenn es sein muß, auch einreihen lassen. Gesetzt, Irland gelänge es einmal sich loszureißen, — es würde schon der Policemen und der Truppen wegen recht bald die Verbindung mit England zurücksehnen, da es von dort her allein mit diesen Gütern beschenkt wird. Es ist, als ob die Fesseln, durch welche die Union zusammengehalten wird, bereits zum unentbehrlichen Bedürfniß des widerstrebenden Theils geworden wären. Der Anblick dieser Mannschaften genügt, um alle Welt — mit Ausnahme natürlich der jungirischen Stürmer — zu überzeugen, weshalb die Regierung einstweilen ihnen die Formirung von Freiwilligen-Regimentern nicht gestatten kann, wie sie es in England und Schottland gethan.

Doch Dublin und die Ostküste reflectiren allerdings stark genug das Licht der Cultur und des Fortschritts, das von jeher auf diese Seite der Insel gefallen ist. Um die Wirkung der neuesten Umwandlungen in den Bevölkerungsverhältnissen, in Grundeigenthum und Ackerbau, im materiellen und geistigen Befinden der Nation kennen zu lernen, bleibt ein Besuch im Westen und im Süden unerläßlich. Wir knüpfen unsere Eindrücke an die Ergebnisse der Volkszählungen an, die, nach dem Vorgange Englands im Jahre 1801, in Irland seit dem Jahre 1811 ebenfalls mit zehnjährigen Perioden eingeführt sind.

Es ist eine bekannte Thatsache, daß, so lange die verderbliche Landspeculation mit Mittelmännern, Folterrenten und Zwergwirthschaft auf Zeitpacht, von einer meist fremden Aristokratie betrieben, in vollem Schwunge war, die Iren materiell und moralisch in immer größeres Elend versanken und doch zu gleicher Zeit in beinahe Schrecken erregender Proportion an Menge zunahmen. In einem Jahrhunderte war die Population um etwa das Dreifache angewachsen, bis sie zwischen den Jahren 1831 und 1841 nahe an neun Millionen erreichte. Das Land, überaus schlecht bestellt, von furchtbar wucherndem Unkraut erstickt und systematisch ausgesogen, war schlechterdings nicht mehr im Stande, eine solche Masse zu ernähren. Die Leute, körperlich und geistig verkommen, fröhnten nur den Trieben des Viehs; von Fleiß und Vorsorge für die Zukunft, von Sparsamkeit, von Selbstbeherrschung war in den meisten Fällen keine Rede mehr. Gleich der reißend rasch emporschießenden Vegetation der Insel wucherte die Fruchtbarkeit in unzähligen besitzlosen Familien. Es fehlte gewiß nicht an philanthropischen, einsichtsvollen Versuchen großer Grundbesitzer, um diesem zehrenden Uebel vorzubeugen. Schon Arthur Young ist im vorigen Jahrhunderte mit besonderer Vorliebe in den verschiedenen Grafschaften den Fährten agrarischer Verbesserung nachgegangen. Er fand unter Anderm

in Kerry, wo der nördliche Saum der Grafschaft an den breiten Shannon stößt, die Reste einer Kolonie Deutscher, meistens Pfälzer, welche siebenzig Jahre früher in's Land gebracht worden, um, wie vor Alters Westphalen und Holländer im deutschen Nordosten unter Slaven und Preußen, hier unter nicht minder barbarischen Kelten für Gesittung der Familie und des Landlebens ein Muster aufzustellen. Noch lebten sie in ihren Dörfern unter eigenen Bürgermeistern, schliefen in Federbetten und aßen Sauerkraut. Ihr Ackergeräth war zweckmäßig, ihr Vieh stand in Ställen, sie erzielten den besten Waizen. Ihr Fleiß war so unermüdlich, daß die Weiber, wenn sie nicht spannen, sich neben dem Pferde in den Pflug schirren ließen. Aber die Muttersprache begann schon zu weichen, — und heute sind sie selber verschollen. Wir haben wenigstens auf unsere Nachfragen in Adair und Listowel nichts mehr von diesen Landsleuten erfahren können. So absorbirend und vernichtend sind auch für sie der Boden mit seinen uralten Unsitten und die entsetzliche Zeit am Ausgange des Jahrhunderts geworden. Selbst die besten Musterwirthschaften Einzelner mußten ohne dauernde Resultate für die Gesammtheit bleiben, so lange politisch und religiös an Irland gesündigt wurde. Die Parlamentsunion freilich war auf der richtigen Bahn ein wesentlicher Schritt zum Ziel, aber fast dreißig Jahre noch ließ er auf seine nothwendige Consequenz, die Emancipation der Katholiken, warten. Es geschah daher, trotz der nun endlich in den verschiedenen Zweigen des Staatslebens durchdringenden Einsicht einer erleuchteteren Regierung, daß in dieser uns so nahe liegenden Periode die große sociale Krankheit ihren Höhepunkt erreichte und der agrarische Druck, das Mißverhältniß zwischen Leistungsfähigkeit des Bodens und dichter Bevölkerung, geradezu unerträglich wurde, bis die unabwendbare Krisis eintrat.

Es ist nicht ganz richtig, wenn man dieselbe in der Regel allein von der Kartoffelfäulniß im Herbste 1845 und dem bald darauf eintretenden gewaltigen Exodus datirt. Der Censusausschuß vom Jahre 1841 ist schon auf die seit einigen Jahren rasch zunehmende Auswanderung aufmerksam gewesen. „Man darf nicht vergessen," heißt es im damaligen Bericht, „daß Irland ein ackerbauendes Land ist und der Mittel entbehrt, ähnlich vortheilhaft wie in industriellen Ländern für eine reißend wachsende Bevölkerung zu sorgen." Seitdem den Katholiken durch ganz Großbritannien der entwürdigende Zwang abgenommen, trachtete der Ueberschuß des Volks, das Brot, das er zu Hause nicht fand, sich draußen zu suchen. Der Bau der englischen Eisenbahnen, der gewaltige Aufschwung großer Fabrikorte, hatte zwischen 1831 und 1841 schon 570,000 Iren hinüber gelockt; in der Bevölkerung von Liverpool wurden mindestens 50,000, in Glasgow 44,000 nachgerechnet. Seit derselben Zeit aber enthüllten sich immer mehr die

Ursachen des Mißstandes daheim, vorzüglich wenn man die Verhältnisse des Grundbesitzes mit den englischen zusammenhielt. Die herrschaftlichen Güter sind in Irland durchschnittlich von weit beträchtlicherem Umfange, während die Pachtstücke, die sie austhun, nur ein Achtel so groß zu sein pflegen wie in England. Hier kommen niemals hundert solcher Farms auf die Quadratmeile, in Irland dagegen wohl bis über sechshundert. Die Hunderttausende kleiner Pächter, die nur wenige armselige Morgen, in vielen Fällen selbst noch unter Einem Morgen bestellten, in anderen sich zu mehreren kümmerlich associirten, wurden nun längst am furchtbarsten von allen Wechselfällen der Natur und der Zeit betroffen. Sie hausten in jenen so oft in gräßlichen Farben geschilderten Hütten aus Lehm und Torf, unter sie schlugen nothwendig Hunger und Seuche, als die Kartoffel mißrieth, und sprengten sie auseinander; von diesen Märtyrern zunächst ging allerdings der Umschwung aus, von dem man immer wieder liest und dessen Spuren auch wir nachzugehn versucht haben.

Die Wirkungen des ungeheuren Schlags lassen sich zunächst doch nur annähernd aus der Bevölkerungs-Statistik abnehmen. Darnach sank die Einwohnermasse zwischen 1841 und 1851 von 8,175,124 auf 6,552,385, so jedoch daß durch Auswanderung und Recrutirung (39,000) im Ganzen nur 1,276,736 entfernt wurden. Es werden daher dem Sterben bis dahin wahrscheinlich 346,003 zum Opfer gefallen sein. Auch der vorjährige Census weist noch eine Gesammtabnahme um 787,842 Seelen nach, denn bis 1854 hielt sich die Fluth der Ausziehenden auf der Höhe, die sie seit 1847 erreicht, zwischen 150,000 und 250,000 das Jahr. Es sind in den ersten vier Jahren der letzten Periode in runder Summe noch 700,000 Menschen ausgewandert, meist den Pfaden ihrer vorausgegangenen Angehörigen folgend, nach Canada und Australien, zwischen den Jahren 1848 und 1854 aber in großer Ueberzahl nach den Vereinigten Staaten. Nichtsdestoweniger jedoch bietet das Ergebniß vom vorigen Sommer mit einer Bevölkerung von 5,764,543 und einer nachweisbaren Entleerung von 1,255,986 die erfreuliche Erscheinung, daß gegen die vorletzte Dekade unter der zurückgebliebenen Einwohnerschaft eine Zunahme von 468,144 Seelen stattgefunden hat. Nicht nur die Rückschläge in America, die schon Tausende in das alte Vaterland heimgeführt haben, sind Schuld an dieser Wirkung, sondern weit mehr noch das seit einigen Jahren unverkennbare Gedeihen in den ländlichen Zuständen, indem sichtlich der Boden mit seinen inne wohnenden Kräften zu einer den Anforderungen entsprechenden Verwerthung sich zu erheben begonnen hat. Langsam läuft die Fluth in ein wesentlich verändertes Bett zurück.

Naturgemäß mußte nun, nachdem über zwei Millionen das Land ver-

lassen hatten und mehr als eine halbe am Hungertyphus gestorben war, der große Grundbesitz, in welchem seit langer Zeit unverantwortlich gewirthschaftet worden, so wie die verderblichen Pachtverhältnisse eine gewaltige Umwälzung erleiden. Im Jahre 1848 erkannte das Parlament die Einführung eines systematischen Zwangsverkaufs der rettungslos verschuldeten Güter für unerläßlich, wenn man die ausgehungerte Arbeit wieder aufrichten, das geflohene Capital zurückführen wollte. Die Expropriations-Commission auf Grund der Encumbered Estates Bill begann schnell und einschneidend durchzugreifen, wie es das schleppende Verfahren der irischen Kanzlei niemals vermocht hätte. In wenigen Jahren kamen von 8000 großen Gütern, hauptsächlich im Westen und Süden, ein volles Viertel, dessen Realwerth fast mit der Schuldenlast zusammenfiel, unter den Hammer. Die weiten Besitzungen, in Stücke zerschlagen, gingen unter festen Rechtstiteln in viele Hände über, und zwar, wie heute unverkennbar feststeht, zu Gunsten des sich wieder ansammelnden Capitals, eines verbesserten Ackerbaues und stetig wachsender Production, vor Allem aber im Interesse der Mittelklassen. Eigenthum und Erbpacht sind in großem Maaßstabe an die Stelle der Zeitpacht getreten.

Und nicht minder großartig war die Revolution, welche durch die beispiellose Entvölkerung gleichzeitig unter den kleinen Leuten vor sich ging. Die Zahl der winzigen Pachtungen hat fabelhaft rasch abgenommen, die der größeren ist im Verhältnisse gestiegen. Während im Jahre 1845 allein 135,314 Pächter unter Einem Irish Acre bestellten, zählte man 1852 nur noch 35,058; während 1845 noch 181,950 von ein bis fünf Acres gemiethet hatten, waren es in dem späteren Jahre nur 81,561. Der Lehmhütten waren zwischen 1841 und 1851 schon um 355,689 weniger geworden.

Wenn nun auch Zahlen wie die vorstehenden den Eintritt gesunderer Zustände aufdecken, wenn, wie es wahrscheinlich ist, die Gesammtbevölkerung sich eine Reihe von Jahren durchschnittlich auf der gegenwärtigen Höhe halten dürfte, bei welcher die habelose Armuth gewissermaaßen auf ein Minimum herabgebracht erscheint und, wer nur arbeiten will, Beschäftigung und guten Lohn erhalten kann, so sind doch im Einzelnen die Wunden keineswegs geheilt. In den wilden, abgelegenen Gegenden der Insel, in den Städten zweiten und niederen Ranges hat menschenfreundlich und fest die Hand einer weisen Verwaltung noch bedeutend nachzuhelfen. In Connaught und Munster stehen noch genug jener Hütten. Wie oft trauten wir unseren Augen nicht, wenn wir in völlig unwirthbaren Strichen der Grafschaften Clare und Kerry, wo meilenweit nichts als Haidekraut und Torfmoor, ganze Gruppen solcher Behausungen antrafen, halb in den

Boden eingegraben und mit den einzigen Producten desselben zugedeckt. Was suchen die Unglücklichen an einem solchen Fleck, wo ihre Schweine und Ziegen kaum Futter finden und höchstens der nie fehlende Esel auf Disteln ausgehen kann? Träge stechen einige schlechten Torf, dessen Hälfte von den aufgeschichteten Mauern wieder in den Sumpf herabfällt; am liebsten hocken Jung und Alt in ihren Lumpen schwatzend und zankend in der fensterlosen ungepflasterten Höhle um das Feuer, das Menschen und Thiere wärmt und ihnen die gemeinsame Nahrung bereitet. Nur die Kinder springen in ganzen Schwärmen auf, wenn einmal ein Karren mit Reisenden vorüberfährt; ein einziges Gewand ohne Farbe und Schnitt dient als Hemd und Rock; einige Pence, unter den Haufen geworfen, gewähren Labsal für ganze Familien. Es ist keineswegs nöthig nach diesem allbekannten Bilde auf Entdeckung auszugehen: es drängt sich noch immer an Poststraßen wie an Gebirgspässen auf. Wer will leugnen, daß die Macht der Gewohnheit viele Tausende in die Wildniß und Einöde bannt um, wie die Geschlechter vor ihnen, faul im Schlamme zu hausen, daß sie sich scheuen oft nur wenige Stunden weiter zu wandern, wo für geordnete, aber angestrengte Arbeit ein heutzutage fast durch ganz Irland sehr beträchtlicher Tagelohn gezahlt wird.

Und ist es etwa in den Städten anders? Vor den Whiskyläden und Wirthshäusern, an den Halteplätzen der Bahnen, Postkarren und Dampfer steht Tag aus Tag ein unbeschäftigt derselbe dichte Haufe; die Männer meist in dem noch immer populären, zerlumpten Frack, mit hohem, oft rand- oder deckellosem Hut, die Hände in den Kniehosen; die Weiber alle mit einander baarfuß, hie und da ein Kind in dem als Mantel und Rock dienenden Stück Tuch auf dem Rücken gebunden. Sie alle haben Zeit, sie wollen nur lachen, schauen und betteln. Ein unwiderstehlicher Hang zum profitlosen Lebensgenuß steckt nun einmal in der ganzen Race. Auch die Reicheren und Gebildeteren können sich nicht davon losmachen. Weder in London noch Edinburgh wird man mitten in der Woche so zahllose Dandy-Tagediebe finden, wie sie die fashionablen Straßen Dublins und die Localzüge der kleinen Küstenbahnen füllen. Und in der zweiten Stadt des Landes, in Cork, einer der wichtigsten Zwischenstationen zwischen der alten und neuen Welt, erscheinen Handel und Wandel weit weniger betriebsam, als man sich vorstellt. Die Geschäftsleute besorgen dort gemächlich in wenigen Stunden die Arbeit in der Stadt und eilen alsdann auf ihre Villen hinaus, die sie sich in großer Menge malerisch zu beiden Seiten der herrlichen Mündung des Lee in die Bai errichtet haben, die aber noch weit weniger als die Anlagen von Howth, Dalkey und Bray in der Umgegend von Dublin eine Prüfung im Detail vertragen. Während der

englische Kaufmannsstand die pünktlichste Pflichterfüllung, der schottische sparsame Behutsamkeit als erstes Gebot befolgt, setzt der irische Ordnung und Oekonomie hintenan, um mehr auszuruhen als fleißig, aber möglichst viel in Gesellschaft heiter zu sein. Man darf nun freilich nicht übersehen, daß mit Ausnahme des Ostens die Städte keine nennenswerthe Industrie aufzuweisen haben, durch welche doch vor Allem Trieb und Zug unter Arbeitsgeber und Arbeiter kommt. Es ist ein merkwürdiges Ergebniß des vorjährigen Census, daß, Belfast, Londonderry, Dundalk und wenige andere Orte des Ostens abgerechnet, auch die meisten namhaften Städte an Bevölkerung abgenommen haben, Cork z. B. während zehn Jahren um 12,698, Limerick gar um 14,327 Seelen. Gerade in den Häfen des Südwestens muß die Auswanderung unter dem abgerissenen Gesindel mächtig aufgeräumt haben. Nach dorthin wurde namentlich von Liverpool aus über ganz Munster ein System von Emigrationsagenturen organisirt; selbst in den elendesten Ortschaften fanden wir solche und stets das Geschäftslocal die ganze Hausfronte herab mit riesigen Anschlägen in Betreff der Schiffslinien und der Correspondenz mit America und Australien bedeckt; doch wo wir uns erkundigten, wie in Tarbert am Shannon oder weiter südlich in Tralee, hieß die Antwort: es seien jetzt schlechte Zeiten, das Geschäft stocke, nur Wenige wollten hinaus und eben so Viele dächten an die Heimkehr. Man darf vermuthen, daß die unlängst mit irischem, größtentheils nur auf dem Papier stehendem Capitale projectirte Dampferlinie von Galway, die zwar von einem der herrlichsten Häfen der Insel die kürzeste Fahrt nach Nordamerica bieten würde, deren Ausgangspunkt sich aber in traurigem Verfall befindet, auch schon aus dem Grunde von Lord Palmerston's Regierung nicht concessionirt worden ist, weil es rathsam erscheint, der gesunkenen Auswanderungslust nicht künstlich wieder aufzuhelfen. Noch immer also sind unter unvergleichlichen Bedingungen der geographischen Lage die Kräfte eines ersprießlichen Gewerbfleißes und Handelsverkehrs Dank der nationalen Eigenthümlichkeit nur in sehr ungenügendem Maaße entfaltet.

Erfreulicher in der That stehen die Aussichten in dem für Irland nun einmal an Wichtigkeit überwiegenden Landleben, seitdem jene Regelung des Zwangsverkaufs verschuldeter Güter eine Schaar thätiger Eigenthümer an die Stelle weniger Verschwender gebracht hat. Nun sehen wir hier das einheimische Element der Bevölkerung auch in den entlegensten Bezirken entschieden vor dem fremden zurückweichen. Dieses, meist englisch und schottisch, folgt dem Zuge so mancher vorausgegangenen Generation; es hat mit dem eigenen Capital die ausgebotenen Parcellen erworben und wirthschaftet mit der in der Heimath längst bewährten Kunst zum eigenen

Vortheil und zum noch größeren des Bodens. Ungeheure, niemals beackerte Strecken werden urbar gemacht, die Wasserkraft unermeßlicher Sümpfe durch Abzugscanäle zu anderen Zwecken verwendet, treffliche Viehracen auf das üppigste Weideland der Welt übertragen, in Bau und Einrichtung der Pachthöfe und Arbeiterwohnungen, was Reinlichkeit, Comfort und Solidität betrifft, der einheimischen Bevölkerung mancher Gegenden eine nie gekannte behagliche Existenz geboten. Da fragt sich nur: wird diese Bevölkerung das Geschenk dankbar hinnehmen, wird sie für den Tagelohn, der heute fast überall die Höhe wie jenseits des St. Georg's Canals erreicht, auch rüstig Hand anlegen und damit am besten für sich selber sorgen, wird nicht, was in früheren Zeiten wiederholt geschehen, die magische Kraft des Bodens abermals verderblich auf die eingewanderten Lehrmeister rückwirken? Gewiß haben der Fremde, der Protestant, seine Vormänner und Maier noch oft einen harten Stand wider Trägheit und Tücke: allein sie sind noch zu kurze Zeit im Lande um von den alten Lastern angesteckt zu werden, sie sind unter wesentlich günstigeren Bedingungen als ihre Vorgänger eingetreten, sie selbst finden es in ihrem Interesse, bei den durchaus humanen Principien der Regierung gegen Irland besonnen und gerecht zu verfahren. Wir haben den Eindruck mitgebracht, daß in diesem Stücke in nicht zu langer Zeit entschieden günstige Ergebnisse an den Tag treten werden.

Es war dies vor Allem in solchen Districten erkennbar, wo schon seit einigen Menschenaltern große englische Grundherren parteilos und verständig gewirthschaftet haben. Die weiten Besitzungen des Marquis von Lansdowne z. B. in der romantischen und nichts weniger als üppig fruchtbaren Gegend zwischen den Baien von Kenmare und Bantry gewährten ein überaus angenehmes Bild. Zahllose freundliche Häuschen aus weißem Stein, von Garten und Feld umgeben, bedeckten das ursprünglich so öde Gebirgsland, überall waren Wege angelegt, hier und da stand schmuck und zierlich und stets am schönsten Fleck eine Kirche mit Behausung für Priester und Meßner. Mehr als ein Pfarrer reiste wohl eine Strecke Wegs mit uns auf dem Postkarren oder kehrte im selben Wirthshaus ein. Es waren sämmtlich angeregte Leute, von derselben heiteren Gemüthsart wie ihre Beichtkinder. Wenn sie auch mitten auf der Fahrt zur bestimmten Stunde ihr abgefingertes Brevir herauszogen und vor meist ketzerischen Ohren ihr Latein ablasen, wenn sie am Wirthstisch als am Fasttage sich mit Fisch und Brot genügen ließen, so erzählten sie doch wieder frohlockend, daß sie etwa am nächsten Tage mit dem Squire jenseits des Wassers Hühner und Hasen zu schießen gingen, oder daß es eine Visitation gäbe, wo sie mit den Amtleuten des Lord Lansdowne zusammenträfen. Ihre Berichte über

das Verhältniß zwischen den Gutsherren und den Pächtern und Tagelöhnern trugen durchweg den Ausdruck treuherziger Zufriedenheit. Wir aber nahmen die Ueberzeugung heim, daß, seitdem das Gesetz die Besitzer des Bodens in eine andere Stellung zu der ländlichen Bevölkerung gebracht hat, der lange agrarische Kampf auch in den abgelegenen Theilen der Insel sein Ende erreicht.

Eine nähere Betrachtung mehrerer Güter freilich wird immer noch manchen Unterschied offenbaren. Es fällt meistens von selbst in die Augen, worin die Besitzung eines eingeborenen Herrn von der eines eingewanderten abweicht; denn wenn auch die vornehmen Klassen Irlands nicht im Wesen von ihren englischen Ranggenossen verschieden sind, so sind sie es doch jedenfalls dem Grade nach. Wir wählen ein Beispiel, das uns in lebhafter Erinnerung geblieben ist. An den unvergleichlich schönen Seen von Killarney, wo liebliche Inseln voll der üppigsten immergrünen Vegetation aus den dunkelblauen Fluthen hervorragen und hart am Wasser die höchsten Gebirgsmassen des Landes aufsteigen, gehört der fruchtbare Boden fast ausschließlich zwei Herren, dem Grafen Kenmare und Mr. Arthur Herbert, gegenwärtig Regierungssecretär für Irland. Beide hatten im Sommer 1861 die Ehre, die Königin bei ihrem Besuch zu Gast zu haben, und in Folge davon drängten sich unzählbare Neugierige herbei, die bestens herausgeputzten Herrschaftssitze zu betrachten. Der Graf, einem irisch-katholischen Geschlecht entsprungen, dessen Stammburg, Castle Roß, über und über mit Epheu bewachsen, auf einer der Inseln des Untersees da steht, wie sie im Jahre 1652 die Rundköpfe Cromwell's gebrochen haben, ist Grundherr in der Stadt Killarney, dem Eldorado der Fremdenführer, Eseltreiber und Bettler, wo neben einigen 5000 Einwohnern kürzlich noch fast eben so viele den Winter im Armenhause verbrachten. Eine Menge wohlthätiger Anstalten wie Kloster, Schule, Hospital werden nach Kräften von dem Eigenthümer des Bodens gefördert, dem Bischofe hat er sogar neuerdings eine überaus prächtige Kathedrale bauen helfen, die freilich, obwohl längst eröffnet, noch immer zu einem Drittheil unvollendet bleibt. Man hat, wie so oft in Irland, seine Mittel überboten und läßt nun die Zeit für sich selber sorgen. Auch Landsitz und Park des Grafen zeigen wenig Glanz und Geschmack, wenn nicht die reizende Umgebung das Ganze höbe. Die Königin kann dort schwerlich den bei jedem wohlhabenden Privatmann in England gewohnten Ordnungssinn als hervorstechendes Merkmal gefunden haben. Aecker und Wiesen schienen nachlässig bestellt, einige Tagelöhnerhütten im vollendeten alten Stil streiften bis nahe an die Stadt, bis an die Portale der Kathedralkirche.

Nur eine halbe Meile südlich unter denselben Bedingungen des Bo-

dens und der Umgebung steht Mr. Herbert's Muckross Abbey Mansion, wo sein protestantischer Vorfahr schon im vorigen Jahrhunderte von dem reisenden Landsmanne Arthur Young besucht wurde. Hatte dieser damals bereits viel Gutes über Ackerbau und Wiesencultur in sein Tagebuch einzutragen, so wird heute Niemand mit unbedingtem Lobe zurückhalten. Hier ist zunächst die herrliche Natur mit dem echt landschaftlichen Geschmack der englischen Aristokratie verbunden; der gehegte Wald wechselt mit weiten Rasenflächen, wie Sammet so eben; beide werden nach allen Richtungen von Fahrwegen aus reinstem Kies durchzogen. Dazwischen schimmern See und Berge und liegt im Dickicht die zierliche Abteiruine, die dem Ganzen den Namen giebt. Das Wohnhaus, neuerdings im Elisabetheischen Geschmack aufgeführt, bietet mit weiter Front die Aussicht auf die entzückendsten Scenen und könnte in allen Stücken die Sommerresidenz eines Kunst und Natur liebenden Fürsten sein. Der Commoner aber, der hier seine Königin bewirthen darf, sorgt im benachbarten Dorf und auf seinen Ländereien rings umher in der Weise Lord Lansdowne's; er baut keinen Dom, sondern nur eine Pfarrkirche nebst Schulhaus, insonderheit aber anständige Wohnungen für seine Beamten und Arbeiter, die hier in behaglicher Lage und unter weiser Leitung alle rationellen Hülfsmittel moderner Agricultur anwenden müssen. Man sieht, zu wessen Gunsten hier, wie gewiß in vielen ähnlichen Fällen rings durch das Land, der Vergleich entscheidet.

Der Grundbesitz, von dem schon im Jahre 1823 sich $^{49}/_{50}$ in protestantischen Händen befand, ist während des letzten Decenniums noch weit mehr dieser Eroberung verfallen, und viel sichtbarer als in irgend einer früheren Zeit macht sich der wohlthätige Einfluß derselben nach den verschiedensten Richtungen geltend. Der Melioration des Bodens ist nicht nur ein bedeutend gesteigerter Grundwerth in flüssigen Capitalien, sondern die im Laufe von sechs Jahren verdreifachte Staatsrevenue entsprungen. Ein jährlich wachsendes Eisenbahnnetz bedeckt mit Ausnahme des äußersten Nordwestens das Land, hebt den Verkehr von einem Tage zum anderen und fördert in gleichem Maaße die private wie die öffentliche Sicherheit. Allein das glänzende Wachsthum dieser socialen Segnungen enthüllt doch gerade wieder jene Uebelstände, denen sich eine weise Staatskunst niemals verschließen darf. Eben in Betreff der Confessionen giebt der letzte Census noch immer Anlaß zu gewichtigen Bedenken.

Auch in diesem Punkte möchte man bereitwillig die Auswanderung für den großen Regenerator erklären, wenn Zahlen allein überzeugen könnten. Gegenwärtig nämlich kommt ein Protestant, Anglicaner und Freikirchler ungefähr zu gleichen Massen gerechnet, auf $3^1/_2$ Katholiken, während vor zwanzig Jahren in der Zeit der größten Ueberfüllung das Verhältniß wie

1 zu 5 stand. Damals kamen auf 6,436,060 Katholiken 1,518,690 Akatholiken, jetzt auf 4,490,583 nur noch 1,273,638. Im größten Maaßstabe also haben die römisch-katholischen Iren jenseits des Meeres eine zweite Heimath gefunden, von der sie sich niemals wieder völlig losreißen können; die Abnahme der Protestanten aber — während zehn Jahren kaum nennenswerth um 245,052 — ist allerdings auch denselben Einflüssen zuzuschreiben, aber deutet nicht minder auf eine stetig steigende Einwanderung. Ist nun die Americanisirung eines bedeutenden Stücks des katholischen Keltenthums, die Entziehung desselben von dem alt väterlichen Boden in der That durchweg ein Vortheil? Wird nicht der Racenhaß von Außen her mit verdoppelter Kraft zurückwirken, oder einmal ein Zeitpunkt eintreten, wo der Abzug der ländlichen Bevölkerung sich geradezu empfindlich geltend macht? Müssen nicht die daheim gebliebenen, immer noch sehr starken Elemente, von dem oppositionellen Geist der Gegenwart getrieben, zu allen möglichen Mitteln greifen um ihre Stellung nachdrücklich zu behaupten? Es läßt sich nicht leugnen, daß sie keine Gelegenheit verstreichen lassen, um dies ihren Gegnern und besonders der Regierung fühlbar zu machen.

Den Grund und Boden freilich zurück zu erwerben, haben sie noch weit weniger Aussicht, als etwa die polnische Aristokratie in der Provinz Posen, denn die Macht des Capitals ist ihnen unwiederbringlich auf alle Zeit entflohen. Auch auf dem Gebiete der öffentlichen Freiheit suchen sie vergeblich nach geeigneten Handhaben, seitdem dieselbe sich in keinem Stücke von der in England und Schottland waltenden unterscheidet. Lord Palmerston, der schon im Jahre 1840 an Guizot bekannte, daß es schlechterdings unmöglich sei, Irland hinfort noch wie ehedem regieren zu wollen, erhebt keinen Finger dagegen, wenn im gegenwärtigen Jahre aus den Wahlen der Grafschaft Cork Ober- und Untersheriff so wie sämmtliche Grafschaftsbeamte katholisch hervorgehen. Schon seit längerer Zeit ist die sehr weise Maaßregel grundsätzlich durchgeführt, zu Stadt- und Landrichtern, da die überwiegende Mehrheit der Grundbesitzer und unabhängigen Leute aus Protestanten besteht, ohne Unterschied der Confession nur besoldete Beamte einzusetzen. Wenn nun Irland neben denselben Freiheiten in Handel und Verkehr, deren sich die Schwesterreiche erfreuen, was Steuern und Auflagen betrifft, noch sehr beträchtliche Exemtionen genießt, wenn in keinem anderen Lande die besitzende Klasse sich zum Besten der darbenden in Arbeitshäusern und ähnlichen wohlthätigen Stiftungen auf die Dauer so großartige Leistungen auferlegt, so ist man fast in Verlegenheit, die Quelle der keineswegs beseitigten Unzufriedenheit aufzusuchen. Aber wer mag verkennen, daß das nationale und das kirchliche Gebiet den alten Gegensätzen der Race und der Cultur noch immer weiten Spielraum bietet?

Hier recht eigentlich liegt zu Tage, wie bei einem Grade persönlicher und politischer Freiheit, nach dem heute die geistig entwickeltsten Länder der Welt freudig die Hand ausstrecken würden, der materielle Aufschwung doch erst von gestern ist, wie sich unmöglich in so kurzer Frist ein entsprechender Fortschritt im moralischen Leben vollzieht. Ein politischer Abfall steht gegenwärtig wohl kaum zu befürchten, aber eine innere Beruhigung ist darum doch keineswegs vorhanden; der Geist der Rebellion gegen die Gesittung unseres Zeitalters macht sich immer noch bei jeder Gelegenheit in brausenden Gedanken und Worten und selbst in Thaten Luft. Anschlagszettel an den Mauern Dublins vergötterten noch vor wenigen Jahren, natürlich ungestraft, das Ungeheuer Nana Sahib als einen Wohlthäter der Menschheit; und in den ultramontanen Blättern des Landes stehen täglich mit der Presse von New-York um die Wette dieselben Declamationen zu lesen, in welchen das schadenfrohe Albion mit dem Rachezuge der vereinigten Irishmen und Yankees bedroht wird. Noch immer, sogar nach dem Fiasko Lamoricière's, verspüren Viele den Kitzel, Knochen und Haut dem Papste zu Markte zu tragen in der Ueberzeugung, damit dem allein wahren Glauben zum endlichen Siege zu verhelfen. Niemand wird diese frommen Fanatiker an ihrem Kreuzzuge behindern, alle Welt vielmehr freut sich auf die zu erwartenden Gefühlsäußerungen und auf eine ähnliche Confusion der Begriffe, wie jüngst, als Irland in dem Marschall Mac-Mahon, dem Sieger über die Fahnenträger des Ultramontanismus, begeistert einen Abkömmling seiner alten Könige entdeckte und nicht ruhte, bis es die Summe zusammengescharrt, um ihm einen Degen zu widmen, wozu dann der Bischof von Orleans den Segen sprach. Ein so harmloses Nationalvergnügen kann freilich eben so wenig als Symptom einer moralischen Krankheit gelten, wie die großartigen Raufereien, mit denen der Ire für alle Zeiten Siegesfeste, Jahrmärkte und Beerdigungen feiern wird; — wenn nur das Schreckgespenst des Meuchelmordes nicht immer wieder von Zeit zu Zeit drohend sein blutiges Haupt erhöbe. Zwar werden heute nicht drei solcher Unthaten auf je zwei Tage am Sitze der Regierung angemeldet, wie zur Zeit der Reformbill oder im Jahre 1848 — ja, im vorigen Jahre schienen sie spurlos verschwunden und wahrhaftiger Versöhnung gewichen — aber sie sind darum nicht gänzlich außer Brauch gekommen. Erst neuerdings haben einige Fälle der Art viel Aufsehn erregt und das Publicum daran gemahnt, daß die blutgierige Rachsucht von 1641 und 1798 vereinzelt immer noch aufflackern kann, daß das System der Whiteboys unter so wesentlich veränderten Umständen heute noch in patriotischer Erinnerung steht.

Ein Herr Thiebault, Franzose von Geburt, ein guter Katholik und

wohlwollender Grundbesitzer gegen seine Pächter, verfällt der Wehme dreier Brüder Halloran, die, da sie nach wiederholter Mahnung die Miethe für einige Ländereien nicht entrichtet, dieselben hatten aufgeben müssen. Am hellen Tage, auf offener Straße, nur wenige Schritte von der eigenen Wohnung wird er durch zwei Schüsse niedergestreckt. Leute, welche die Schüsse gehört und wenigstens einen der Thäter erblickt, verweigern vor Gericht die Zeugenaussage — und die Jury erkennt auf nicht schuldig.

An einem anderen Orte tritt ein gewisser Maguire, ein irischer Katholik, eine Pachtung an, die ein anderer, Kennedy mit Namen, hat verlassen müssen. Dieser schwört seinem Nachfolger den Tod, und wenige Tage hernach wird er in einem Felde ermordet gefunden. Der Polizeipatrouille wegen war dies vermittelst eines Messers geschehen; ein solches nebst einigen verdächtigen Kleidungsstücken wurde zur Untersuchung dem Professor der Chemie im Queen's College zu Cork eingeschickt. Bald darauf ist der Flügel jenes Prachtgebäudes, der das Laboratorium enthielt, in Flammen aufgegangen, und damit nicht nur jede Spur zur Entdeckung des verwegenen Verbrechens getilgt, sondern auch zugleich an einem jener akademischen Institute Rache geübt, welche von der Regierung zur höheren Ausbildung in den Wissenschaften ohne Unterschied der Confession gestiftet worden.

Bald darauf an einer dritten Stelle steht abermals ein Katholik, Mr. Fitzgerald, im Gespräch mit seiner Frau vor der Hausthür, als ihm eine Kugel aus der nächsten Hecke durch den Kopf fährt. Zum Glück hat dieses Mal ein Vorübergehender zur Ergreifung wenigstens eines der Thäter die Hand geboten, und es stellt sich heraus, daß Menschen aus einer ganz anderen Gegend förmlich zum Meuchelmorde gedungen worden.

Auffallend ist zunächst, daß diese Freveltaten, welche wegen des Verdachts systematischer Verschwörung und weit verzweigter Mitwissenschaft ein so gerechtes Aufsehen gemacht haben, und gegen welche durch Einsetzung einer eigenen richterlichen Commission mit aller Strenge des Gesetzes eingeschritten werden mußte, sämmtlich an Glaubensgenossen und in den Grafschaften Tipperary und Limerick verübt worden sind, in denen die Fortschritte des Wohlstandes keineswegs zurückgeblieben, die aber auf die vor Alters schon berüchtigte wilde Raufluft ihrer Bevölkerung selbst noch in diesen Tagen einen traditionellen Stolz bewahren. Sodann aber liefern diese Criminalfälle den traurigen Beweis, daß noch in ganzen Schichten des unbändigen Volks, gleichsam als Rest des Jahrhunderte hindurch um Eigenthum und Nationalität geführten Bürgerkriegs, die Ueberzeugung lebt, daß der Boden, um den es sich jedesmal handelt, als gewaltsam vorenthaltenes Eigenthum die uralte blutige Rache rechtfertigt.

Sind es auch immerhin nur Rückfälle in ein alt nationales Laster, so sichern sie doch nach wie vor der Insel, welcher die Civilisation mit Gewalt hat aufgedrungen werden müssen, den furchtbaren Ruf, ein Versteck von Mördern und Mordshehlern zu sein; und in den Augen des Auslands steht gewissermaaßen das irische Volk selber so lange als Beklagter vor den Schranken, als Zeugen und Geschworene den muthmaaßlichen Thäter entrinnen lassen, und also in einem weiteren Kreise von Hehlern die Sympathie mit seiner That vorherrschen kann.

Nur eine einzige erfreuliche Wahrnehmung drängt sich auf, wenn man diese neuesten Ereignisse mit den Zeiten vergleicht, wo die Ermordung eines Pfarrers oder Gutsherrn sicher war, vom Klerus der Volkskirche bemäntelt zu werden. Jetzt weiß man längst nach verschiedenen untrüglichen Anzeichen, daß die katholischen Priester von dem Wiederaufleben der Bandverschwörung unterrichtet waren, und daß sie in einigen Fällen nach Kräften ihr Bestes gethan, den Rückfall des Landes in alte verbrecherische Gewohnheit zu verhindern. So hat der Priester von Kilmallock, wo Fitzgerald ermordet wurde, seine Gemeinde auf das Ernstlichste ermahnt, durch Ueberführung des ergriffenen Mörders das Ihre dazu beizutragen, daß der Schandfleck von ihrer Gegend entfernt werde. Aber freilich, der Einfluß der Geistlichkeit ist nicht mehr der alte, der einst der Regierung gegenüber die Sünde zur Tugend umwandelte; bei viel größerer Ehrfurcht vor dem Gesetz fällt es ihr auch wieder um so schwerer, selbst mit Hülfe der Ohrenbeichte dem Racheplan vorzubeugen oder zu seiner Bestrafung die Hand zu bieten. Jetzt sind es höchstens auswärtige Stimmen in Frankreich und America und nicht mehr aus dem Schooße des einheimischen Klerus, welche die ungeheuerliche Verirrung aufrecht zu erhalten wagen, daß der agrarische Mord im neunzehnten Jahrhundert eine nationale Pflicht sei.

Wir sind nun aber weit entfernt davon, die katholische Kirche und insonderheit den Episcopat darum, daß sie sich nicht mehr von Blut wollen bespritzen lassen, auch in anderen Stücken wegen ihres Verhaltens gegen die Regierung zu rechtfertigen. Namentlich die Bischöfe leisten heute noch alles Mögliche, um bei passender Gelegenheit eine moralische Rebellion in Scene zu setzen und ihren Gönnern, wie z. B. dem Grafen Montalembert, den Beweis führen zu helfen, daß der Romanismus dadurch, daß er die Anarchie in Irland wie in Polen fördert, die unerschütterliche Grundmauer des conservativen Europas sei. So haben die Bischöfe mit dem fanatischen Dr. Cullen an der Spitze auch die eben erwähnten Unthaten benutzt, nicht etwa um in kraftvollen Pastoralbriefen ihre Heerden vor der ewigen Verdammniß zu warnen, — sondern sie erklären vielmehr mit einer etwas zweifelhaften und laxen Moral, daß sie keineswegs gefühllos seien

für die noch immer andauernden Leiden des glaubenstreuen Volks, daß noch große Ungerechtigkeit beseitigt werden müsse, ehe man der Regierung Vertrauen schenken könne. Längst schon haben sie es auf Umsturz des seit einigen Decennien so wirksamen nationalen Erziehungssystems abgesehn. Nach ihrer Auffassung begeht der Staat ein Unrecht in den Schulen, mit denen er das Land beschenkt hat, daß er sie nicht unbedingt an die Spitze stellt und statt dessen Kinder und junge Leute, deren große Lernbegier wahrhaftig nicht in Zweifel steht, neben den Grundbegriffen der allgemeinen christlichen Religion in allerhand nützlicher Lehre, aber ohne jeden Unterschied der Confession, unterrichten läßt. Sie, die, auch wenn sie die materiellen Mittel aufbringen könnten, um römisch-katholische Volksschulen durch das ganze Land zu errichten, sicherlich die ernstesten Bedenken tragen würden, die Unwissenheit der Masse, das Seil, durch welches sie dieselbe von jeher am besten in der Hand halten, fahren zu lassen, erleben natürlich mit nagender Erbitterung, daß Tausende, besonders in den Städten des Ostens, ihre Kinder Anstalten anvertrauen, in denen sogar die protestantische Bibel gelesen wird, oder daß nach America ausgewanderte Familien Ersparnisse für ihre zurückgebliebenen Anverwandten nicht dem katholischen, sondern dem anglicanischen Ortspfarrer einsenden. Ein heiliges Grauen vor der unter den Laien stetig wachsenden Parität ist bei den ultramontanen Führern Irlands nicht minder an der Tagesordnung als überall anderswo, wo eine in zwei Bekenntnisse gesonderte Bevölkerung aus innerstem Bedürfnisse sich friedlich in sich selbst zu schicken strebt. Kein Wunder, wenn man jede Gelegenheit ergreift, um an dem einzig möglichen Einheitssystem zu rütteln, ohne jedoch fähig zu sein, den Staat anders als durch Aufruhr und Krieg mit Hülfe des Auslands von seiner Bahn abzubringen.

Nicht minder wie die confessionslose Volksschule steht natürlich auch die sogenannte Königin-Universität mit ihren drei Collegien in Belfast, Cork und Galway in Mißcredit. Da diese grundsätzlich keine Theologie, sondern außer den philologischen Disciplinen ganz vorzüglich die dem Ackerbau und der Industrie dienenden Wissenschaften zu lehren bestimmt sind, erfreuen sie sich gerade wegen des zahlreichen Besuchs der höchsten Ungnade der Partei. Dem alten Trinity College zu Dublin, der Stiftung Elisabeth's, hochberühmt als Pflanzschule eines äußerst fähigen Advocatenstandes, ergeht es, auch nachdem es den Testeid abgeschafft, nicht besser, ohne daß sich die besseren Klassen trotz ihres Katholicismus von dem Besuche abhalten ließen. Und der Klerus ist keineswegs zufrieden mit seinen Priesterseminarien zu Dublin und Tuam und der katholisch-theologischen Hochschule von Maynooth, die ihm der Staat mit bewunderungswürdiger

Liberalität und aller protestantischen Unduldsamkeit zum Trotz erhalten muß, ohne doch weder den sprüchwörtlich gewordenen Schmutz noch die gehässigste Factionssucht aus diesem Institute bannen zu können. Die klericale und jungirische Coalition mit dem großen O'Donaghue und anderen aus den Zeitungen bekannten Häuptern an der Spitze betreibt neuerdings nichts eifriger, als die Stiftung einer allgemeinen katholischen St. Patrick's Universität in der Hauptstadt, durch welche, wie man glühend hofft, nicht nur den verhaßten Rivalen ein jämmerliches Ende bereitet, sondern von Oben her die mangelhafte Basis des Volksunterrichts ausgemauert werden soll.

Hören wir, mit welchem Pompe jüngst der Grundstein gelegt wurde. In einem Ausschreiben Seiner Hochwürden des bereits bestallten Rectors heißt es: „Landsleute, erweist euch würdig eurer Väter. Europa, America, die Welt, unsere Brüder im Himmel richten die Augen auf uns. Zeigt ihnen das edelste Beispiel, welches die Erde bietet — ein treues, einiges Volk, entschlossen sein Recht zu behaupten." Und nun ziehen sie aus am festgesetzten Tage in feierlicher Procession, die Gewerke Dublins mit ihren Bannern, jeder Einzelne mit dem grünen Freiheitsbande auf der Brust, die Magistrate der vornehmsten Städte des Landes, ein Dutzend Karossen voll bunt gekleideter Bischöfe, vorzüglich aber der ganze süße Pöbel der Hauptstadt in seinem Lumpenschmuck, der, begeistert für die Freiheit der Wissenschaft, den Rednern an der Feststelle weder Raum noch Schweigen gewährt. Man hat ihm dies gern nachgesehn, da er in einem anderen Punkte den Vorschriften nachgekommen, nämlich die Shillelaghs (Knüppel) zu Hause gelassen und, da die Whiskyläden verschlossen gehalten, sich nicht betrunken hat. Eine solche Menschenwürde, ein so großartiger moralischer Sieg über die sächsische Regierung wird dann nach Kräften beim Gastmahle der Honoratioren gepriesen, dessen erster Toast seiner Heiligkeit dem Papste, dessen zweiter Ihrer Majestät der Königin gilt. Es war eine Tagfahrt im Stile O'Connell's, ein declamatorischer Gefühlserguß wie damals auf Tara Hill. Das ganze Schauspiel kann eben so wenig faßliche Resultate liefern, wie jene Monsterversammlungen des großen Agitators, und da die katholische Gentry sich geflissentlich fern gehalten und schon die freiwilligen Spenden für Maynooth nur so überaus dürftig fließen, wird die neue katholische Universität von Dublin zuverlässig noch recht lange allein durch den Rector und den eingesenkten Grundstein vertreten bleiben. So hascht der Klerus, der gebildeten Klassen seines Glaubens nicht mehr mächtig, fieberhaft darnach, auf alle Weise der „Leiden Irlands" eingedenk zu bleiben.

Die Leiden Irlands — wer bezweifelt es — sind noch keineswegs

ausgerungen. So lange die gesammte Pfarreintheilung des Landes mit ihren anderthalbtausend Pfründen der anglicanischen Staatskirche gehört und die Zehnten des Katholiken in die Taschen einer protestantischen Geistlichkeit fließen, ruht der Fuß des Siegers auf dem Nacken der unterworfenen Nationalkirche und zuckt mit naturgemäßer Berechtigung der Geist des Widerstands durch die Organe derselben. Daß in neuerer Zeit von da her der einzige vollgültige Schmerzensschrei ertönt, hatte Niemand besser erkannt als Peel. Er hat darauf hingewirkt, daß die anglicanische Geistlichkeit, dem Beispiel ihres so eben im neunzigsten Jahre vollendeten Primas, des Erzbischofs Beresford, nacheifernd, es jetzt in thätiger Seelsorge allen Rivalen zuvor zu thun sucht, er hat bis an sein Ende geforscht, wie sich jene eine böse Härte heben lasse, ohne jedoch mehr zu vermögen, als in jeder Beziehung den Weg der Milde und Versöhnung zu empfehlen. Seit drei Jahrhunderten ist die Staatskirche trotz ihrer ungerechten Fundation unzweifelhaft der Anker aller Gesittung und Regierung gewesen; die Zeit allein kann einer weisen Behörde den Moment angeben, ihn mit Sicherheit völlig fahren zu lassen. Die verschiedenen Confessionen sind längst auf dem Wege, sich friedlich neben einander einzurichten; nur als Staatskirche, wie die anglicanische und die schottische in den Schwesterreichen, findet der Katholicismus nimmermehr einen Platz in Großbritannien.

Daß er sich wirklich Hoffnung mache, in unseren Tagen gar das verlorene Gesammtgebiet zurückzuerobern, wird auch einzelnen unbändigen Schwärmern jenseits der Meere kaum ernstlich durch den Kopf gehn; daß er auf Lostrennung sinne, ist ebenso unwahrscheinlich. Die Iren und auch die ungeheure Majorität ihrer Priester haben seit mindestens dreißig Jahren die volle politische Freiheit, die ihnen der alte Feind zum Geschenk gemacht, hinreichend schätzen lernen, als daß sie sich jemals noch willig in ein Staatswesen wie etwa das französische würden fügen wollen. Man ist bereits zu englisch, um ohne England leben zu können. Alle Versuche gar, auf dem Grunde des Nationalprincips die eigene Unabhängigkeit zu errichten, müssen nothwendig scheitern, da selbst nach Lösung aller Fesseln, auch in dieser Beziehung ähnlich wie in Polen, die geistige Knechtschaft noch immer fortbesteht und vielleicht nie völlig überwunden wird. Das Feldgeschrei: Repeal! hat seinen Widerhall verloren; und nachdem die englische Regierung mit der Durchführung der politischen Union und der religiösen Emancipation in Wahrheit die Rolle des versöhnenden Vermittlers übernommen, würde Irland, erhielte es sein Parlament wieder, unwiederbringlich in den Bürgerkrieg und die Unterdrückung der Vergangenheit zurückfallen, nur mit dem Unterschiede, daß, wie ehemals die Minderzahl,

alsdann die Majorität den Druck üben, daß der Compaß, statt bisher auf sociale und politische Gesittung, hinfort wieder auf die ursprüngliche Barbarei gerichtet sein würde. Zum Glück aber wandelt die Weltgeschichte, unbeirrt auch durch die hartnäckigsten Hindernisse, nur in Einer Richtung.

Ein Regierungsprogramm Friedrich's des Großen.

Mittheilungen aus dessen Instruction für das General-Directorium vom Jahre 1748. *)

Wer Friedrich den Großen in seinen rein menschlichen Eigenschaften betrachtet, in seinen Neigungen und Grundsätzen, seinen Ansichten über Religion und Philosophie, seinem Geschmack, seiner ganzen Bildung und Denkweise, der findet in ihm den schroffsten Gegensatz gegen seinen Vater Friedrich Wilhelm I. Auch in seiner Politik hat er völlig neue Bahnen eingeschlagen. Während sich Friedrich Wilhelm, wenn auch zuweilen nicht ohne Mißtrauen und Widerstreben, doch im Ganzen immer in dem österreichischen Fahrwasser festhalten ließ, brach Friedrich im ersten Jahre seiner Regierung mit dieser Tradition, und der Gegensatz Preußens zu Oesterreich, den er dadurch begründete, war seitdem der Anstoß zu Allem, was er in Krieg und Frieden gethan hat. Während jener in den politischen Verwickelungen seiner Zeit sich nie ordentlich hatte zurecht finden können, und daher immer der Beeinflußte, nie der Bestimmende gewesen war, machte sich Friedrich mit wenigen kühnen Meisterstreichen zum Schiedsrichter von Europa, und während sein Vater bei aller Liebhaberei für Soldaten doch ohne kriegerischen Geist und kriegerische Talente war, hat sich der Sohn durch seine Kriegsthaten den Helden aller Jahrhunderte ebenbürtig angereiht. Das sind die Gebiete, auf denen sich die schöpferische Genialität Friedrich's vorzugsweise entfaltet hat, auf denen recht eigentlich seine Größe zu suchen ist. Gegen dieses Ueberwältigende und Blendende seines Geistes, gegen seine diplomatische Meisterschaft, gegen seinen Kriegsruhm treten seine sonstigen Leistungen, namentlich auf dem Gebiete des inneren Staatslebens, in den Hintergrund, und wirklich ist er hier viel weniger neu, selbständig und ursprünglich. In seiner inneren Politik war Friedrich von jener kühnen Neuerungsluft weit entfernt,

*) Von Professor Ed. Cauer in Breslau.

die seiner ganzen geistigen Art zu entsprechen schien und die er gegen Außen hin in Wahrheit bethätigt hat. Die Gliederung der Stände, die Rechte und Pflichten der einzelnen Klassen, die Formen der Verwaltung, der Organismus der Behörden, das Steuerwesen, die Einrichtung des Heeres, — alle diese Dinge hat Friedrich im Wesentlichen so gelassen, wie er sie vorfand. Auf diesen Gebieten ist nicht seine, sondern seines Vaters Regierung Epoche machend, dessen gesunder Verstand, praktischer Instinct und unermüdliche Arbeitsamkeit hier Wirkungen erzielten, die ganz nahe an die Grenze der Genialität heranreichen. Namentlich wird man die aus dem eigensten Geiste Friedrich Wilhelm's I. hervorgegangene Schöpfung des General-Directoriums, welches bis auf die Zeit der großen Stein'schen Reformen den Mittelpunkt der ganzen Staatsverwaltung bildete, eine wirklich geniale That nennen können. Diese Behörde ging hervor aus der Verschmelzung des General-Kriegscommissariats und der General-Domänendirection, die sich seit langer Zeit gegenseitig befehdeten und hemmten, und es war gewiß ein ebenso glücklicher als kühner Griff, die Feindschaft dieser beiden Behörden dadurch aufzuheben, daß sie zu Einer umgestaltet wurden, — eine Umgestaltung, die sich dann in nothwendiger Consequenz auch auf die beiden untergeordneten Localbehörden erstreckte. In der That, es giebt in der Geschichte der preußischen Verfassung und Verwaltung unter Friedrich II. nichts, was sich dieser Maaßregel an Bedeutung an die Seite stellen ließe. Friedrich fand eben durch seinen Vater im Staate eine im Wesentlichen so treffliche und zweckmäßige Ordnung eingeführt, daß es — die politischen Principien, auf denen der Staat ruhte, einmal als richtig vorausgesetzt, und für die damalige Zeit waren keine anderen denkbar — einer neuen Grundlegung nicht mehr bedurfte, sondern nur der Nachbesserung im Einzelnen, der Abstellung von Mißbräuchen, der Anregung und Belebung, wo er trägen Schlendrian oder todtes Formenwesen wahrnahm. Mit einem Worte: Friedrich Wilhelm war der Erfinder und Erbauer der Staatsmaschine, Friedrich hat sich begnügt, ihren Betrieb neu zu regeln, den Rost, der sich angesetzt hatte, zu entfernen, hier und da ein Glied, ein Rad, welches sich hinderlich gezeigt hatte, zu beseitigen oder durch ein anderes zu ersetzen. Aber diese Thätigkeit, wenn auch unscheinbar, darf doch darum von dem, der Friedrich ganz verstehen will, gegenüber den glänzenderen Seiten seiner Erscheinung nicht außer Acht gelassen werden. Auch in dem an sich Kleinen und Unbedeutenden zeigt sich hier des Königs Geist oft auf sehr charakteristische Weise ausgeprägt. Dies gilt namentlich auch von den Veränderungen, die Friedrich mit jener Hauptschöpfung seines Vaters, der Einrichtung des General-Directoriums vornahm und von den neuen Vorschriften, die er demselben

für seine Thätigkeit gab. Diese neuen Bestimmungen und Vorschriften sind aber niedergelegt in der Instruction, die Friedrich im Jahre 1748 dieser Behörde gab; — und eben sie ist es, die im Folgenden einer genaueren Betrachtung unterworfen werden soll.

Friedrich Wilhelm hatte, als er das General-Directorium schuf, die Instruction für diese Behörde selbst ausgearbeitet. Dieses merkwürdige Actenstück, am 20. December 1722 von ihm auf dem Jagdschlosse zu Schönebeck vollzogen, ist von Friedrich Förster (Friedrich Wilhelm I. Bd. II. S. 173 ff.) veröffentlicht und von Stenzel (Geschichte des preußischen Staates. III. S. 335) gut charakterisirt worden. Es schreibt die Organisation der neuen Behörde vor und umfaßt ihren ganzen Geschäftskreis. Die Behandlung des Einzelnen ist keine gleichmäßige. Manches ist sehr knapp und kurz gehalten; Anderes verliert sich durch Exemplification oder durch zwischengestreute Reflexionen und Ermahnungen in übermäßige Details. Das Ganze aber eröffnet die lehrreichsten Blicke nicht nur in den von Friedrich Wilhelm geschaffenen Verwaltungsorganismus, sondern auch in die concreten Lebensverhältnisse jener Zeit, in den Zustand von Land und Leuten. Nicht minder freilich in die eigenste Gesinnung des Königs; denn es ist nicht die kalte, abgemessene Sprache des Gesetzes, die diese Instruction redet: man vernimmt in ihr den König selbst mit seinen allerpersönlichsten Ansichten, mit seinen Sympathien oder Antipathien.

Diese Instruction nun blieb für das General-Directorium maaßgebend bis in die Regierungszeit Friedrich's II. hinein. Dieser sofort ließ sich gleich in den ersten Jahren seiner Herrschaft jene Instruction vorlegen und arbeitete sie durch; indem er je nach seinem Ermessen strich, hinzufügte, änderte. Das so von ihm durchgearbeitete Exemplar, welches im geheimen Staatsarchive aufbewahrt und dessen Herausgabe im Facsimile dort vorbereitet wird, diente dann zur Grundlage für eine neue Redaction der ganzen Instruction, die im Jahre 1748 vollendet und, vom 20. Mai datirt, dem General-Directorium unter dem Siegel des strengsten Geheimnisses übergeben wurde, nachdem Vieles von dem, was sie Neues enthielt, factisch schon vorher eingeführt worden war. Auch dem Minister von Schlesien, obgleich diese Provinz nicht unter dem General-Directorium stand, wurde sie mitgetheilt, um seine Verwaltung mit den in ihr niedergelegten Grundsätzen in möglichste Uebereinstimmung zu setzen. Die ersten Mittheilungen daraus hat Preuß gemacht im Anhange zum vierten Bande seiner Lebensgeschichte Friedrich's des Großen, also noch ehe die ursprüngliche Instruction von 1722 durch Förster veröffentlicht war. Diese Mittheilungen indeß sind sehr unvollständig und geben von der Beschaffenheit des Ganzen

durchaus keine Vorstellung. Ranke hat die Instruction im dritten Bande seiner Neun Bücher preußischer Geschichte (S. 401 ff.) gleichfalls nicht unberücksichtigt gelassen, — aber auch seine Anführungen sind sehr aphoristisch, überdies willkürlich durcheinander geworfen und mit anderem Stoffe versetzt, so daß sie uns von Friedrich's Arbeit selbst noch weniger ein treues Bild geben. Weitere Mittheilungen daraus sind unseres Wissens nicht erfolgt; denn Stenzel (IV. S. 288) erwähnt sie zwar, schöpft aber hier nur aus seinen Vorgängern. Der Verfasser gegenwärtiger Blätter hat Gelegenheit gehabt, in dem geheimen Staatsarchive zu Berlin das vollständige Actenstück einzusehen und durchzuarbeiten. Es würde nach seiner Ansicht den wörtlichen Abdruck in hohem Maaße lohnen. Dem Charakter dieser Zeitschrift indeß schien es angemessener zu sein, das sehr voluminöse Actenstück unter beständiger Beziehung auf die ältere Instruction von 1722 in der Weise durchzugehen, daß als das Resultat dieser Vergleichung die neuen und Friedrich dem Großen eigenthümlichen Züge so viel wie möglich hervorträten.

In hohem Grade muß von diesem Gesichtspunkt aus sogleich die den einzelnen Artikeln vorangestellte Einleitung anziehend erscheinen. Sie enthält folgende Gedanken, die wir, soweit ihre Fassung irgend charakteristisch ist, mit des Königs eignen Worten geben: „Gleichwie es von jeher Sr. königl. Majestät unveränderliches Principium gewesen ist, auch beständig bleiben wird, den Wohlstand des Landes von Dero eigenem Interesse niemahlen zu separiren, indem es in der That einerley und ebendasselbe ist; also haben Sie auch bei allen Punkten, bei welchen sich dazu Gelegenheit gefunden, diesen Grundsatz dergestalt wiederholt und eingeschärft, daß das General-Directorium daraus Dero Willensmeinung hoffentlich vollkommen erkennen und fassen wird. Der Punkt des Commercii ist bisher nicht mit der zu einer so wichtigen Sache nöthigen Attention tractirt worden. Deßhalb ist im folgenden vorgeschrieben, wie solches am besten befördert und protegirt werden könne. Im Uebrigen sind drei Punkte absolument zu ändern und abzustellen. 1. Die Bequemlichkeit und Trägheit (Faulheit). Das General-Directorium fährt über viele Dinge ganz superficiel weg;" — und es wird nun, um dem vorzubeugen, die jährliche Fertigung verschiedener statistischer Tabellen und Extracte vorgeschrieben, nämlich von den Accisen, von der Nahrung der Städte, von Ab- und Zunahme der Einwohner, von wüsten Bauerstellen, von den noch urbar zu machenden Oertern und Gegenden. 2.*) „Se. königl. Majestät haben zeither mit dem größten Miß-

*) Bereits mitgetheilt von Preuß (IV. S. 467).

fallen wahrgenommen, daß sich unter den Ministern eine Art von Haß, Animosität und esprit de partie eingeschlichen hat. Sollten, wider Verhoffen, dergleichen schändliche und Leuten von so vornehmem Stande und Charakter höchst unanständige Dinge und Disputen, wodurch nur die Zeit verdorben und die Abmachung und Beförderung derer Sachen gehindert und gehemmt wird, weiter unternommen werden, so werden Se. königl. Majestät dies nachdrücklichst bestrafen; allermaaßen in diesem so angesehenen Collegium alle particulaire Animositäten auf die Seite gesetzt, und auf nichts anderes, als auf das Wohl und das Beste des Staats gedacht und gearbeitet werden muß." Der König erhebt endlich 3. den Vorwurf der Bestechlichkeit und bezieht sich dabei auf einen bestimmten Vorgang, die Liebherrische Affaire. Er will für diesmal das Geschehene übersehen: „doch declariren Sie hierdurch zugleich, daß, wenn Sie vor das künftige von der allergeringsten Corruption etwas erfahren sollten, Sie solche Leute als Blut-Igel des Volks und Protecteurs der Ungerechtigkeiten, so sie mit der gottlosesten Mißbrauchung Dero Auctorität begehen, ohne Ansehn der Person mit den diffamantesten Strafen belegen lassen werden, indem Sie nimmermehr leiden und gestatten wollen, daß mit Dero Wissen auch nur dem geringsten Bauer im Lande einiges Unrecht geschehen müsse." —

Soweit die Einleitung. Articulus 1 sofort enthält die allgemeinen Bestimmungen über die Organisation der Centralbehörde, als deren obersten Präsidenten Friedrich, wie sein Vater, sich selbst betrachtet, und ihr Verhältniß zu den untergeordneten Behörden in den Provinzen. Hier begegnet uns nun gleich eine tiefgreifende Aenderung von principieller Bedeutung. Das General-Directorium zerfiel ursprünglich in fünf Departements, ein jedes mit einem dirigirenden Minister an der Spitze. Vier dieser Departements beruhten auf der räumlichen Eintheilung des Staatsgebietes und umfaßten sämmtliche eigentlichen Verwaltungsgeschäfte nach provinzieller Sonderung in der Weise, daß dem ersten Preußen, Pommern und die Neumark zugetheilt war, dem zweiten Minden, Ravensberg, Tecklenburg und Lingen, dem dritten die Churmark, Magdeburg und Halberstadt, dem vierten Geldern, Cleve, Meurs, Neufschatel, und die orangische Succession. Streng war dieses Princip der localen Vertheilung der Arbeit freilich schon von vorne herein nicht durchgeführt, denn dem ersten Departement waren außer seinem provinziellen Gebiet auch die Grenzsachen zugetheilt und Alles, was die Austrocknung und Räumung der Brüche betraf, dem zweiten die Rechenkammer- und Proviantsachen, dem dritten die Marschsachen und was die Verpflegung der Armee betraf, dem vierten das Post- und Münzwesen. Das fünfte Departement war von ganz ver-

schiedener Beschaffenheit und umfaßte sämmtliche Justizsachen aus der ganzen Monarchie, die vor das General-Directorium gehörten. Vier wöchentliche Sitzungstage, an denen sich das Plenum versammelte, entsprachen den vier ersten Departements: die Justizsachen wurden je nach der Provinz, die sie betrafen, einem dieser vier Tage zugewiesen. —

Eine der wesentlichsten Veränderungen bestand nun zunächst darin, daß dieses fünfte Departement ganz wegfiel. Als Friedrich die Regierung antrat, war der Justizminister v. Viebahn, der diesem Departement vorstand, kurz vorher (1739) gestorben, und Friedrich hat die Stelle nie wieder besetzt, sondern die Geschäfte seitdem von einem einfachen Justitiarius versehen lassen — aus Gründen, die im weiteren Verlaufe der Instruction auf das Klarste hervortreten. Die vier ersten Departements dagegen ließ Friedrich im Ganzen in ihrer alten Verfassung, nur daß Halberstadt von dem dritten getrennt und dem zweiten zugelegt wurde und zu dem vierten noch das neu erworbene Ostfriesland hinzutrat, während Schlesien, wie schon erwähnt wurde, niemals dem General-Directorium untergeordnet gewesen ist. Was aber die Bedeutung dieser vier alten Departements wesentlich modificirt, war, daß ihnen zwei neu und anders gebildete hinzutraten. Von den allgemeinen Staatsangelegenheiten, welche ursprünglich unter die einzelnen Provinzial-Departements vertheilt waren, ließ ihnen Friedrich nämlich nur die minder wichtigen, wie die Salz-, Mühlen-, Stein-, Karten- und Stempel-, Kammersachen, das Münz- und Invalidenwesen. Dagegen trennte er die übrigen von den alten Departements und übertrug sie einem fünften und sechsten. Jenes umfaßte die Post-, Commercien- und Manufactursachen, also ein Gebiet, auf dessen bisher nicht hinlänglich beachtete Wichtigkeit Friedrich schon in der Einleitung hingewiesen hat; dieses die Magazin-, Proviant-, Marsch-, Einquartirungs-, Salpeter-, Servis- und alle anderen zum General-Kriegscommissariat gehörigen Sachen. Durch diese beiden neuen Departements, die zu den vier alten hinzutraten, wurde also die Zusammensetzung der Behörde eine ganz gemischte. Das Fachsystem, dem ursprünglich nur eine sehr untergeordnete Geltung zugestanden war, trat nun selbständig und gleichberechtigt neben das ältere Provinzialsystem: — den Provinzialministerien wurden, wie wir sagen würden, ein Handels- und ein Kriegsministerium an die Seite gestellt, und es liegt wohl auf der Hand, wie gerade für den öffentlichen Verkehr und für das Heerwesen eine solche Zusammenfassung aller Theile des Staates unter eine Verwaltung sich zuerst als ein dringendes Bedürfniß fühlbar machen mußte. Als eine weitere Consequenz dieses zur Geltung kommenden Fachsystems sind die Bestimmungen anzusehen, daß der Ober-Jägermeister bei allen Departements

auf die Details, die Paragraph 21 der alten Instruction über die täglichen Arbeitsstunden der Beamten enthält. Friedrich Wilhelm hatte diese Aeußerlichkeiten mit peinlicher Strenge geregelt. Sein Sohn, dessen Sinn mehr auf das Große und Wesentliche gerichtet war, glaubte darin eine freiere Bewegung gestatten zu können. Zwar sollen sich die Provinzialkammern nach wie vor täglich versammeln, aber eine bestimmte Dauer der Session ist nicht ferner vorgeschrieben. Der König ist der Meinung, daß, „wenn ein Jeder sein Devoir thut, und fleißig arbeitet, alsdann des Morgens alle currente Sachen in drei Stunden füglich verrichtet werden können — (früher waren auch regelmäßige Nachmittagssessionen vorgeschrieben), — hingegen der ganze Tag nicht lang genug sein wird, mit der Arbeit gehörig fertig zu werden, wenn nämlich die Membra collegii sich Historien erzählen, die Zeitungen lesen, spazieren gehen oder andere auf die Kammer nicht gehörige Arbeit vornehmen." —

Auch Articulus 2 enthält weitere Specialitäten über die Functionen der dirigirenden Minister und der Räthe. Nach der alten Instruction sollte das Collegium nie eher auseinander gehen, als bis alle aus dem Departement, für das der jedesmalige Sessionstag bestimmt war, vorliegenden Sachen erledigt waren, „damit nicht ein Zettel davon übrig bleibe." Zu diesem Behufe war der Ober-Marschall angewiesen, wenn die Versammlung länger als bis 2 Uhr dauern sollte, vier gute Gerichte Essen aus der königlichen Küche nebst nöthigem Wein und Bier aus dem königlichen Keller zu liefern, „damit die Halbschied der anwesenden Chefs und Membrorum essen, die andere Halbschied aber arbeiten und nachgehends die, so indessen, daß die andern gespeiset, ihre Arbeit verrichtet haben, sodann gleichfalls essen und die übrigen hinwieder arbeiten können." Diese seltsame Bestimmung, die sich gewiß längst als unzweckmäßig herausgestellt hatte und bei welcher der Gewinn an Arbeitszeit, den sie gewährte, zu den Leistungen der königlichen Küche und Kellerei schwerlich im angemessenen Verhältnisse stand, wird in der neuen Instruction nicht wiederholt. Dagegen schärfte Friedrich seinen Räthen um so entschiedener die möglichste Beschleunigung ihrer Arbeiten ein. „Bei dem Deliberiren über die vorgetragenen Sachen sollen alle Privat- und Nebenabsichten bei Seite gesetzt und die Zeit nicht mit unnützen und chicaneusen und wunderlichen Disputen zugebracht werden. Wobei Se. königl. Majestät ausdrücklich befehlen, daß, wenn die Ministri und Räthe über einen oder andern Punkt sich in Zeit von 6 Minuten nicht vereinbaren können, alsdann sofort an Höchstdieselben zur Decision allerunterthänigst referirt werden soll." Der ordentlichen Sessionstage, auf welche die Geschäfte in ähnlicher Weise wie früher vertheilt werden, sollen in Zukunft nur drei sein. Dagegen können von je-

dem dirigirenden Minister unter Umständen außerordentliche Versammlungen berufen werden. Früher sollten die Sessionen im Sommer um 7, im Winter um 8 Uhr beginnen. Friedrich machte es seinen Räthen etwas bequemer, indem er dafür 8 und 9 setzt. Die strengen und detaillirten Strafbestimmungen über Versäumnisse aller Art werden aber ausdrücklich wiederholt. Sie sind von der rigorosesten Art: — für Verspätung um eine Stunde ohne schriftliche Permission des Königs ein Abzug von 100 Ducaten vom Tractament; wer einmal die Session ganz versäumt, ohne durch Krankheit oder königliche Erlaubniß entschuldigt zu sein, verliert sechs Monate von seinem Tractament, auf den Fall der Wiederholung steht Cassation cum infamia, — „denn wir sie davor bezahlen, daß sie arbeiten sollen." So hart war die Schule, welche das preußische Beamtenthum durchgemacht hat. Neu sind in Friedrich's Instruction am Schlusse dieses Artikels sehr detaillirte Bestimmungen über Kassen-Revisionen und Rechnungswesen, die wir jedoch, da sie rein technischer Natur sind, hier übergehn.

Ebenso wenig, und aus dem gleichen Grunde, verweilen wir bei dem dritten Artikel, der — ausführlicher als in der alten Instruction — von den Secretären und Kanzlisten handelt. In dem vierten Artikel dagegen, der die Verpflegung der Armee betrifft, sind ganz neu und bedeutend, wenn auch freilich mit den gegenwärtigen Verkehrsverhältnissen und den heute geltenden volkswirthschaftlichen Grundsätzen wenig in Uebereinstimmung, die Bestimmungen über das Magazinwesen. „Se. königl. Majestät haben in Dero Landen zweierlei Magazine: 1) Diejenigen, welche eigentlich zu den Kriegsverfassungen gehören und vornemlich dazu dienen sollen, um die Armee stets mobil zu halten. 2) Diejenigen, welche Se. königl. Majestät als Land-Magazine ansehen und deren Destination eigentlich nur ist, um in calamitösen Jahren dem Lande daraus zu helfen, das Misère vom Lande abzuwenden und den Bauer, Bürger und Edelmann zu souteniren." Dieser Unterscheidung gemäß werden nun die einzelnen Magazine classificirt mit Einschluß der schlesischen, die sämmtlich zu der ersten Gattung, der militärischen, gehören. Es folgen dann Vorschriften über die Administration derselben, unter denen besonders die Anweisung von Interesse ist, wie die Magazine zur Regulirung der Getraidepreise zu benutzen seien — ein Punkt, den allerdings Artikel 16 der älteren Instruction auch schon berührt, aber nur in sehr allgemeiner Weise. Alle Kriegs- und Domänenkammern sollen an das sechste Departement, welchem die Magazinverwaltung zusteht, alle vierzehn Tage die Kornpreise von jeder in der Provinz belegenen Stadt einsenden und außerdem in jedem Jahre gegen die Erntezeit einen ganz umständlichen Bericht erstatten. Der dirigirende Minister dieses Departements hat dann

die Aufgabe, die Kornpreise in des Königs Landen dergestalt zu balanciren, daß, wenn in einer der Provinzen das Korn bis zu 1 Thaler pro Scheffel und darüber zu steigen anfängt, alsdann die Magazine in der Provinz geöffnet und aus diesen das Getraide zu 20 gGr. pro Scheffel und niemals theurer verkauft werden müsse. Doch soll das nie ohne königliche Erlaubniß geschehen, weil auch politische Umstände dabei in Betracht kommen können.

Die beiden nächstfolgenden Artikel wegen der Einquartirung, des Services und der Fouragegelder für die Cavallerie enthalten nichts wesentlich Neues. Um so merkwürdiger ist Articulus 7, wegen Conservation der Unterthanen. Er enthält die schon von Preuß und Ranke in den erwähnten Auszügen mitgetheilten Bestimmungen über die Erleichterung der Dienstbarkeit der Bauern. Sie vertragen es wohl, wiederholt zu werden; schon der Vollständigkeit wegen nehmen wir sie in unsere Darstellung auf. „Es sollen durchaus keine Anlagen gemacht werden, wobei der Unterthan nicht bestehen kann. Am allerwenigsten aber wollen Se. Majestät gestatten, daß bei den Revisionen der Aemteranschläge die Prästationen der Unterthanen (wohin Sie hauptsächlich die Dienstgelder mitrechnen) erhöhet werden sollen; sondern es sollen diese, wie sie jetzo sind, unverändert bleiben, und als fixirte Prästationen angesehen werden. Se. Majestät wissen, daß eines der Dinge, welche dem Bauersmann zu hart und ganz unerträglich fallen, die schweren und ganz unerträglichen Dienste seyn, welche dieselben thun müssen, wobei mehrentheils vor den Gutsherrn wenig Nutzen, vor den Bauersmann aber sein gänzlicher Verderb augenscheinlich herauskommt. Es befehlen dahero Se. königl. Majestät ernstlichst, daß das General-Directorium sich ein ganz besonderes Werk daraus machen und nicht nur in jeder Provinz, sondern auch in jedem Kreise derselben eine serieuse Untersuchung anstellen soll, ob nicht sowohl Amts- als auch Städte- und adlige Unterthanen von diesem dem Bauersmanne so gar omineusen Umstand in gewissem Maaße befreiet und die Sache dergestalt eingerichtet werden könne, daß, anstatt daß der Bauer jetzo die ganze Woche hindurch dienen muß, derselbe die Woche über nicht mehr als drei oder vier Tage zu Hofe dienen dürfe. Es wird dieses zwar Anfangs etwas Geschrei geben, allein da es vor dem gemeinen Mann nicht auszustehen ist, wenn er wöchentlich fünf Tage oder gar sechs Tage dienen soll, die Arbeit an sich auch bei denen elenden Umständen, worin er dadurch gesetzt wird, von ihm sehr schlecht verrichtet werden muß, so muß darunter einmal durchgegriffen werden; und werden alle vernünftige Gutsherren sich hoffentlich wohl accommodiren, in diese Veränderung derer Dienstage ohne Schwierigkeit zu

willigen, um so mehr, da sie in der That ersehen werden, daß, wenn der Bauer sich nur erst ein wenig wieder erholt hat, er in denen wenigen Tagen ebensoviel und vielleicht noch mehr und besser arbeiten wird, als er vorhin in denen vielen Tagen gethan hat. — Was nun Se. Majestät im vorhergehenden Paragraph ratione der Verminderung derer unerträglichen ordinären Hofedienste allergnädigst geordnet und befohlen haben, solches soll auch wegen derer bei vielen Aemtern und adligen Gütern hergebrachten ganz übermäßigen sogenannten Burg-, Vest- und Reisefuhren beobachtet und es damit um so mehr auf einen billigen Fuß gesetzt werden, da die Umstände der gegenwärtigen Zeiten auf die alten, in welchen dergleichen Dienste eingeführt oder vielmehr denen armen Unterthanen aufgebürdet worden, ganz und gar nicht mehr quadriren."

Neben dieser eingehenden und von wirklichem Wohlwollen zeugenden Behandlung der bäuerlichen Verhältnisse nimmt sich der entsprechende Artikel der alten Instruction hart und trocken aus. Das Wenige, was dort zum Schutz und zur Schonung der Unterthanen angeordnet wird, ist lediglich durch das fiscalische Interesse dictirt; dem es freilich widerspricht, „daß die Unterthanen durch gar zu schwere Lasten enerviret und zuletzt unfähig werden, ihre gewöhnlichen Praestationes zu leisten." Soweit dieses Interesse nicht entgegensteht, hat Friedrich Wilhelm gegen eine Steigerung der Lasten nichts, während Friedrich sie unbedingt verwirft; namentlich liegt in dem strengen Verbot, die Erträge der Aemter durch die Erhöhung der Dienstgelder in die Höhe zu treiben, welche als fixirte Prästationen angesehn werden sollen, geradezu ein Widerspruch gegen die Anordnung seines Vaters, der in seiner Instruction die Bedingungen genau auseinandersetzt, unter denen eine solche Erhöhung als „gut und solide" zu billigen sei.

Dieselbe weise Humanität Friedrich's begegnet uns auch in dem Articulus 8, der von dem Contributionswesen handelt. Die preußische Steuerverfassung beruhte zur Zeit Friedrich's noch fast ganz auf den Grundlagen, die ihr der große Kurfürst gegeben hatte, d. h. es gab, abgesehen von den Grenzzöllen, im Wesentlichen nur zwei Abgaben: die Contribution oder die Grundsteuer für das offene Land und die Accise in den Städten, — eine indirecte Steuer, die von allen in die Stadt geführten Verbrauchsartikeln am Thore erhoben wurde. Auch Friedrich hat dieses einfache System, wenn wir von den finanziellen Experimenten seiner späteren Zeit absehen, im Ganzen unverändert beibehalten und nach der Eroberung Schlesiens auch in diese Provinz verpflanzt. Beide Hauptsteuern waren von ihrer Entstehung an recht eigentlich für die Erhaltung der Armee bestimmt und für den Staat also von der unermeßlichsten

Wichtigkeit. Die ältere Instruction kennt daher auch namentlich in Betreff der Contribution keine andere Sorge, als sie so einträglich als möglich zu machen und dem General-Directorium seine Verantwortlichkeit in dieser Beziehung mit den schärfsten Ausdrücken zum Bewußtsein zu bringen. Friedrich, unter dem sich ja die Bedürfnisse des Staates unendlich steigerten, konnte natürlich über die Unentbehrlichkeit dieser Steuer nicht anders denken, als sein Vorgänger. Daß er trotzdem auch hier nicht die Rücksicht auf den Fiscus, sondern auf den Vermögenszustand der Unterthanen voranstellt, verdient um so größere Anerkennung. „Es wird zuvörderst," so schreibt er in der neuen Instruction vor, „als ein Principium regulativum hiermit festgesetzt, daß bei dem Contributionswesen niemals etwas erhöht, sondern, wenn es die Umstände der Leute erfordern, eher abgesetzt werden soll, indem Sr. Majestät mit einem großen Quanto auf dem Papier um so weniger etwas gedient ist, da Sie solches doch niemals richtig und völlig erhalten können, sondern zuletzt, und wenn die armen Unterthanen ganz entkräftet und zum Theil durch Executiones ruinirt sind, daran dennoch ein ansehnliches abschreiben und niederschlagen, auch wohl gar noch dazu zu Retablirung der Unterthanen aus Dero Cassen ein ansehnliches herschießen müssen." Wenn also Friedrich zugleich klug und human genug war, jede Steigerung des Ertrages der Grundsteuer durch Erhöhung der Last für die Einzelnen zu verschmähen, so zeigt er sich dafür um so eifriger bedacht, durch Vermehrung des Anbaues und der Bevölkerung die Leistungsfähigkeit des Landes zu steigern: eine Tendenz, die in der älteren Instruction zwar auch im Allgemeinen angedeutet ist, in der neuen Redaction aber einen viel bestimmteren und umständlicheren Ausdruck gefunden hat. Indem Friedrich die Beförderung der Heirathen vorschreibt, läßt er selbst das militärische Interesse gegen das der „Peuplirung" zurücktreten. Namentlich ist es aber auch von Interesse, wie er in gleicher Absicht die Theilung des Grundeigenthums empfiehlt. Wo starke Bauerhöfe sind, zu denen fünf, sechs oder mehr Hufen Landes gehören, und der Besitzer zwei, drei und mehr Söhne hat, da ist auf die Gründung neuer Wirthschaften hinzuwirken. Friedrich bezeichnet dies ausdrücklich als einen der Hauptpunkte, worauf das General-Directorium genau mit sehen müsse, und schreibt vor, daß ihm jährliche Listen über die Zahl der neu angesetzten Landwirthe eingereicht werden sollen. So sehr haben diejenigen Unrecht, welche diese Tendenz erst von der Revolution zu datiren lieben. —

Uebergehen wir den wenig belangreichen nächsten Abschnitt, der vom Lehnskanon und den Ritterrollen handelt, und folgen der Instruction sogleich zu dem wichtigen Capitel vom Acciseweſen. In ihrem Ursprunge

zur Zeit des großen Kurfürsten hatte die Accise keine andre Bestimmung gehabt, als den den Städten zufallenden Antheil an der Erhaltung des Heeres in einer für diese minder drückenden Form, als die der Contribution war, aufzubringen. Die Bedürfnisse des Staates mit den Interessen der Steuerzahler möglichst in Uebereinstimmung zu bringen, war also das bei ihrer Anordnung einzig Maaßgebende gewesen. Aber schon Friedrich Wilhelm brachte in seiner Instruction für die Feststellung der Tarife ein der Sache ursprünglich fremdes Motiv zur Geltung. Sie sollten nämlich so abgestuft werden, daß sie die inländische Production gegen die ausländische begünstigten, und demgemäß mußten die ausländischen Waaren, sowohl die Manufacturen als auch die Producte des Ackerbaues, dergestalt höher impostirt werden, daß die einheimischen um die Hälfte wohlfeiler gekauft werden konnten, als die fremden. Diesen Grundsatz seines Vaters hielt auch Friedrich fest, und es tritt in seiner Redaction die Absicht, durch hohe Besteuerung ausländischer Waaren die einheimische Production zu steigern, noch stärker hervor. Das war eine nothwendige Consequenz seines handelspolitischen Standpunktes, der in dem folgenden eilften Artikel vollständiger dargelegt wird.

Dieser nämlich handelt von den Zöllen und Commercien. In der älteren Instruction ist er sehr kurz und dürftig, und enthält nicht viel mehr als vage Wünsche und Wiederholungen des schon einmal Gesagten: in der neuen Redaction ist er fast ganz umgestaltet und enthält in nuce Friedrich's handelspolitisches System. Friedrich sagt: „Es sind drei Arten von Commercium dem Lande nützlich und zuträglich; die erste, wenn man Sachen und Waaren, so im Lande hervorgebracht und fabricirt worden, in auswärtige Lande verschickt und davor baar Geld zurückerhält; die zweite, wenn man fremde Waaren kommen, solche nur durch das Land gehen läßt und sie außerhalb Landes wieder absetzt; die dritte, wenn man Landeswaaren gegen auswärtige, welche man nothwendig gebraucht, umsetzt und verwechselt. Und obzwar, wie gedacht, alle diese drei Arten gut und nützlich sind, so ist doch die erste ohnstreitig die beste, daher auch darauf am allermeisten raffiniret werden muß. Bei der zweiten Art muß auf den Handel und den Debit aus und nach Polen die stärkste Reflexion genommen werden; und die dritte Art muß man so lange mitnehmen, als man es nicht ändern oder besser haben kann." Dieser allgemeinen Theorie folgen dann einzelne Anwendungen. So soll der Wein höher besteuert werden, um die Consumtion des Bieres zu vermehren; es sollen im Lande selbst Zuckerraffinerien und Seidenfabriken angelegt werden. Es ist aus der ganzen Regierungsgeschichte Friedrich's bekannt, wie fest diese Grundsätze in ihm Wurzel gefaßt hatten. Sie

sind eben nichts Anderes, als eine Consequenz des Mercantilsystems, welches damals die Welt beherrschte. Sie einer Kritik zu unterwerfen, ist heutzutage überflüssig. Die Bewegungen auf dem Gebiete der Nationalökonomie, durch die jenes System gestürzt wurde, das Auftreten der französischen Physiokraten und die unsterbliche That von Adam Smith hat Friedrich allerdings noch erlebt, aber erst in einem Alter, in welchem man ihm nicht mehr zumuthen konnte, seine ganze Denkart umzuwandeln.

Articulus 12 zeigt uns die Gedanken Friedrich's über diese Gegenstände in ihrer weiteren Ausführung. Er handelt nämlich von Manufactursachen. Schon Friedrich Wilhelm legte, wie aus dem Obigen hervorgeht, auf „die Etablirung guter und wohl eingerichteter Manufacturen" kein geringes Gewicht. Es fehlte ihm aber an Großartigkeit des Ueberblicks, und so war auch hierin sein Sinn auf das Einzelne und schon Vorhandene gerichtet. In seiner Instruction handelt daher der betreffende Artikel fast ausschließlich von der Wollenmanufactur, von der er eine sehr genaue Kenntniß zeigt und deren Pflege ihm so am Herzen lag, daß er die Ausfuhr einheimischer Wolle bei Strafe des Stranges verbot, dagegen aus aller Herren Ländern geschickte Arbeiter in's Land zu ziehen befahl. Friedrich hielt es nicht für nöthig, diese speciellen Anweisungen für einen einzelnen Industriezweig zu wiederholen; dagegen faßt er als denkender, systematischer Kopf das ganze Industrieweſen an der Wurzel an, indem er die folgenden Grundsätze darüber entwickelt: „Es gereichen zwei Sachen zur Aufnahme und wahren Besten eines Landes, nämlich: 1) aus fremden Landen Geld hereinzuziehen — dieses geschieht durch das Commercium; 2) zu verhindern, daß das Geld nicht unnöthiger Weise aus dem Lande gehen müsse, — und solches geschieht durch die Manufacturen. Nichts ist also vernünftiger, auch zugleich nichts nothwendiger, als daß mit äußerster Attention darauf gedacht und unermüdet darauf gearbeitet werde, in den königlichen Landen nebst dem Commercio auch die Manufacturen zu pouſſiren, und nicht allein diejenigen, so bereits vorhanden, in gewissem Maaße aber in Abfall gekommen sind, zu retabliren, sondern auch solche, welche gegenwärtig in gutem Gange sind, immer mehr zu perfectioniren, die noch fehlenden aber anzurichten." Deshalb wird das General-Directorium angewiesen, durch genaue Uebersichten über die aus dem Auslande eingehenden Waaren festzustellen, was für Manufacturen in Preußen noch fehlen, und es hat ferner zu ermitteln, wie sie am bequemsten zu etabliren sind. „Und obwohl diejenigen Manufacturen ohnstreitig die allerbesten sind, zu welchen das Land die erste Materie fourniren kann, so sind doch nicht weniger auch die andern sehr gut und

nützlich, zu welchen die rohe Materie von außen hereingebracht werden muß, indem sie vielen Leuten Arbeit und Brot verschaffen."

Articulus 13, wegen der gestempelten Papiere und Karten, und Articulus 14, wegen Anhaltung der Deserteurs, bieten nichts Charakteristisches dar. Das letztere Capitel hatte bei der damaligen Beschaffenheit der Armee eine ganz andere Bedeutung, als heutzutage, und Friedrich hatte daher wohl Grund genug, die Durchführung der zahlreichen darauf bezüglichen Edicte und Verordnungen noch besonders einzuschärfen.

Von Städte-Sachen ist die Ueberschrift des folgenden Artikels. Bei dem Mangel jeder corporativen Selbständigkeit, die unsere Städte ja erst dem großen gesetzgeberischen Acte des Freiherrn von Stein verdanken, hing das Gedeihen der Städte sogut wie jeder andere Fortschritt lediglich von der Sorge der Staatsbehörden ab. An Ermahnungen und Anweisungen dazu hat es schon Friedrich Wilhelm in seiner Instruction nicht fehlen lassen. In der neuen Redaction tritt noch eine Maaßregel hinzu. Es soll eine Generaltabelle entworfen werden, worin alle Städte mit der Anzahl ihrer Einwohner und der Art ihrer Hauptnahrung zu verzeichnen sind. Diese Tabelle ist alle Jahre neu zu formiren und dem Könige im Auszuge mitzutheilen, „damit Dieselben daraus sehen und urtheilen können, welche Kammer am fleißigsten gewesen ist und Deroselben höchste Ordres am besten zur Execution gebracht hat."

Articulus 16, über Polizei- und Kämmereiwesen, ist im Wesentlichen nur eine Fortsetzung des vorigen, indem er mancherlei Einzelheiten aus dem städtischen Leben betrifft, wie die Feuerlösch-Instrumente, das Pflaster, die Plumpen, die Dächer u. s. w. Bemerkenswerth ist nur, daß mitten unter diesen rein polizeilichen Anordnungen Friedrich, gleichsam als wäre es eben auch nur ein Theil der Marktpolizei, verfügt, der Roggen solle nie unter 18 gGr. und nie über 1 Thaler gelten. Auf welche Weise er eine solche Gleichmäßigkeit des Preises erzwingen zu können meinte, haben wir an einer anderen Stelle erfahren. Auch in dem folgenden Artikel ist an einer Stelle, wo man es nicht erwarten sollte, ein wichtiges Princip ausgesprochen.*)

Es handelt sich nämlich in diesem Artikel von den Edicten, welche das General-Directorium im Namen des Königs zu erlassen hat. Früher hatten sich das General-Kriegscommissariat und das General-Finanzdirectorium, aus deren Verschmelzung das General-Directorium hervorging, in ihren Edicten häufig widersprochen und diesen Widerspruch nicht selten mit allen

*) Das Folgende ist größtentheils schon mitgetheilt von Preuß a. a. O.

Rechtsmitteln gegen einander durchgekämpft, — beide Theile natürlich auf Kosten des Königs, in dessen Namen sie handelten, und dieser unerträgliche Uebelstand war eben der Anlaß zu der Neuerung Friedrich Wilhelm's gewesen, der daher in seiner Instruction vor Allem Vorkehrungen traf, für die Zukunft durch die Anordnung strenger Formen bei dem Erlaß von Edicten eine ähnliche Verwirrung zu beseitigen und durch eine Revision der älteren Edicte das, was in ihnen Widersprechendes und Unhaltbares war, entfernen zu lassen. Mit diesen Uebelständen hatte es Friedrich, als er die Instruction umarbeitete, nicht mehr zu thun; dagegen schreibt er Folgendes vor: „Das General-Directorium soll den Fiscalen aufgeben, in Zukunft besser als bisher auf die Halt- und Beobachtung der Edicte zu vigiliren, indem hierin eigentlich ihr Amt besteht. Hingegen soll ihnen sowohl als den Jägern und Forstbedienten bei Strafe des Stranges verboten werden, die Edelleute in keinem Stück zu chicaniren, noch ihnen alte längst verjährte Processe und Grenzstreitigkeiten wieder aufzuwärmen. Allermaaßen denn Se. königl. Majestät hierdurch nochmals festsetzen und ernstlich wollen, daß ein Vasall, der in Anno 1740 im wirklichen Besitz eines Grundstücks oder einer Gerechtigkeit gewesen ist, die Possession nicht weiter beweisen, sondern darin geschützet und unter keinerlei Prätext deßhalb in Anspruch genommen werden soll. Und daferne je zwischen denen Kammern und denen Edelleuten unvermeidliche Disputen und Processe vorkommen sollten, so soll das General-Directorium denen letzteren nicht nur Gerechtigkeit wiederfahren lassen, sondern sogar Sr. Majestät Selbst eher als jenen zu nahe thun, indem dasjenige, was vor höchst Dieselbe ein kleiner und nicht zu merkender Verlust ist, dem Edelmann ein sehr großer und ansehnlicher Vortheil sein kann, und meritiren diese um so mehr conserviret zu werden, da solche mit ihren Söhnen in Kriegszeiten die meisten Dienste thun und das Land defendiren müssen." —

Wir gelangen mit dem nächsten Artikel zu dem Capitel von Verpachtung der Aemter, Vorwerke und anderer Domänen, also einem der Hauptpunkte in der Thätigkeit des General-Directoriums. In beiden Redactionen gehört daher dieser Artikel zu den längsten und enthält eine Menge detaillirter Bestimmungen. Die jüngere unterscheidet sich auch hier von der älteren, abgesehen von einzelnen praktischen Gesichtspunkten, die sie neu zur Geltung bringt, wie z. B. die Pflege der Haiden, vor Allem durch die humane Rücksicht, die sie auf das Wohl der Unterthanen nimmt. Friedrich Wilhelm hatte in seinen Anweisungen, wie billig, auf die möglichste Steigerung der Einkünfte aus den Domänen ein Hauptgewicht gelegt und ein jedes Plus gutgeheißen, sofern es nicht durch ein Minus an anderen Stellen aufgewogen wurde und also auf bloßem Scheine beruhte. Die

dienstwilligen Beamten suchten nun natürlich dem Könige durch den Nachweis reichlicher Mehreinnahmen zu gefallen, unbekümmert darum, daß sie durch eine unbillige Auspressung der Pächter und der Unterthanen erzielt wurden. Gegen diesen Mißbrauch wendet sich Friedrich mit sittlichem Zorn. Er verflucht die gottlose Plusmacherei durch anderer Leute Unglück. „Nach Sr. königl. Majestät gegründetem Ermessen muß eine wahre Verbesserung und ein reelles Plus bei denen Domänen-Pertinentien aus der Natur der Sache und durch die Industrie herausgebracht werden, dieses aber zu bewerkstelligen erfordert kluge und laborieuse, nicht aber solche faule und idiote Leute und Kriegsräthe, als es leider fast in allen Kammern die Menge giebt. Und eben diese sind Ursach daran, daß hin und wieder vielleicht mit anderer Leute Unglück Plus gemacht worden, welches aber verflucht ist. Denn wenn z. B. ein Amt nahe bei einer Stadt liegt, und ein Kriegsrath macht dadurch Plus, oder ein Beamter bietet dergleichen unter der Bedingung, daß der Verlag gewisser Krüge, so denen Städten gehören, dem Amte beigelegt werde, so ist solches gottlos und höchst strafbar, weil dadurch denen Bürgern ihre Nahrung entzogen und der Hals abgeschnitten wird. Diese und andere dergleichen abominable Plusmacherei soll inskünftige durchaus nicht mehr sein, sondern es soll auf Privilegien und Gerechtigkeiten reflectirt und einem jeden gelassen werden, was ihm gehört."

Dieselbe Strenge gegen die eignen Beamten zum Besten des Volks zeigt sich auch in dem merkwürdigen Verfahren, welches Friedrich für die Verpachtung der Aemter vorschreibt. Vor Erneuerung des Contracts sollen sämmtliche Amtsunterthanen vorgefordert und umständlich vernommen werden, ob auch der Beamte in den abgelaufenen Pachtjahren ihnen zu hart gefallen oder ob er mit ihnen christlich umgegangen, ihnen in Nothfällen mögliche Hülfe geleistet und dergestalt auf ihre Conservation thätlich bedacht gewesen sei, „gestalt, wenn bei dieser Untersuchung sich finden sollte, daß der Beamte ein eigennütziger Bauernplacker ist, derselbe, *ob er gleich sonst gut gewirthschaftet*, und richtig bezahlt hat, aus dem Amte weggeschafft und ein anderer billiger und ehrlicher Mann in dessen Stelle aufgesucht werden soll." Der König bezieht sich dabei auf die Ordre vom 16. December vorigen Jahres.

Articulus 21 — denn wir übergehen die dazwischenliegenden über Détails der Domänen-Verwaltung — handelt von der *Molestienkasse*. Diese Kasse hatte die Bestimmung, für eine der lästigsten Verpflichtungen, die den Bauern oblagen, nämlich für die Leistung des *Vorspannes* bei Reisen im königlichen Dienste eine leidlichere Form darzubieten, indem man durch die Zahlung des *Molestiengeldes* von der Leistung des Vorspan-

nes in natura sich unter Umständen befreien konnte. Indessen blieb daneben auch die Naturalleistung selbst mit allen ihren Mißbräuchen bestehen, und Friedrich fand es daher nothwendig, da ihm die Einrichtung selbst nicht entbehrlich schien, wenigstens gegen diese letzteren genaue Vorschriften zu geben, welche auf die möglichste Schonung der Unterthanen und ihrer Pferde abzielten.

Gegen Uebelstände anderer Art wendet er sich in dem folgenden auf das Postwesen bezüglichen Abschnitt. Er tadelt hier vor Allem das schlechte Fahren und fügt hinzu: „Wobei Se. königl. Majestät noch überdem erinnern, daß die Passagiers und alle anderen Leute, so in den Posthäusern zu verrichten haben, von den Postbedienten nicht brusquiret, sondern ihnen mit gehöriger Bescheidenheit begegnet und Bescheid ertheilt werden soll, damit die hierüber zeither geführte allgemeine und dem Postinteresse sehr nachtheilige Klage vors künftige nicht mehr gehört werden möge." Wenn man mit diesen Anordnungen des Königs die ganz ähnlichen Beschwerden vergleicht, die bis in die Gegenwart hinein noch nicht haben verstummen können, so überzeugt man sich freilich, daß es Dinge gab, an denen auch die Macht eines Friedrich zu Schanden wurde. — Und wieder gegen eine andere Plage des Volkes wendet sich der König in dem Articulus 23, wegen des Salzwesens; — wir wissen nicht, ob mit besserem Erfolge, als sein Vater, der schon in ganz ähnlicher Weise wie er die Härten, zu denen die Handhabung dieses Regals führte, zu beseitigen gesucht hatte. Und doch mußte auch Friedrich wieder einschärfen, daß die Unterthanen durch bessere und gehörige Vollpackung der Tonnen soulagirt werden und daß die Salz-Inspectoren die Unterthanen nicht betrügen und chicaniren sollten.

Für den Articulus 24, Münzwesen, kündigt Friedrich eine besondere Instruction an, die künftig ergehen soll.

Articulus 25 betrifft das Mühlenwesen. Friedrich schreibt: „Können die daraus fließenden königlichen Revenuen ohne Bedrückung der Unterthanen vermehrt werden, so ist es gut. Wenn aber diese dabei leiden würden, so wollen Se. Majestät lieber mit dem bisherigen Ertrag der Mühlen zufrieden sein, zumal Ihnen nicht unbekannt ist, daß die Unterthanen dabei so schon ziemlich hoch herangezogen sind und überdies noch von den Müllern hart genug mitgenommen werden, deren Boßheit und diebischen Griffen zu steuern das General-Directorium billig mit Ernst bedacht seyn soll."

Articulus 26, Brauwesen. Die Brauereien auf den königlichen Domänen waren vor der Bildung des General-Directoriums ein anderer Hauptanlaß zu den Processen zwischen den Provinzial-Commissariaten und

den Domänenkammern gewesen, die Friedrich Wilhelm durch die Verschmelzung beider beseitigen wollte. Seine Instruction beschäftigt sich daher hauptsächlich mit diesem Punkte, und er spricht die Hoffnung aus, daß bei seiner neuen Verfassung „die armen Juristen, die armen Teufel, so inutil werden werden, wie das fünfte Rad am Wagen." Als Friedrich dann die Instruction umarbeitete, hatte er es mit diesen Zuständen nicht mehr zu thun, die eben durch die Reformen seines Vaters beseitigt waren. Dagegen hatte dessen Eifer, die Staatseinkünfte auf einen möglichst hohen Stand zu bringen, auch auf diesem Gebiete manche drückende Maaßregeln hervorgerufen, die der Sohn mit den Worten verwirft: „Es sollen keine Eckardt'schen Principien mehr practicirt werden, inmaaßen Se. königl. Majestät auch hierbei nichts mehr verlangen, als was recht und billig ist." Eckardt war der bekannte Günstling Friedrich Wilhelm's I., dem er sich, aus ganz geringem Stande emporgekommen, durch seine Finanzpraktiken empfohlen und zuletzt unentbehrlich gemacht hatte. Er wurde reich besoldet und beschenkt, mit Orden und Ehrentiteln begnadigt und empfing den Adel. Um so verhaßter war er bei dem Volke, welches ihn den Kaminrath (er war früher bernburgischer Kamin- und Schornsteinbauer gewesen) oder den Plusmacher zu nennen pflegte. Besonders trug ihm sein Verhalten im Jahre 1737, wo er zur Verbesserung der landesherrlichen Brauereien die Mark Brandenburg bereiste und bei dieser Gelegenheit den Städten die größten Lasten aufwälzte, den allgemeinen Haß ein. Als Friedrich zur Regierung kam, war er geheimer Kriegsrath bei der Kammer in Königsberg. Eine seiner ersten Regierungshandlungen war, ihn seiner Dienste zu entlassen, — und er war der einzige von Friedrich Wilhelm's Beamten, den ein solches Schicksal traf; ja, er wurde sogar eine Zeitlang in Haft gehalten und mußte auch später der Hauptstadt bis auf 20 Meilen fern bleiben. Wie sehr Friedrich solche Künste verabscheute, „die für den Fürsten Gold machen auf Kosten der Börse der Unterthanen," darüber hat er sich mit Beziehung auf denselben Eckardt auch in seiner Abhandlung des moeurs et des coutumes sous la dynastie des Hohenzollern ausgesprochen, und so bedient er sich auch hier seines Namens, um eine ganze Gattung verwerflicher Finanzpraktiken damit zu brandmarken. —

Ganz dieselbe humane Schonung der Unterthanen begegnet uns auch wieder im Articulus 27, wegen der Domänen-Commissionen. Diese Commissionen wurden in die Provinzen gesendet, um den Zustand der Domänen zu untersuchen und Vorschläge zu Verbesserungen sowie zur Steigerung des Ertrages zu machen. Friedrich verbietet auch hierbei ausdrücklich jede drückende Maaßregel. „Die Aemteranschläge sollen bei der Revision gründlich examinirt und dabei das Plus, so durch neue Auflagen der Un-

terthanen in die Anschläge gebracht ist, durchaus nicht statuirt, noch weniger aber darauf studirt werden, bei diesem oder jenem Pertinenzstücke, um ein größeres Plus herauszuziehen, die Sätze ohne genügsames Fundament nach Willkür zu erhöhen."

Ueberall, wie man sieht, derselbe Geist. Aber unmittelbar neben diesem Wohlwollen für die Einzelnen die übergreifende Rücksicht auf das Ganze, auf den Staat als Staat. Von dieser letzteren Seite lernen wir Friedrich's Regierungssystem in dem von Erkaufung der Güter handelnden Articulus 28 kennen. Die Vorschriften, die in der älteren Instruction über diesen Gegenstand gegeben sind, zielen, ohne irgend höhere Rücksichten zu kennen, eben lediglich auf die Erwirkung möglichst vortheilhafter Güterkäufe ab; es sind Anweisungen, wie sie für jeden Privatbesitzer angemessen erscheinen würden, die aber mit den Aufgaben einer über dem Gesammtwohl wachenden obersten Staatsgewalt vielfach im Widerspruche standen, und auf Grund deren unter Friedrich Wilhelm I. das öffentliche Interesse in der That ernsten Schaden gelitten hatte. Bei Friedrich dagegen steht die höhere Staatsräson den Interessen, die er als erster Grundeigenthümer im Lande hat, weit voran. Er befiehlt: „Weil Se. königl. Majestät die adeligen Familien im Lande conserviret wissen wollen, so soll die Ankaufung solcher Güter gänzlich aufhören, und wenn auch die Aemter durch dergleichen Combinationes auf's alterum tantum verbessert werden könnten, so sollen dennoch bei Dero Lebzeiten die Kriegs- und Domänenkammern daran nimmermehr gedenken, noch weniger aber Sr. königl. Majestät von dergleichen etwas vortragen." Was die Sache selbst betrifft, nämlich den Werth, den Friedrich auf die Erhaltung des Adels in seinem gegenwärtigen Besitzstande legt, so kommt er damit nur auf einen schon in Art. 17 ausführlicher behandelten Cardinalpunkt seiner Staatskunst zurück.

Articulus 30, wegen zu verschaffender prompter Bezahlung der Contributions- und Domäneneinkünfte, und Articulus 31, wegen Abnahme der Rechnungen, enthalten, wie schon in der älteren Instruction, Anweisungen, die ganz das Detail der Verwaltungspraxis betreffen. Vor Allem soll mit der rücksichtslosesten Härte gegen jede Spur von Unredlichkeit eingeschritten werden. „Es soll unparteiisch examinirt werden, ob sich unter den Rendanten nicht noch mehr Liebherrn finden; aller alte Sauerteig soll endlich einmal gänzlich ausgefegt werden. Denn es ist einerlei, ob Jemand die Unterthanen, oder Se. königl. Majestät immediate betrügt, indem Dero Interesse auch das Landes-Interesse ist. — Im Uebrigen declariren Se. königl. Majestät hierdurch auf das ernstlichste, daß derjenige, so in der Aufsicht manquiret,

schon einer empfindlichen Strafe werth ist; wer sich aber von unrichtigen und schelmischen Rechnungsführern gar bestechen läßt und ihnen deßhalb durch die Finger sieht, der meritiret den Strang, weil der Hehler so gut ist als der Stehler und also beide einerlei Strafe verdienen, dahero diejenigen, welche sich dergleichen schändlicher Thaten bewußt sind, sich gewiß in Acht zu nehmen haben."

Articulus 32, wegen der Etats, enthält in der älteren Fassung die genauesten Vorschriften über die verschiedenen Stadien, welche die Feststellung der Special- und Generaletats zu durchlaufen hat, bis sie dem König zur Genehmigung vorzulegen sind. Die außerordentliche Sachkenntniß Friedrich Wilhelm's I. in den Staatshaushalts-Angelegenheiten tritt nirgends so deutlich als hier hervor. In der Handhabung der so geregelten scharfen Controlle den eignen Beamten gegenüber zeigt sich das absolute Königthum von einer ganz eigenthümlichen und von einer seiner besten Seiten. Unsere Könige erscheinen darin der Büreaukratie gegenüber als die wahren Vertreter der Volksinteressen. Diese Vertretung mußte aber nothwendig anders organisirt, es mußte ein neues Organ für sie geschaffen werden, seitdem die von den Monarchen selbst geübte Controlle aus sachlichen und persönlichen Gründen unwirksam und zu einem leeren Schein geworden war, — ein Moment, der eigentlich schon mit dem Tode Friedrich's des Großen eingetreten ist. Er, aber auch nur er, hat noch ganz wie sein Vater die allerpersönlichste und genaueste Controlle über die Staatsfinanzen geübt. Wenn die Fassung des in Rede stehenden Artikels in seiner Redaction kürzer ist als in der ursprünglichen, so hat das seinen Grund jedenfalls nicht darin, daß er diesem Gegenstande eine geringere Bedeutung zugeschrieben hätte, als sein Vorgänger, sondern vielmehr darin, daß durch diesen Alles zu gut geordnet war, als daß es einer Wiederholung aller Specialitäten bedurft hätte. — Nur ein Zweig dieser Geldsachen bleibt dem General-Directorium entzogen: „Von den Tresorsachen soll sich das General-Directorium nicht meliren, weil Se. Majestät es deßhalb allein mit dem Etats-Minister von Boden — (Boden war seit dem 22. März 1747 Chef des zweiten Departements) — und dem Kriegsrath Cammerer zu thun haben wollen."

Articulus 33, wegen der Grenzsachen, imgleichen wegen Ausrodung der Brüche und Moraste. „In allen die Landesgrenzen betreffenden Sachen soll das General-Directorium vor sich allein nicht das Geringste unternehmen, sondern mit dem Departement der auswärtigen Affaires sich allezeit gehörig concertiren. In den Grenzdifferenzien zwischen den königlichen Provinzien soll nicht pointillirt werden, indem solche einem Herrn gehören. Bei Grenzirrungen zwischen den königlichen Aem-

tern und denen von Adel oder anderen Particuliers soll soviel als möglich nachgegeben werden, indem die Objecte des Streits mehrentheils sehr wenig importiren und Höchstdieselbe folglich dabei sehr wenig verlieren können." Die Rodung des Dammschen Bruches und die Bewallung der Oder werden dem General-Directorium besonders an's Herz gelegt. „Es muß den Entrepreneurs Alles, was ihnen versprochen worden, treulich und redlich gehalten, jedoch dabei vornemlich darauf Achtung gegeben werden, daß sie auf den ihnen angewiesenen Revieren keine Vorwerker, sondern durchgehends Dörfer anlegen, indem Se. königl. Majestät denselben die Oerter in keiner anderen Intention zur Urbarmachung accordirt haben, als daß sie Unterthanen darauf ansetzen und dergestalt die Peuplirung des Landes, so der Hauptzweck bei dem ganzen Werke ist, befördern sollen." Bei Wrietzen und an verschiedenen Orten können Holländereien angelegt und Butter und Käse in solcher Menge gewonnen werden, daß man keine Fremden mehr brauchen wird. Später sollen andere Oerter urbar gemacht werden, wie das Netzebruch, die Madue. Wo Städte, wie in Pommern, zu weitläufige Feldmarken und Hütungsreviere haben, sollen nach dem Vorschlage des Fürsten Moritz von Anhalt Dörfer angelegt werden, die den Städten eigen bleiben und so die Kämmerei-Revenue verbessern.

Articulus 34, — wegen der Wolfsjagden. In einer Zeit, in der, wie die ältere Instruction sagt, es in der Provinz Preußen fast mehr Wölfe als Schafe gab, war dies unzweifelhaft ein für die Landwirthschaft sehr wichtiges Capitel, und es ist also erklärlich, wenn in derselben die Pflichten der Einwohner von Stadt und Land in dieser Beziehung auf das strengste normirt werden. Die neue Redaction stellt aber dieser Strenge auch hier die Rücksicht möglichster Schonung für die Unterthanen gegenüber. „Es sollen dabei nicht die Bauern und anderen Unterthanen nach der Jäger und Förster Plaisir vexiret, sondern nur im Nothfall und bei gewissen Umständen zu dergleichen Jagden aufgeboten und angehalten werden."

Mit Articulus 35, wegen der Anfragen, sind wir am Schluß der ursprünglichen Instruction angelangt. Er enthält allgemeine Anweisungen über den Geschäftsverkehr zwischen dem General-Directorium und dem Könige selbst, sowie Ermahnungen, die sich auf die soeben vollzogene Verschmelzung zweier bisher getrennter und rivalisirender Behörden beziehen. Dieser letztere Theil seines Inhaltes hatte natürlich in Friedrich's Zeit, wo man sich in die neue Ordnung längst eingelebt hatte, seine Bedeutung verloren und fiel daher von selbst fort; aber auch in seinem ersten Theil erscheint der Artikel in der neuen Bearbeitung gekürzt. Die für die Sinnesweise Friedrich Wilhelm's am meisten charakteristischen Wendungen hat Friedrich

weggelassen, z. B. die Worte, mit denen jener die Anordnung begründeter Gutachten über alle ihm zur Entscheidung vorzulegenden Fragen schließt: „Wir bleiben doch Herr und König und thun doch, was wir wollen." Friedrich war gewiß nicht weniger selbstherrisch als sein Vater und that nicht minder als der, was er wollte: aber dieses naive Bekenntniß absolutistischen Selbstgefühls war nicht nach seinem Geschmack.

Bis hierher ist die neue Instruction also nur eine Ueberarbeitung der alten. Sie enthält nun aber zum Schlusse noch zwei ganz neue Artikel von großer Bedeutung.

Der erste dieser Zusatzartikel nämlich handelt von der Recrutenkasse. Die Entstehung dieser Kasse fällt (nach Preuß I. 322 ff. und Stenzel, Gesch. des preuß. Staates III. 387) in die Zeit des großen Kurfürsten. Dieser traf am 1. Jan. 1686 die Einrichtung, daß „von allen weltlichen Bedienungen die Hälfte des Gehaltes vom ersten Jahre" zur Unterstützung der africanischen Handelsgesellschaft in die sogenannte Marinekasse gezahlt werden sollte. So blieb es bis auf Friedrich Wilhelm I., der bekanntlich die hoffnungsreichen Anfänge unsrer Seemacht, die schon unter seinem Vater ganz in Verfall gerathen waren, vollends zu Grabe trug. Er war aber weit entfernt, darum die willkommene aus der Einrichtung seines Großvaters fließende Einnahme fahren zu lassen. Vielmehr schuf er die Marinekasse am 9. Decbr. 1721 in eine Recrutenkasse für das bekannte Potsdamer Grenadier-Regiment um, um seine kostspielige Leidenschaft für „lange Kerls" leichter befriedigen zu können. Ja, das Institut wurde jetzt auf das Bedenklichste ausgedehnt und umgestaltet und erhielt eine Form, in der es in der That die wesentlichsten Interessen des Staates auf das Ernstlichste gefährdete. Wer nämlich um ein erledigtes Amt oder um eine geschäftsfreie Pfründe, um einen Titel oder um eine Standeserhöhung ansuchte, der mußte sich bei dem Director der Recrutenkasse, einem Minister, melden und die Summe angeben, die er zu erlegen willens sei. Der Minister berichtete darauf an den König, welcher ganz nach Belieben das Anerbieten entweder annahm, oder, was am häufigsten geschah, das Gebot — zuweilen bis auf das Doppelte — erhöhte. Den bedenklichsten Charakter aber gewann das Verfahren in dem nichts weniger als seltenen Falle, wenn mehrere Bewerber um dasselbe Amt ihre Angebote machten. Es wurde dann in der Regel dem Meistbietenden überlassen, so daß es also zu einer förmlichen Versteigerung der Aemter kam.*) Zwar wurde bei gewissen Aemtern auch

*) In Förster's Urkundenbuch zu der Lebensgeschichte Friedrich Wilhelm's I. Bd. I. S. 60. 78. 81 werden Marginal-Resolutionen des Königs mitgetheilt, in denen

eine Prüfung gefordert, die aber neben der Geldzahlung durchaus in zweiter Linie stand und nicht hinderte, daß Friedrich bei seinem Regierungsantritte viele der wichtigsten Staatsämter mit den unfähigsten Subjecten besetzt fand. Er begann daher unverzüglich den Kampf gegen dieses Unwesen. — Eine darauf bezügliche Cabinets-Ordre ist schon vom 21. Juni 1740 datirt — am 31. Mai hatte er den Thron bestiegen. Indessen war damit die Quelle des Uebels noch nicht getroffen. Gegen diese wenden sich erst die Bestimmungen unserer Instruction, die im Wesentlichen auf Folgendes hinauslaufen: „Wenn in den Provintzien Preußen, Pommern, Neumark, Churmark, Magdeburg, Halberstadt Bedienungen vacant werden, sollen deshalb keine Offerten weiter zur Recrutenkasse geschehen noch angenommen werden, vielmehr sollen dergleichen Supplicanten gleich abgewiesen werden. Die Recrutenkasse soll sich mit Einziehung des ersten Quartals von einer Bedienung, so vergeben worden, begnügen. Von dieser Verpflichtung, die auch bei Gehaltszulagen gilt, darf aber unter keinen Umständen dispensirt werden. Da Se. königl. Majestät bei Vergebung der Bedienungen in vorbenannten Provintzien auf kein Geldbieten weiter reflectiren wollen, so soll hergegen auch ernstlich darauf gesehen werden, damit sich hinfüro nicht weiter schlechte, ungeschickte und unerfahrene Leute zu den Bedienungen einschleichen, sondern nur allein Sr. königl. Majestät solche Subjecte vorgeschlagen werden, welche die erforderliche Capacité, Talent und Erfahrung dazu haben und die dabei ehrlich, fleißig und incorruptible seyn. In den Provintzien jenseit der Weser (dem Cleve- und Märkischen, Mindenschen, Ravensbergischen, Lingen- und Tecklenburgischen, auch Ostfriesländischen) soll es noch bei der alten Verfassung und bisherigen Gewohnheit gelassen werden, so daß, wenn daselbst Bedienungen vacant geworden und für solche Offerten zur Recrutenkasse geschehen, alsdann auf die Meistbietenden mit reflectirt werden soll." — Aus welchen Gründen dieser Unterschied zwischen den östlichen und westlichen Provinzen gemacht wird und wie lange er bestanden hat, ist dem Verfasser dieser Blätter nicht bekannt. Jedenfalls aber zeigt die ganze Anordnung ein ernstliches Einlenken Friedrich's aus der bedenklichen Bahn, die in dieser Angelegenheit unter seinem Vater verfolgt worden war.

Noch merkwürdiger ist der zweite Zusatzartikel: Wegen der Justizsachen. Auf keinem Gebiete des inneren Staatslebens unterscheidet sich die Regierung Friedrich's II. von der seines Vaters so sehr wie auf dem der Rechtspflege. Friedrich Wilhelm I. hatte gegen den Stand der

---

dieses Princip mit naiver Nacktheit ausgesprochen ist; z. B.: „Wer das meiste giebet. — Der 100 Rthlr. und mehr zahlet, sol haben. — Wer das Plus zahlet."

Juristen ein aus Haß und Geringschätzung gemischtes Gefühl, eine ähnliche Abneigung, wie sein Sohn gegen die Theologen; er hielt sie für eine Art Landplage, die man so viel wie möglich überflüssig machen müsse. Mochte immerhin diese üble Meinung in der Beschaffenheit der damaligen preußischen Richter und Advocaten ihre Berechtigung haben, so war es doch kurzsichtig, die damalige mangelhafte Erscheinung mit dem Wesen der Sache zu verwechseln, und dieser Fehler konnte nicht anders als sich schwer rächen und übel ärger machen, so daß denn die Rechtspflege unter Friedrich Wilhelm I. wirklich in die traurigste Verfassung gerieth. Zuletzt verkannte er selbst nicht die Nothwendigkeit einer Verbesserung, aber seine Kargheit, die er nur in militärischen Dingen zu überwinden wußte, hinderte, daß wirklich etwas geschah. Friedrich legte auch hier gleich Hand an. Ihm galt die Sorge für eine gute Justiz für eine der ersten Pflichten des Monarchen, ja er war sogar der Meinung, daß in dem Bedürfniß einer solchen eigentlich der Ursprung der monarchischen Gewalt selber zu suchen sei. Und dieser Ueberzeugung entsprachen seine Handlungen. Die Justizreform Friedrich's in ihren Einzelheiten darzulegen, ist hier nicht der Ort. Wir verweisen auf die Darstellung von Stenzel in seiner Geschichte des preußischen Staates, IV. 316 ff. und auf den betreffenden Aufsatz dieser Jahrbücher („Alte und neue Rechtszustände in Preußen," April- und Maiheft 1860). Gewiß ist, daß Preußen dieser Reform seinen hochgeachteten, gebildeten und unabhängigen Richterstand verdankt und daß durch sie das feste Fundament derjenigen Einrichtungen gelegt worden ist, die einen Staat zum Rechtsstaate machen. Dieses großartige Werk der Justizreform, unmittelbar nach der Beendigung des zweiten schlesischen Krieges in Angriff genommen, war im Wesentlichen vollendet, als Friedrich seine Instruction für das General-Directorium erließ. Er konnte also in dieser darauf Bezug nehmen und sein Werk dadurch krönen, daß er den Geschäftskreis der Verwaltungsbehörden von dem der Justizbehörden so viel wie irgend möglich getrennt hielt. Das General-Directorium hatte nach seiner ursprünglichen Verfassung in solchen Rechtsfällen, die mit seiner Administration irgendwie in Zusammenhang standen, zugleich die Functionen eines Gerichtshofes, und griff dadurch, daß es eine so große Menge von Angelegenheiten vor sein Forum zog, in den regelmäßigen Gang der Justiz vielfach hemmend und störend ein. Das mußte aufhören. Die neu organisirten Gerichtshöfe Friedrich's mußten vor solchen Eingriffen in ihre Sphäre geschützt werden. Deshalb wurde, wie wir bereits sahen, das selbständige Justiz-Departement, welches früher neben den Administrativ-Departements bestanden hatte, ganz aufgehoben, und der vorliegende Schlußartikel enthält nun die speciellen Vor-

schriften, wie sich die Behörde ferner in den sie betreffenden Rechtshändeln zu verhalten habe. Wir geben die wesentlichen Bestimmungen des Artikels ihrem Wortlaute nach:

1. „Nachdem Se. königl. Majestät bekanntermaßen nunmehro das Justitzwesen durch alle Dero Provintzien auf einen besseren und dergestalt soliden Fuß setzen lassen, daß einem Jeden promptes und unpartheiisches Recht wiederfähret, und Höchstdieselbe dahero ebensowenig als Dero sämbtliche getreue Unterthanen zu besorgen haben, daß ihnen in vorkommenden Streitsachen bey denen ordentlichen Justitz-Collegiis zu nahe geschehen werde, Dero General-Ober-Finanz- Kriegs- und Domänendirectorium auch sowohl als Provinzial-Kriegs- und Domänenkammern mit denen zu ihrem Ressort eigentlich gehörigen Sachen alle Hände voll zu thun und folglich wenig oder gar keine Zeit übrig haben, sich um Proceßsachen so wie sichs gebühret zu bekümmern, über dies alles aber die dem General-Directorio und den Kammern beygelegte Administration gewisser Justitzsachen zeithero gar zu weit extendiret worden, welches denn zu beständigen und denen klagenden Partheyen höchst nachtheiligen Collisionen mit denen Justitzcollegiis Anlaß gegeben hat; So haben Se. königl. Majestät der Nothwendigkeit zu seyn erachtet, hierunter ratione futuri eine Aenderung zu treffen und darüber bey dieser Gelegenheit Dero General-Directorium positivement zu instruiren.

2. Es wollen und befehlen demnach Se. königl. Majestät hierdurch wohlbedächtiglich, zugleich aber auch alles Ernstes, daß von nun an weder das General-Directorium noch die Kriegs- und Domänenkammern sich weiter in einigen Klage- und Proceßsachen meliren, sondern solche insgesambt, sie mögen bey Immediat- oder Mediatunterthanen, untereinander selbst oder zwischen jener und dieser gegeneinander, oder auch mit dem Fisco selbst entstehen, bey denen dazu bestellten ordentlichen Gerichten und Justitz-Collegiis angebracht und decidiret werden sollen.

3. Nach diesem Principio, welches Se. königl. Majestät hiermit ein vor allemahl festsetzen, muß so wenig das General-Directorium als die Kriegs- und Domänenkammern ferner eine Concurrenz prätendiren: a) Wenn einer von Adel oder andrer Unterthan mit dem Fisco, denen Kämmereyen, Städten und Aembtern, wegen Huth, Trift, Grentzen, Prästationen, Schuld- und anderer Privatsachen, es haben solche Nahmen, wie sie wollen, Proceß führet. b) Wenn die Aembter und Städte unter sich wegen dergleichen Gerechtigkeiten streitig sind. c) Wenn einer von Adel oder andrer Unterthan, wegen eines Dominialguths Strand- und

Cran-Gerechtigkeit oder sonst eines Regalis in Anspruch genommen wird. d) Wenn occasione der Bau-Sachen, wegen des Eigenthums oder einer Servitut zwischen denen Nachbahrn Streit entstehet. e) Wenn die Beambten und Magistráte wegen übler Administration der Justitz verklaget werden. f) Wenn zwischen den Aembtern und in solchen belegenen Frey-Güthern selbst wegen Huth, Trift, Grentze, item wegen Erbtheilung, Verkauf dieser Güter oder sonst Proceß entstehet. g) Wenn die von Adel oder andre Unterthanen deßhalb verklaget werden, wenn sie wieder die Jagdordnung gehandelt oder die Jagd-, Zoll- und andere dergleichen Bediente injuriiret hätten, oder wenn sie wieder diese Bediente wegen verübter Injurien klagen. h) Wenn zwischen denen Magistráten und ihren Bürgern und Bauern, vornehmlich in denen Ritter-Städten, Streit entstehet. i) Wenn occasione eines Privilegii unter zweyen Privatis Klage erhoben wird. k) Wenn die Membra eines Kammer-Collegii oder dessen Subalternbediente wegen Wechsel- und andrer Schulden, item in Injurien- und Straffachen belanget und deßhalb Executiones wieder dieselben veranlaßet werden, und so ferner. — Bey alle diesen und anderen dergleichen Sachen mehr soll, wie gedacht, so wenig das General-Directorium, als die Kriegs- und Domänenkammern in Zukunft weiter concurriren, noch viel weniger aber von diesem und jenem die Cognition privative prätendiren oder verlangen, daß solche bei einem Collegio mixto tractiret werden sollen, indem eben dieses zeithero der Grund von dem unendlichen Auffenthalt so vieler Sachen und derer gegründeter Beschwerden derer von Adel und andrer Unterthanen gewesen ist, welchen allen aber Se. königl. Majestät gäntzlich abgeholfen wissen wollen.

4. Dafern aber ja in einer oder andren Proceßsache, welche zwischen denen von Adel oder andren Unterthanen, und dem Fisco, denen Aembtern und Städten, oder zwischen diesen unter sich selbst entstehet, die Kriegs- und Domänen-Kammer vermeinen solte, etwas erhebliches zu erinnern zu haben, so soll ihr frey gelassen werden, binnen gewisser Zeit ihr Votum denen verhandelten Actis schriftlich beyzufügen, jedoch muß eben zu dem Ende bey jeglicher Kammer ein gewisses redliches und der Rechte kundiges Membrum ausgesuchet und auf dergleichen Proceßsachen in specie beeydiget werden. Ein mehreres aber wird hiernechst denen Kammern durchaus nicht gestattet, sondern das Justitzcollegium decidiret in der Sache nach denen vorgeschriebenen Rechten, mithin fallen auch alle Appellationes und Avocationes Actorum, welche bei dem General-Directorio zeithero üblich gewesen, gäntzlich hinweg." —

Neben der Verkündigung dieser wahrhaft freisinnigen Grundsätze über das Verhältniß der Justiz zu der Verwaltung ist der sonstige Inhalt des

Schlußartikels von geringerem Belang. Er betrifft die Bestellung der Bürgermeister, Syndici und Richter in den Städten, das Verbot der Verpachtung der Gerichte, wie sie noch in einzelnen Städten (Halberstadt, Halle, Burg) bestand, gewisse Vorzugsrechte der Fabrikanten u. s. f. —

Wir schließen hiermit unsere Mittheilungen aus dem merkwürdigen Actenstücke, welches man in Wahrheit in Betreff der inneren Verwaltung ein umfassendes Regierungsprogramm Friedrich's des Großen nennen kann. Welche Wirkung die einzelnen in demselben enthaltenen Vorschriften gehabt haben, auf welchen Wegen sie in's Leben geführt worden sind, was etwa von ihnen ganz oder theilweise unausgeführt geblieben ist, das sind Fragen, deren gründliche Beantwortung erst nach neuen und vielseitigen Einzel-Untersuchungen möglich sein wird. —

Der Feldzug 1862 in Nord-America.

I.

Die letzten Monate haben neben den schweren inneren Fragen, welche Deutschland und insbesondere Preußen bewegen, den großen Bruderkampf in America wieder unmittelbar in den Vordergrund des öffentlichen Interesses gerückt. Nach den Ereignissen, welche dort seit Ende Juni aufeinandergefolgt sind, nach den Gefechten und Schlachten, durch welche die entscheidenden Waffen vom James River nach dem Potomac, von Richmond nach Washington getragen wurden, scheint der zweite Feldzug dieses Krieges mit dem Sieg des Südens zu Ende zu gehen. Wir meinen nicht einen Sieg, der ihn befähigte, dem Norden den Frieden vorzuschreiben. Dazu hat der Süden die Macht nicht; auch abgesehen davon, daß er, wie wir aus der seit Mitte September eingetretenen Wendung schließen müssen, schon in diesem Augenblick, wenigstens auf dem Hauptkriegsschauplatz, an der Grenze seiner militärischen Erfolge angelangt sein wird. Wohl aber meinen wir einen Sieg, der geeignet ist, den wahren Charakter und den eigentlichen realen Gegenstand des Kampfes aus der Verwirrung der Parteileidenschaften und Parteibestrebungen hervorzuheben, sowie den wahrscheinlichen Ausgang aus ungewisser Ferne in jene deutlicheren Umrisse des politischen Gesichtspunktes hereinzurücken, aus welchen auch die europäischen

Mächte endlich die Aufforderung zu festen Entschlüssen, zu einer bestimmten klaren Haltung in der großen Sache entnehmen müssen. Die letzten Hefte des vorigen Jahrganges dieser Zeitschrift haben unter dem Titel „die Negerfrage und die neuesten Vorgänge in America" die Entstehungsgeschichte der großen Krisis gegeben. Wer sie mit Aufmerksamkeit verfolgt hat, der konnte sich, gerade wenn er ferner stand, schon damals sagen, daß sich's hier um nichts Geringeres, als um eine Revolution handle. Seit der Gründung der großen Union hatten sich dort alle Grundlagen des gesellschaftlichen und des staatlichen Lebens so durchgreifend verändert, daß eine alle Theile gleichmäßig umfassende friedliche Fortentwickelung von der gemeinsamen alten Verfassung aus fortan zur Unmöglichkeit geworden ist. Daß der Norden in der Sache wie in der Form dieser Verfassung weit treuer geblieben, daß er schon um des großen Princips willen, das er repräsentirt, in weit höherem Grade die Sympathien unseres Vaterlandes verdient, als der Süden, kann kein Zweifel sein: allein ebenso gewiß muß man zugeben, daß der Süden — nicht die augenblicklichen Erscheinungen, sondern die Durchschnittsentwickelung angesehen — einem natürlichen Gesetz gefolgt ist, welches sein Dasein, wie schmerzlich auch eine idealere Anschauung davon berührt werden mag, vorerst wesentlich bestimmt. Das Glaubensbekenntniß des redlichen gemäßigten Präsidenten und seiner Freunde, — die alte Union zu retten um jeden Preis, — hat bereits vor der Gewalt der Thatsachen zurückweichen müssen. Dieses Glaubensbekenntniß oder vielmehr dieser gute Glaube der weitverbreiteten Partei, welche in Washington das Ruder führte, war in seinen die Energie des Kampfes abschwächenden Tendenzen vielleicht die mächtigste unter den letzten Ursachen, welchen der Süden seine Erfolge zu verdanken hat; gerade diese Erfolge aber werden im Norden einen Umschlag der Anschauungen und Stimmungen herbeiführen, worin sich dann die Frage in ihrer wahren Gestalt scharf und klar zur Beantwortung aufdrängen muß. Der Süden, das ist zweifellose Thatsache, will die alte Union nicht; er will kein Bündniß, keine Vermittelung, er will seine Selbständigkeit auch auf die äußerste Gefahr, auf die Gefahr der absoluten Unterwerfung hin. Kann der Norden diese Unterwerfung wollen, ist er stark genug dazu? Er vermag schwerlich jenes Ja darauf zu antworten, in welchem durch alle möglichen Schwankungen hindurch zuletzt der gewisse Erfolg verbürgt wäre. Die Proclamation Lincoln's vom 22. September, welche vom 1. Januar 1863 an die Sklaven der dann noch am Abfall betheiligten Staaten für frei erklärt, enthält nur dem Scheine nach dieses Ja, in Wirklichkeit bestätigt sie nur, daß der Riß ein unheilbarer ist. Es kann sich für den Norden nur noch um den Preis handeln, um welchen er dem Süden die Selbständigkeit

gewähren will, um die Bedingungen des künftigen Friedens, vor Allem um die Grenzstaaten Maryland, Virginien, Kentucky, Tenneſſee, Miſſouri, Arkanſas. In dem Maaße als ſich der Norden darüber klar wird, muß Einheit und Entſchiedenheit in ſeine Maaßregeln zurückkehren und der Süden wird dann auf die natürliche Grenze ſeiner Macht zurückgeworfen werden, die er jetzt zum Theil überſchritten hat. Es bleibt alſo immer noch für's Erſte ein bedeutender Gegenſtand des Kampfes übrig, — allein es iſt Ausſicht, daß die Kräfte, die ſich ſo erbittert aneinander meſſen, die Linie einer billigen Ausgleichung finden werden, welche ihrem Recht und ihrer Macht entſpricht.

Das iſt, in eine kurze Summe zuſammengefaßt, die Bedeutung des diesjährigen Feldzugs in Nordamerica, von dieſem Geſichtspunkt aus wollen wir ihn hier einer näheren Betrachtung unterwerfen. Es iſt der Standpunkt, zu welchem uns, was auch unſer Gefühl dazu ſagen mag, vor allen Dingen die Thatſachen nöthigen. Der Feldzug des vorigen Jahres hat in dieſer Richtung weit nicht die nämliche Geltung; er iſt für die Sammlung und Gruppirung der ſtreitenden Kräfte wie für die Entwickelung ihrer militäriſchen Organiſation von hoher Wichtigkeit: — eine wirkliche militäriſche Entſcheidung dagegen war erſt möglich, nachdem ſich die organiſirten Kräfte, die wirklichen Repräſentanten nicht blos des Kriegseifers, ſondern der nachhaltigen kriegeriſchen Kraft und des Willens aneinander meſſen konnten. Indem wir unſeren Standpunkt aus der Darlegung dieſes Ringens näher zu begründen ſuchen, beabſichtigen wir natürlich nicht, ein Stück Geſchichte des americaniſchen Kriegs zu ſchreiben. Selbſt wenn die moraliſchen Bedingungen dazu ſchon jetzt gegeben wären: die Lückenhaftigkeit, die Zuſammenhangsloſigkeit, die Verwirrung, die Widerſprüche in den Nachrichten würden es nicht erlauben. Dagegen liegen Thatſachen von hinreichend entſcheidendem Gewicht vor, um uns trotz aller Unklarheit im Einzelnen ein Geſammturtheil zu geſtatten, das für die gegenwärtige Lage beiden Theilen gerecht wird und uns zugleich über unſere Sympathien und Intereſſen in dem großen Kampf, wie über unſere geſammte politiſch-militäriſche Stellung zu ihm hinreichend aufklären mag.

Wer den diesjährigen Feldzug mit einiger Aufmerkſamkeit verfolgt hat, wird leicht finden, daß er ſich ſowohl der Zeit als dem Raume nach in je zwei Theile ſondert. Bezüglich der Zeit liegt der Scheidepunkt in dem mehrtägigen Ringen an den Ufern des Chicahominy und des James River zu Ende Juni. Bis dahin war die Union im Ganzen glücklich: es ſchien, als hätte das Uebergewicht, welches dem Süden ſeine größere, für den Fall des Bruchs auf allen Gebieten von lange her planmäßig entwickelte Bereitſchaft zu Anfang gab, mit den Erfolgen des erſten Feldzugs ſein

Ende erreicht; der Norden hatte sich aus den getheilten Stimmungen, aus der Ueberraschung, worin ihn der Ausbruch des Krieges fand, zur Einheit der Bewegung, zur Sammlung seiner Kräfte zurechtgefunden; es erschien nur wie der natürliche Ausdruck seines Uebergewichts an Macht und materiellen Mitteln, als ihm bis in den Anfang des Sommers hinein fast auf allen Gebieten des ausgedehnten Kriegsschauplatzes steigende Erfolge zufielen. Es war eine Täuschung. Der Umschlag, welcher seit Anfang Juli zu Gunsten des Südens eingetreten ist, beruht nicht blos auf der geschickteren militärischen Führung, womit seine begabteren Generale die Lage auszubeuten und zu beherrschen verstanden: er zeigt auch den Süden selbst gewisser und entschiedener in einheitlicher Action, den Norden immer noch getheilt und schwankend in seinen Maaßregeln und Zielen, durchaus noch nicht klar und sicher im Gebrauch seiner ganzen Macht. Auf diese Weise geben die zwei Abschnitte des Feldzugs vor und nach jenen Kämpfen am Chicahominy jeder seinen besonderen militär-politischen Eindruck, so daß die Darstellung nur dem Gang der Dinge folgt, wenn sie hier eine Grenze setzt. Und nicht minder natürlich ist die Scheidung nach dem Raum. Die Alleghanys, — von der Höhe etwa, doch weit unwegsamer und rauher wie der obere Schwarzwald oder das Riesengebirge, — ziehen nicht blos eine militärische Scheidewand in dem weiten Kriegsschauplatz; nicht das allein theilt ihn in einen östlichen und westlichen Theil, daß durch das Gebirge und den Charakter des Landes das unmittelbare Zusammenwirken der Heere unterbrochen ist, sondern mit der geographischen ist es zugleich die gesammte volkswirthschaftliche und politische Entwickelung, welche dem Kriege in den Küstenprovinzen des Atlantischen Oceans eine andere Art und Bedeutung verleiht, als in den Staaten am Mississippi, Ohio und Tennessee. Die Hauptentscheidung liegt ohne Zweifel in den ersteren. Sie enthalten zur Zeit noch in überwiegendem Maaße auf kleinem Raum zusammengedrängt die Bedingungen blühender staatlicher Entwickelung: Häfen, Handel, Städte, Industrie. Sie enthalten andrerseits auch die Punkte, auf welche sich das stärkste Interesse des politischen Vortheils, der Hoffnungen, Bestrebungen und Wünsche für die streitenden Theile versammelt: Ostwirginien und Maryland mit Richmond und Baltimore, und vor Allem die Bundeshauptstadt mit ihrem Gebiet. Daneben ist freilich das Gewicht des weiten Hinterlandes auf beiden Seiten nicht blos durch seine Ausdehnung, sondern noch mehr durch den Zug einer großartigen selbständigen Entwickelung, welche dem Westen die gleiche Stelle neben dem Osten verheißt, von Gewicht; — nur erscheint hier der Kampf nicht im nämlichen Maaße an ein entscheidendes Gebiet, an hervorragende Punkte geknüpft, der Krieg

verliert sich mehr in's Unbestimmte und Grenzenlose, er entladet sich mehr in kühnen Parteigängerstreichen und Einzelkämpfen, als in großen gesammelten Schlägen.

Nach diesen Linien also müssen wir unsere Darstellung trennen. Wir werden in diesem Artikel den Feldzug des Frühjahrs, im folgenden den Feldzug des Sommers und Herbstes, und in beiden zuerst den östlichen, dann den westlichen Kriegsschauplatz behandeln.

Versuchen wir zunächst einen Ueberblick über das Machtverhältniß beider Theile und die Vertheilung ihrer Streitkräfte zu Anfang des Frühjahrs zu gewinnen. An geographischer Ausdehnung erscheinen beide Gebiete, sobald man die ungeheuren Landstrecken westlich vom Mississippi außer Betracht läßt, fast gleich. Es lagern sich dann die Mittelstaaten Maryland, Virginien, Kentucky und Tenneſſee vom 35. bis 40. Breitengrad zwischen die beiden Massen hinein; doch so, daß der größere, westlich der Alleghanys gelegene Theil der Mittelstaaten, nämlich Westvirginien, Kentucky und selbst Tenneſſee überwiegend dem Norden zugezählt werden muß, so daß auf dieser Seite sein Gebiet bis beinahe zum 35. Breitengrad hinabreicht; — während östlich der Alleghanys Ostvirginien der Gesinnung nach ohne Zweifel vollständig und Maryland zum Theil dem Süden angehören, so daß sich hier dessen vorwiegender Einfluß bis etwa zum 38. Breitengrad erstreckt. Westlich vom Mississippi stellt sich schon durch die Verhältnisse des Klimas und Bodens der Territorialbesitz viel ungünstiger für den Süden; die Sklaverei hat hier höchstens Aussicht, sich bis gegen die nördliche Grenze der Baumwolle auszudehnen, und diese erreicht hier noch nicht den 35. Breitengrad. Missouri ist überwiegend Freistaat, Kansas ist bekanntlich der Sklaverei abgerungen und damit ein Hauptanlaß zum Bruch geworden; in Neumexiko bedeuten die Erfolge der Südländer nichts, Californien ist für sie ganz unzugänglich. Doch haben diese ungeheuren Landstrecken, so wichtig wegen der zukünftigen Entwickelung ihre endgültige Zutheilung ist, für die gegenwärtige Entscheidung nur wenig Gewicht. Man kann hiernach nicht sagen, daß durch die geographische Gruppirung an sich einer der beiden Theile vor dem anderen besonders begünstigt wäre; dagegen hat der Norden für die strategische Situation die zwei höchst wichtigen Vortheile, einmal daß er eine größere Masse von Eisenbahnen besitzt und sodann daß er das Meer beherrscht. Durch die ersteren kann er an der ungeheuren Landgrenze seine Kräfte, sei's zu gesammelten Entscheidungen, sei's zum kleinen Krieg, rascher und erfolgreicher disponiren: durch die letztere hat er ein Mittel zu höchst empfindlichen Streichen in der Hand, denen der Feind fast nichts entgegenzusetzen vermag, wie sich dies bei New-Orleans bereits erprobt hat. Noch bedeutender stellt sich das

Uebergewicht des Nordens an Menschenkraft dar. Legt man die Zählung von 1860, soweit sie in ihren Resultaten bekannt geworden ist, zu Grunde, so haben in runden Zahlen die Nordstaaten über 20¼ Mill. Einwohner, worunter noch nicht eine halbe Million Sklaven; die sechs Mittelstaaten Maryland, Virginien, Kentucky, Tennessee, Missouri, Arkansas beinahe 6¼ Mill. Einwohner, wovon über 1 Mill. Sklaven; die sieben Südstaaten nicht ganz 5 Mill. Einwohner, wovon etwas über 2¼ Mill. Sklaven. Der Norden kann also über eine freie Bevölkerung von 20 Mill., selbst wenn man Kansas, Californien und die Territorien zusammen mit etwa ¾ Mill. Einwohner als für die militärische Leistung unbedeutend außer Betracht läßt, immer noch reichlich über 19 Mill. gebieten. Der Süden dagegen zählt in den unbedingt ihm zugehörigen, zuerst abgefallenen sieben Staaten nicht ganz 2¾ Mill. Freie mit der gefährlichen Last von 2 Mill. Sklaven: — es wäre kaum der sechste Theil von der Macht des Nordens. Da die Mittelstaaten indessen thätigen Antheil am Kampf nehmen, so wird man nach der gegenwärtigen Lage der Dinge ihre Volkszahl etwa zu gleichen Theilen unter die beiden Gegner vertheilen müssen; und es würden hiernach auf den Norden 21½ Mill. Freie mit etwas über 1 Mill. Sklaven, auf den Süden 5½ Mill. Freie mit mindestens 2½ Mill. Sklaven kommen, — d. h. es stehen jenem viermal soviel Menschen für den Krieg zu Gebot als diesem. An diesem Verhältniß kann auch die Annahme, als sei die südliche Bevölkerung kriegerischer und kräftiger, nichts ändern; denn einmal steht diese Annahme selbst noch auf schwachen Füßen, und dann müßte ihr gegenüber jedenfalls auch die Gefahr der großen Sklavenzahl in Anschlag gebracht werden. Die Rechnung auf eine Unterwerfung des Südens dürfte sich freilich auf dieses Verhältniß nicht gründen, denn dafür stände dem Norden jene Volkszahl durchaus nicht absolut zur Verfügung; dagegen reicht das Verhältniß vollkommen aus, um den Schluß darauf zu bauen, daß im Kampf um die natürlichen und berechtigten Grenzen von Macht und Besitz der Norden nothwendig zuletzt Sieger bleiben muß.

Zahl und Vertheilung der Streitkräfte lassen sich leider nur höchst oberflächlich angeben. Sie zuverlässig festzustellen, gehört ohnehin überall zu den schwierigsten Aufgaben der Kriegsgeschichte; selbst da, wo vielseitige Quellen fließen und die verschiedensten Factoren zur Vergleichung herbeigezogen werden können, ist bisher nur sehr selten ein wirklich befriedigendes Resultat erreicht worden. Hier stehen uns nur allgemeine Zeitungsnachrichten ohne irgend einen genügenden Zusammenhang zu Gebot, die überdies meist nur von der einen Partei, vom Norden, ausgehen. Dazu ist die Organisation der Heere lange nicht hinreichend bekannt, um vergleichende Berechnungen darauf gründen zu können. Wir müssen uns also begnügen,

die Zahlen, wie sie vorliegen, an den Ereignissen selber zu messen; es wird sich daraus wenigstens annähernd das Verhältniß der von beiden Seiten aufgebrachten Heereskräfte ergeben, soweit wir es für unser Urtheil bedürfen. Hiernach soll die Armee der Nordstaaten zu Anfang März d. J. nach Stärke und Vertheilung folgende gewesen sein: Generalmajor Mac Clellan am Potomac 236,000 Mann, Brigadegeneral Rosenkranz in Westvirginien 30,000, Generalmajor Wool bei Fort Monroe (Norfolk gegenüber) 16,000, Generalmajor Burnside in Nordcarolina 10,000, Brigadegeneral Shermann bei Port Royal (Hafeneinfahrt bei Savannah in Georgien) 16,000, Brigadegeneral Wright in Florida 6000, Generalmajor Buell in Tennessee 130,000, Generalmajor Grant im Mississippithal 153,000, Generalmajor Hunter in Kansas 15,000, Generalmajor Buttler auf Ship Island (Mississippimündung) 15,000, außerdem in Neumexiko unter Oberst Canby 4000, in Kinh-West (Mississippimündung) unter General Braunau 4000 und in Fort Pickens unter General Arnold 2000; — im Ganzen 672,000 Mann. So viel hätten damals wirklich im Sold der Vereinigten Staaten gestanden, doch seien lange nicht alle im activen Felddienst, vielmehr namentlich von Mac Clellan's, Buell's und Halleck's Armeen bedeutende Theile zurück, und erst noch in der Ausbildung und Formation begriffen gewesen. Wir haben kein zuverlässiges Mittel, diese Angaben auf ihren wahren Werth zurückzuführen; nur das Eine ist gewiß, daß man die angedeutete Herabsetzung schwerlich hoch genug annehmen kann. Der Congreß hatte im vorigen Jahr, man sagt aus Versehen, durch zwei aufeinanderfolgende Gesetze die Aushebung von 1 Mill. bewilligt, dann zu Anfang des Jahres die Zurückführung der bewaffneten Macht auf ½ Mill. beschlossen. Diese Nachrichten werden nicht genau sein; wahrscheinlich hat es sich im vorigen Jahr um die ganze bewaffnete Macht, worunter auch die nur auf einige Monate einberufenen Milizen, zu Anfang dieses Jahres dagegen um die eigentliche Feldarmee, wofür auf mindestens drei Jahre geworben wird, gehandelt. Seitdem sind bekanntlich auf Antrag des Präsidenten vom Congreß weitere 300,000 Mann bewilligt und ganz vor Kurzem noch einmal 300,000 beantragt worden, wobei nach dem vom Congreß beschlossenen, vom Präsidenten unter'm 4. August verkündigten Gesetz neben der freiwilligen Werbung auch die Conscription zu Hülfe genommen wird. Das würde im Ganzen eine Feldarmee von 1,100,000 Mann geben, etwa 5 Procent der freien Bevölkerung des Nordens, d. h. beinahe so viel als Preußen in seiner glänzendsten Zeit geleistet hat. Wir glauben nicht, daß dies dort schon erreicht werden kann, und würden es für sehr viel halten, wenn zu Anfang des Frühjahrs von jenen 672,000 etwa die Hälfte, 300,000 bis 340,000 Mann, wirklich im Felde gestanden hat. Ist seitdem der

Norden im Stande gewesen, seine Macht auf dieser Höhe zu erhalten, so verdient seine Energie, seine Opferwilligkeit und sein praktisches Geschick alle Achtung. Die wirklichen Heeresstärken im offenen Felde werden wir, mit gelegentlichem Rückblick auf die hier gegebene Zusammenstellung, bei den Kriegsactionen selbst zu untersuchen veranlaßt sein. In etwas stärkerem Verhältniß allerdings wird der Süden seine militärischen Kräfte entwickelt haben, theils weil er überhaupt stärkere und allgemeinere Antriebe, theils weil er längere Vorbereitungen und praktischere Officiere hatte. Doch ist auch hier in keinem Falle eine höhere Annahme erlaubt, als daß die Operationsarmeen zusammen bis zur Stärke von 5 Procent der Bevölkerung anwachsen, — denn es ist ein stärkeres Verhältniß auf beglaubigte Weise in der ganzen neueren Geschichte nicht vorgekommen. Die Summe der Heere, welche der Süden in's Feld stellen und im Felde erhalten kann, würde also höchstens 250—280,000 Mann betragen können. Wieviel davon zu Anfang des Jahres vorhanden war, ist noch viel ungewisser als bei'm Norden. Der Hauptarmee, welche noch zu Anfang März Washington gegenüber den Schauplatz des vorjährigen Sieges von Bull Run behauptete, werden 100,000 Mann gegeben, während Jackson im Shenandoahthal 25,000 Mann gehabt hätte. Bei Korinth oder Pittsburg Landing am Tennessee finden wir zu Anfang April die Heertheile von Johnston und Beauregard, die zusammen auf 40—70,000 Mann angegeben werden; bei New-Orleans soll General Lovell mit 30,000 gestanden haben; in Arkansas wären zu Anfang März unter den Generalen Price und van Dorn 20,000 gewesen; endlich seien über eine Reihe wichtiger Punkte, wie bei Memphis und Vicksburg am Mississippi, Norfolk, Charlestown, Savannah am Atlantischen Ocean, im Ganzen 25—30,000 vertheilt gewesen. In Summa 240—270,000 M.; in Wirklichkeit vielleicht 180—200,000 Mann.

Wir kommen zum Verlauf des Feldzugs selbst. Er wurde auf dem Hauptkriegsschauplatz neben einer Reihe kleinerer Zusammenstöße durch ein Ereigniß eröffnet, welches weit über seine Bedeutung für die Kriegslage hinaus die Aufmerksamkeit in America und Europa in Anspruch nahm; wir meinen das berühmte Seetreffen auf der Rhede von Norfolk am 8. und 9. März. Sein Verlauf und seine Bedeutung für die Seetaktik der Zukunft sind in einem früheren Heft dieser Zeitschrift bereits ausführlich gewürdigt; für die Situation und die Thätigkeit der Heere zwischen Washington und Richmond hat es wahrscheinlich einen größeren Einfluß gehabt, als man in jenen Tagen annahm. Die Rhede von Norfolk wird durch die Mündung des James River gebildet und ist der südlichste Punkt der viel gegliederten Chesapeakebay. Die Einfahrt, aus einer Anzahl

meist enger und mannichfach verschlungener Canäle bestehend, wird im Süden durch das Fort Norfolk, damals im Besitz der Conföderirten, im Norden durch das Fort Monroe, im Besitz der Union, bestrichen. Sie war durch die beiden Segelfregatten Cumberland und Minnesota, sowie durch einige Kriegsdampfer der Union blokirt. Diese Blokade durch ihr neues Panzerschiff Merrimac zu brechen, war offenbar die nächste Absicht der Conföderirten. Gelang sie, so war nicht blos an einem der wichtigsten Punkte die Freiheit des Meeres und damit die Aussicht gewonnen, daß sie auch an anderen Stellen zurückerobert werden konnte: es war zugleich ein für die Sicherheit der Hauptstadt Richmond und für die Operationsbasis des Hauptheeres in Ostvirginien höchst wichtiger Erfolg errungen. Denn es stand alsdann den Conföderirten schwerlich etwas im Wege, das Fort Monroe zu nehmen und sich auf der Halbinsel Yorktown bleibend zu befestigen. Damit war Richmond nicht blos von der Seite, von welcher nachher Mac Clellan's Angriff erfolgte, hinreichend gesichert, es war auch jeder Angriff, der direct von Norden auf die Hauptstadt geschehen mochte, in der linken Flanke bedroht und es war zugleich dem eignen Heere mit der östlichen Verlängerung seiner Basis bis zum Meere eine weit größere Freiheit der Bewegung gesichert. Man wird um so mehr annehmen müssen, daß auch die Conföderirten das Unternehmen in diesem Zusammenhang ansahen, als sie eben um jene Zeit ihre Hauptarmee aus der vorgeschobenen Stellung am Potomac zurücknahmen, um sich in einer mehr gesammelten und gesicherten Lage auf die Fortsetzung des Krieges zu bereiten. Ihre Absicht schien bekanntlich am 8. März erreicht; die Cumberland und die Minnesota waren der Merrimac erlegen; — da erschien am 9. ein neuer Kämpfer auf dem Plan, entriß dem Gegner die gewonnenen Vortheile und zwang ihn, sich unter die Kanonen des Forts von Norfolk zurückzuziehen. Selten hat eine geniale Erfindung gleich bei ihrem ersten Heraustreten in die That einen größeren Erfolg gehabt, einer Sache größere Dienste geleistet, als am 9. März 1862 der Monitor der Sache der Union.

Inzwischen hatte sich auf dem Hauptpunkt dieses Kriegsschauplatzes, ohne Schlacht, lediglich aus der Natur der gegenseitigen Heeres- und Machtverhältnisse, ein bedeutsamer Umschwung entwickelt. Den Conföderirten war, wesentlich in Folge ihrer energischen politisch-militärischen Voraussicht und Vorbereitung, gleich zu Anfang des Krieges im vorigen Jahr der Besitz des Landes bis nahe vor die Bundeshauptstadt zugefallen; nur mit Mühe gelang es den eilenden Anstrengungen der Unionsregierung, ihren Sitz vor dem Feinde zu retten. Während ihrer Rüstungen stand er fortdauernd in drohender Nähe am Bull Run, kaum 6 Meilen oder einen

guten Tagemarsch von Washington. Ein Versuch, ihn aus dieser gefährlichen Stellung zu vertreiben, endete mit der schmählichen Niederlage bei Mannassas oder Bull Run am 21. Juli 1861. Die Unionsgenerale hatten sehr Recht, ihre unsichere Armee nicht sobald auf eine zweite Probe zu stellen, zunächst vielmehr eine festere Organisation, eine bessere Haltung und Ausbildung für sie zu erstreben. Doch auch die Conföderirten fühlten sich nicht stark genug, ihre Vortheile zu verfolgen. So blieb die Lage ohne wesentliche Veränderung bis Anfang März 1862. General Mac Clellan an der Spitze des Unionsheeres war es nun, nachdem das Heer organisirt, die Hauptstadt hinreichend befestigt war, der eignen Sache schuldig, den kecken Feind zunächst aus seiner drohenden Stellung zu vertreiben. Er traf die Anstalten dazu; — viel zu langsam für die Ungeduld des Volks und namentlich der Presse. Und diesmal in der That scheint die Kritik nicht unberechtigt gewesen zu sein; denn der Zustand einer Armee, an der er über ein halbes Jahr organisirt hatte, konnte keine Entschuldigung für die Zögerung sein, am wenigsten in einem Augenblicke, wo es nicht blos einem nothwendigen taktischen Erfolg galt, sondern ebensosehr einer ersten moralischen Probe der Truppen und ihrer Führer, die mit verhältnißmäßig geringer Gefahr zu haben war. Genug, als sich Mac Clellan zu Anfang März in Bewegung setzte, hatte der Gegner seine Stellung bereits geräumt, und zwar mit Meisterschaft; keine Kanone, kein Gefangener fiel dem nachrückenden Unionsheer in die Hände; aus den Hüttenlagern, welche meist stehen geblieben waren, rechnete man dem General Mac Clellan nach, daß seiner Armee von weit über 100,000 hier höchstens 60—70,000 Mann gegenüber gestanden haben könnten. Gleichzeitig mit der Hauptarmee räumte auch das linke Flügelcorps unter General Jackson seine vorgeschobene Stellung bei Romney am oberen Potomac; nicht ohne daß Jackson, gelegentlich umkehrend, einen Versuch auf die isolirte feindliche Division Shields bei Winchester machte, wobei ihn diese jedoch am 23. März tapfer abwies. Die Zeitungen in Richmond hatten diesmal Recht, wenn sie diese Rückzugsbewegungen den bekannten „strategischen Gründen" zuschrieben; es lag ihnen offenbar ein zusammenhängender Plan zu Grunde, und, wie man jetzt schließen muß, war er mit vollkommen richtiger Einsicht in die Lage der Dinge entworfen. Die Waffen der Conföderation waren seit Anfang des Jahres sowohl auf dem westlichen Kriegsschauplatz, als an den östlichen Häfen von einer Reihe von Unglücksfällen heimgesucht worden. Diese waren nicht bedeutend genug, das Aufgeben einer wichtigen Position zu begründen, — allein diese Position an sich war unhaltbar geworden. Offenbar fühlte man bei Mannassas, daß man hier, dicht vor der Quelle der wachsenden feindlichen Hauptmacht und ohne irgend welche genügende Stütze

in der Bodengestaltung, nicht stehen bleiben könne; zu einem entscheidenden Angriff war man nicht stark genug, — also beschloß man den Rückzug. Die Sache sieht sehr einfach aus; allein der Entschluß, wie die Ausführung, machen den südstaatlichen Generalen Beauregard, Lee, Johnston, Jackson, Ewell oder wer sie waren, alle Ehre. Sie mußten sich sagen, daß damit wahrscheinlich der Glanz der südlichen Waffen auf die nächste Zeit erbleichen würde; allein sie nahmen den bösen Schein auf sich, um das Wirkliche zu retten. Darum finden wir sie auch nachher fest und entschieden auf der Linie des Widerstandes, die sie selber gezogen hatten: Beauregard ist, wahrscheinlich mit Verstärkungen, schon Anfang März in Nashville in Tennessee; es gelingt ihm, wie wir sehen werden, bald danach, von Korinth aus, den Feind wenigstens festzuhalten; Johnston, Jackson, Lee, Ewell, Longstreet behaupten auf dem Hauptkriegsschauplatz in Ostvirginien nicht blos die Hauptstadt, sondern auch das Feld zum Uebergang in die Offensive. Es war offenbar Plan und Einheit in allen Unternehmungen der Conföderirten, die Führer waren jeder an die rechte Stelle gestellt: es zeigte sich jene selbstgewisse Energie, die mit klar erkannten und gewollten politisch-militärischen Zielen verbunden zu sein pflegt.

Nicht so günstig stand es im Lager der Union. Auch dort trat zu Anfang des Jahres eine größere Energie hervor, die wesentlich mit einer entschiedeneren politischen Bewegung zusammenhing; allein sie drang nicht bis zu den nothwendigen Zielen durch. Der Präsident hatte Ende Januar einen neuen Kriegssecretär, Stanton, an die Spitze der Heeresverwaltung berufen: es war ein Zugeständniß an die entschiedenere Partei oder Stimmung, welche vor allen Dingen energische Führung des Krieges mit allen Mitteln verlangte und Vermittelungsversuche zur Herstellung der Union, wenn nicht verwarf, so doch weit zurückstellte. Auch griff der neue Kriegsminister seine Sache entschieden genug an. In einer Reihe von Erlassen, deren hauptsächlichste vom 27. Januar, vom 8. und 11. März datiren, wurde den Heeren aufgegeben, daß sie bis zum 22. Februar, Washington's Geburtstag, aller Orten zur Eröffnung des Kampfes bereit zu sein hätten, wurden zugleich die Verhältnisse der Armeeführung neu geregelt. Mac Clellan hatte bisher dem Namen nach den Oberbefehl über die sämmtlichen Heere; nunmehr wurde er dieser Stellung enthoben, indem man ihm die unmittelbare Action mit der Hauptarmee am Potomac übertrug und neben ihm zwei andere Generalmajore der Armee mit gleicher Selbständigkeit ernannte, nämlich Halleck für den westlichen Kriegsschauplatz von den Cumberlandbergen bis zum Mississippi, Fremont für das Gebiet der Alleghanys, Osttennessee, Ostkentucky und Westvirginien. Mac Clellan galt für einen Anhänger der rücksichtsvollen Politik des Präsidenten, welche

die Versöhnung offenhalten und namentlich die Anschauungen der Mittel- oder Grenzstaaten schonen wollte. Halleck dagegen wurde für einen entschiedenen Anhänger der Partei der Republikaner angesehen, welche bekanntlich bei der letzten Wahl den Präsidenten Lincoln im geraden Gegensatz gegen die Sklavenstaaten an die Spitze gestellt hatte, und Fremont war sogar im vergangenen Spätjahr wegen offenbarer Willkürlichkeiten und Gewaltthätigkeiten, die er in zweifelhaften oder feindlichen Gebieten geübt hatte, vorübergehend vom Commando entsetzt und in Untersuchung gezogen worden. Es war also zugleich eine Art von Compromiß der Parteien, welcher mit der Ernennung dieser drei Obergenerale versucht wurde. Die Sache wäre an sich kein Fehler gewesen, wenn man nur über die militärischen Zwecke klar und ihrer Erreichung durch die Ernannten sicher war. Es scheint aber, daß sich die Vermischung der politischen Standpunkte auch auf das militärische Gebiet übertrug. Die verschiedenen Armeen der Union unter drei besondere selbständige Commandos zu stellen, war nach der Natur des Kriegsschauplatzes ganz am Ort. Gerade drei Gebiete, in der Weise, wie wir es so eben bezeichnet haben, nämlich westlich der Alleghanys, die Alleghanys selbst und östlich der Alleghanys, schienen durch die militär-geographische Gruppirung deutlich vorgezeichnet. In jedem dieser Gebiete fand eine Armee eine selbständige Aufgabe: im fernen Westen die Linien des Mississippi, des unteren Ohio, Tennessee und Cumberland als Operationsgebiet, also die Sicherung zum Theil schwankender, dann den Einfall in entschieden feindliche Staaten und somit die Niederwerfung des südstaatlichen Westens; im Gebirgsland ein kühner Parteigängerkrieg, sowohl zur Erhaltung und Sicherung der diesseitigen, als zur Unterbrechung und Zerstörung der feindlichen Communicationen; endlich im Osten der Hauptangriff gegen den Mittelpunkt des Aufstandes, gegen die Hauptstadt Richmond. Ein eigentlicher Oberbefehl über allen Dreien brauchte nicht vorhanden zu sein, denn ein unmittelbares Zusammenwirken war doch nicht möglich. Es bedurfte nur einer Oberleitung, welche jedem Theil im Verhältniß zu seiner Aufgabe die rechten Kräfte zuwies; je entschiedener dann Jeder sein Ziel verfolgte, desto besser war der Gesammterfolg gesichert, — denn was etwa auf einem Gebiete verloren ging, mußte dann nothwendig auf dem anderen gewonnen werden. In dieser Weise aber scheint man in Washington die Dinge durchaus nicht durchdacht zu haben. Dem General Halleck wurde für sein sehr ausgedehntes Gebiet eine ausreichende Armee zur Verfügung gestellt, — die oben angegebenen Armeen von Buell und Grant; seine Aufgabe hätte ihm bestimmter bezeichnet werden sollen, auch mußten General Buttler bei New-Orleans und die Parteigänger westlich vom Mississippi mindestens auf beständige

Verbindung mit ihm angewiesen werden. General Fremont erhielt nur eine höchst allgemeine Bezeichnung seines Gebietes ohne irgend eine militärisch bestimmte Aufgabe: dazu wurden ihm anfangs gar keine und später nur ungenügende Armeetheile zugewiesen, — das eben angegebene Corps von Rosenkranz; — die Folgen davon sollten sich bald genug zeigen. General Mac Clellan erhielt eine hinreichende Armee, seine Aufgabe hatte er sich selbst gewählt; allein zu dieser Aufgabe gehörte mit der Wegnahme der feindlichen nothwendig zugleich die Sicherung der eignen Hauptstadt, und daß man hier dem General noch andere halb unabhängige Befehlshaber zur Seite stellte, wurde eine der Hauptursachen des Mißlingens auf diesem Kriegsschauplatz. Die drei Männer freilich, welche an die Spitze der Heere gestellt waren, konnten, wenn sie danach waren, diese Halbheit und Verwirrung im allgemeinen Kriegsplan wieder gut machen. Daß sich nicht Einer von ihnen dazu fähig erwies, muß mehr als ein Mißgeschick denn als ein Fehler des Cabinets zu Washington angesehen werden: es war eben damals noch durchaus keine Gelegenheit geboten, den Mann der Lage zu erkennen. Wäre man dagegen bei der Oberleitung des Krieges über die militärischen Ziele klar gewesen, so würde man doch früher, als es jetzt geschehen ist, erkannt haben, wie man mit seinen Generalen daran war. Die allgemeine Disposition, welche man dort für den Krieg traf, bleibt in ihrer Halbheit jedenfalls ein schwerer Mißgriff: will man über die Personen hinaus, deren Mangel an Fähigkeit zur Beherrschung der Lage noch viel schärfer hervortreten sollte, nach allgemeinen Ursachen suchen, so wird man sagen müssen, daß die Gedanken noch zu viel mit den vermittelnden Wegen der Politik beschäftigt waren, daß man sich noch nicht scharf und entschieden genug auf das nächste Mittel, auf den Krieg mit seinen Zwecken beschränkt hatte.

Zunächst freilich lächelte das Glück den Waffen der Union. Den ersten kräftigeren Anordnungen des neuen Kriegsministers kam aller Orten ein kräftigerer Geist entgegen, auf jedem Gebiete fast begann der neue Feldzug mit Erfolgen. Auf dem Hauptkriegsschauplatz schien Mac Clellan endlich durch eine kühne Unternehmung das bisher Versäumte auf einmal wieder gut machen zu wollen. Bald nach dem Abzug des Gegners von Mannassas, um die Mitte des März, schiffte er in und bei Alexandria auf dem Potomac den größten Theil seiner Armee ein, um sie nach der Halbinsel von Yorktown zu bringen. Es galt nichts Geringeres, als den Angriff auf die feindliche Hauptstadt: Richmond sollte von der Seeseite her genommen werden. Der Gedanke war an sich gut; er mußte nur in dem Geiste der Kühnheit und der Ueberraschung durchgeführt werden, worin vorzugsweise seine Berechtigung lag. Von Washington nach Richmond

auf der kürzesten Linie, welcher die Eisenbahn von Alexandria über Fredericksburg und Hannover Court House folgt, sind etwa 24 Meilen oder für eine große Armee 10 bis 12 Tagemärsche. Auf dieser Straße dem abziehenden Feinde mit ganzer gesammelter Macht nachzudrängen, wäre das Natürlichste gewesen. Das Feld ist großen Bewegungen nicht ungünstig. Die Eisenbahn läuft an den letzten Ausläufern der Alleghanys oder vielmehr der South Mountains, wie hier die östlichste Bergkette heißt, hin; es ist eine unbedeutende Hügelreihe, östlich davon Flachland, von vielen kleinen Gewässern durchschnitten, die kein namhaftes Hinderniß bilden; die Nähe der Chesapeakebay mit ihren vielen Gliedern war ein entschiedener Vortheil, da die Schiffe der Union das Meer beherrschten. Man sollte denken, dieser Angriff hätte dem methodischen Charakter Mac Clellan's besonders zusagen müssen: er bot hinreichende Gelegenheit, die Armee im schrittweisen Vordringen zu schulen, enthielt, auch wenn einmal ein Schritt mißlang, keinerlei ernste Gefahr, und versprach, bei der Ueberlegenheit des Unionsheeres, sicher, wenn auch langsam, zum Ziel zu führen. Statt dessen wählte der General den kürzeren und verwegneren Weg. Es wäre, wie gesagt, für einen Feldherrn von ausgeprägt kühnem Charakter kein Mißgriff gewesen. Die Ueberschiffung nach Yorktown konnte ohne Gefahr geschehen; von dort nach Richmond sind nur 14 Meilen oder 4 bis 7 Tagemärsche; im Vormarsch dahin waren Flanken und Rücken des Heeres in hohem Grade gesichert, weil die eignen Schiffe sowohl die See als die Ausmündungen des York- und des James River beherrschten. Allein die Unternehmung mußte auf eine überraschende Entscheidung angelegt sein. Abgesehen davon, daß man sich voraussagen konnte, ein belagerungsartiges Vorgehen werde in den Sümpfen zwischen dem oberen Chicahominy und dem mittleren James River einen schlechten Fortgang nehmen; so lag die Hauptgefahr darin, daß der Feind von seinem Mittelpunkt Richmond aus gegen die getheilte Macht der Angreifer operiren konnte, und diese Gefahr wurde desto größer, je länger sich die Entscheidung hinauszog. Wie sehr nämlich Mac Clellan seine eigentliche Angriffsarmee auch zusammenhielt, er mußte zum Schutz von Washington, das er auf jenem anderen Weg über Fredericksburg direct durch sein Vorrücken gedeckt haben würde, immer einen Heertheil zurücklassen. Andere Heertheile waren im Thal des oberen Potomac und des Shenandoah nöthig, um die Zugänge zu Pennsylvanien und Maryland dem Feinde zu verschließen. Selbst wenn diesen Heertheilen eine gänzlich passive Rolle zugewiesen und die eigentliche Angriffsarmee möglichst stark gemacht wurde, lag die Möglichkeit vor, daß der Feind, der überall die kürzeren Wege hatte, durch rasche Bewegungen seine Kräfte gegen einen und den anderen Heertheil plötzlich zu großer Ueberlegenheit

steigerte. Mac Clellan mußte sich also sagen, daß hier Alles darauf ankam, dem Feinde möglichst rasch mit gesammelter Macht eine große Entscheidung abzufordern, d. h. den Angriff auf Richmond zu wagen, — denn daß hier das Manövriren des Feindes aufhören mußte, daß man hier seine Hauptmacht treffen würde, konnte keinen Augenblick zweifelhaft sein. Statt dessen wählte der vorsichtige Taktiker, dessen ganze militärische Begabung ihn vorzugsweise zum Führer geschulter Truppen eignete, einen Weg, der, wie er einst mit Augen gesehen, bei Sebastopol zum Sieg geführt hatte. Er machte sich den Unterschied in der strategischen Lage nicht hinreichend klar, und vor Allem, es entging ihm die Natur des Heeres, das er führte, der Unternehmung, die er begonnen hatte; er suchte, wie das freilich sehr menschlich ist, gerade darin seine Stärke, was seine Schwäche war. An der Größe des Mißlingens trugen freilich, wie wir sehen werden, noch ganz andere Verhältnisse die Schuld.

Ueberblicken wir die Ereignisse. Mac Clellan schiffte 9 Divisionen ein, 6 ließ er zurück. Man wird die active Stärke der Division im Felde, ihrer Zusammensetzung nach, nicht über 9—10,000 Mann anschlagen dürfen; das würde also für die Angriffsarmee unter Mac Clellan selbst 80 bis 90,000, für die zurückbleibenden Theile 50 bis 60,000 Mann geben, und dies wird damals die wahre Operationsstärke des Potomacheeres, die wir oben nach americanischen Quellen auf 236,000 Mann, oder vielmehr, da auch das Corps von Rosenkranz in Westvirginien zum größeren Theil zu der Armee herübergezogen wurde, auf 276,000 Mann angaben, gewesen sein. Hierzu kommen noch in unmittelbarer Mitwirkung mit Mac Clellan die oben angeführten Heertheile von Wool bei Monroe und Burnside in Nordcarolina, in Wirklichkeit zusammen vielleicht 18—20,000 Mann; so daß Alles, was beim Hauptangriff mitwirkte, schwerlich viel über 100,000 Mann gewesen sein wird. Shermann in Georgien und Wright in Florida behielten nur eine untergeordnete Bedeutung; der Letztere scheint später Einiges zur Hauptarmee abgegeben zu haben. Die Eintheilung von Mac Clellan's Armee war damals: viertes Armeecorps, Sumner, mit den zwei Divisionen Richardson und Sedgwick; fünftes Armeecorps, Heinzelmann, mit den zwei Divisionen Hooker und Kearney; sechstes Armeecorps, Smith, mit den drei Divisionen Franklin, Keyes, Couch; siebentes Armeecorps, Porter, mit den zwei Divisionen Porter, Casey. Wie sich die anderen sechs Divisionen der Potomac-Armee und des ehemaligen Corps von Rosenkranz unter das erste Armeecorps, Fremont, das zweite, Banks, und das dritte, Mac Dowell, vertheilten, werden wir unten näher sehen. Mac Clellan setzte sich ohne besondere Schwierigkeiten auf der Halbinsel Yorktown fest; die durch den Monitor gesicherte Beherrschung der Einfahrten kam ihm sehr zu stat-

ten. Indessen der Feind war nicht unvorbereitet. Er hatte bei Williamsburg befestigte Linien über die Halbinsel gezogen, in welchen General Magruder den Befehl führte. Mac Clellan verwickelte sich sogleich in eine regelmäßige Belagerung, wodurch kostbare Wochen verloren gingen. Hätte er ein Corps zu Schiff den York River aufwärts im Rücken des Feindes ausgesetzt und einen kühnen Angriff gewagt, — die Linien wären wahrscheinlich sehr bald in seine Hand gefallen; sein Verfahren war an sich vielleicht ganz kriegsgerecht, allein im Zusammenhang dieses Unternehmens nicht gerechtfertigt. Während er Laufgräben baute, waren seine Untergenerale glücklicher. Im fernen Florida fielen am 20. März Jacksonville und St. Augustin in die Hände der Föderalen, am 11. April ergab sich Fort Pulaski an der Mündung des Savannah. Burnside in Nordcarolina arbeitete Mac Clellan noch unmittelbarer in die Hände. Am 14. März besetzte er New-Bern, am 26. April ergab sich ihm das Fort Macon. Endlich zu Anfang Mai gaben die Conföderirten auch ihre Linien von Williamsburg auf. Wieder zogen sie sich zurück, ehe es zum eigentlichen Angriff kam: nur ein, wie es scheint, ziemlich ernstes Gefecht bestand am 5. Mai die Division Hooker mit der feindlichen Nachhut, wobei sie von 6000 Mann über 1000 verloren haben soll; eine Anzahl schwerer Kanonen, die Mac Clellan in den Schanzen fand, war Alles, was er an Trophäen davontrug. Als eine weit wichtigere Frucht seiner und Burnside's Operationen muß der Fall von Norfolk mit seinem Fort und trefflichen Hafen bezeichnet werden. Die Stadt ergab sich am 3. Mai ohne Widerstand an die Generale Wool und Weber. In Folge davon mußten die Conföderirten die Merrimac den James River hinaufschaffen, sie gerieth auf den Grund, konnte nicht wieder flott gemacht werden und wurde am 4. Mai von ihren Erbauern in die Luft gesprengt. Es war eine Reihe schöner Nebenerfolge, mit denen nur der Haupterfolg nicht im Verhältniß stand. Mac Clellan folgte dem weichenden Feind überaus langsam gegen Richmond; eine Umgehung, wozu er den General Franklin zu Schiff nach Westpoint abgeordnet hatte, erreichte den Gegner nicht mehr, und führte nur am 7. Mai zu einem unbedeutenden Gefecht. Das gepanzerte Dampfschiff Galena und der Monitor wollten das Vorgehen unterstützen und gingen zu dem Ende den James River aufwärts, sie geriethen indessen in ungünstiges Fahrwasser und wurden am 15. Mai nach einer kurzen Kanonade mit einer feindlichen Landbatterie zum Rückzug gezwungen. Es kamen die letzten Tage des Mai herbei, bis Mac Clellan endlich seine Macht Richmond gegenüber versammelt hatte. Er nahm auf beiden Ufern des Chickahominy Stellung, seine Basis war der Pamunki River, Whitehouse an der Richmond West-Point Eisenbahn sein Hauptquartier. Am 27. Mai

besetzte die Division Porter nach einem kurzen Gefecht Hannover Court House an der Kreuzung der Virginia Centralbahn mit der Richmond Fredericksburgbahn und sicherte dadurch die Verbindung nach Norden. Das Heer hatte eine Frontveränderung gemacht und stand beinahe so, als wenn es auf dem geraden Wege an der Eisenbahn von Alexandria-Fredericksburg auf Richmond marschirt wäre. Das war bis hierher der ganze Erfolg der großen, dem Anscheine nach so kühn angelegten Operation.

Inzwischen hatte sich bereits an einem Punkte, vorerst allerdings nur vorübergehend, gleichsam eine Vorverkündigung des Unheils eingestellt, das aus der getheilten Operation der Potomac-Armee erwachsen sollte. Von den sechs Divisionen, welche Mac Clellan zurückgelassen, formirten sich zwei, Blenker und Stahel, drei deutsche (Steinwehr, Bohler und Schurz) und drei americanische (Schenk, Milroy, Stahel) Infanteriebrigaden nebst der Cavalleriebrigade Bayard, im Lauf des April und Mai unter vielerlei Kreuz- und Querzügen (es war theilweise das frühere sogenannte Corps von Rosenkranz) am oberen Potomac als Fremont's Armeecorps, der auf diese Weise endlich zu seiner Aufgabe die Armee bekam, in einer Stärke von etwa 20—25,000 Mann. Eine Division unter Banks, 7—8000 Mann, war nach dem glücklichen Gefecht von Shields bei Winchester (23. März) langsam bis Straßburg im Shenandoahthal hinaufgerückt. Eigentlich gehörte die Division Shields noch zu Banks' Heertheil, sie hatte aber auf Anordnung des Kriegsministers Stanton zu Mac Dowell abrücken müssen. Dieser befehligte danach drei Divisionen, Shields, Patrick, Gordon, zu 24—30,000 Mann, mit denen er um die Mitte April von Mannassas Junction aus gegen Fredericksburg rückte. Außerdem stand General Woodsworth mit angeblich 20,000 Mann zur unmittelbaren Vertheidigung in Washington, General Dix mit 10,000 als Reserve in Baltimore. Da durch die letzteren beiden Corps für den Schutz der Hauptstadt hinreichend gesorgt war, so erscheint die übrige Vertheilung der Streitkräfte so verkehrt, wie möglich. Die Division Banks und wenigstens noch Shields mußten zu Fremont gewiesen werden, der dann 40—45,000 Mann hatte, womit er im Stande war, im oberen Potomac- und im Shenandoahthal selbständig zu operiren; mit dieser gesammelten Macht hätte er Jackson dort seine Erfolge sicherlich verwehrt. Die übrigen Truppen von Mac Dowell gehörten unmittelbar unter Mac Clellan's Befehl, der mit vollem Recht diese Zutheilung verlangte. Allein der Kriegsminister schuf, seinem eignen, oben von uns angegebenen, Kriegsplan untreu, am 4. April noch das Commando für Banks im Shenandoahthal und für Mac Dowell zwischen den South Mountains und der Potomac-Bucht. Die Ursache war Mißtrauen in Mac Clellan und Vorliebe für Mac Dowell, dessen

Unfähigkeit er bekanntlich neuerdings, aber erst nachdem sie schweres Unglück veranlaßt, durch Entsetzung vom Commando selber anerkennen mußte. Die Folgen einer solchen Verzettelung der Kräfte konnten nicht ausbleiben. Den genannten drei Corps sollen die südstaatlichen Generale Jackson mit 10—12,000 Mann im Shenandoahthal, Smith, Ewell und Fields mit 20—25,000 zwischen Frederiksburg und Gordonsville gegenübergestanden haben. Stärke und Vertheilung sind hier natürlich schwankend, da diese in unmittelbarer Verbindung mit ihrer Hauptarmee bei Richmond waren. Genug, gegen Ende Mai rückte Jackson das Shenandoahthal herab und sprengte am 25. bei Winchester die Division Banks auseinander. Die Bundeshauptstadt gerieth in Allarm, die Gerüchte sagten, der Feind sei in Maryland und Pennsylvanien eingedrungen, er werde nächstens vor den Thoren stehen, — die Milizen von New-York und Boston wurden vom Kriegsminister herbeigerufen. Der Schrecken war damals blind; Jackson suchte sich nur den Weg, den er neuerdings gegangen ist. Allein die Corps von Fremont und Shields, die nun, als er sich das Shenandoahthal hinauf zurückzog, von Westen und Osten her zu seiner Verfolgung in Bewegung gesetzt wurden, konnten ihm nichts anhaben. Shields erreichte ihn nur mit seinem Vortrab, Fremont wurde in einem blutigem Gefecht bei Kroß Kays am 8. Juni zurückgewiesen. Jackson ging durch den Alleghanypaß Rock-Fish-Gap zurück, um bald danach den Hauptantheil an den großen Actionen bei Richmond zu nehmen. Wie gesagt, nicht Mac Clellan, sondern die Durchkreuzung seines Planes durch den Kriegsminister, war an dieser Niederlage von Winchester und an der Möglichkeit, daß Jackson so unversehrt entkam, Schuld: allein Mac Clellan durfte unter diesen Umständen seinen Plan überhaupt nicht ausführen, oder er mußte sich als einen Mann von ganz anderer Kühnheit und Entschlossenheit zeigen.

Für seine Absicht, den Feind durch regelrechte Taktik ohne große Wagnisse und Verluste des Kampfes zu schlagen, die er in seinem Tagesbefehl vom 14. März selbst der Armee verkündigt hatte, erfuhr er noch um diese Zeit eine ernste Lehre und Warnung. Der linke Flügel der Armee stand mit 4 Divisionen am rechten Ufer des Chicahominy, der rechte mit 5 Divisionen am linken Ufer des Flusses. In der Nacht zum 31. Mai rissen Regengüsse die Brücke über den sonst seichten Fluß weg; und diese Gelegenheit benutzte der conföderirte General Joseph Johnston, um mit gesammelter Macht über die vereinzelten Divisionen herzufallen. Es gelang ihm auch, am Mittag des 31. Mai bei dem Punkte Seven Pines die weit vorgeschobene Division Casey mit Verlust ihres sämmtlichen Geschützes fast ganz auseinanderzusprengen, doch kamen noch rechtzeitig

zuerst die Division Couch, dann die Divisionen Hooker und Kearney herbei, um das Gefecht gegen Abend zum Stehen zu bringen. Noch war die Situation für den anderen Tag schlimm genug; — da gelang es in der Nacht dem General Sumner, seine beiden Divisionen auf einer Nothbrücke über den Fluß zu bringen, und nun wurde der neu angreifende Feind, ohne daß man ihm jedoch die Trophäen des vorigen Tages wieder entreißen konnte, bis Fair Oaks, 5/4 Meilen von Richmond, zurückgeworfen. Mac Clellan mochte sich am 1. Juni wegen der abgewendeten Gefahr den Sieg zuschreiben; — er hat vielleicht an Inkermann (5. November 1854) gedacht, allein es sollte sich bald zeigen, daß diesmal der Ausfall des Belagerten nur der Vorläufer größerer und entscheidenderer Ausfälle war, die einen völligen Umschwung herbeiführten.

Vom westlichen Kriegsschauplatz können wir weit kürzer berichten; es sind von dort weder Entscheidungen von dieser Bedeutung zu melden, noch sind die Nachrichten ausführlich und zuverlässig genug, um die Dinge auch nur einigermaaßen in genügendem Zusammenhang darzustellen. Die Waffen der Union waren hier im vorigen Jahr unglücklich gewesen; der größte Theil von Tennessee und selbst ein kleinerer von Kentucky war verloren gegangen, und am anderen Ufer des Mississippi hatten sich Curtis und Siegel nur mit Mühe in Missouri behauptet. Im Winter aber hatte der Nordwesten tüchtig gerüstet und seine kräftigen Söhne in's Feld gestellt; und so sehen wir im Anfang des Jahres die Sache des Nordens hier noch früher und kräftiger im Vorschreiten als im Osten. Wir übergehen die einzelnen, an sich zum Theil sehr interessanten Kämpfe, um uns sogleich zum bedeutendsten Ereigniß zu wenden, das während des ganzen Sommers auf diesem Gebiet vorkam; wir meinen die Schlacht von Pittsburg-Landing (Anlegeplatz) am 6. und 7. April. Die Stelle muß oberhalb der Stadt Savannah, am mittleren Tennesseefluß, dort, wo er in weitem Bogen aus ostwestlichem Lauf in südnördlichen übergeht, unfern der Grenze der drei Staaten Tennessee, Mississippi und Alabama gesucht werden; einen Tagemarsch davon liegt Korinth, ein kleiner Ort, doch als Knotenpunkt der Memphis-Richmond und Mobile-Ohio Bahn von hoher Wichtigkeit für Krieg und Verkehr. Hierhin war General Grant vom unteren Tennessee aus vorgedrungen, vom Commodore Foote, der mit seinen Kanonenbooten den in dieser Jahreszeit wasserreichen Fluß mit Erfolg säuberte, kräftig unterstützt. Mit ihm sollte sich General Buell vereinigen, der am 26. Februar in Folge eines Sieges, den Divisionsgeneral Smith bei Danelson erfochten, in Nashville, der Hauptstadt von Tennessee, eingerückt war, und von dort bis zum 26. März Columbia, etwa 18 Meilen von Pittsburg-Landing, erreicht hatte. Grant's Armee zählte die 6 Divi-

sionen Prentiß, Sherman, Wallace, Hurlbut, Pope, M'Clermond, im Ganzen höchstens 50—60,000 Mann, Buell's Heer die 5 Divisionen Nelson, Crittenden, M'Cook, Mitchel, Smith, im Ganzen 40—50,000 M. Auf diese 90—110,000 M. wird sich so ziemlich zurückführen, was von den oben angegebenen 283,000 M. der Tennessee- und Mississippi-Armee wirklich im offenen Felde stand; vielleicht daß noch die 8—10,000 M. unter Curtis im südlichen Missouri, welche Siegel bei Pea Ridge am 6.—8. März vom Verderben rettete, mit hierher gezählt werden müssen. Uebrigens wird Grant nur etwa 45—50,000, Buell nur 25—30,000 Mann mit nach Pittsburg gebracht haben, da Pope mit der Belagerung der Mississippi-Insel Nr. 10 beschäftigt und Mitchel in Nashville zurückgelassen war, um von dort gegen die wichtige Stadt Huntsville am Tennessee und der Memphis-Richmond Eisenbahn vorzurücken. Der Vereinigungspunkt Pittsburg war für die beiden Armeen sehr glücklich gewählt; denn sie deckten in dieser Stellung, da sie gleichzeitig mit ihren Kanonenbooten den unteren Lauf des Cumberland und Tennessee wie den Mississippi von Kairo bis gegen Memphis beherrschten, den ganzen Osten von Kentucky und Tennessee und bedrohten gleichzeitig die wichtigste Verbindungslinie zwischen dem südlichen Westen und Osten, sowie die Staaten Mississippi und Alabama.

Die Bedeutung der Stellung erkannten auch die südlichen Generale Beauregard und Albert Sidney Johnston (nicht zu verwechseln mit seinem Namensvetter Joseph Johnston, der vor Richmond commandirte), und eben darum entwarfen sie den Plan, die nördlichen Armeen einzeln zu schlagen, auseinander zu sprengen und sich selber in den Besitz des wichtigen strategischen Abschnitts zu setzen. Sie waren nahe daran, ihr Ziel zu erreichen. In raschen Tagemärschen hatten sie sich bei Korinth vereinigt und warfen sich nun von da auf Grant, während Buell noch im Anmarsch war. Die beiden Divisionen Prentiß und Shermann wurden auseinander gesprengt, doch hielten die anderen bis zum Abend, wo der entsendet gewesene General Wallace eintraf, mit Mühe das Schlachtfeld. Namentlich die Indianadivision Hurlbut, darunter ein deutsches Regiment, wird rühmend erwähnt, auch hätten die zwei Kanonenboote Tyler und Lexington sehr wesentlich beigetragen, daß das Gefecht zum Stehen kam. In der Nacht trafen zwei Divisionen von Buell ein und setzten über den Fluß, so daß am Morgen des 7. April der Kampf mit besserem Erfolg wieder aufgenommen werden konnte. Nachdem er lange geschwankt, mußte sich Beauregard, dessen Genosse am ersten Tage gefallen war, gegen Korinth zurückziehen. Es war bis dahin die größte und blutigste Schlacht dieses Krieges, — von nördlicher Seite mögen zuletzt gegen 60,000, von südlicher 50,000 Mann im Gefecht gestanden haben; der Verlust wird auf jeder

Seite zu 10 bis 12, ja bis 17,000 Mann angegeben. Die nordstaatlichen Berichte bestätigen, was später oft wiederkehrt, die überlegene Führung ihrer Gegner und zugleich den gänzlichen Mangel der Schreiber an taktischem Verständniß unwillkürlich durch die Schilderung, als hätte der Feind seine Truppen wie die Figuren eines Schachbretts bald hierhin bald dorthin geworfen. Im Uebrigen ist es merkwürdig, wie sich auch hier die Erscheinung wiederholt, daß die Conföderirten am ersten Tag große Erfolge mit glänzenden Trophäen davontragen, während es am zweiten dem Unionsheer nur mühsam gelingt, das Gefecht herzustellen oder zu wenden, ohne daß sie jemals gleiche Trophäen erobern. Auch hierin spricht sich die taktische Ueberlegenheit der Südlichen allgemein und entschieden aus. Indessen konnten die Generale der Union an dieser Stelle den abgewiesenen Angriff immer einen Sieg nennen, denn er sprach doch ihre Uebermacht aus und gab ihnen damit einen höchst wichtigen strategischen Abschnitt in die Hand. Und das um so unbedingter, als sich am 7. April auch die Mississippi-Insel Nr. 10 unweit Neu-Madrid mit einigen tausend Mann Besatzung und der ganzen Ausrüstung an Commodore Foote und General Pope ergab. Es war damit die Beherrschung des Mississippi von Kairo bis gegen Memphis vollständig gesichert.

Nach solchen Erfolgen hätte es nur eines tüchtigen Obergenerals bedurft, um zunächst die Herrschaft der Union in diesem Gebiet dauernd zu befestigen und sofort auch die hier gelegenen Provinzen der Südstaaten allmählich in ihren Lebensadern zu treffen, und das um so mehr, als der Osten von Kentucky und Tennessee, ja selbst der Norden von Alabama als unionsgesinnt gelten konnten. Allein General Halleck, nach dem oben besprochenen allgemeinen Plan des Kriegsministers an diese Stelle berufen, war nicht der Mann dazu, und auch von seinen Untergeneralen scheint außer Smith, der am 7. April bei Pittsburg tödtlich verwundet wurde, keiner befähigt gewesen zu sein, die Aufgabe auf diesem Kriegsschauplatz zu begreifen und durchzuführen. Halleck übernahm am 11. April den Oberbefehl in Tennessee. Am nämlichen Tage rückte General Mitchel von Nashville aus in Huntsville ein und unterbrach von dort nach Westen und Osten die Verbindung der Conföderirten auf der Memphis-Richmond Eisenbahn. Halleck, der nunmehr auch den General Pope zu seiner Armee heranzog, rückte langsam gegen Korinth vor und stellte über Tuscumbia seine Verbindung mit Mitchel her. Die Conföderirten unternahmen nichts, obwohl die isolirte Stellung des General Mitchel sie dazu einladen konnte; — sie hatten wohl ihre Sorge auf Korinth und Memphis gerichtet, wahrscheinlicher aber bereits einen anderen Kriegsplan entworfen. Wenigstens muß man aus dem allmählichen Verschwinden der Armee Beauregard's

schließen, daß sie in diesen Gegenden zu einem bloßen Parteigängerkrieg übergingen, um desto stärker im Osten auftreten zu können. Es mag damit zusammenhängen, daß Halleck ohne weitere Opfer in den Besitz der Stellung von Korinth kam. Es war derselbe 31. Mai, wo Mac Clellan den ersten Stoß der Conföderirten aus Richmond noch glücklich aufhielt. Noch methodischer als dieser, hatte Halleck fast sechs Wochen gebraucht, um den Tagmarsch von Pittsburg bis Korinth mit sicherem Erfolg zu durchmessen. Gleichwohl trugen ihm diese Erfolge einigermaaßen einen Namen ein, was, wie die letzten Wochen gezeigt haben, durchaus nicht zum Vortheil der Union gewesen ist. Noch schlimmer war es, daß sich damals Pope durch übertriebene Berichte hervorthun konnte, als hätte er dem von Korinth abziehenden Feind noch bedeutende Vortheile abgerungen. Er ist bekanntlich im Juli nach Washington berufen worden, als Halleck dort den Oberbefehl über sämmtliche Armeen erhielt; der letztere aber war nicht der Mann für die schwierige Lage, und Pope's Unfähigkeit hat die Unfälle im August noch bedeutend gesteigert. Was Halleck's schöne Armee nach der Einnahme von Korinth noch gethan hat und was aus ihr geworden, wollen wir später aufzuklären suchen, soweit es möglich ist.

Größere Thaten als dem Landheer waren auf diesem Kriegsschauplatz den Schiffen vorbehalten: die hervorragende Rolle, welche sie schon im Osten gespielt, wiederholt sich hier im Westen noch in höherem Maaße. Schon der Antheil, welchen Commodore Foote und Flottencapitän Davis auf dem mittleren Mississippi, dem unteren Ohio, Tennessee und Cumberland mit ihren Kanonenbooten nahmen, war bedeutender, als wir ihn anzudeuten vermochten, in einigen Fällen bahnten die Schiffe der Landmacht geradezu erst den Weg; dazu aber müssen die zwei großartigsten und wichtigsten Siege, welche die Union auf diesem Gebiete erfocht, geradezu der Flotte zugeschrieben werden, wir meinen die Einnahme von New-Orleans am 26. April und von Memphis zu Anfang Juni. Die erstere ist bereits im Juniheft dieser Jahrbücher S. 652—654 näher besprochen. Es war eigentlich ein combinirter Angriff von Landheer und Flotte beabsichtigt, allein Commodore Farragut wartete die Möglichkeit einer Mitwirkung zu Lande nicht ab. Vom 18. bis 23. April bewarf er aus 21 Mörserbooten die Forts Jackson und Philipp, welche ihm die Auffahrt im Strom verwehrten, ohne Erfolg; da beschloß er, die Linie der Forts zusammt der Linie der Schiffe gewaltsam zu durchbrechen. Um ½3 Uhr am Morgen des 24. setzte er sich mit 22 Dampfern, 6 Corvetten und 16 Kanonenbooten in Bewegung, um ½6 Uhr war das Werk gethan, die feindliche Flottille von 12 Schiffen vernichtet, der Strom frei, am 26. ergab sich die große Schlagader des Südwesten, New-Orleans mit

[illegible] — [illegible] Tage [illegible] sanken auch die [illegible] die Wasserschlacht [illegible] ehemaligen Infanterie-[illegible], erst nach ihm dem Flottencapitän Davis. Der [illegible] dem Kriegsminister Stanton ein Widderschiff-Project [illegible], [illegible] waren ihm dafür 6 Flußdampfer mit Bemannung anvertraut worden. Er hatte sie mit starken eisernen Kammern versehen und [illegible] mit tüchtigen Scharfschützen besetzt, sonst ohne Rüstung und Kanonen gelassen. Nach der Räumung von Korinth durch die Südländer, setzte sich die Kanonenflottille, 6 Kanonenboote und 4 Rammer, gegen Memphis in Bewegung; zum Schutz der Stadt waren 8 Kanonenboote aufgestellt. Die Rammer des Obersten Ellet eröffneten den Angriff, er fing nicht glänzend an, allein das verwegene Drauflosgehen, worauf sein Plan gegründet war, drang durch. In Zeit von zwei Stunden war Alles entschieden, die feindliche Flottille bis auf Ein Schiff genommen oder zerstört, die Stadt, durch ihre Lage an Fluß und Eisenbahn von hoher strategischer Wichtigkeit, ergab sich dem Sieger. Beide Schlachten waren nur mit hölzernen Schiffen geschlagen. Der Geist jenes Muthes, der vor keinen noch so furchtbaren Mordinstrumenten oder Erfindungen der Kunst zurückbebt, hatte sie eingegeben, der Geist der Schnelligkeit, Kühnheit und Entschlossenheit hatte sie durchgeführt. Wäre von demselben Geist nur einer der Obergenerale [illegible] gewesen, [illegible] Sache stände heute anders.

[illegible]

greß durchgeführt werden, dann ist die größte Gefahr für den Norden vorüber, selbst wenn seine Gegner noch eine Schlacht gewinnen sollten. Es ist wahr, der Süden hat den General Jackson, den einzigen wirklichen Feldherrn der bis jetzt in diesem Kriege aufgetreten ist; er hat neben ihm eine Reihe tüchtiger Corpsführer, die Generale Lee, Beauregard, Joseph Johnston, Ewell; seine Heere sind besser organisirt und im Ganzen auch auf dem Schlachtfeld überlegen. Allein das Genie eines Feldherrn allein reicht nicht aus, um das außerordentliche Uebergewicht an Machtmitteln über den Haufen zu werfen, das wir auf Seiten des Nordens im Eingang nachgewiesen haben; und die anderen Factoren, die den Erfolg bestimmen, sind doch nur in geringem Grade zu Gunsten des Südens. Auch die Union hat einige tüchtige Corpsgenerale: neben Siegel, der sich bis jetzt überall bewährt hat, werden Hooker, Franklin, Reno genannt; der Obergeneral Mac Clellan ist weder ein strategisches Genie, noch besitzt er große taktische Gewandtheit, allein gesunde tüchtige Einsicht, Muth und Besonnenheit hat er bis jetzt bewährt, und das sind gerade die Eigenschaften, welche seine Stelle gegenwärtig verlangt; die moralische und taktische Ueberlegenheit des conföderirten Heeres endlich darf man nicht zu groß annehmen, sonst hätte der 31. August mit einer weit furchtbareren Niederlage der Unionsarmee enden müssen. Die Erfolge, wodurch Mac Clellan vom 14. bis 22. September den Gegner wieder aus Maryland zurückwarf, wenn auch nichts weniger als glänzend, bezeichnen doch den Beginn eines neuen Umschwungs, der die streitenden Theile allmählich wieder in die natürlichen Grenzen ihrer Macht zurückführen wird.

Die Welt sieht mit Spannung den nächsten Ereignissen am Potomac entgegen. Es mag sein, daß die Zeitungen Recht haben und daß dort wieder eine Reihe von Treffen bevorsteht; eine große Entscheidung indessen können wir, bei dem Gleichgewicht der Kräfte, das dort eingetreten scheint, vorerst nicht erwarten. Die Position des Unionsheeres ist ohne Zweifel die bessere, es ist seinen Hülfsquellen weit näher, in allen seinen Verbindungen und Bewegungen weit gesicherter und freier; Jackson und Lee sind Washington gegenüber strategisch in noch ungünstigerer Lage, als Mac Clellan im Juni Richmond gegenüber war, nur allerdings besteht der große Unterschied, daß sie ihre Position durch eine Reihe von Siegen gewonnen haben. Indessen muß in der gegebenen Lage jeder Tag dieses Uebergewicht mehr ausgleichen, und das Volk, die Tagespolitiker, die Presse in den Nordstaaten haben daher sehr Unrecht, Mac Clellan zum Schlagen zu drängen, er hat für den Augenblick so geringe militärische Motive, eine Entscheidungsschlacht zu suchen, als er deren im Mai vor Richmond starke gehabt hätte. Von dem Augenblick an, wo er sich des Sieges auf dem

Schlachtfeld einigermaaßen sicher fühlen darf, wird dies freilich anders. Allein bis dahin werden die Conföderirten schwerlich warten; ihre Generale sind zu geschickt, um sich in dieser Lage einer großen Niederlage auszusetzen. Wir vermuthen daher, daß sie unter Gefechten, die dann die Berichte als Schlachten ausmalen werden, ihre jetzige Stellung räumen und daß dann der Feldzug am oberen Shenandoah, sowie am Rappahannock oder Pamunkey enden wird. Wohl mag dann noch ein dritter Feldzug dazu gehören, um auch den streitenden Theilen die Bedingungen und Linien eindringlich zu machen, denen der Friede folgen muß; allein die Mächte Europas müßten schon jetzt diese Linien unterscheiden und ihre Politik danach einrichten; auch Deutschland müßte dies, — wenn es eine deutsche Politik hätte.

Geschrieben am 16. October.

Zur Zollvereinsfrage.

[illegible] — [illegible]

[illegible]

und Italien angebahnt, und dazu bestimmt sind, die Zulassung oder Erleichterung des Austausches der Erzeugnisse unter den europäischen Staaten an die Stelle der Ausschließung oder Erschwerung zu setzen. Für das einzelne Staats- und Handelsgebiet fragt es sich nur, ob seine Lenker rechtzeitig die Lage erkennen und demgemäß handeln, oder ob sie durch Schaden klug werden wollen. Volentem fata ducunt, nolentem trahunt! Die Hoffnung, daß das Richtige geschehen werde, wuchs, als die sächsische Regierung, welche von dem Verdachte der Hingebung an Preußen nicht berührt wird, ihre Zustimmung zu dem Vertrage rückhaltlos aussprach, und als die zu einem außerordentlichen Landtage berufenen sächsischen Kammern, also die Vertreter der Bevölkerung desjenigen Vereinsgliedes, in dessen Gebiete Bergbau, Landwirthschaft und Industrie nach Verhältniß am meisten entwickelt sind, der Zustimmung ihrer Regierung einmüthig beitraten. — Würtemberg und Bayern unterbrachen endlich durch ihre ablehnenden Erklärungen eine Folge von Zustimmungen. Sie setzten wiederholt auseinander, daß sie das Recht haben, Nein zu sagen, daß sie von diesem Rechte Gebrauch machten, weil gegen ihre Wünsche Preußen zu viel, Frankreich zu wenig nachgegeben habe. Sie verlangten dagegen, daß vorerst über den Eintritt Oesterreichs in den Zollverein verhandelt werde und betheuerten zum Schlusse ihren Wunsch und ihre Hoffnung, daß der Zollverein erhalten bleibe. Die preußische Regierung, unterstützt von beiden Häusern des Landtags, erwiderte mit der Erklärung: daß sie die Ablehnung als den Ausdruck des Willens der bayrischen und der würtembergischen Regierung betrachte, den Zollverein mit Preußen nicht länger fortzusetzen. — So liegt die Krise, welche heraufzubeschwören die Cabinette von München und Stuttgart nur schwer und erst dann sich entschlossen, nachdem ihnen Oesterreich mit seinem Proteste gegen den Vertrag, mit der Erklärung seines Willens, in den Zollverein einzutreten, und mit seinem Entwurfe eines Präliminarvertrages vom 15. Juli zu Hülfe gekommen war. In diesen leichtfertigen Schriftstücken spricht Oesterreich dem Zollvereine das Recht ab, einen Handelsvertrag mit Frankreich zu schließen und leitet aus seinem Vertrage mit dem Verein vom 19. Februar 1853 sein Recht her, in den Zollverein einzutreten und über seinen Eintritt nicht etwa mit dem Verein als dem anderen pactirenden Theile, sondern in einer Zollvereinsconferenz, als anticipirtes Mitglied, zu verhandeln.

Unter seiner gegenwärtigen Verfassung ist es dem Zollverein beschieden, aus einer Vertragsperiode in die andere nur durch schwere Krisen überzugehen. Die gegenwärtige erinnert lebhaft an die letzte Krise von 1851—53. Damals hatte Preußen mit dem s. g. Steuervereine, Hannover, Oldenburg und Lippe, einen Vertrag über deren Eintritt in den Zollverein, und zwar ohne vorgängige Ermächtigung oder Zustimmung der übrigen Vereinsglieder, die voraussichtlich nicht erlangt worden wäre, geschlossen. Preußen stellte die nachträgliche Zustimmung zu diesem Vertrage als Bedingung für die Erneuerung der Zollvereinsverträge. Die süddeutschen Regierungen, Bayern und Würtemberg voran, tagten in Darmstadt und erklärten: Wir nehmen den Steuerverein nicht auf, wenn ihr nicht gleichzeitig Oesterreich aufnehmt. Zwei Jahre peinlicher Ungewißheit über den Fortbestand des Vereins brachten der Industrie und dem Verkehre erheblichen Schaden. Schließlich aber siegte die Stärke der Interessen, welche die Wieder-

Vergrößerung um der Vergrößerung willen; seine Institutionen stehen mit seiner gegenwärtigen Ausdehnung in einer Harmonie, welche durch die Erweiterung um mehr als das alterum tantum nur gestört werden könnte. Der freie Verkehr in dem Vereine ist dem Blutumlaufe im menschlichen Körper zu vergleichen — die Hauptbedingung des Lebens, aber nicht die einzige; den Blutumlauf beleben die Nerven und das sind in diesem Falle die Einkünfte des Staats; eine Zollvereinigung mit Oesterreich hieße für uns so viel, als einen Gesunden zu einem Typhuskranken in's Bett legen."

Mit Befriedigung konnte man wahrnehmen, daß die öffentliche Meinung in Deutschland über die Nothwendigkeit der Erhaltung des Zollvereins nicht getheilt ist, und daß sie überwiegend für die Annahme des Vertrags mit Frankreich, das heißt für den Eintritt Deutschlands in die Reihe der Handelsgebiete, welche sich nicht länger gegen einander absperren wollen, sich ausgesprochen hat. Insbesondere gereicht es der deutschen Industrie zur Ehre, daß ihre hervorragendsten Träger den Wettkampf mit den Großgewerben des Auslandes, welchen sie als Exporteure auf fremden Märkten bestehen, auch auf den deutschen Märkten nicht scheuen. Sie zeichnen sich dadurch sehr zu ihrem Vortheile vor den französischen Industriellen aus, welche ihren erbitterten und leidenschaftlichen Widerstand gegen den englisch-französischen Handelsvertrag bis in den gesetzgebenden Körper hinein fortsetzten. Dessen ungeachtet thut es Noth, daß Stimmen fach- und geschäftskundiger Männer den mehr oder weniger instinctiven Zug der öffentlichen Meinung auf den festen Boden der realen Thatsachen und Verhältnisse führen, damit sie gewappnet sei gegen Versuche, sie mit hohlen Schlagworten und eiteln Blendwerken irre zu führen. Deshalb begrüßen wir mit Freude die vorliegende Schrift, empfehlen sie aus voller Ueberzeugung unsern Lesern, und richten eine Bitte an den Verfasser. Die Schrift bezeichnet sich als „Erstes Heft". Wir bitten um ein zweites und drittes Heft.

Die Sorge um den Zollverein drängt zu Vermittelungsversuchen. Die Voraussicht des Schadens, welchen eine längere Periode der Ungewißheit anrichtet, indem sie den Verkehr in's Stocken bringt und uns von dem französischen Markte ausschließt zum Vortheile der Engländer und Belgier, spornt die Vermittler zu größerer Thätigkeit, damit eine Einigung recht bald zu Stande kommen möge. Wenn der bayrische Minister v. Schrenk die Ausschußmitglieder des Handelstages damit tröstete, daß man noch zwei Jahre Zeit, mithin die Sache keine Eile habe, so mag der Gegensatz dieser blinden Harmlosigkeit zu dem englischen Spruche: time is money, denjenigen Bayern, welche letzteren verstehen, zeigen, in welchen Händen die Pflege ihrer wirthschaftlichen Interessen ruht. Abgesehen davon aber frägt es sich, ob und wie weit im vorliegenden Falle eine Vermittlung überhaupt möglich und wünschenswerth ist. Auf der einen Seite wird verlangt: Annahme des Handelsvertrags mit Frankreich und entsprechende Abänderung des Vereinstarifs; auf der andern Seite: Ablehnung des französischen Vertrags, Aufnahme Oesterreichs in den Zollverein. Die Vermittler schlagen vor: Modification des französischen Vertrags, sowohl hinsichtlich einiger Tarifsätze als in Bezug der Zulässigkeit ausnahmsweiser Begünstigungen, d. h. solcher, auf welche andere meistbegünstigte Nationen keinen Anspruch

haben, zu Gunsten Oesterreichs. Sodann: gleichzeitige Verhandlungen mit Oesterreich über Erneuerung seines Vertrags mit dem Zollverein von 1853 im Sinne weiterer Annäherung. — Wir sind der Ansicht, daß an der Tarifreform mit dem französischen Vertrage festgehalten werden soll. Man kann die Braut mit der Aussteuer haben, — warum sollte man auf die Aussteuer, den erleichterten Verkehr mit Frankreich, verzichten? Wir würden nichts einzuwenden haben, wenn mit Oesterreich verhandelt wird, aber der Gegenstand der Verhandlung kann nur der Vertrag von 1853 sein, nämlich die Aenderungen, welche derselbe in Folge der Reform des Vereinstarifs erleiden muß, oder darüber hinaus erfahren kann. Der Abschluß aber kann erst nach Erneuerung der Zollvereinsverträge erfolgen, weil im andern Falle der eine pactirende Theil, der Zollverein, nicht existirte, wenigstens nicht in der Lage wäre, Rechte zu erwerben und Verbindlichkeiten zu übernehmen, welche sich über das Jahr 1865 hinaus erstrecken. Die Annahme des französischen Vertrags würde die Erneuerung der Vereinsverträge zur Folge haben, und der neu constituirte Zollverein würde den Vertrag mit Oesterreich erneuern. Daß dies so bald wie möglich geschehe, liegt im Interesse aller Theile. — Wir haben hier nicht Muße und Raum, unsere Ansicht zu begründen, dürfen sie daher auch nicht als maaßgebend hinstellen; aber wir sind überzeugt, daß der Verfasser der vorliegenden Schrift den Dank Vieler verdienen und vielleicht großen Nutzen stiften würde, wenn er *seine* Ansicht über die Vermittelungsversuche äußern wollte.

Endlich giebt es noch einen Punkt, welcher zu einem weitern Hefte einen eben so wichtigen wie zeitgemäßen Stoff liefern würde. Es ist dies die *Verfassung des Zollvereins*, ihre Geschichte und das Bedürfniß ihrer Reform. Bekanntlich werden die Angelegenheiten des Vereins, so weit sie über Rechnungs- und Zifferwesen hinausgehen, von Bevollmächtigten berathen, welche von Zeit zu Zeit sich versammeln, und deren Beschlüsse nur dann gelten, wenn sie einstimmig gefaßt werden. Es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß ohne diese Concession an die Souveränetät der Einzelstaaten der Verein nicht zu Stande gekommen sein würde. Ebenso lehrt der Augenschein, daß trotz dieser lästigen Bedingung der Zollverein unendlich viel Gutes gewirkt hat und der Mehrzahl der Deutschen ein unauflösliches Band geworden ist. Auf der andern Seite aber fragt es sich, ob es nicht an der Zeit und möglich wäre, dem Vereine eine ständige Verwaltung und eine Vertretung zu geben, welche, jede innerhalb ihrer Competenz, mit Mehrheit gültig beschließen, so daß alsdann die Verträge auch nicht mehr auf kurze Zeit, sondern, wie man zu sagen pflegt, auf ewige Zeiten geschlossen würden. Damit wären die Krisen beseitigt, Bestand und Entwickelung gesichert. Gewiß, ein hohes, jeder Anstrengung würdiges Ziel, der Gegenstand vieler Bestrebungen und noch so eben auch der Berathungen des deutschen Handelstags in München. — Aber Preußen hat die Reform der Verfassung in sein Programm für die Erneuerung der Verträge nicht aufgenommen; die übrigen Vereinsregierungen beobachten darüber ein tiefes Schweigen und wir erinnern uns nur, aus dem Anfange der Verhandlungen über den französischen Handelsvertrag, einer die Reform der Verfassung betreffenden Aeußerung der badischen Regierung. Oesterreich hat in seiner Erklärung für den Eintritt die *gegenwärtige* Verfassung

des Zollvereins betont. Offenbar liegt den Mittel- und den meisten kleineren Staaten das liberum veto sehr am Herzen, und sie würden, um diesen kostbaren Schein, falls er bedroht wäre, zu erhalten, den französischen Vertrag annehmen, die österreichische Intrigue fallen lassen und der schädlichen Ungewißheit über den Bestand des Zollvereins ein Ende machen. Dagegen scheint in Berlin die Reform der Verfassung des Vereins einem andern Hinderniſſe zu begegnen. Es fehlt dort das Vertrauen, daß Preußen, wenn es, wie bisher, die wahren Interessen des Vereins vertritt, dieselben zur Geltung bringen, d. h. in der ständigen Verwaltung und in der Vertretung die Mehrheit haben werde. Ob unter diesen Umständen die Reform der Verfassung unter die Bedingungen für die Erneuerung der Verträge aufzunehmen zweckmäßig wäre, darüber gleichfalls bitten wir den Verfasser der trefflichen Schrift sich recht bald in einem folgenden Hefte zu äußern.

Nachschrift. Mittlerweile, nachdem das Obige bereits geschrieben war, ist das Ergebniß des am 18. October geschlossenen Münchener Handelstags bekannt geworden. Die Beschlüsse der zahlreichen Versammlung werden die Deutschen, welche wissen und wollen, was dem Vaterlande frommt, mit Freude und gerechtem Stolze erfüllt haben. Die Oesterreicher kamen, sahen und zweifelten nicht an dem Siege. Was sie wollten, das hatte die Mehrheit des Ausschusses unter der Leitung des Vorsitzenden, David Hansemann, in ihre Anträge aufgenommen, unter Redensarten und Wendungen nur so weit verschleiert, als nöthig schien, um Schwankende und Zweifelnde über die wahre Bedeutung irre zu führen, durch ihren Beitritt sich die Mehrheit in der Versammlung zu sichern. Aber die Oesterreicher glaubten in ihrer Zuversicht des Schleiers und der Maske nicht zu bedürfen. Sie verlangten einfach: Verwerfung des Handelsvertrags zwischen dem Zollverein und Frankreich, Aufnahme Oesterreichs in den Zollverein. Was ihnen seit vierzig Jahren im deutschen Bunde gelungen, das wollten sie jetzt im Zollvereine erringen: sie wollen Deutschland verbieten, sich seinen Bedürfnissen gemäß zu gestalten und zu entwickeln; sie wollen gebieten, daß in Deutschland nur geschehe, was Oesterreich will. Ihr Antrag wurde mit großer Majorität verworfen. Er hatte ohne Zweifel dazu beigetragen, Augen zu öffnen, welche der Antrag der Mehrheit des Ausschusses hatte verblenden sollen. Im geraden Gegensatze zu dem österreichischen, wurde dann der Antrag der Minderheit des Ausschusses angenommen, welcher die Aenderung einiger Bestimmungen des französischen Vertrags zwar für höchst wünschenswerth erklärt, in der Hauptsache jedoch bestimmt ausspricht, das schleunige Zustandekommen des Handelsvertrags dürfe nicht in Frage gestellt werden. — Unter der Voraussetzung, daß die Erhaltung des Zollvereins und der Abschluß des Handelsvertrags mit Frankreich sich erzielen läßt, sprach sich die Versammlung ferner für möglichste Ausdehnung der Verkehrserleichterungen zwischen dem Zollverein und Oesterreich aus, wogegen die bisherige Selbständigkeit der beiden Zollgebiete auch ferner erhalten bleibt. Mit sehr großer Mehrheit endlich (132 gegen 37) erklärt sich der Handelstag

für die Verbesserung der Verfassung des Zollvereins durch Einführung einer ständigen Verwaltung und einer Vertretung. Die geringe Mehrheit von 100 gegen 96 Stimmen, welche den entscheidenden Beschluß für die Annahme des französischen Handelsvertrags zu Stande brachte, erscheint in anderem Lichte, wenn man den Ort und die Zusammensetzung der Versammlung wie die Mittel betrachtet, welche darauf berechnet waren, einer entgegengesetzten Richtung zu dienen; wenn man endlich die österreichischen Stimmen abzieht, die ein fremdes Interesse vertraten. Es stellt sich dann zu Gunsten des französischen Vertrags und der durch ihn bedingten Reform des Tarifs unter den Vertretern des deutschen Handels eine Mehrheit von zwei Drittheilen heraus. Die Herren H. v. Beckerath, Michaelis, Meier von Bremen, Braun von Wiesbaden u. a., welche durch ihre lichtvollen und warmen Darlegungen der guten deutschen Sache zum schweren Siege verhalfen, haben den Dank ihrer Mitbürger reichlich verdient, und die Wahl des Herrn v. Beckerath zum Vorsitzenden des neuen Ausschusses bedeutet den dauernden Sieg des guten Princips in der Vertretung des deutschen Handels. Die Beschlüsse der Versammlung aber sind bei aller Entschiedenheit und Klarheit, und eben wegen dieser Eigenschaften, dennoch wahre Vermittelungsvorschläge. Sie zeigen abermals das einstimmige Verlangen, daß der Zollverein erhalten werde; sie zeigen auch den Weg dazu, indem sie zugleich denen, die sich einzudrängen, wie denen, die sich auszusondern anschickten, Verhandlungen mit Oesterreich auf Grund des Vertrags von 1853 und den Versuch zu einigen Modificationen des französischen Vertrags als den geeigneten Weg bezeichnen, welcher Jeden wieder auf seine richtige Stelle bringen kann. Frankreich — das möchten wir Allen, die es angeht, zu bedenken geben, — Frankreich wünscht ohne Zweifel das Zustandekommen seines mühsam herausgearbeiteten Vertrags mit dem Zollverein. Aber auch das Scheitern des Werkes kann Frankreich dienen, falls es ihm die Frucht eines gründlichen Zerwürfnisses in Deutschland bringt, und folgenweise die Aussichten für eine Gebietserweiterung auf Kosten Deutschlands näher rückt. Kann es, in dieser Lage, zweifelhaft bleiben, was deutsche, was Zollvereins-Regierungen zu thun haben? Der Verlauf des Handelstages hat aber auch auf's Neue bewiesen, wie sehr in manchen Gegenden eine ruhige, verständige Belehrung über die wahren Verhältnisse und Interessen der volkswirthschaftlichen Thätigkeit und des internationalen Verkehrs ein Bedürfniß ist. Diese Wahrnehmung unterstützt unsere obige Bitte an den Verfasser, seinem ersten Heft recht bald ein zweites und drittes folgen zu lassen.

Neue Flugschriftenliteratur zur Militärfrage.

1. Die Nachtheile des stehenden Heerwesens und die Nothwendigkeit der Ausbildung eines Volkswehrsystems von G. F. v. Kolb. Leipzig, 1862. A. Förstnersche Buchhandlung.
2. Die Militärorganisation social und deutsch beleuchtet. Berlin 1862. Haude- und Spenersche Buchhandlung.
3. Blitze zur Beleuchtung der organisatorischen Donnerkeile Seraphus des Ersten. Köln, 1862. Commissionsverlag v. W. Assenheim und Comp.
4. Ein Wort über das Verhältniß unserer Landwehr nach der Reorganisation des Heeres. Berlin 1862. E. S. Mittler und Sohn.
5. Militärische Betrachtungen über unsere Armee von einem preußischen Officier. Berlin 1862. E. S. Mittler und Sohn.
6. Die zweijährige Dienstzeit und die heutige Militär-Organisation in Preußen. Ein Wort zur Verständigung von einem alten Officier. Berlin 1862. Otto Jancke.
7. Zur Militärfrage. Ein Vorschlag. Berlin 1862. Julius Springer.
8. Die Lösung der Militärfrage im Sinne der Volksthümlichkeit und Schlagfertigkeit. In einer Skizze. Von einem Abgeordneten. Berlin 1862. Julius Springer.
9. Die preußische Armee und die Junker. Von W. Rüstow, Oberst Brigadier. Hamburg 1862. Otto Meißner.
10. Wo liegt der Hase im Pfeffer? Militärisches Sendschreiben an alle freisinnigen Abgeordneten von W. v. Luck, Major a. D., Verfasser von A. E. J. O. U. u. s. w. Berlin 1862. Rudolph Wagner.
11. Die Lage der preußischen Heeresorganisation am 29. September 1862 nebst einem Zusatz über die Landwehr von Dr. Rudolph Gneist, Abgeordneten. Berlin 1862. Julius Springer.

Wir setzen im Nachfolgenden die Uebersicht über die Flugschriften zur Militärfrage, welche wir im Juliheft begonnen haben, fort. Es ist freilich nur ein kleiner Theil des über die Frage erwachsenen Materials, den wir unseren Lesern damit vorführen: der größere und weitaus wichtigere liegt in den Verhandlungen des Abgeordnetenhauses, in der Commission wie im Plenum. Doch haben die Broschüren nicht blos auf diese Verhandlungen einen näheren oder entfernteren Einfluß geübt; sie sind auch geeignet, über die Ansichten, Stimmungen, Parteistandpunkte, welche sie widerspiegeln, zu orientiren, ja sie tragen, zum Theil wenigstens, zum Verständniß der Sache wesentlich bei und einzelne darunter dürfen selbst den Anspruch machen, daß ihr Inhalt noch für die künftige Lösung der Frage von Bedeutung bleibt. Wir denken also mit unserer Besprechung vor allen Dingen etwas zur Arbeit um diese Lösung beizutragen; denn das allein kann doch das nächste Ergebniß der neuesten unseligen Wendung in der Frage sein, daß der Kampf um die Lösung mit neuer Entschiedenheit und Ausdauer aufgenommen werden muß.

Wir haben in der ersten und zweiten Schrift leichtere Waare vorangestellt. Die erste steht nicht einmal in unmittelbarer Beziehung zur preußischen, sie umfaßt vielmehr die ganze deutsche Heeresfrage. Gleichwohl oder vielmehr eben

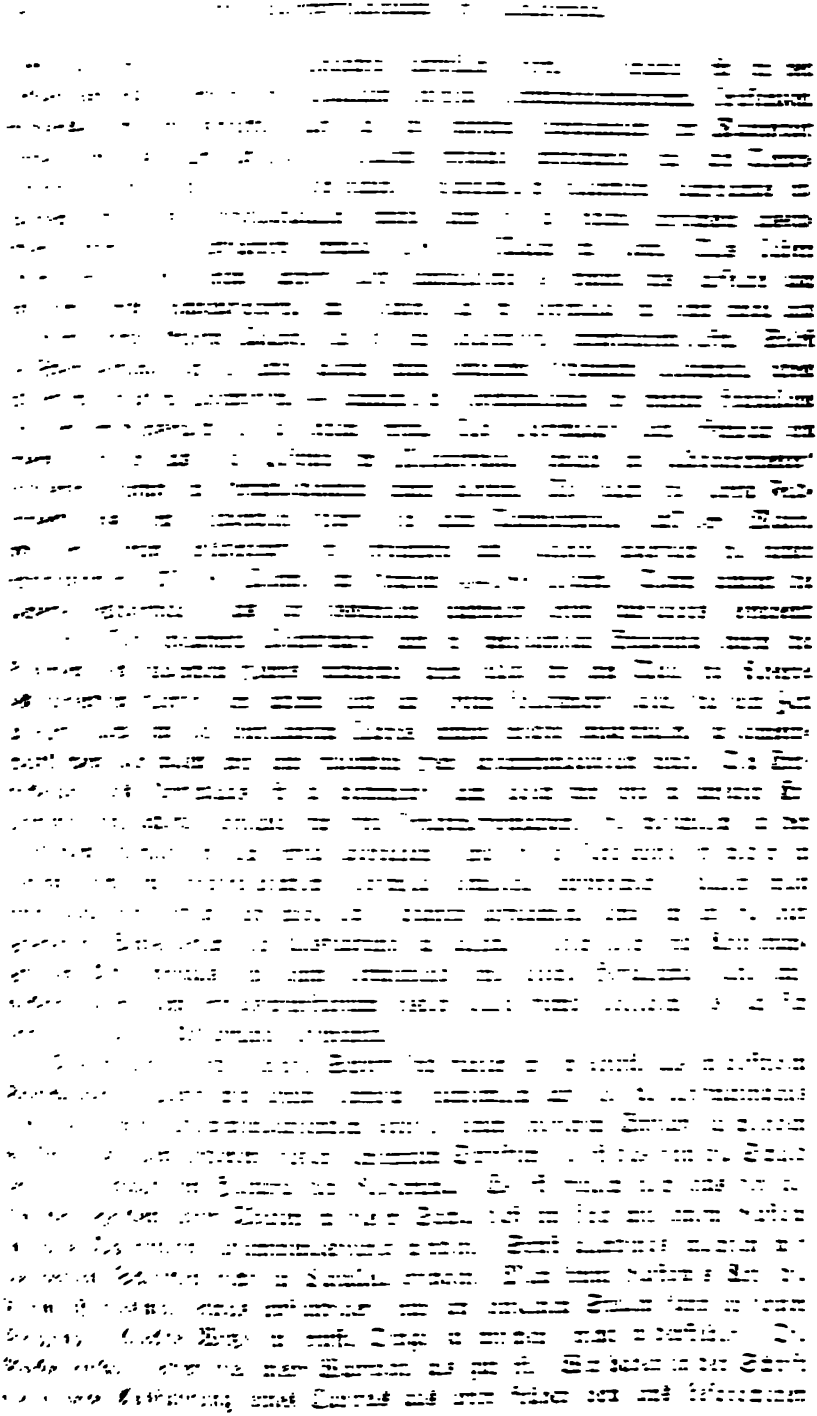
darum verdient sie hier ihre Stelle. Nicht wegen dessen, was sie darüber in anerkennenswerther Kürze auf 36 Seiten zusammengedrängt hat, sondern als ein Zeichen der Zeit. Ihr Verfasser hat ein „Handbuch der vergleichenden Statistik“ geschrieben, welches 1857 zuerst erschienen ist und eben jetzt die dritte Auflage erlebt. Er war also von einer Seite wenigstens mit dem Schein einer gewissen Autorität bekleidet, als er in der Sitzung, welche der volkswirthschaftliche Verein für Südwestdeutschland am 3. und 4. Mai d. J. zu Mannheim hielt, mit einem Vortrag über die Frage auftrat: „welches sind die wirthschaftlichen Nachtheile des stehenden Heerwesens und wie läßt sich eine Reform der Wehrverfassung ohne Schwächung der Vertheidigungskraft des Vaterlandes herbeiführen?“ Dieser Vortrag nun, durch einige Notizen erweitert, liegt hier im Druck vor uns; er ist an die süddeutschen Landtagsabgeordneten geschickt worden und soll sie bestimmen, daß sie den Regierungen gegenüber die Sache endlich in die Hand nehmen. In dieser Beziehung müssen wir ihm eine gewisse Bedeutung zuschreiben; er trifft mit einer Stimmung zusammen, die in den Landtagsverhandlungen der letzten Jahre in Bayern, Würtemberg, Hessen-Darmstadt, Nassau bereits vielfach angeschlagen, unverkennbar im Wachsen ist. Wenn die Regierungen dieser Staaten und ihre großdeutschen Trabanten in der Presse bisher mit offenbarer Genugthuung nach der schwierigen Lage hinübergeblickt haben, welche einst das Ministerium Hohenzollern durch sein muthiges Eintreten in eine der drängendsten Fragen der Zeit sich selbst und dem preußischen Staate bereitet hat, so werden sie die Früchte ihrer diplomatischen Zurückhaltung nicht mehr lange zu genießen haben. Wie viel geringer auch ihre Ansprüche an die Steuerkraft und die persönlichen Dienstleistungen des Volks scheinen,— die Mängel ihres Heerwesens im Verhältniß zu den ernsten Forderungen der Zeit treten zu deutlich hervor; läßt sich doch selbst in der Haltung der bedeutendsten Fachzeitschrift jenes Gebietes, der Darmstädter „Allgemeinen Militär-Zeitung“ eine zunehmende Opposition gegen die bestehenden Einrichtungen erkennen. Auch diese Staaten werden ihre Militärfrage haben: denn mit den Forderungen von oben treffen die Anschauungen und Interessen in der Bewegung des Volks immer schärfer zusammen. Der „volkswirthschaftliche Verein für Südwestdeutschland“ hat in seinen Beschlüssen den letzteren vorerst noch einen gemäßigten Ausdruck gegeben: die Schrift seines Stabschefs geht weiter. Sie faßt in fünf Punkten ihre Anklagen gegen das jetzige System zusammen, citirt Autoritäten, wie Radetzky und den bayrischen General Roglewich, dagegen und kommt zum Schweizer Milizsystem, nur mit der längeren Präsenz von 3 Monaten und einer größeren Zahl von Instructoren. Der Verf. macht den militärischen Forderungen noch gewisse Zugeständnisse klagt auch Uebergangsmaaßregeln vor, wendet sich indessen in der Hauptsache an die Stimmung und das Urtheil des Tages. Die Fortsetzung der alten „Hetzjagd“ im Militärdienst, die Zerrüttung der Staatsfinanzen, die wirthschaftliche Schädigung der Einzelnen, die große Sterblichkeit, welche sich an das Kasernenleben und den Garnisonsdienst knüpft, die heimlichen Auswanderungen, die Selbstverstümmelungen und Selbstmorde können ihres Eindrucks nicht verfehlen; namentlich, wenn noch unter Anderem mit Zahlen nachgewiesen wird, wie die Schweiz mit einem Drittel des Geldaufwandes ein

vierfach stärkeres Heer aufstellt, als Würtemberg und Hessen-Darmstadt, die zusammen doch noch etwa 200,000 Einwohner mehr zählen als jene! Der Sachverständige findet leicht, daß den Verf. seine militärische Lectüre noch nicht zu einem militärischen Urtheil befähigt hat; schlimmer ist die offenbare Oberflächlichkeit, deren er sich auf seinem eigentlichen Gebiet, der Statistik, schuldig macht. Was er als feststehende Ergebnisse anführt, beruht zumeist auf Untersuchungen, die noch in den Anfängen begriffen sind, und dabei sind diese Ergebnisse in eine Beziehung zur Wirklichkeit gesetzt, welche statt der richtigen fast lauter übertriebene Eindrücke giebt. Wir erheben damit freilich eine Anklage, welche, über die Schriften des Verf. hinaus, auf die deutsche Statistik überhaupt geht. Ist doch dessen „vergleichende Statistik," eine Arbeit, die zum großen Theil aus Zeitungsberichten zusammengestellt ist, bis jetzt das einzige handliche Buch dieser Art für den gewöhnlichen Gebrauch! Auf diesem Gebiet, in der That, ist die deutsche Wissenschaft noch weit entfernt, ihren alten Ruhm zu bewähren. — Auch die zweite der genannten Flugschriften kann davon Zeugniß ablegen; sie gehört vorzugsweise in diesem Zusammenhang hierher. Die „sociale Beleuchtung der Militärfrage," die sie bringt, bezieht sich eben vorzugsweise auf die schlechte Verpflegung, die häufigen Erkrankungen, die große Sterblichkeit im Militär; — Alles auf 29 Seiten, einschließlich der „deutschen Beleuchtung", die, soweit sie brauchbar und praktisch, auf die „Militärconventionen" hinausläuft. Die Zahlenreihen, welche die Schrift in ihrem Haupttheil aufführt, sind zum Theil längst widerlegt; — das Weitere wird hoffentlich die militärärztliche Zeitung in Berlin übernehmen, in deren Gebiet die Sache gehört. Es ist eine eben nicht dankbare, doch sehr dringende Aufgabe; denn dergleichen Zahlen sind besonders geeignet, die allgemeine Anschauung zu blenden und irre zu führen. Für unsere Regierungen aber ist es nur eine gerechte Vergeltung, wenn sie gerade in der schwierigen Frage der Heeresreform erfahren müssen, was eine öffentliche Meinung bedeutet, die durch falsche Eindrücke bestimmt ist; denn statt einer Wissenschaft, die ohne ihre directe Hülfe schlechterdings nichts leisten kann, haben sie bis in die letzte Zeit in thörichter Geheimnißkrämerei in den Acten vergraben, was wesentlich zur gesunden Aufklärung der wirthschaftlichen und politischen Bewegung hätte beitragen können.

Wie die erste und zweite, so können wir die drei folgenden Schriften in eine Gruppe zusammenfassen. Sie rühren alle drei von preußischen Officieren her und treten für die bestehenden Heereszustände wie für die Reorganisation ein; leider, ohne daß sie in weitere Kreise zu wirken oder der Sache irgend einen wesentlichen Dienst zu leisten vermöchten. Die „Blitze" enthalten lediglich 20 Seiten einer übrigens anständigen und theilweise auch berechtigten Polemik gegen die „Donnerkeile," der indessen mit dem Gegenstand ihres Angriffs nur eine untergeordnete und vorübergehende Bedeutung zukommt. Wichtiger sind die vierte und fünfte Schrift. Das „Wort über das Verhältniß unserer Landwehr" namentlich gibt in würdiger Haltung der Anschauung, welche an entscheidender Stelle als die herrschende gelten muß, auf nur 22 Seiten einen gedrängten Ausdruck. Die Schwächen des früheren Landwehrsystems, die arge Verwirrung der öffentlichen Meinung, welche seine Leistungen aus der nüchternen Wirklichkeit zu idealer Höhe erhebt, die Nothwendigkeit der Reform gerade bei

Methode sehr wenig schmeichelhafte Zugeständniß, daß das erste Sechstel der Ausbildungszeit des Soldaten das über allen Vergleich fruchtbarste ist (S. 51); die gelegentlichen Seitenhiebe auf Schablonen- und Paradewesen (S. 58—63); die verständigen Grundzüge eines neuen Systems der Taktik (S. 85); die sehr berechtigten Zweifel über die künftige Geltung der schweren Reiterei (S. 92); die Klagen über Mangel an Selbständigkeit (S. 99); die Bemerkungen über Generalstab und Adjutantur (S. 105—107). Wenn dergleichen auf einem so überaus gemäßigten Standpunkt laut wird, so müssen die vorhandenen Gebrechen doch nicht so gar leichter und nichtsbedeutender Natur sein. Wir getrauen uns aber, dem Verf. und allen Gleichdenkenden mit voller Bestimmtheit zu versichern, daß auch ihre besten Wünsche und Bestrebungen im Einzelnen völlig fruchtlos bleiben werden, so lange nicht die Reform aus dem angegebenen großen Gesichtspunkt angegriffen wird, der allein die Macht eines zwingenden Princips enthält.

Mit der sechsten, siebenten und achten Schrift treten wir dem praktischen Kern der Frage um einen Schritt näher. Der „alte Officier," welcher für „die zweijährige Dienstzeit" einzutreten wagt, bringt aus seiner Erfahrung Zeugnisse und Berechnungen für dieselbe bei, welche gerade in dieser gedrängten Zusammenstellung auf nur 29 kleinen Seiten sehr werthvoll erscheinen. Es wird uns in Zahlen nachgewiesen, daß die Einführung der zweijährigen Präsenz für die Infanterie der Linie im Jahre 1833 wesentlich auf dem Umstand beruhte, daß mit der dreijährigen Präsenz bei fünfjähriger Dienstzeit in der Linie die Kriegsstärke der Bataillone nicht aufrecht zu halten war. Es waren also nicht blos nackte Sparsamkeitsrücksichten, welche die Maaßregel empfahlen, sondern es wurde die Frage, ob volle Kriegsstärke und kürzere oder Ausfall an der Kriegsstärke und längere Präsenz, gerade auf Grund der eben bei der Mobilisirung gemachten Erfahrung vom König Friedrich Wilhelm III. und seinen Generalen zu Gunsten der ersteren Alternative entschieden. Diese Darstellung erscheint uns der bisher auch von der Regierungsseite vorgebrachten gegenüber von wirklich durchschlagendem Gewicht; sie beweist, daß die hohen Generale jener Zeit, — und auch des jetzigen Königs Majestät war darunter, — die volle Tragweite der Maaßregel so gut überlegten, wie es heute geschieht, und trotzdem nicht von der Nothwendigkeit der dreijährigen Präsenz sich überzeugt hielten. Im Zusammenhang damit gewinnen auch die weiteren Motive des Verfassers für die zweijährige Präsenz eine wesentliche Geltung; nur hält er zu starr an der Kriegsstärke des Bataillons von 1000 Mann fest und schätzt irrthümlich die Zahl der einstellungsfähigen Wehrpflichtigen nur auf etwa 70,000 im Jahr, während sich dieselbe — der Leser findet den Beweis im Aprilheft dieser Jahrbücher — auf 80—90,000 beläuft. — Directer noch gehen die beiden folgenden Schriften: „Zur Militärfrage, ein Vorschlag" (15 Seiten) und „die Lösung der Militärfrage" (16 Seiten) auf's Ziel los. Die erste verlangt, daß für den Frieden von je zwei Regimentern, etwa einem alten und einem neuen, die correspondirenden Bataillone in ein Doppelbataillon zusammengelegt würden. Es fiele damit die Hälfte der Officier- und Unterofficierstellen aus dem besoldeten Etat weg und dem Beurlaubtenstand zu, es würden sich mit weit weniger Mann-



Vorläuferin, „das preußische Armeebudget für 1862," vor uns: es gilt diesmal der Organisation des Officiercorps. Der positive Gehalt will nicht viel bedeuten, es ist nicht das Feld für das sonst unleugbar hervorragende militär-literarische Talent Rüstow's. Obwohl selbst ehemals preußischer Officier, hat er entweder niemals Gefühl und Verständniß für den edlen Gedanken einer aristokratischen Corporation gehabt, der trotz aller Einseitigkeiten und Verdunkelungen noch heute die eigenthümliche Lebenswurzel des Instituts ist, oder das Verständniß ist ihm unter den Einflüssen einer isolirenden Ungebundenheit in der Fremde verloren gegangen. Wir brauchen uns daher mit der wunderlichen Art, womit er sein Officiercorps im vollständigen inneren Widerspruch der Principien halb nach französischem, halb nach schweizerischem Muster zusammengesetzt wissen will, nicht näher zu befassen; auch die Carricatur, wozu er im dritten und vierten Brief dieser Schrift die geschichtliche Entwickelung des preußischen Officiercorps herabzieht, hat höchstens die Bedeutung, dem Kitzel der Tagspolitiker vorübergehend zu dienen. Was er dagegen im ersten und fünften Brief über die gegenwärtige Einrichtung und Zusammensetzung des Officiercorps sagt, beruht auf realem Grunde; man kann die Zahlen vielleicht im Einzelnen anfechten, im Ganzen wird ihr Eindruck nicht zu bestreiten sein. Rüstow berechnet z. B. nach den Daten des Dreiklassensystems, daß von 12,000 Officierstellen im preußischen Heer etwa 333 dem Adel gehören müßten. Statt dessen waren 1856 unter sämmtlichen Officieren, beide Aufgebote der Landwehr und die Marine mitgerechnet, nur 6825 bürgerliche gegen 5534 adlige; und nach einer späteren Rangliste von den 2896 Officieren der Linienregimenter nur 984 bürgerlich; im einen Fall war der Adel sechszehn, im anderen acht und zwanzigmal stärker vertreten, als er es hätte sein sollen. Noch weit auffallender wird die Erscheinung, wenn man die Garde der Linie, die Infanterie und Cavallerie den technischen Waffen, die Linie der Landwehr, die höheren Stellen den niederen gegenüberstellt; zeigt doch die Rangliste von 1861, wenn man die Artillerie und Ingenieure wegläßt, gegen 840 adlige Generale und Stabsofficiere nur 92 bürgerliche auf. Kann da Rüstow nicht mit einem Schein von Recht behaupten, daß der vierte Theil des Adels in Preußen rein vom Militärbudget lebt, oder mit anderen Worten, daß auf jeden der 68,000 Adligen des Staates jährlich 118 Thaler blos aus dem Militärseckel bezahlt werden? Warum denn war es 1813—15 so ganz anders? Wir gestehen, auf Grund der geschichtlichen Entwickelung und der gegenwärtigen Lage dem Adel gerne einen weit ausgedehnteren Anspruch auf die Officierstellen zu, als ihm nach seinem Zahlenverhältniß den übrigen gebildeten Klassen gegenüber zukäme; allein ein so schreiendes Mißverhältniß, wie es besteht, weist auf große Fehler in den Einrichtungen und Zuständen, es kann nur die allgemeine Meinung gegen den Adel erbittern, es kann nur seine unleugbar großen Verdienste verdunkeln; es giebt der vielfach behaupteten Wahrnehmung nur zu viel Grund, daß sich durch dieses unerhörte Uebergewicht des Adels in der echten Tradition des preußischen Officiercorps unvermeidlich auch viele Einseitigkeit, daß sich in einzelnen Corps und Waffengattungen ein schlimmer Sondergeist fortpflanzen müsse; es giebt den Gegnern des preußischen Heeres im Innern und den Feinden außerhalb eine willkommene allzeit bereite Waffe in die

Hand, mit vielem Schein kann eine Augsburger Allgemeine und der ganze Chor ihrer Nachtreter darauf hinweisen, daß es so doch nirgends in Deutschland, daß es selbst in Oesterreich nicht so ist. Um des Heeres, des Officiercorps, des Adels willen sollte das Kriegsministerium diese Zustände auf's allerernsteste in's Auge fassen; — statt dessen hatten die Regierungscommissäre in der Budgetcommission auf Beschwerden darüber höchstens einige unhaltbare Gründe; am liebsten, scheint es, drückten sie den Standpunkt der Regierung dahin aus, daß Alles gerade so gut sei und sein müsse, wie es sei.

Aber es haben sich schon ganz andere Stimmen, als die Rüstow's gegen diese Gebrechen erhoben, und es werden sich noch andere dagegen erheben. Der Verfasser unserer vorletzten Schrift ist zwar nur Major a. D.: aber er hat ein so braves preußisches Herz wie Einer, er liebt die Armee, er kennt ihre Stärken und Schwächen wie Einer; was er sagt, darf in vielen Stücken als der Meinungsausdruck einer großen Zahl von Officieren gelten, wenn sie's auch nur in vertrauten Kreisen sagen; schon vor elf Jahren ist eine ähnliche Flugschrift von ihm: „Geht nicht die Mittelstraße, denn sie wird Euch halsbrechend sein," von einem großen Theil der Militärliteratur mit Beifall aufgenommen worden. Die gegenwärtige ist in Standpunkt und Behandlung freier und größer. Der Mann hat sich sein gesundes Auge bewahrt, womit er durch die Nebel, welche menschliche Selbstsucht oder Schwäche in der Armee fast wie in der Kirche um die einfache Natur der Dinge spinnt, hindurchdringt, und dabei übt er seine Kritik mit einem glücklichen derben Witz, der niemals verletzt, der sich manchmal selbst bis zum Humor erhebt. Wir möchten darum unseren Lesern lieber empfehlen, die Schrift selbst zu lesen, als daß wir hier näher darauf eingehen: sie werden auf den 192 Seiten neben der Belehrung auch Genuß finden. Die ersten 59 Seiten enthalten eine Art politischer Einleitung; sie geben allerdings von der staatsmännischen Befähigung des Verfassers nur einen sehr mäßigen Eindruck, werfen aber treffende Schlaglichter, die von einem redlichen patriotischen Zorn eingegeben sind, auf die Geschichte Preußens unter dem Regiment des Herrn v. Manteuffel und der Männer der Kreuzzeitung. Die Landwehr (S. 59—80) erscheint hier, den Lobpreisungen, wie den Herabsetzungen gegenüber, als das, was sie war und ist; ihre nothwendige Reform freilich ist nur in unsichern Zügen angedeutet. Köstlich und aus der Fülle lebendiger Erfahrung heraus ist die zweijährige Präsenz, selbst bei der Reiterei, verfochten (S. 80—137); nicht ohne Erfolg sucht der Verfasser aus den eigenen Aeußerungen der Regierung nachzuweisen, daß sie selber gar nicht so, wie sie scheine und behaupte, an die Nothwendigkeit der drei Jahre glauben könne. Wenn über Unterofficiere (S. 137—158), Cadettenanstalten (S. 158—169), Officiere (S. 169—192) in der Hauptsache nur wiederholt wird, was nicht oft genug wiederholt werden kann, so trifft doch die Art, es zu sagen, in ihrer kräftigen Originalität auf viele wunde Stellen, die bisher wenig oder gar nicht berührt wurden, wie ein erfrischender Hauch. Im Jahre 1813 z. B. nach dem Waffenstillstand zählten das erste, zweite und dritte Armeecorps nebst den Garden etwa 130,000 Mann; an ihrer Spitze standen 1 General der Cavallerie, 4 Generallieutenants, 12 Generalmajors, 26 Obersten, 38 Oberstlieutenants, 200 Majors, also 281 Generale und Stabsofficiere. 1847

dagegen zählte das Heer an der Spitze von 134,000 Mann 10 Generale der Infanterie oder Cavallerie, 32 Generallieutenants, 48 Generalmajors, 104 Obersten, 62 Oberstlieutenants, 450 Majors; zusammen 706 Generale und Stabsofficiere im Frieden gegen jene 281 im schwersten Krieg! Ist das ein richtiges Verhältniß, auch wenn die Kriegsstärke des Heeres 1847 zu 200,000, ja zu 250,000 Mann angenommen wird? Und nun gar 1862: 111 Generale und Generallieutenants, 130 Generalmajors, 679 Obersten und Oberstlieutenants! Die Zahlen ergänzen sich nur zu gut mit jenen von Rüstow. Wer die Nothwendigkeit solcher Zustände zu behaupten wagt, der sollte wenigstens davon nicht reden, daß Preußens ganzes Dasein auf der sparsam zusammengehaltenen moralischen Kraft ruht. Wir hätten über vieles Einzelne mit unserem Verfasser zu rechten, wir würden z. B. die Liste seiner berühmten Generale (S. 188 und 189) bedeutend beschneiden und zum Theil ganz andere Folgerungen daraus ziehen; wir müßten die Reformvorschläge, namentlich in Bezug auf Officiere und Unterofficiere, erst näher und zusammenhängender durchgeführt sehen, ehe wir uns mit ihm auseinandersetzen könnten. Doch diesen Mangel theilt die Schrift mit fast allen anderen, die bis jetzt über die große Frage erschienen sind. Viele enthalten einzelne treffliche Gedanken: der große Zusammenhang, auf klare Principien gegründet, der das Einzelne erst rechtfertigt, fehlt bei allen. Aber ist das wohl anders möglich? Sollen etwa die Flugschriften, die Zeitungen, die Reden die Reform machen, wo die Regierung der drängendsten Lage gegenüber bisher nichts gehabt hat, als ihr altes „sint ut sunt?“

Wir sind damit bei der letzten Schrift, weitaus der bedeutendsten und einflußreichsten von allen. Sie ist nicht blos das Wort eines einzelnen Mannes, sie ist das Wort einer Partei. Der Abgeordnete Gneist hat von allen vielleicht am meisten beigetragen, daß sich im Hause diese große festgeschlossene Mehrheit für das vollständig ablehnende Votum gebildet hat. Wir waren mit dieser Haltung von Anfang an nicht einverstanden und können nach Allem, was geschehen ist, uns auch jetzt nicht damit einverstanden erklären: die Gründe dafür sind in diesen Blättern wiederholt ausführlich entwickelt worden. Allein das kann uns nicht hindern, den gemeinsamen Boden zu erkennen und festzuhalten, der uns jetzt mehr als je auch in dieser Frage mit dieser Partei verbindet. Der Abgeordnete Gneist hat diese Gemeinschaft mit seiner Schrift auf's Neue befestigt. Wir können hier natürlich nicht näher darauf eingehen; ihre Bedeutung verlangt, daß dies dort geschehe, wo wir unsere jetzige Stellung zur Militärfrage positiv entwickeln werden. Nur das sei hervorgehoben, daß die Schrift, was freilich von vornherein kaum Jemand bezweifelt haben wird, nicht blos im staatsmännischen und politischen Theil eine ausgezeichnete Stelle verdient, sondern daß sie auch eine Einsicht in die militärischen Fachfragen verräth, wie wir sie in diesem umfassenden Geiste bis jetzt in keiner Broschüre über die Frage gefunden haben. Hier endlich, wenn auch nur im Umriß, ist der große Zusammenhang, hier ist der Bau auf Principien aufgerichtet, wovon wir oben geredet haben. Wir hätten Vieles hinzuzusetzen, Manches zu bekämpfen, aber von diesen Grundlagen aus kann das Werk hinausgeführt werden. Wir sagen das allen liberalen Parteien; wir möchten aber vor Allem, daß die Regierung auf solche Stim-

[illegible] Der Verfasser sagt in der That, daß auch jetzt noch in Wahrheit die Lage dieser, erklärten, verfassungstreuen Partei [illegible]. Das Buch heißt: „Reorganisationsgesetz." Wenn der Staat in einer Lage ist, die ihn bis auf den Grund erschüttern, so mögen vielleicht Alle ihren Theil Schuld tragen, die Einzelnen, wie die Parteien; die schwerste Schuld aber muß die leitende Regierung. Kann sie sich dieses Bewußtseins entschlagen? kann sie mit cavalierem Sinne auf „jenseitige Thaten" sehen? Die Folgen würden zuerst auf sie Urheber fallen.

Politische Correspondenz.

Berlin, 25. October.

Die große Frage, deren möglichem Ausgang wir in unserer letzten Correspondenz noch mit gemischter Empfindung entgegen sehen konnten, hat nunmehr ihre vorläufige Entscheidung gefunden. Der Fundamentalsatz der Verfassung, welcher die gesetzliche Feststellung der von der Staatsverwaltung zu leistenden Ausgaben fordert, ist nicht zur Erfüllung gekommen. Auf einer Unterlage, welche die Verfassung nicht versieht und als rechtsgültig nicht anerkennt, auf Grund eigenen Ermessens und eigener Verantwortung, wird der Haushalt des Staats von dem Ministerium geführt. Somit ist Preußen zum ersten Mal seit dem 31. Januar 1850 aus der Bahn constitutioneller Ordnung principiell herausgetreten.

In der That, der Fortschritt zum Schlimmen, den wir an der Hand der Militär-Frage gemacht haben, ist mit einer Raschheit von Statten gegangen, auf welche unsere Rivalen im Auslande und ihre verblendeten Bundesgenossen im Inlande mit Genugthuung blicken können. Als zuerst von dem Bedürfniß der Verjüngung unseres Heerwesens die Rede war, wurde diese Forderung in Verbindung mit Principien verkündet, die auch den politischen und wirthschaftlichen Einrichtungen des Landes einen verjüngenden Impuls versprachen. Weise Reform, die das nicht mehr Lebensfähige durch bessere Gestaltungen ersetzt, Ausbau der Verfassung nach den Bedürfnissen des modernen Staats schien der leitende Gedanke unserer Politik. Aber kaum begonnen, gerieth dieser politische Ausbau in's Stocken. Die ganze Kraft und Thätigkeit der Staatsverwaltung concentrirte sich auf die militärische Forderung, und so zerrieb sich das liberale Ministerium an einer mit einseitigem Interesse festgehaltenen und in ihrem vollen Umfang unmöglichen Aufgabe. Wir kamen in ein zweites Stadium. Die Reformpolitik wurde sistirt und nachdem der Liberalismus versagt hatte, die Aufgabe auf ein conservatives Ministerium übertragen. Aber der Versuch, die Bevölkerung bei den Wahlen in „legitimer" Weise zu beeinflussen, mißglückte in einem fast unerhörten Maaße. Die Minister hatten und gewannen keine Partei im Volkshaus und kein Vertrauen im Lande, und so wurde die Spannung zwischen Regierung und Bevölkerung ein permanenter Zustand, der das

Ansehen Preußens in Europa und seinen Einfluß in Deutschland schwächte. Und doch war auch dieses Stadium noch nicht das schlimmste. Dieses kam erst, als nach fruchtlosem Gebrauch des constitutionellen Mittels einer Appellation an das Land, die Thatsache evident geworden war, daß das Budgetrecht des Unterhauses nach seiner bisherigen, in allen constitutionellen Staaten feststehenden Interpretation und das Beharren der Regierung auf dem ganzen Umfang ihrer bisherigen Forderungen unvereinbare Dinge seien. Es galt jetzt die ernste Alternative: entweder diese Forderungen zu mäßigen oder die Umdeutung zu acceptiren, welche jenes Recht von Seiten der feudalen Partei gefunden hatte. Die Wahl ist jetzt getroffen; aus der Militär-Frage ist eine Verfassungskrisis hervorgewachsen.

Es ist ein geringer Trost, Gefahren des Vaterlandes vorausgesehen zu haben, wenn man nicht die Macht hatte, sie zu beschwören. Wer aber mit uns der Ueberzeugung ist, daß die Beilegung unseres Conflictes ohne Störung der verfassungsmäßigen Ordnung ein unberechenbarer Segen für Preußen gewesen wäre, der wird heute noch mehr als früher der liberalen Minorität des Abgeordnetenhauses Dank dafür wissen, daß sie die Gefahr erkannt und daß sie alle ihre, wenn auch unzureichenden Kräfte darangesetzt hat, um das drohende Uebel von dem Vaterlande abzuwenden. Sie wußte, wie die Feinde der Verfassung einen Beschluß des Abgeordnetenhauses ausbeuten würden, der sich in unvermittelten Gegensatz zu der Haltung des früheren Hauses stellte und der auch diejenigen Summen absetzte, welche auf Grund jener Haltung bereits verausgabt oder für den provisorischen Fortbestand der geschaffenen Einrichtungen durchaus erforderlich waren. Sie mahnte das Haus, sich in einer großen praktischen Frage nicht mit dem negativen Urtheil über die Rechtsbeständigkeit der getroffenen Veränderungen zu begnügen, sondern bis zu dem Maaß ein positives Votum auszusprechen, als es selbst jene Veränderungen für zweckmäßig und ihre Forterhaltung für wünschenswerth hielt. Sie wies auf die angreifbare Position hin, in welche sich das Haus den anderen Factoren des Staats gegenüber durch Beschlüsse versetzte, die ohne eine hinzutretende Ergänzung nicht ausführbar waren, und die nur als Zwangsmittel dienen sollten, um einzelne, von dem Hause nicht bestimmt bezeichnete Modificationen der Heeresreform durchzusetzen. Sie gab den durch die neuesten Erfahrungen nur zu sehr bewährten Rath, bei der Wahl solcher Zwangsmittel nicht nur die eigene Berechtigung, sondern auch den Willen der gleichberechtigten Gewalten in's Auge zu fassen und ihnen keine Handhabe zu bieten, wodurch die Wirksamkeit jener Mittel neutralisirt und ein unberechenbares politisches Unheil heraufbeschworen werden konnte. Wenn der Druck, den das Twesten-Stavenhagen'sche Amendement auf die Regierung ausüben konnte, auch scheinbar geringer war, als die Streichung der Reorganisationskosten sans phrase, so war er nach der Meinung der Minorität doch thatsächlich größer, weil es außerhalb der Möglichkeit lag, gegen ihn die Waffen zu verwenden, welche die Verfassung dem anderen Hause in die Hand gegeben hat. Mit der Beschränkung der Bewilligung für die Reorganisation auf das Maaß der zweijährigen Dienstzeit war zwar für das fast abgelaufene Jahr nur wenig und erst für das Jahr 1863 Erhebliches zu erreichen:

aber das war gewiß, daß auf diesem Wege das Haus von seiner Seite an die Grenzen seiner Macht erinnert werden konnte, daß die Selbstbeschränkung, die es sich auferlegte, seinen Beschlüssen die unmittelbare Wirksamkeit garantirte, die Wirksamkeit in Bezug auf die Finanzen, wie auf den Charakter der für 1863 zu erwartenden Gesetzesvorlagen.

Indessen in der heutigen Lage der Dinge handelt es sich nicht mehr darum, den Beweis zu wiederholen, daß die Beschlüsse vom August und September den praktischen Maaß mit dem eigenen Vortheil des Hauses widersprachen. Die durch die Ereignisse dieses Monats in den Vordergrund getretene Frage ist eine andere. Ein vielköpfiger Staatskörper, eine parlamentarische Versammlung, die der Natur der Sache nach von den Stimmungen des Landes nicht unabhängig ist, mag in Zeiten lebhafter Aufregung in ihren Entscheidungen zuweilen die wünschenswerthe Linie überschreiten. Dem gegenüber ist die Regierung eines Staats in einer Lage, die große Vorzüge und daher auch höhere Pflichten einschließt. Sie kann und sie soll mit leidenschaftsloser Ruhe die Bewegung der Geister beobachten und mit Vorsicht die Mittel wählen, durch welche der Beschädigung der Staatsinteressen vorgebeugt oder der entstandene Schaden gemindert werden kann. Entweder es giebt keine constitutionelle Regierungskunst oder sie besteht darin, die öffentliche Meinung klug zu leiten, die Impulse, welche ihr zu Grunde liegen, zu erforschen, durch weise Beachtung derselben krankhafte Aufregungen zu verhindern und insbesondere das Möglichste zu thun, damit der Grundstein des Staatsgebäudes, die Landesverfassung, keinerlei Erschütterung erleide. Denn darin eben kennzeichnet sich ein selbst- und rechtsbewußtes, ein „gebildetes" Volk, daß es sein sittliches Dasein auf eine Grundlage stellt, die in geheiligten Formen eine Gegenseitigkeit von Rechten und Pflichten festsetzt; und wo einmal diese Stufe der Bildung erreicht ist, da gilt die Achtung und Scheu vor diesen gegenseitigen Rechten als die Bedingung des allgemeinen Wohles und als die Quelle, aus welcher die edelsten Empfindungen des Volkes, seine Gesetzlichkeit, seine Hingebung und Treue fließen. Stärker als die Traditionen der Vergangenheit und wären es selbst die Erinnerungen einer großen Geschichte, werden auf dieser Stufe der Entwicklung Regierende und Regierte durch das Band der Verfassung zusammengehalten. Selbst wenn das Abgeordnetenhaus eine schwierige Lage der Dinge hervorgerufen hatte, — gab es keinen Ausweg aus dieser Lage und war es zur Nothwendigkeit geworden, die Bahn zu betreten, die uns aus den Fernen der Verfassung herausgeworfen hat?

Officiöse Stimmen haben sich seit Wochen bemüht, diesen Beweis zu führen. Sie haben die mancherlei Zugeständnisse aufgezählt, durch welche das Ministerium von der Hoffnung sein Leben zu fristen suchte, und sind auf das Resultat gekommen, daß eine Vermittlung mit der Mehrheit des Unterhauses nicht möglich gewesen sei. Wir glauben, daß im Lande alle diese Debatten nur als traurige Symptome des Einflusses betrachtet werden, der in den entscheidenden Kreisen leider der überwiegende geworden ist. Diesem Einfluß muß freilich daran liegen, die Gesinnungen des Abgeordnetenhauses zu karrikiren, und die Zustände des Landes in's Düstere zu malen. Die Thatsache, daß eine ein-

zige, aller Welt bekannte Concession zur Vermittlung genügt haben würde, daß inmitten aller leidenschaftlichen Erregung doch im Herzen dieses Volks ein Reichthum der Versöhnlichkeit und des Verlangens nach Frieden ruht, darf freilich nicht zugestanden werden, wenn es gilt, die Lehre von der Verderblichkeit aller Concessionen zu belegen und die Meinung zu befestigen, daß selbst ein Eingehen auf die Anträge der Minorität entweder zurückgewiesen worden sein oder die Opposition auf ein anderes Gebiet geworfen haben würde. Auf diese Weise entsteht ein Bild von dem Zustand der Dinge, wie man es braucht; das Land erscheint dem Einfluß demokratischer Verführer preisgegeben, die mit berechneter Bosheit das Band zwischen König und Unterthanen zerreißen und zur Unterwühlung des Throns die Armee in ein Parlamentsheer verwandeln wollen. Und da es doch Pflicht ist, solchen Tendenzen Widerstand zu leisten, so wird es als Weisheit gepriesen, sofort in der Nachgiebigkeit Halt zu machen und schon den Anfängen zu widerstehen. Diese officiösen Stimmen vergessen nur Eins, was zur unbefangenen Beurtheilung der wirklichen Sachlage doch nicht unwichtig ist. Sie übersehen, daß die Minorität, deren Unparteilichkeit sie anzuerkennen pflegen, ein ganz anderes Bild von der Lage der Dinge hat. Sie hat oft genug die Klage ausgesprochen, daß durch die Fehler der Regierung jener Widerstand groß gezogen sei, der dann freilich mit dem Uebermäßigen und Bedenklichen auch das Berechtigte und Wohlthätige an den militärischen Reformen bedrohte. Sie hat eben hieraus die verdoppelte Pflicht der Staatsregierung abgeleitet, dem Lande ihrerseits die Hand der Versöhnung zu reichen, und sie hat niemals daran gezweifelt, daß diese Versöhnung voll und ganz um einen mäßigen und billigen Preis zu gewinnen sei. Und wenn ihre Vermittlungsversuche die Bedeutung verloren, wenn die negativen Kräfte die Oberhand behielten, so hat sie die Ansicht nicht verschwiegen, daß die Schuld hiervon die Räthe der Krone traf, welche die materielle Concession zurückhielten, die die Minderheit des Hauses zur Mehrheit verwandelt haben würde.

Die Ueberzeugung, daß dies der wirkliche Verlauf unseres traurigen Conflictes war, ist im Lande — die feudale Partei selbstverständlich immer abgerechnet — so allgemein verbreitet, daß es Wasser in's Meer tragen hieße, wollten wir den Beleg durch Reproduction einzelner Thatsachen führen. Streitende Richtungen pflegen mitunter in einen solchen Grad der Entfremdung zu treten, daß sie ihre gegenseitige Sprache kaum noch verstehen. Wenn die Vertreter der Regierung von der milden Nachgiebigkeit reden, welche die letztere in dieser kläglichen Verwirrung bewiesen habe, so können sie versichert sein, daß, ganz abgesehen von jedem politischen Extrem, ihre Sprache dem Lande völlig unverständlich ist. Diese Unverständlichkeit liegt darin, daß beide Theile von ganz verschiedenen Grundvoraussetzungen ausgehen, daß sie über das Maaß ihrer gegenseitigen Verpflichtung und Berechtigung ganz entgegengesetzte Begriffe haben. Was die officiösen Stimmen bereits als bewundernswerthe Langmuth preisen, das erscheint der großen Mehrheit im Lande nur als ein Zeichen von Unbeugsamkeit, die in untergeordneten Punkten nur deshalb weicht, um in dem eigentlichen Object des Conflicts um so zäher fest zu halten. Es ist eine Verschiedenheit des Princips, aus dem diese abweichende Anschauung herfließt. Nach der

Meinung des Landes handelt es sich um die Frage, ob es einwilligen wolle, eine bedeutende und dauernde Mehrlast zu tragen, und als Antwort auf diese Frage hat es seine Einwilligung in die Uebernahme dieser Last an das Zugeständniß bestimmter volkswirthschaftlicher Erleichterungen und finanzieller Ermäßigungen geknüpft. Es schreibt sich ebensowohl das Recht zu, solche Bedingungen zu stellen, wie es sich die Verständigkeit zutraut, in ihrer Aufstellung ein vernünftiges, die Interessen des Staats und seiner Machtstellung nicht gefährdendes Maaß zu halten. Innerhalb der gebildeten Klassen seiner Bevölkerung von dem Wesen eines constitutionellen Staatslebens sehr wohl unterrichtet, ist es der Ansicht, daß in demselben die Ueberzeugung der Unterthanen einen Anspruch auf Rücksicht habe, und daß es eben aus dem Grunde berufen sei, seinen Gesinnungen durch gewählte Vertreter einen legitimen Ausdruck zu geben, damit die Regierung das Mittel und die Möglichkeit habe, seine Meinung zu erkennen und in derselben eine Schranke und Controlle ihres Willens zu achten. Diese Achtung vor den Ueberzeugungen der Nation, die sich durch wiederholte Appellation als festgewurzelt erwiesen haben, ist in dem anderen Lager eine höchst lästige Sache, der man durch Berufung auf die individuelle Einsicht der Regierung in das Staatswohl, oder durch Selbsttäuschung über die wirklichen Stimmungen des Volks zu entgehen sucht. Man will es nicht zugeben, daß, wenn eine constitutionelle Staatsform überhaupt möglich sein soll, das Gewissen des Regierungsfactors an dem Gewissen des Landes sich moderiren müsse, und durch künstliche Gegensätze von „parlamentarischem" und „königlichem" Regiment, von specifisch preußischem und specifisch ausländischem Constitutionalismus sucht man sich die Wahrheit zu verbergen, daß jener Grundsatz eben für alle Constitutionen Gültigkeit hat. Mit einem Wort, es handelt sich in diesem Conflict darum, die Traditionen aus der Zeit des absoluten Staats zu vergessen und die Resignation und die Selbstbeschränkung zu üben, welche jedes freie Staatswesen zu seinem Bestehen erfordert.

Wir glauben nicht zu irren, wenn wir behaupten, daß diese Ansicht von der Tragweite der vorhandenen Verwicklung jetzt im Lande allgemein verbreitet ist. Durch den Eindruck, welchen die aufeinander folgenden Ministerwechsel gemacht haben, ist sie entwickelt und verstärkt. Jedes dieser Ministerien zerarbeitete sich an der Aufgabe, eine als absolut betrachtete Grenze zu vertheidigen, die je länger desto weniger einzuhalten war. Daß diese Position, sobald die Entscheidung der Landtagsverhandlungen heranrückte, auch denen unmöglich erscheinen mußte, die sie zu decken hatten, liegt auf der Hand. Wenigstens hat das Gerücht die bekannte Episode des Herrn Kriegsministers und den Rücktritt des Herrn v. d. Heydt in dieser Weise commentirt. Es hat jene Episode auf die momentane, dann wieder aufgegebene Absicht des Ministeriums zurückgeführt, sich den Principien der Minorität des Unterhauses zu fügen, und es hat den Rücktritt des Herrn v. d. Heydt aus der ernsteren Beharrlichkeit erklärt, mit welcher derselbe jene Fügsamkeit gefordert und den Ausweg abgelehnt habe, der aus der Verfassung herausführen mußte.

Als der Vorsitz des Staatsministeriums auf Herrn v. Bismarck überging, waren die inneren Vorgänge, welche diese Veränderung begleiteten, in weiteren

Kreisen noch nicht bekannt und die Ansicht noch nicht ausgeschlossen, daß der Eintritt des neuen Premier eine Wendung zum Besseren bedeuten könne. Wir selbst haben eine skeptische Linie innegehalten und es für anständig erachtet, das Mißtrauen zu mäßigen, das sich an die parlamentarische Vergangenheit des Herrn v. Bismarck knüpft; es schien uns zweckmäßig, zu warten, bis bestimmte Handlungen uns darüber belehren würden, wie wenig oder wie viel er in Frankfurt, Petersburg und Paris gelernt und vergessen hätte. Man konnte es vorläufig als einen Gewinn betrachten, daß unsere innere Politik, welche Jahre lang ohne jeden erkennbaren Zusammenhang mit unseren auswärtigen Aufgaben verlaufen war, nun in die Hand eines Mannes gelegt wurde, der darauf hingewiesen war, sie nach den großen Gesichtspunkten unserer auswärtigen Interessen zu leiten. Außerdem schien die Lage, in welcher Herrn v. Bismarck die Führung der Geschäfte angetragen wurde, die Aufstellung eines den Conflict hinwegräumenden Programmes ungewöhnlich zu erleichtern. Denn er galt, wenigstens in dem conservativen Lager, als die einzige Persönlichkeit, welche den schwierigen Verhältnissen gewachsen sei. Unersetzlich, wie er in diesem Momente erschien, mußten gewissenhafte Rathschläge zur Verständigung mit dem Lande als fast unerläßliche Bedingungen zur Beherrschung der Situation angesehen werden. Es war in unserer heimischen Geschichte einer jener Wendepunkte eingetreten, wo die loyale Treue des Unterthanen, welche stützen und helfen will, sich in der sittlichen Festigkeit offenbart, mit welcher sie widerstrebt und warnt; einer jener Wendepunkte, wo in wirklichen Staatsmännern alle Wünsche des persönlichen Ehrgeizes und alles leichte Selbstvertrauen zurücktreten, wo die innere Erwägung einzig durch den Ernst der Aufgabe und durch die Frage bestimmt wird, ob man die Mittel zur heilsamen Lösung derselben besitze.

Der Verlauf der Dinge hat uns nunmehr die Thatsachen gebracht, nach welchen wir Herrn v. Bismarck zu beurtheilen haben. Zu erwarten haben wir jetzt in Bezug auf ihn nichts mehr, außer das Eine, ob er nicht an seiner Person die Erfahrung machen wird, daß verhängnißvolle Anfänge auch die folgenden Entschlüsse bestimmen und binden, daß „verpaßte" günstige Momente nicht so leicht wiederkehren, und daß die Schwierigkeit, dringlichen Rathschlägen Gehör zu verschaffen, nicht durch Hinausschieben und Zeitgewinnen erleichtert wird.

Als Herr v. Bismarck seine Action mit der Zurückziehung des Etats von 1863 begann, zeigte die Motivirung dieses an sich gerechtfertigten Schrittes zunächst so viel, daß er die Aufgabe seines Vorgängers ohne irgend eine erleichternde Bedingung übernommen habe. Nach der Erklärung des Ministerpräsidenten hielt die Regierung an ihren „bisherigen Auffassungen" fest, und so hatte der dargebotene Waffenstillstand für das Abgeordnetenhaus nur die mißliche Bedeutung, daß er den Zustand, dessen Rechtsbeständigkeit es negirt hatte, bis tief in das nächste Jahr hinein verschleppte. Die Verhandlungen in der Budgetcommission, die sich an den Schritt der Staatsregierung anschlossen, gaben weitere Aufklärung; sie enthüllten die Bedingung die Herrn v. Bismarck auferlegt war, und damit die wirkliche Bedeutung des jüngsten Ministerwechsels. Der Präsident der Staatsregierung bekannte sich zu der Theorie, welche die Kreuzzeitung, indem sie Beides, Auflösung und Nachgiebigkeit widerrieth, als leichtes Rettungsmittel

[illegible]

[illegible] — das Budgetrecht, welches die Staatshaus[illegible] [illegible] Zustimmung der berechtigten Factoren zu Stande [illegible] begründet nicht ein Mitbrecht [illegible] auf, den gescheiterten Versuch [illegible] des Mißlingens durch Auflösung des Unter[illegible] des Oberhauses, oder durch Modification der eige[illegible] — daß dieser Satz das Fundament un[illegible] daß aller [illegible] Einfluß, den die Volksvertretung auf [illegible] ausüben kann, mit ihm steht und fällt, daß [illegible] überbleiben würde, der den Haus[illegible] bestimmt, — diese Ueberzeugung ist ein [illegible] Landes geworden. In den denkwür[illegible] und 7. October stand nicht eine Theorie der Theorie, [illegible] einzelner Personen der ernsten Rechts-

überzeugung eines ganzen Volks gegenüber. Das wenigstens, denken wir, werden die stummen Zuhörer, welche auf den Ministerbänken saßen, empfunden haben, daß es eine Unmöglichkeit ist, das Budgetrecht unseres Abgeordnetenhauses auf die Finanzbefugnisse des vereinigten Landtags zu reduciren, und daß praktische Versuche dieser Art die Uebel, die uns heute niederdrücken, zum offenen Verderben steigern würden.

Freunde des Friedens und der Ordnung werden in den Wirrnissen dieses Jahres nichts tiefer beklagt haben, als daß es Preußen an einem Oberhause fehlt, welches eine moralische Autorität im Volke besitzt. Von jeher hat es als die Aufgabe eines solchen Hauses gegolten, zwischen Regierung und Volk vermittelnd einzutreten und mit objectivem, parteilosem Urtheil die Linie festzustellen, auf welcher die auseinander strebenden Extreme sich wieder zusammenfinden können. Unabhängig von den Stimmungen der Wählermassen, soll es momentanen Strömungen sich entgegenstemmen können, ein fester Anker in der Bewegung des Staats und eine Stütze des Throns sein; damit es aber dauernd stützen könne, sollen seine Glieder eine Basis in der Nation haben, mit den Interessen und Bestrebungen derselben verwachsen sein und die politische Fühlung besitzen, welche die wirklichen Bedürfnisse und die berechtigten Forderungen von den künstlichen zu unterscheiden versteht. Es ist die Umkehr der Idee eines Oberhauses, wenn dasselbe ein politisches Extrem repräsentirt, ein Extrem, dessen Anschauungen im Lande absolut isolirt sind und das selbst noch über die Gesichtspunkte einer leidlich conservativen Regierung hinaus, weit hinausgeht. Ein solches Haus kann in gefahrvollen Zeiten nicht stützen, weil es ihm an Halt im Lande gebricht, und es kann Conflicte nicht schlichten, weil ihm die Umsicht und der Wille dazu fehlt. Es kann nur das Gegentheil seiner natürlichen Aufgabe verrichten; statt den Frieden zu stiften, den Streit schüren, und statt die kämpfenden Gewalten auf dem ausgleichenden Boden der Verfassung zu halten, als Organ dienen, durch welches der Kampf über die Grenzen der Verfassung hinausgerückt wird.

In dem vorliegenden Falle lag einem Oberhaus, das sich seines Berufes bewußt war, ein sehr bestimmter Anlaß vor, um als ausgleichende Instanz in den Conflict zu treten. Denn die Regierung hatte sich zwar gegen die von dem Abgeordnetenhause gefaßten Beschlüsse erklärt, aber gleichwohl den durch die letzteren modificirten Etat nicht zurückgezogen. In dieser Lage war das Haus berechtigt, eine Berathung zu sistiren, durch welche der Zweck, das Budgetgesetz zu Stande zu bringen, nicht mehr erreicht werden konnte. Hierdurch würde die Regierung auf die Nothwendigkeit verwiesen worden sein, sich in den constitutionellen Schranken zu halten, und über die Auflösung des Abgeordnetenhauses, oder über eine Ausgleichung mit demselben eine Entscheidung zu treffen. Und wenn etwa dieser Weg, der aus dem Geist und Sinn der Verfassung sich rechtfertigt, bedenklich erschien, so war die Annahme des Budgets in der Fassung des Abgeordnetenhauses das einzig übrigbleibende Mittel, um den Conflict wenigstens zu mildern und auf ein Minimum zu reduciren. Aus der kleinen Zahl der 17 Mitglieder des Herrenhauses, welche gegen die Verwerfung des Budgets stimmten, haben einige in dem Lande wohlangesehene Männer die Gründe dargelegt, welche für die An-

nahme des Budgets selbst dann treten, wenn man mit der Streichungen des Abgeordnetenhauses einverstanden war. Denn die Zustimmung zu dem von den Abgeordneten genehmigten Etat schien jedenfalls die verfassungsmäßige Form für die Verausgabung von 135 Millionen. Von den Kosten für die Reorganisation, welche das Abgeordnetenhaus abgelegt hatte, waren drei Viertheil bereits verausgabt. Auch diese Ausgaben schwankten also auf ein Minimum zusammen, für welches die Indemnisation leicht zu erlangen war, falls die Regierung in der nächsten Session Schritte zur Ausgleichung thun wollte. Wir glauben, daß diese Argumentation für alle diejenigen unwiderleglich ist, welche die Bewahrung der verfassungsmäßigen Ordnung für das oberste Interesse von Krone und Land halten.

Die Budgetcommission des Herrenhauses entschied sich anders. Indem sie sich für eine bedingte Verwerfung des Budgets erklärte, ging sie bereits weit über die Linie hinaus, von welcher aus ein Einfluß auf die Schlichtung des Conflictes möglich war. Allerdings hatte auch sie noch den Wunsch, die ernste Entscheidung hinauszuschieben und eine Frist zu gewinnen, die vielleicht von dem Ministerium zur Vermittlung benutzt werde. Zu diesem Ende schlug sie eine Zwischenverhandlung mit dem Abgeordnetenhause vor und deutete in ihrem Berichte die Wege an, auf denen die Versöhnung gefunden werden könnte. „Auf eine blos negirende Haltung, sagte der Bericht, würde sich das Abgeordnetenhaus nicht haben beschränken können, wenn die Staatsregierung schon bei Berathung des diesjährigen Etats ein Gesetz vorgelegt hätte; sie habe sich in formeller Beziehung von dem Vorwurf nicht frei gehalten, mit einer Organisation bereits weiter vorgegangen zu sein, als dies ohne vorgängige Aenderung von Gesetzen zulässig gewesen wäre. Wenn sie bei der Geneigtheit des Abgeordnetenhauses, für 1862 die verausgabten Gelder zu bewilligen, sich entschließen möchte, eine Indemnisation für Verausgabungen, welche in den bestehenden Gesetzen noch nicht ihre Rechtfertigung finden, zu beantragen, so würde dies ein weiteres Moment werden können, welches das Abgeordnetenhaus zu einer Abstandnahme von früheren formalen Bedenken gegen die Bewilligung der erforderlichen Gelder veranlassen könnte."

Aber auch der Standpunkt der Commission fand im Plenum des Herrenhauses nicht ein Viertheil der Stimmen. Mit einer Biegsamkeit, die einen denkwürdigen Contrast gegen die Störrigkeit bildet, welche es gegen die liberalen Räthe der Krone in früherer Zeit bewiesen hatte, desavouirte das Herrenhaus seine Commission, sobald ihm die Wendung der Regierungspolitik angezeigt war. Die Geister zu sänftigen, das war für die Mehrheit dieses Hauses eine Rolle, die ihr nur durch die Rücksicht auf ihre Parteigenossen im Ministerium aufgedrungen werden konnte. Sie fürchtete, wie Herr Hasselbach in seiner Rede constatirte, daß die Regierung nach Annahme des Commissionsvorschlages wahrscheinlich mit neuen Concessionen an das Unterhaus herantreten werde; sie fürchtete die Vermittlung und verlangte ungeduldig nach dem Bruch.

Mehr noch als dies. Künftige preußische Geschichtsschreiber werden es als einen merkwürdigen Beweis politischer Verblendung bezeichnen, daß das

Herrenhaus sich nicht mit dem Bruche begnügte, sondern die Verwirrung zu benutzen suchte, um seinerseits zur Erweiterung seiner Privilegien über die Schranken der Verfassung hinauszugreifen. Wenn wir den Antrag des Grafen Arnim, nach Verwerfung des Etats in der Fassung des Abgeordnetenhauses den Regierungsentwurf anzunehmen, auf dieses Motiv zurückführen, so leiten uns dabei die eigenen Worte des Antragstellers. Graf Arnim begründete seinen Antrag durch eine dreifache Pflicht des Hauses. Dem Lande gegenüber habe das Herrenhaus zu zeigen, daß es Alles daransetze, damit für dasselbe kein budgetloser Zustand herbeigeführt werde. Indeß Graf Arnim wußte sehr wohl, daß die Annahme des Regierungsbudgets dieses Uebel nicht verhindern könne; denn es war voraus zu sehen, daß die Abgeordneten einen Act nicht anerkennen würden, den die Commission des Herrenhauses selbst als verfassungswidrig bezeichnet hatte. Mit der zweiten Pflicht, der Pflicht gegen die Regierung, stand es nicht besser. Graf Arnim wollte durch seinen Vorschlag der Regierung eine moralische Stärkung verleihen. Sie würde sich künftig, meinte er, für die Verausgabung von 133 Millionen auf die materielle Uebereinstimmung beider Häuser berufen können. Aber diese Pflicht ließ sich durch Annahme des Budgets in der Fassung der Abgeordneten viel vollständiger erfüllen, denn dadurch hätte die Regierung für die Ausgabe jener 133 Millionen nicht nur eine moralische Stärkung, sondern die verfassungsmäßige Berechtigung erhalten. Unverdächtig und deutlich erschien die Beweisführung des Antragstellers lediglich bei dem dritten Punkt, der Pflicht des Herrenhauses gegen sich selbst. „Haben wir denn irgend ein Interesse, sagte er, die Gründe zu häufen, um unsere Action zu verringern? Ich meine, wir müßten allen Scharfsinn aufgewendet haben, um unsere Thätigkeit in der Budgetfrage, um unsere Action möglichst zu erweitern. Heute ist es das erste und sicherlich das letzte Mal, daß Sie darüber zu entscheiden haben werden, ob wir dies Recht (eines zweiten Votums) .... durch eigene Deduction, durch eigenen Willen und eigene Erklärung erreichen wollen."

Der lüsterne Wunsch nach der Erweiterung der Privilegien hat hier die Sprache so verständlich gemacht, daß sie eines Commentars nicht bedarf. Die Begriffsverwirrung, welche daraus entstanden war, daß die Regierung einen Entwurf, dem sie nicht mehr zustimmte, an das Oberhaus gelangen ließ, sollte benutzt werden, um die gehässige Schranke des Art. 62 der Verfassung zu entfernen. Der Etat in der Fassung des Abgeordnetenhauses ist nicht mehr die Regierungsvorlage, über welche abzustimmen die Pflicht der Ehrfurcht gegen Se. Majestät den König gebietet, er steht vielmehr höchstens im Verhältniß eines Amendements zu jener Vorlage. Folglich — so hätte aus dem widersinnigen Vordersatz der widersinnige Schluß lauten müssen — hat das Herrenhaus gar nicht über dies Amendement der Abgeordneten, sondern nur über die Regierungsvorlage abzustimmen. Folglich — so schloß mit einem Sprunge Graf Arnim — hat das Herrenhaus zweimal zu votiren. Das nackte Recht der Ablehnung des Etats im Ganzen, das die Verfassung in Art. 62 der ersten Kammer zuschreibt, ist um des Eindruckes im Lande willen ein gefährliches und seltenes zu übendes Recht. Mit ihm allein in der Hand würde das Oberhaus den

Budgetbeschlüssen der Abgeordneten fast ausnahmslos folgen müssen. Wenn es aber durch Präcedenzfälle sich das Recht erringt, zwischen zwei Formen des Etats zu wählen, so wird es durch Beharren auf derjenigen Form, welche von den Beschlüssen des Unterhauses abweicht, das Letztere zur Berücksichtigung aller seiner Wünsche in demselben Maaß zwingen können, als wenn es die Befugniß hätte, diese Wünsche als Amendements zu fixiren. Das Vorrecht des Unterhauses und die Schranke des Art. 62 ist damit eskamotirt.

Die Mehrheit des Herrenhauses hat wenig Genuß von ihrem Pflichteifer gehabt. Die Minister stimmten mit ihr für die Verwerfung des Budgets, aber bei dem zweiten Votum verschwanden sie. Nur eine Wirkung hatten diese Vorgänge. Dem verdoppelten Angriff auf das verfassungsmäßige Grundrecht des Volkshauses gegenüber schlossen sich alle liberalen Parteien zusammen. Der Conflict enthüllte sich als das, was er in seiner Wurzel war: — als der Kampf des Bürgerthums gegen das mit den absolutistischen Tendenzen verbündete Junkerthum. Vor diesem Gegensatz trat der Unterschied der bisherigen Mehrheit und Minderheit des Abgeordnetenhauses zurück, und das Letztere beschloß, nach denkwürdigen Privatverhandlungen unter dem Vorsitz des Grafen Schwerin, am 13. October jenen einstimmigen Protest gegen das erste Haus, der in seiner wesentlichen Form aus der Feder Simson's geflossen war. Es ist ein alter Glaube, daß das Geschick seinen Willen oft Personen in den Mund legt, die seine Absicht nicht verstehen und wider ihr Wissen zu Propheten werden. „Wie wir uns in dieser Frage stellen," so eiferte bei den oben erwähnten Verhandlungen Herr von Kleist-Retzow, „das ist entscheidend für die ganze Zukunft des Herrenhauses." Wir glauben an diese Prophetie. Es mag Jahre dauern, ehe unser Vaterland wieder eine liberale Verwaltung erhält. Doch die Zeit wird kommen. Das aber ist gewiß, daß nach den Vorgängen dieses Monats nie wieder in Preußen ein liberales Ministerium auch nur daran denken kann zu existiren, wenn es nicht die fundamentale Reform des Herrenhauses auf sein Programm geschrieben hat.

So endete diese Session. Ihr Resultat war das klaffende Auseinanderfahren der Factoren, deren Zusammenwirken schon im November 1858 weiterdenkenden Köpfen als eine Unmöglichkeit galt. Die ganze Tiefe unserer Staatsschäden ist blosgelegt, und nur der geniale Entschluß einer Staatsweisheit, welche durchgreifende Mittel nicht scheut, kann hier Heilung bringen. Von der Höhe berechtigter, wenn auch gemäßigter Hoffnungen sind wir in der kurzen Frist von drei Jahren zu einer Tiefe des politischen Elends herabgesunken, wie sie auch die schwarzsichtigste Vorhersagung kaum für möglich hielt. Der Aufforderung unseres leichtlebigen Ministerpräsidenten, solche staatsrechtlichen Conflicte „nicht zu tragisch zu nehmen," können wir nicht folgen. Für uns liegt etwas tief Tragisches darin, daß die Regierung eines Monarchen, der aus freiem Antriebe in die Bahn eines liberalen Regiments einlenkte, in dieser kurzen Spanne Zeit in den heutigen Zustand ausgelaufen ist; etwas Tragisches, weil wir die Nothwendigkeit dieser Entwickelung aus der Natur der mitthätigen Personen und Institutionen begreifen, weil wir ihre Keime bis in jene Zeiten verfolgen können, wo unsere Verhältnisse noch im rosigsten Lichte schimmerten. Für uns ist in

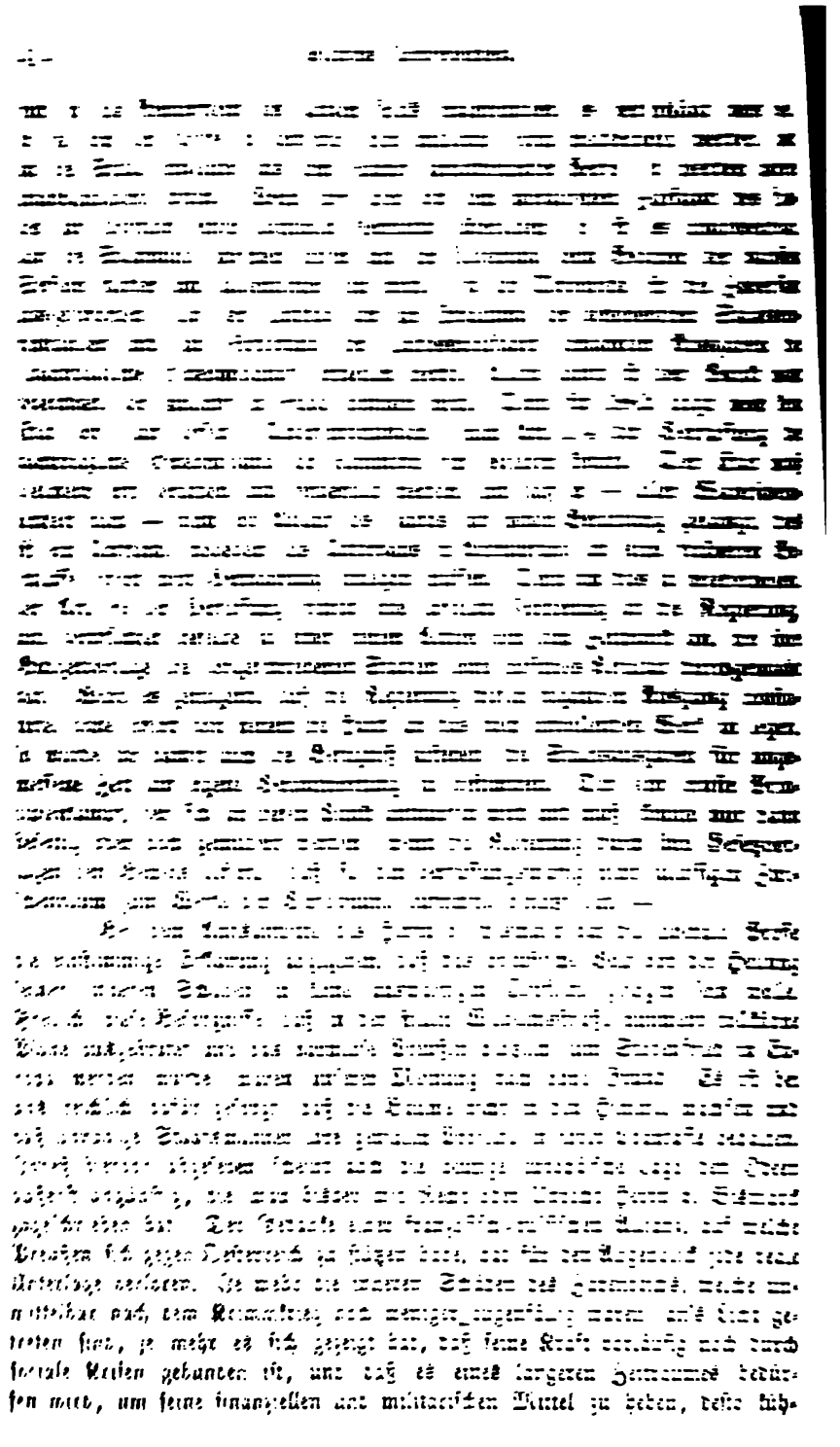
diesem dramatischen Verlauf auch das Auftreten des Herrn von Bismarck nur eine Scene, obwohl wir uns bescheiden nicht zu wissen, ob sie schon zum Schlußact gehört. Auch darin erkennen wir die Tragik, daß es sich in diesem Conflicte nicht um kleinliche Streitfragen, sondern um die Macht großer Principien handelt: es ist das Princip des constitutionellen Staats, das mit der nachwirkenden Kraft der Traditionen des Absolutismus ringt.

Wenn wir aber aus dem Kreis dieser allgemeineren Betrachtungen auf die concrete Frage zurückgehen, welche zunächst der Lösung bedarf, so wollen wir gern Act davon nehmen, daß die Staatsregierung bei dem Schluß des Landtags das verfassungswidrige Votum des Herrenhauses ignorirt und auf eine „Ausgleichung der jetzt hervorgetretenen Gegensätze" hingewiesen hat. Daß diese Ausgleichung stattfinden *muß*, darüber kann Niemand im Zweifel sein, der nicht den Umsturz der Verfassung mit allen seinen Thron und Land gefährdenden Folgen herbeigeführt wünscht. Auch über die einzig möglichen Bedingungen der Ausgleichung ist ein Zweifel nicht denkbar. Das Problem, vor dem wir in diesem Sommer standen, ist mit sammt den Mitteln, es zu lösen, unverändert auf die Zukunft übergegangen. Wenn aber dies unbestreitbar ist, so fragen wir, in wiefern ist der Weg zu dem Ziel, welches doch erreicht werden muß, durch die Ereignisse geebnet worden, die man in diesen Monaten hat geschehen lassen? Nach welcher Seite hin soll durch den Zwischenzustand, in welchem wir uns befinden, eine Erleichterung des Friedensschlusses eintreten? Werden die Feinde der Verfassung sich nicht darauf berufen, daß unser budgetloser Zustand eine Calamität für das Land, nämlich eine äußerlich sichtbare und unmittelbar fühlbare ja gar nicht hervorrufe, und daß es also statthaft sei sich den Concessionen an das Unterhaus durch Nichtzustimmung zu dem Budget auch fernerhin zu entziehen? Werden sie die Loyalitäts-Adressen der Kreuzzeitungs-Partei nicht als Symptome deuten, daß die Stimmung der Nation sich umwandle? Und ist der Entschluß zur Fortführung einer Regierung ohne Budgetgesetz nicht leichter, als der zu ihrem Anfang? Nach Seiten des Landes aber kann die neueste Episode unmöglich beschwichtigend wirken. Man scheint die Ansicht zu haben, als würde die praktische Erfahrung, daß der Wille des Unterhauses durch die Macht der Regierung gebrochen werden könne, eine Depression der Stimmungen hervorrufen. Aber man vergißt das *ideale* Element, die hebende und zusammenschließende Wirkung, welche das Bewußtsein des *Rechts* auf die Gemüther eines großen Volkes ausübt. Da die Ueberzeugung allgemein ist, auch bei denjenigen, die der Mehrheit des Abgeordnetenhauses nicht zugestimmt haben, daß dem Lande diese schwere Erfahrung ohne *Noth* auferlegt wurde, da man ferner wohl weiß, daß in einem Streit, wo es sich um Geldbewilligung handelt, der Theil, welcher Steuern, Credit und extraordinäre Mittel bedarf, auf die Dauer immer schwächer ist, als der, welcher sie zu geben hat; da endlich die öffentliche Meinung Deutschlands und Europas auf Seiten des Landes steht, so werden wir glücklich sein können, wenn durch das jetzige Zwischenstadium die Neigung zur Vermittlung nicht auf einen tieferen Grad herabgestimmt wird. Auch eine drakonische Anwendung der Preßstrafgesetze oder die Maaßregelung oppositioneller Beamten wird hieran im Wesen nichts ändern; denn die Cardinalsätze des Streits

[illegible]

[illegible]

[illegible] Unterlage verloren. Je mehr die inneren Schäden des Zarenreichs, welche unmittelbar nach dem Krimmkrieg noch weniger augenfällig waren, ans Licht getreten sind, je mehr es sich gezeigt hat, daß seine Kraft vorläufig noch durch soziale Krisen gebunden ist, und daß es eines längeren Zeitraumes bedürfen wird, um seine finanziellen und militärischen Mittel zu heben, desto küh-



ler scheint auch das Verhältniß des Pariser Cabinets zu ihm geworden zu sein. Als Zeugniß dafür dürfen die Erfolge gelten, welche die Pforte in ihren nördlichen Grenzgebieten, insbesondere in Montenegro neuerdings gewonnen hat. So lange dieser Schwächezustand Rußlands dauert, ist die Annahme berechtigt, daß Frankreich den Werth einer russischen Allianz geringer achten wird, als die Freundschaft Englands, die es dafür aufgeben müßte. Wenn also auch die dauernde Gährung der slavischen Volksstämme auf der Balkan-Halbinsel, und jetzt z. B. wieder die griechische Revolution daran erinnert, daß die Zersetzung des osmanischen Reichs Tag für Tag fortschreitet und der Zusammensturz nicht mehr lange verhindert werden kann, so darf man doch voraussetzen, daß diese Entscheidung der orientalischen Frage für die nächste Zeit vertagt ist und daß alle Combinationen, durch welche Preußen und seine deutschen Interessen mit ihr verknüpft werden könnten, vorläufig werthlos geworden sind. Auf der anderen Seite beweist die neueste Veränderung in dem Pariser Cabinet, daß die Napoleonische Politik auf den Gedanken einer Dreitheilung Italiens noch nicht verzichtet hat, oder wenigstens, daß sie in Berücksichtigung der Macht ihres Klerus und seines Einflusses auf die französischen Wähler dem Papste die Reste des Kirchenstaats bis auf weiteres erhalten will. Die schroffere Stellung, welche Frankreich damit der auf Rom und Venetien zielenden italienischen Bewegung gegenüber eingenommen hat, bedingt ein freundlicheres Verhältniß desselben zu Oesterreich. So widerstrebt die momentane Gruppirung der europäischen Mächte dem Gedanken, welchen wir oben andeuteten. Gesetzt aber auch, daß wir die Freundschaft unserer Nachbarn im Westen und Osten erworben hätten, so würden unsere Gegner in Deutschland uns heute gleichwohl nicht zu fürchten haben. Deutschland läßt sich nicht militärisch erobern, sondern nur politisch gewinnen, und die Dynastien, welche machtlos sind, wenn Preußen ihrem Particularismus das Recht der im Parlament zu einigenden Nation entgegenstellt, würden in ihren Bevölkerungen die kräftigste Stütze finden, wenn diese einem absolutistischen Militärstaat unterworfen werden sollten. Wo würden wir überhaupt die Handhabe finden, um über unsere Grenze hinaus zu kommen? Wenn wir nicht das Recht, die Freiheit und das nationale Interesse auf unsere Fahnen schreiben können, so werden wir nie in die Lage kommen, unsere Fahnen in Deutschland zu entfalten. Selbst der Marsch bis Kassel ist dann für unsere Kräfte zuviel. Wollte der Kurfürst von Hessen z. B. dabei beharren, die Ausgaben für seine Regierung ohne Verhandlung mit den Ständen nach eigenem Ermessen festzustellen, so würden wir ihn doch nicht in einer Theorie stören dürfen, welche über die unsrige nur um einen Schritt hinausgeht.

Während so das officielle Preußen in seinen Bewegungen gehemmt und zur Ohnmacht verurtheilt ist, sind es lediglich die gemeinsamen Preußen und Deutschland verknüpfenden Ideen und Interessen, durch welche die uns feindlichen Mächte zurückgedrängt oder doch in ihren Fortschritten aufgehalten werden. Unsere Leser erinnern sich, wie auf das schüchterne Unionsbekenntniß des Grafen Bernstorff die brüsken Protestnoten vom 2. Februar und weiter die Versuche folgten, dem preußischen Programm eine großdeutsche Action entgegenzustellen. Der innere Kampf, der in Preußen ausbrach, ermunterte zu dieser Action.

daß das dynastische Motiv es nicht wagen kann, sich in seiner nackten Gestalt zu zeigen. Es hat sich seit dem Abschluß des Handelsvertrages hinter die schutzzöllnerischen Neigungen der Producenten, in's besondere in Süddeutschland zu verstecken, dieselben zu beleben und zum Widerstand zu organisiren versucht. Diese Operationen sind nicht glücklich gewesen. Die Rundreisen des Herrn v. Kerstorff hatten nur geringen Erfolg, später desavouirten sogar die österreichischen Industriellen den Eifer, den ihre Regierung für die Vereinigung mit dem deutschen Zollgebiet an den Tag legte, und jetzt ist die heiße Schlacht, die auf dem Münchener Handelstage geschlagen wurde, für die Sache der großdeutschen Coalition verloren gegangen. Die Bedeutung dieses Ereignisses erscheint um so größer, wenn man die Vortheile erwägt, welche die unterliegenden Gegner in diesem Kampfe hatten. Denn nicht die Gegensätze innerhalb des Zollvereines maßen hier ihre Kraft, sondern den schutzzöllnerischen Elementen des letzteren standen die Oesterreicher zur Seite, und diese zogen mit einer Stimmenzahl in's Feld, die zu dem Umfang der deutschösterreichischen Provinzen, die sie doch allein zu vertreten hatten, in keinem Verhältniß stand. Geradezu unverständlich ist es, wie es nach den Statuten des Handelstags statthaft sein konnte, daß z. B. Wien mit fünf Stimmen gegen die einzige der norddeutschen Hauptstadt auftrat. Auch abgesehen hiervon hatte der Ort, wo die Sitzung des Handelstags in diesem Jahr stattfand, dem Süden eine verhältnißmäßig zahlreichere Vertretung zugeführt. Bayern z. B., dessen Volkszahl noch nicht ein Drittheil der preußischen erreicht, war mit 32 Stimmen repräsentirt, während Preußen nicht einmal die doppelte Zahl (52 Stimmen) hatte. Außerdem war in einzelnen, der Tarifreform unbedingt anhängenden Ländern z. B. in Hannover durch den Einfluß der Regierungen augenscheinlich ungünstig auf die Wahl der Deputirten gewirkt. Die ganze Ungunst der Lage der preußischen Partei ist auch hiermit noch nicht ausreichend geschildert. Sie fand in dem Präsidenten des Handelstages einen Mann, der mit vollem Eifer bestrebt war die wichtigsten Interessen seines Heimathlandes dem Feinde in die Hände zu spielen; ihre Gegner waren, als sie daran ging, sich zu sammeln, schon organisirt und gerüstet, und man hatte, um die Freunde des Handelsvertrags zu zersprengen, die bedenklichsten Gerüchte in Umlauf gebracht, unter anderen, daß die preußische Regierung selbst nicht mehr zuverlässig sei und die Neigung habe, im Sinne des Herrn Hansemann mit Oesterreich zu unterhandeln. Rechnet man alle diese Schwierigkeiten zusammen, so darf der Tag in München als ein glänzender Beweis für die durchschlagende Macht der objectiven Interessen betrachtet werden, welche für den Handelsvertrag und für die Erhaltung eines, gegen Oesterreich selbstständigen, auf freisinnigen Tarifsätzen ruhenden deutschen Zollgebiets in die Wagschaale fallen.

Die Entwickelung, welche die Zollvereinskrisis genommen hat, die Willkühr, mit welcher das liberum veto der Vereinsglieder, hier von einer Dynastie gegen die sonnenklaren Wünsche ihrer Unterthanen, dort von einem Bruchtheil des Zollvereinsgebiets gegen den Willen der überwiegenden Mehrheit mißbraucht wird, hat die Dringlichkeit einer Reform der Vereinsverfassung in sehr einschneidender Weise fühlbar gemacht. Tausende von Män-

nern, die sich gegen die rein politische Frage der Bundesreform passiv verhielten, würden die Forderung, den wirthschaftlichen Interessen der Vereinsbevölkerung eine legitime, die Bedürfnisse der Mehrheit gegen die Launen der Minderheit schützende Vertretung zu geben, mit allem Nachdruck unterstützen. Aber in dieser engeren, wie in jener weiteren Frage hängt der Fortschritt von der Initiative der Macht ab, die nun einmal die glücklichste Gelegenheit zu einer deutschen Action und einen Reichthum auswärtiger Intressen daran giebt, um sich zur Entschädigung für solche Verluste Soldaten von dreijähriger Dienstübung zu halten. Was in solcher Kläglichkeit den Vaterlandsfreund allein aufrichten kann, das ist der Glaube an den objectiven Beruf des Staats, der über der Kurzsichtigkeit seiner jeweiligen Leiter steht. Dieser Glaube wird verstärkt durch den Fortschritt der nationalen Idee, der sich unbekümmert um die Irrwege der preußischen Regierung in den Gemüthern vollzieht, und durch das immer steigende Gewicht der materiellen Intressen, welche die Bevölkerung der Zollvereinsstaaten zu gemeinsamen Hoffnungen, Befürchtungen und thätigen Bestrebungen zusammenschließt. Wenn auch die Gegenwart für uns fast unerträglich geworden ist, so geben wir darum die Zukunft doch noch nicht auf. Was aber die Hauptsache ist, wir haben eine bestimmte Aufgabe vor uns, die, weil sie Arbeit, Hingebung und Opfer fordert, uns über alle melancholischen Zukunftsgedanken hinweghelfen kann. Ohne Unterschied von Mehrheit und Minderheit, von linkem oder rechtem Flügel des Liberalismus, haben wir heute gemeinsam das Palladium unserer Freiheit zu vertheidigen und dafür zu sorgen, daß der Kampf, zu dem wir gezwungen sind, so ausgefochten werde, wie es der Ehre eines männlichen Volkes entspricht. Wir wissen nicht, auf welchen verschlungenen und schicksalsvollen Wegen dieses Preußen, das wir lieben, zu seiner nationalen Aufgabe heranwachsen wird; aber wir wissen ganz bestimmt, daß nur ein Volk, welches sein verfassungsmäßiges Recht mit unbeugsamer Ausdauer wahrt, die Kraft und den Anspruch haben wird, die deutschen Bruderstämme um sich zu vereinigen.

Literarische Notizen.

Die Beispiele echter Gelehrsamkeit, die ihrer selbst sicher genug ist, um nicht zu befürchten, daß sie sich etwas vergebe, wenn sie zu den Ungelehrten herabsteigt, die rechten Beispiele dieser Art sind immer noch selten genug unter uns, um ehrenvoll ausgezeichnet zu werden. Aus diesem Grunde zuerst machen wir unsere Leser auf ein so eben erschienenes Büchlein aufmerksam: Erinnerungen und Mittheilungen aus Griechenland von Ludwig Roß; mit einem Vorwort von Otto Jahn (Berlin, R. Gärtner 1862). Vor Allem jedoch um des Mannes willen, dem hier durch eine Sammlung seiner in verschiedenen Zeitschriften zerstreuten populär gehaltenen Aufsätze ein neues Denkmal gestiftet wird, verweilen wir einen Augenblick bei diesen Blättern. Auch das Vorwort

von Otto Jahn, welches dieselben begleitet, ist von solchem persönlichen Antheil eingegeben: wir erhalten aus der Feder des liebenswürdigen Gelehrten eine biographische Charakteristik des verstorbenen Freundes, welche den von Keil bald nach Roß' Tode veröffentlichten Nekrolog durch die Mittheilung einer Reihe lebensvoller Züge auf das Anmuthigste ergänzt. Aber auch die hier zusammengestellten Aufsätze von Roß selbst rufen das persönliche Bild ihres Verfassers auf's Lebhafteste in Erinnerung. Darin gerade besteht das Geheimniß der von allem Pedantismus völlig freien Darstellungsweise desselben, daß er in seiner Wissenschaft nicht ein abgesondertes Interesse verfolgte, sondern daß es dasselbe offene Auge, derselbe Wahrheitssinn und dieselbe Freude am Leben war, womit er die versunkene Welt des Alterthums und die gegenwärtige, die ihn unmittelbar umgebende, auffaßte. Die Beschaffenheit seiner Wissenschaft selbst, darin der Naturwissenschaft ähnlich, zwang ihn fortwährend, den Blick über das bloße Bücherwesen hinauszurichten. Nicht der kleinste Reiz des griechischen Bodens, auf den er sich während einer Reihe von Jahren gestellt sah, lag darin, daß hier das Neuste, ein erst werdender Staat, eine werdende Sprache und werdende Bildung sich mit dem Aeltesten, mit den wiederaufzufindenden Resten und den wiederaufzufrischenden Erinnerungen des ehemaligen Griechenlands fortwährend mischte, ja, daß das Entstehen jenes Neuen mit der Wiederentdeckung dieses Alten sich auf halbem Wege begegnete. Und zu dem Allen endlich die eigenthümliche gesellschaftliche Stellung unseres Archäologen, sein Verhältniß zu dem jungen Hofe von Athen, an welchem der gelehrte Kenner von Kunst und Alterthum so unentbehrlich war, wie der Staatsmann oder der eigentliche Hofmann. Man lese die lebensfrischen, anschaulichen Berichte, welche Roß in den Jahren 1832 und 33 aus Griechenland nach der Heimath sandte: sie verrathen alle jenen gewandten, wahrhaft gebildeten Sinn, der leicht von den wechselnden Bildern eines neuen Landes, von den Ereignissen des Tages zu Entdeckungen und Anschauungen, zu Fragen und Erörterungen wissenschaftlichen Interesses herüber und hinübergeht. Ja, es ist eine gewisse vornehme Simplicität in dem Stil dieser Mittheilungen, die unmittelbar zurückweist auf die ihm persönlich eigene Verbindung weltmännischer und gelehrter Haltung — eine Mischung, wie sie in unserem Vaterlande nicht gewöhnlich ist und die dadurch noch besonders anziehend erscheint, daß sie neben wahrer Bescheidenheit das natürliche Selbstgefühl eines durchaus unabhängigen, bis zur Strenge und Sprödigkeit tüchtigen Charakters durchblicken läßt. Das Hervorstechendste an diesem Manne ist uns aber immer die reine, wir möchten sagen, steife Richtung auf das Factische, sein bis zum Aberglauben hartnäckiger Realismus erschienen. Wie der mangelnde Sinn für das, was nicht unmittelbar als Thatsache und Erscheinung wahrgenommen, sondern nur entweder durch Ahnung und Combination ermittelt oder durch zerstörende Kritik gewonnen werden kann — wie dieser Mangel jenen conservativen Positivismus seiner wissenschaftlichen Richtung erzeugte, davon soll und kann hier nicht die Rede sein. Aber die glänzendsten Eigenschaften seiner schriftlichen wie mündlichen Darstellung stammen aus derselben Wurzel. Klar und durchsichtig löste sich jedes Wort von seinen Lippen und reihten sich die Worte willig aneinander. Er dachte, er redete und schrieb Thatsachen. Rund und fertig perlte

ihm die Rede aus dem Munde. Er war ein geborner Sprecher und Erzähler. Unwillkürlich fühlte man sich durch das einfache Wort, dem nichts abzunehmen noch hinzuzuthun war, beruhigt, befriedigt und gefesselt. Nicht oder doch nur selten ein rednerischer Schwung, niemals die Absicht, zu spannen, wohl aber die reine Freude und Theilnahme an den Dingen, eine Freude, die zuweilen sich zum heitersten Humor steigerte, trug und hob seine Erzählungen. Und genau wie er mündlich erzählte, mit derselben Sicherheit des Gedächtnisses und des bezeichnenden Ausdruckes, die nie etwas zu widerrufen oder zu entwirren nöthig hatte, genau mit demselben immer gleichen schönen Maaße erzählte er mit der Feder in der Hand. Der Stil seiner Denkwürdigkeiten — so mag man sowohl seine „Königsreisen" wie die hier gesammelten Aufzeichnungen nennen — ist in seiner gefälligen Schmuck- und Kunstlosigkeit ein voller Gegensatz zu der an bewußter Geistreichigkeit und Zierlichkeit leidenden Varnhagen'schen Manier. Gerade das hier Gebotene aber zeigt diese schöne Gabe des Mannes am schönsten. Denn in gleichzeitigen Berichten und wieder in später niedergeschriebenen Erinnerungen versetzen uns diese Blätter in das beste Stück seines Lebens, in die Zeit vollkräftiger Jugend. Ganz reizend, wie er ein griechisches Märchen, einem ipsariotischen Schiffer abgelauscht, im schlichtesten Märchentone nachzuerzählen versteht. Nicht minder reizend und von der köstlichsten Laune gefärbt das Bild — es bildet den Schluß der ganzen Sammlung —, das er von einem „holsteinischen Schulmeister vor funfzig Jahren" entwirft! So knüpft die Sammlung die Erinnerung an den geliebten klassischen Boden mit der Erinnerung an seine geliebte nördliche Heimath zusammen. In antheilvoller Sorge verfolgte er ununterbrochen die Schicksale beider Länder, und fast müssen wir ihn glücklich preisen, daß es ihm erspart war, die neuesten Wendungen und den Umsturz der Dinge zu erleben, deren hoffnungsreiche erste Gestaltung er uns in diesem Büchlein veranschaulicht.

Erst kürzlich haben wir Gelegenheit genommen, auf den ersten Band der „Jahrbücher" aufmerksam zu machen, in denen die historische Commission zu München eine kritische Durcharbeitung der deutschen Geschichte des Mittelalters zu geben beabsichtigt. Gegenwärtig liegt uns wiederum der Anfang eines neuen Sammelwerkes vor, welches, aus der nämlichen Quelle geflossen, in noch höherem Maaße unsere Theilnahme in Anspruch zu nehmen geeignet ist. Es ist dies der erste Band der Chroniken der deutschen Städte vom vierzehnten bis in's sechszehnte Jahrhundert (Leipzig, Verlag von S. Hirzel 1862), in gewissem Sinne eine Fortsetzung der Monumenta Germaniae historica. Während dies große Nationalwerk, die Schöpfung des Freiherrn vom Stein, der Natur der Sache nach überwiegend Quellen in lateinischer Sprache enthält, wie dieselbe den größeren Theil des Mittelalters hindurch in der Literatur vorherrschte, so sollen in unsere Sammlung mit seltenen Ausnahmen nur deutsche Schriften aufgenommen werden. War daher bei jenen das ungefüge Folioformat durch den bloß gelehrten Gebrauch, wenn auch nicht geboten so doch entschuldigt, so kündigt hier ein bequemes Octav in eleganter Ausstattung die Be-

stimmung für einen weiteren Leserkreis an. In der That, wir hoffen, daß die verdienten Herausgeber sich hierin nicht getäuscht haben mögen, daß die Gebildeten unserer Nation, die Nachkommen jener ehrenfesten Bürger, welche diese Aufzeichnungen zu Nutz und Frommen der Nachwelt verfaßt, es nicht verschmähen werden, sich an der schlichten, schmuck- aber nicht reizlosen Darstellung des Lebens ihrer Altvordern zu erfreuen. Das erfolgreiche Bestreben der modernen Geschichtschreibung, vergangene Dinge nicht nur gründlich zu erforschen, sondern auch anziehend und lebendig zu schildern, verdient gewiß volle Anerkennung, allein auch neben ihren gediegensten Leistungen behaupten fort und fort die Quellen, aus denen sie schöpft, ihren unverlierbaren Werth. Wenn wir durch eine in das Wesen der Sache eindringende Bearbeitung die Vergangenheit *verstehen* lernen: in der Quelle *lebt* sie vor uns; die ursprüngliche Frische dieses Bildes, jene Färbung der Zeit, die sich bei noch so viel Irrthümern in den Thatsachen, in den Berichten der Mitlebenden abspiegelt, ist durch künstliche Nachahmung nimmer zu erreichen. Und sollten nicht in den Zeugnissen der Zeitgenossen vor Allem die selbstbewußten Anfänge des deutschen Bürgerthums inmitten einer aristokratischen Welt unsere Beachtung auf sich ziehen, die wir in diesem Bürgerthum den Kern und die Zukunft unseres Volkes zu sehen gewohnt sind? —

Fassen wir den von der historischen Commission im Herbst 1858 genehmigten Plan der Sammlung näher in's Auge, so sollen zuerst die Städte der drei oberdeutschen Stämme, der Franken, Schwaben und Baiern, bearbeitet werden, wie es der geschichtlichen Bedeutung derselben entspricht, und zwar wird innerhalb jedes dieser Gebiete die mächtigste Reichsstadt den Reigen eröffnen, d. h. Nürnberg, Augsburg und Regensburg. Es ist gewiß eine glückliche Wahl zu nennen, daß man von diesen süddeutschen Metropolen diejenige zuerst in Angriff genommen hat, die nicht blos zu den verklungenen Größen zählt, wie die andern beiden, sondern als Hegerin altdeutscher Kunst, als bewährter Sitz des Handels und der Gewerbe ein verjüngtes Interesse und neuen Aufschwung für die Gegenwart gewonnen hat. Eine treffliche Einleitung, von dem obersten Herausgeber Professor *Hegel* in Erlangen verfaßt, die den erprobten Kenner städtischer Verfassungsgeschichte verräth, führt uns in die Entwickelung der Stadt Nürnberg von ihrem ersten Auftauchen um die Mitte des elften Jahrhunderts bis in das sechszehnte ein, in welchem das oligarchische Regiment seinen Abschluß erreichte. Es wird sodann der Gang erörtert, den die städtische Geschichtschreibung eingeschlagen, von gleichzeitigen Denkwürdigkeiten zwangloser Form, oft nur auf einzelne Ereignisse kriegerischer oder friedlicher Art bezüglich, zu einer ausgeführten, in das Dunkel der Vorzeit hinaufsteigenden Stadtchronik, neben welcher auch die Geschlechterhistorie sich in ihrem Kreise behauptet, und endlich zur gelehrten Verarbeitung. Nicht ohne Antheil erfahren wir hier, daß „die Wohlthat der historischen Kritik" der Nürnbergischen Geschichtschreibung zuerst durch die brandenburgischen Historiker Joh. Pet. v. Ludewig und v. Falckenstein als Vertheidiger hohenzollerischer Ansprüche zu Theil geworden. Es folgen in diesem Bande von jenen zeitgenössischen Berichten zuerst das Gedenkbuch des Ulman Stromer über sein Geschlecht und über manche Ereignisse seiner Zeit,

Goethe als Staatsmann.

I.

Die Ansicht ist sehr verbreitet, daß unser großer Dichter im Grunde einen Fehlschritt gethan, als er sich in seiner Blüthezeit an ein Staatsruder setzte. Man zweifelt, daß er in diesen Geschäften viel geleistet, man glaubt, daß er in der Beladung mit ihren Ansprüchen den Schwung seiner Dichterentfaltung beeinträchtigt. Als der Verfasser der nachfolgenden Blätter von dem Beweise des Gegentheils, den er hier entwickeln will, die eine Hälfte in Berlin vorzutragen die Ehre hatte, ward in den dortigen Blättern doch ein Rückstand des alten Zweifels vernehmlich. Insbesondere wurde bemerkt, es seien die entgegenstehenden Urtheile Merck's und Niebuhr's nicht beseitigt. Allein in Betreff Merck's war dies bereits von Anderen genügend geschehen. Sein Tadel der Weltmannsrolle Goethe's ist nur eine unverbürgte Angabe von Falk, welcher das Urkundliche, was Merck gleichzeitig an vertraute Freunde über Goethe und den Herzog, und gegen ihnen ungünstige Gerüchte geschrieben hat, durchaus widerspricht. Eine Spur aber, daß späterhin, als Goethe's Geschäfte stiegen, Merck einmal meinte, er muthe sich mehr zu, als ihm gut sei, kann an Bedeutung Goethe's wohlgemessene Gegenerklärung (Riemer, Mittheil. II. S. 130) nicht aufwiegen, geschweige für ein Endurtheil über die ganze amtliche Laufbahn und ihre Rückwirkung auf den Dichter gelten. Was Niebuhr anlangt, so ist er uns allerdings eine Autorität, so weit es in Geschichte und Wissenschaft Autoritäten geben kann. Wir halten uns an sie, da, wo wir voraussetzen müssen, daß sie die Sache gründlicher kennen als wir. Allein dem Leben Goethe's stand Niebuhr weniger nah als viele Gleichzeitige, und ihm lagen die Zeugnisse von Goethe's Charakterverhältnissen und seinem Dichtergang lange nicht in dem Umfang und Zusammenhange vor, wie uns. Wir haben die Acten, die Niebuhr nicht haben konnte. Und wo diese und ihre baaren Consequenzen sprechen, da hört das Urtheilen nach Autorität auf.

Leichter wären wir von solcher Auffassung zurückgekommen, läge nicht eine allgemeinere Ansicht zu Grunde von der nothwendigen Unverträglich-

keit des dichterischen Berufs mit dem streng praktischen. Es ist doch etwas Anderes, mit genauem Verständniß für Bedürfnisse der Existenz und Zweck der gegebenen Sittlichkeit, die Mittel dazu, wohleingeübt, handhaben, was den Geschäftsmann macht, als was den Dichter macht: dieses Entwickeln einer Anschauung und einer Ausdrucksfertigkeit, die im Ausbreiten des Eindrucks und der Gemüthsbewegung sich erfüllt und erhebt, im Vorstellen der Wirklichkeit, als Vorstellen, ohne verändernd in sie einzugreifen, sich befriedigt; es ist etwas Anderes, ja in wesentlichen Bezügen Entgegengesetztes. Den Geschäftsmann wollen wir nüchtern, den Dichter begeistert, jenen zugeschnitten für ein vorhandenes System, diesen originell, jenen mittelbar thätig für Ergebnisse, die von ihm sich ablösen, den Dichter bewegt in einer Thätigkeit, die überall als Selbstbestimmung und als deren Ergebniß ihre Vollendung in sich erscheint. Der große Dichter zumal, der eine ganze Welt in sich bildet und nur als reines Seelenleben, nur im krystallklaren Körper der Sprache zur Wirklichkeit bringt, bedarf zu dieser Sammlung einer Muße, zu dieser Ausbreitung einer ungetheilten Stimmung, zur folgerichtigen Gestaltung eines entsagenden, rücksichtslosen Sinnes, — wie es alles nahezu das Gegentheil ist von jener Hingabe der Zeit und des Aufmerkens an einen äußeren Kreis, jener Abhängigkeit der Ueberlegung und Entschließung von gestellten Aufgaben und vorfallenden Bedingungen, worin die Brauchbarkeit des Geschäftsmannes beruht. Seiner Rüstigkeit gegenüber erscheint das Geistesleben des Dichters als ein glücklicher Traum, die Dichterthätigkeit im Vergleich mit seinem Arbeitsdienst als ein freies Schwärmen; und so wesentlich ist der Poesie diese Abgezogenheit von äußerer Bestimmbarkeit, daß schon die Alten ihrem Homer, dem ersten Schöpfer ihrer vollkommenen Anschauung, mit Witz Blindheit zuschrieben.

Durch diesen natürlichen Gegensatz werden wir aber bei Goethe nicht berechtigt, über die Frage nach der Geschäftsthätigkeit und staatsmännischen Leistung des Dichters von vorn herein abzusprechen. Goethe war thatsächlich Geschäftsmann und Staatsbeamter, seine Laufbahn auch in dieser Rücksicht früh ausgezeichnet und bis zu Ende ehrenvoll. Goethe hat von seinem dreiundzwanzigsten bis sechsundzwanzigsten Jahr in Frankfurt juristische Praxis getrieben, ist im siebenundzwanzigsten eingetreten in den geheimen Rath des Herzogs von Weimar, und war hier sechsundfunfzig Jahre lang seiner Geltung nach, wie in den letzten sechzehn Jahren mit förmlichem Titel, Staatsminister. Aber in dieser langen Dienstperiode ist eine Unterscheidung zu machen. Die vierundvierzig letzten Jahre derselben seit Goethe's Rückkehr aus Italien sahen ihn nicht mehr im Geheimerathszimmer, obgleich es ihm offen stand und sein Stuhl darin blieb, ohne daß er ihn

einnahm. Das enge Vertrauen währte fort, in welchem Goethe von den fürstlichen Personen über alle möglichen praktischen Anliegen gehört und zu Rath gezogen wurde; sein eigentlicher Geschäftskreis jedoch bezog sich in diesem zweiten längeren Abschnitt nur auf Zwecke der Kunst und Wissenschaft, zumeist auf Leitung derjenigen Bildungsanstalten, die deswegen „unmittelbare" hießen, weil Goethe Niemandem darüber zu referiren hatte als der Herrschaft selbst. Viel eigentlicher bewegte sich in den zehn vorausliegenden Jahren vor der italienischen Reise der jugendliche Goethe in der Staatsmaschine und in solchen Geschäften, die nicht an sich schon den Zusammenhang mit seinen idealen Richtungen hatten, wie der nachmalige Amtskreis, vielmehr prosaische, trocken praktische waren. Er machte damals den Staatsmann, nicht allein als erster Vertrauter des Herzogs für Alles, sondern im Amte fortschreitend zur Leitung der Gesammtverwaltung, indem er mitsitzend im Conseil von Anfang an in seinem dreißigsten Lebensjahr förmlich Geheimrath, im dreiunddreißigsten Kammerpräsident wurde und drei Jahre lang die letztere Stelle bekleidete. Dies also ist der Zeitraum, auf den unsere Betrachtung angewiesen ist. Wie hat sich Goethe, müssen wir fragen, in dieser Periode des immer steigenden Geschäftslebens benommen? Hat er die Unverträglichkeit desselben mit dem Dichterberufe nicht empfunden? Oder diesem nur folgen können auf Kosten des Amtsgewissens?

Voraus die Frankfurter Praxis des jungen Doctors scheint allerdings keine große Ausdehnung gehabt zu haben. Anmuthige, sehr bewegte Lebensverhältnisse und die ihnen entblühende Lyrik, Correspondenzen und kritische Aufsätze, Wanderungen und zahlreiche Humorspiele, besonders aber Götz und Werther zeigen das Uebergewicht auf Seiten der Poesie. Gleichwohl erinnerte sich Goethe, daß ihm die Advocatur, die er mit Beihülfe des Vaters und eines formgeschickten Copisten trieb, ein leichtes Geschäft und eine angenehme Unterhaltung gewesen, die ihm nicht nur den Dank der Clienten und seines geschäftsbedenklichen Vaters Zufriedenheit, sondern gelegentlich auch das Belobungsschreiben eines Reichshofrathsagenten eingetragen.

Nun aber die zehnjährige Weimarische Periode. Hier scheint die Poesie nicht in so entschiedenem Uebergewicht. Zwar wenn man sich Alles zusammenstellt, was der junge Mann in diesen zehn Jahren von kleinen und größeren Gedichten in allen Gattungen vollendet oder theilweise ausgeführt und angelegt hat, so ist es nach jedem anderen Maaßstab erstaunlich viel. Nur Goethe mit Goethe verglichen, dies Jahrzehnt verglichen mit den nächst vergangenen vier Jahren, kann die Production geringer erscheinen an Zahl und Stärke. Namentlich fällt auf, daß an bedeutenden drama-

und die noch gehaltreichere „Mieding," worin die Klarheit der männlichsten Geisteshöhe mit einer Dehnbarkeit der Poesie auf das besondere Wirkliche und Individuellste in dem Grade verbunden ist, in welchem Goethe unvergleichlich bleibt. Diese nach Gattung und Mitteln so verschiedenen, in Originalität und Trefflichkeit gleichen Früchte haben auch den Unterschied von den größeren der Jugendwerke miteinander gemein, daß sie ohne Einbuße des Lebendigen das Gebildete tief und rein fühlen lassen. Es liegt ihnen eine Schule zu Grunde, die dem Dichter nicht gegeben war in nahen Vorgängern und Mitstrebenden, eine Schule, die er sich selbst gab, zum Theil — diese Studien sind nachweislich — durch Nahrung seines Geistes und Gefühls an formvollen antiken Werken, an modernen vergangener Epochen und Volksliedern, noch mehr aber durch jene Nüchternheit der Selbstbeobachtung und Ruhe des Urtheils, deren uns Anderen versagte Vereinigung mit Sympathie und Begeisterung das Geheimniß von Goethe's Natur ist. Daß auf einem solchen Bildungswege zwischen den reinen Resultaten einseitige nebenabfallen, kann nicht anders sein; und wenn dies Geringere gerade dramatische Schwänke sind, so ist begreiflich, daß diese Art, die am besten der leichtsinnigen Sympathie und kecken Subjectivität geräth, während des Fortschreitens in Objectivität und des Zusammennehmens auf Stilreinheit ihrerseits in Nachtheil kommen konnte. In ihre Stelle traten die Maskenzüge von 1781 bis 84, ganz dem veredelten Stil gemäße Gelegenheitsgedichte von der feinsten Leichtigkeit des Gusses.

Goethe hat gleichzeitig und hat nachmals auf das Bestimmteste gesagt, er verdanke seine Dichtung der Wahrheit, ihren Gehalt und die ihm gleiche Form den Erfahrungen und Prüfungen, durch die sein Weimarisches Geschäftsleben ihn geführt. Statt dessen sollen wir glauben, diese praktischen Verhältnisse haben ihn sich selbst entfremdet. Man vergleiche mit der ersten Auflage seines Werther die zweite, — eine Umarbeitung, die er 1782 mitten in jener Geschäftsperiode gemacht, 1786 vollendet hat. Die kleinen Aenderungen des Ausdrucks, die das platt Natürliche, jugendlich Nachlässige entfernen, Weglassungen und Einschiebungen, welche die Motive schärfer und folgerichtiger machen, eine neue bedeutende Episode gegen den Schluß, nebst mehrfacher Umzeichnung desselben, welche die Macht der tragischen Stimmung steigert: das Alles läßt das Wachsthum des Dichters erkennen, den Uebergang des vollbegabten Jünglings zum Meister.

Gegen solche Thatsachen — was sollen uns momentane Aeußerungen Gleichzeitiger, die von Goethe's Schweigsamkeit oder Zurückhaltung befremdet sind, von den natürlichen Symptomen einer inneren Bildungsarbeit, die er nicht mit ihnen theilen konnte? Solchen Klagen sind billig, wie Riemer bereits gethan, die raschfolgenden und wiederholten Bekenntnisse der-

ſelben Zeugen gegenüber zu ſtellen, die Goethe's Güte, ſein wohlthätiges Vermitteln, das immer wieder überraſchend Erweckliche ſeiner Anſtalten preiſen. Endlich von ihm ſelbſt die gelegentlichen Seufzer über läſtige Seiten ſeiner Stellung oder ſeine eigene Unzulänglichkeit — Empfindungen und Geſtändniſſe, wie ſie keinem ernſtlich Strebenden erſpart ſind —: ſie können als Beweiſe ſeiner Aufrichtigkeit und Selbſtbekenntniß nur das Glaubwürdige und Bündige der ungleich zahlreicheren und wachſend ſtärkeren Zufriedenheitsäußerungen erhöhen, die in ſein Tagebuch dieſer Jahre und in vertraute Briefe niedergelegt ſind.

Im Anfang ſeiner Amtsthätigkeit verſichert er, daß ihm in Allem Alles erwünſcht gehe und er nur um Andere leide, daß er, Gott ſei Dank, in ſich und in ſeinen wahren Endzwecken ganz glücklich ſei und keine Wünſche habe, als die er wirklich mit ſchönem Wanderſchritt ſich entgegenkommen ſehe. Er preiſt das heilige Schickſal, das ihm Dach und Beſchränktheit vom Haupte genommen, und ihn der Reinheit genießen laſſe. Er betet mit Thränen: „Was iſt der Menſch, daß Du ſein gedenkeſt!“ Späterhin bemerkt er ſich, der Druck der Geſchäfte ſei ſehr ſchön der Seele, entladen ſpiele ſie dann freier und genieße des Lebens. Er weiß es, daß Niemand, als wer ſich ganz verleugnet, werth ſei, zu herrſchen und herrſchen könne. Er lebe gegen die Welt in der tiefſten Stille und wachſe, und gewinne, was ſie ihm mit Feuer und Schwert nicht nehmen könne. Seine Lage, mit allen Beſchwerniſſen, habe ſo viel Erwünſchtes für ihn, daß er ſich keine andere möglich denken könne, in die er gegenwärtig hinübergehen möchte. Wohl habe er Fehler gemacht, wohl ſei er durch viele Prüfungen gegangen, deren er aber zu ſeiner Ausbildung äußerſt bedürftig geweſen, und nun könnte er ſich keinen glücklicheren Zuſtand wünſchen. Denn wenn ſich auch in ihm täglich neue Fähigkeiten entwickelten, ſeine Begriffe ſich aushellten, ſeine Kraft ſich vermehrte, ſo fände er doch täglich Gelegenheit, alle dieſe Eigenſchaften bald im Großen, bald im Kleinen anzuwenden.

Iſt das die Sprache der Selbſttäuſchung, der Abdruck eines Menſchen, den Amtsgeſchäfte und Hofzerſtreuungen von ſeinem Berufe verſchlagen? — „Ich ſchicke mich, ſagt er dem Freunde, nach und nach immer beſſer in meine Aemter, ſchnalle mir die Rüſtung nach dem Leibe zurecht und ſchleife die Waffen auf meine Weiſe. Meine übrigen Liebhabereien gehen nebenher und ich erhalte ſie immer durch eine oder die andere Zubuße, wie man gangbare Gruben nicht aufläſſig werden läßt, ſo lange noch einige Hoffnung von künftigen Vortheilen erſcheinen will. — Ich richte mich ein in dieſer Welt, ohne ein Haar breit von dem Weſen nachzugeben, was mich innerlich erhält und glücklich macht.“ Und im Jahr darauf: „Ich danke Gott, daß er mich bei meiner Natur in ſo eine engweite Si-

tuation gesetzt hat, wo die mannichfaltigen Fasern meiner Existenz alle durchgebeizt werden können und müssen." Und wieder ein Jahr später: „Ich wüßte nicht mir einen besseren Platz zu denken oder zu ersinnen, da ich einmal die Welt kenne und mir es nicht verborgen ist, wie es hinter den Bergen aussieht." — Und so noch im letzten Jahr dieses Jahrzehnts: er sei fleißig; seine Geschäfte bilden ihn, indem er sie bilde.

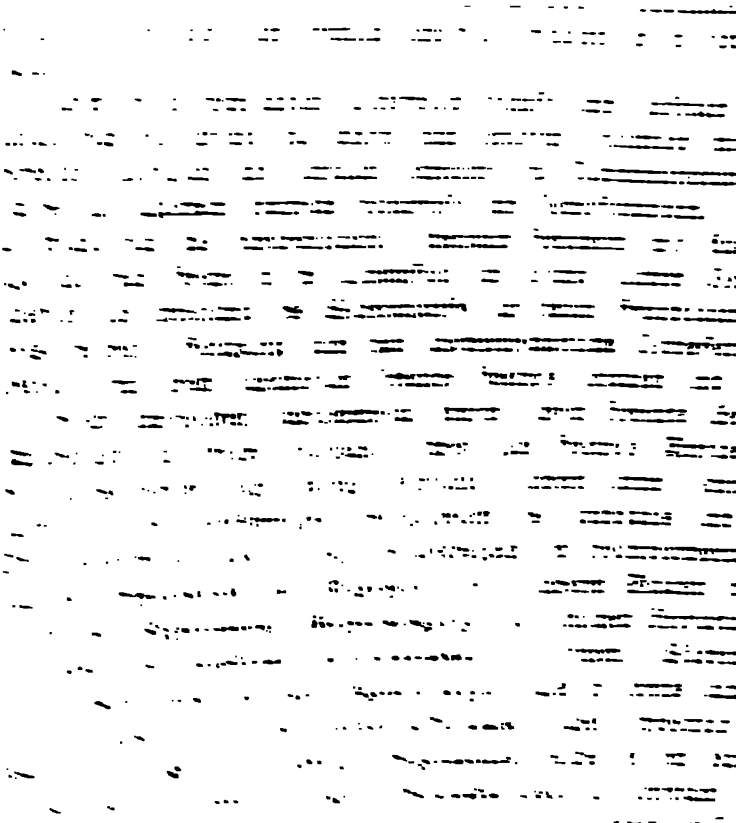
Wenn nun, wie reich sein Talent sich bildete, die Dichtungen, auf die wir schon hinwiesen, offen legen, und eben so offen diese Selbstbekenntnisse, daß ihn die Geschäfte, in welchen er sich umtrieb, in dieser Geistesbildung nicht hemmen, sondern fördern, so liegt jetzt die Wendung der Frage um so näher, ob er den Geschäften so nützlich gewesen als die Geschäfte ihm? Und da er doch nöthig gefunden, von den bisherigen durch die Reise nach Italien sich zu lösen, ob dies nicht nothwendig sein Innewerden voraussetze, daß er nicht in gleichem Grade, als sie günstig auf ihn zurückwirkten, ihren objectiven Zwecken zu genügen im Stande sei?

Hier ist sehr nöthig, zu unterscheiden.

Es fehlt nicht an Spuren, daß Goethe im Antritt seiner Weimarischen Laufbahn größere praktische Möglichkeiten in Aussicht genommen, der Herzog hierzu die höchste Stellung in seiner Verwaltung ihm zugedacht, von welcher Goethe nach Italien ausbeugte. Warum? Das fordert bestimmte Rückblicke.

In jener Freundschaft, die der Ausgang und Einschlagsfaden all' dieser amtlichen Verhältnisse war, hatten Herr und Diener den gemeinsamen Versuch einander zugesagt, auf dem Boden, der dem jungen Herzog gehörte, ein schönes gutes Leben zu führen und zu pflanzen. Goethe sollte dem lebensmuthigen fürstlichen Jüngling helfen, sich und die Welt kennen zu lernen, tüchtige und edle Bildung mitverstehend zu würdigen, sein Land auf die Entwickelungen anzusehen, zu welchen es fähig sei, und rüstig sich und den Seinen das Ersprießliche anzueignen, was in seinen Grenzen zu erziehen und von außen herein zu gewinnen sein möchte.

Wie diesen Absichten nachgekommen, welch' munteres Leben in den ersten Jahren geführt wurde, das ist oft geschildert. Es ist ziemlich bekannt, wie durch Gastfreundlichkeit für Talente, durch Antheilsbeweise an entfernte Dichter, Maler, Homileten des Herzogs Liberalität entwickelt, durch poetische Spiele, Aneignung einiger musikalischer Kräfte, Sammlung von Kunstsachen, Umgebungsverschönerung, Umschau auf Reisen sein Kunstsinn und Weltverstand bethätigt, sein Witz mit freien geistigen Bestrebungen der Zeitgenossen, mit Literatur und Kritik in Berührung gebracht, sein praktischer Trieb mit vorzüglichen Männern in



ausgeführten, so klassisch aufgezeichneten Reise in die Schweiz vom Herzog förmlich zum Geheimrath erhoben wurde.

Nach dieser Reise rückten die planmäßigen Vorbereitungen der Bergwerks-Aufnahme zusammen, kamen in einer Reihe von Ortschaften durch jenen Landcommissar Anlagen zweckmäßiger Wiesenbewässerung, vom Herzog selbst mit Goethe beaugenscheinigt, zu ihrer lebhaften Befriedigung in prompte Ausführung, und räumte Goethe in der Militär-Oekonomie so ernstlich auf, daß er einen hinderlichen Amtsgenossen austrieb und die Arbeit sich selber sauer werden ließ.

Die meisten seiner Commissionen gaben Goethen Erfahrungen über die wirkliche Kammerverwaltung, d. i. über die Oekonomie des landesfürstlichen Vermögens und die Domänenwirthschaft, so wie das Rechnungswesen der Landes-Justiz und Administration, so weit die letzteren altherkömmlich aus jener zu bestreiten waren. Er sah diese Verwaltung nicht nur von oben her im geheimen Rath, sondern auch bei seinen bestimmten Wirthschaftsgeschäften von untenauf. Es finden sich deutliche Spuren seiner Wahrnehmung von besonderen Uebelständen und, gleich nach der Rückkehr aus der Schweiz, seiner vorsichtigen Entgegennahme von Klagen und Vorschlägen unparteiischer vertrauter Personen. Sein Tagebuch deutet gleichzeitig an, daß er Fehler des Kammerpräsidenten v. Kalb und nach Erörterungen mit ihm die Unrechtfertigkeit seines Verhaltens durchschaute.*) Durch das nächste Jahr hindurch kehren vertraute Aeußerungen wieder, die mit der größten Nüchternheit ausdrücken, wie schwer es sei, leicht aufzustellende gute Grundsätze durchzuführen, völlig begriffene Nachtheile zu heben. Es bezeichnen sich Momente, wo er Total-Entschlüsse faßt, und Gespräche mit dem Herzog, ob auch von diesem Entschließungen in's Ganze zu erwarten seien.**) Wenn nun im Frühjahr darauf Kalb entlassen wird und diese plötzliche Pensionirung in Wahrheit eine sehr schonende Behandlung heißen muß, in seine Stelle aber sofort Goethe eintritt, so stimmt Alles dahin zusammen, daß Goethe nicht nur seine besonderen Aufträge gut besorgt, sondern auch in die Gesammtverwaltung so eingedrungen war, um den Herzog überzeugend von Kalb's nachtheiliger Führung unterrichten zu können und bei dessen Entfernung, weil er die Gründe dafür beigebracht, sich zur Uebernahme des erledigten Platzes und Abstellung der aufgedeckten Unordnung verpflichtet zu fühlen.

---

*) Riemer, Mitth. II. S. 115, 117 f. Schöll, Briefe und Aufs. v. G. S. 176, 179, 183. Riemer II. S. 119. Briefe und Aufs. S. 185, 187. Riemer II. S. 153. G. Br. an Frau v. Stein II. S. 66 u. 71.

**) G. Br. an Frau v. Stein II. S. 121, 148, 181. Riemer II. S. 139. Br. an Frau v. Stein II. S. 112, 245.

Des Herzogs Vertrauen, das dies von ihm heischte, war kein improvisirtes; er hatte Goethen schon vor einem halben Jahre durch die Herzogin Mutter vorgestellt, er müsse und wolle ihn adeln lassen. Goethe hatte aufrichtige Einwendungen gemacht. Jetzt kam gleichzeitig mit seiner Ernennung zum Kammerpräsidenten das kaiserliche Diplom an.

Dem vertrautesten Freunde schrieb Goethe nach kurzer Bezeichnung von der Nothwendigkeit der Annahme der Last, die der traurige Vorgänger nicht leicht gemacht: „Nun hab' ich von Johanni an zwei volle Jahre aufzuopfern, bis die Fäden nur so gesammelt sind, daß ich mit Ehren bleiben oder abdanken kann. Ich sehe aber auch weder rechts, noch links — dabei bin ich vergnügter als jemals; denn nun habe ich nicht mehr, wenigstens in diesem Fache, das Gute zu wünschen und halb zu thun und das Böse zu verabscheuen und ganz zu leiden; was nun geschieht, muß ich mir selbst zuschreiben und es wirkt nichts dunkel durch den Dritten und Vierten, sondern hell gleich gerade auf mich. Daß ich bisher so treu und fleißig im Stillen fortgearbeitet habe, hilft mir unendlich. Ich habe nun anschauliche Begriffe fast von allen nothwendigen Dingen und kleinen Verhältnissen und komme so leicht durch. Du kannst denken, daß ich über diese Dinge mit niemanden spreche, und also bitt' ich Dich auch keinen Gebrauch hievon selbst zu meinem Vortheil zu machen. Die Menschen müssen verschieden über solche Vorfälle urtheilen und man muß thun, was man muß."

Dies dünken uns Worte, die man nicht vernehmen kann, ohne ihre Wahrheit zu fühlen und an dem jungen 33jährigen Chef einen standfesten Mann zu erkennen. Er zeichnet den Weg sich vor, von dem er eben so sicher weiß, daß er auf Abdankung hinausführen kann, als daß er auch in diesem Falle nicht minder gerechtfertigt sein werde.

Immer mit diesem Dilemma führt er nun das Ordnungsgeschäft. Ehe ein Jahr um ist, sieht er „Gedeihen bei seiner Administration," hält aber auch „auf das festeste über seinen Grundsätzen." Wie auf ihn der Herzog zählte, drückt bei der Geburt des Erbprinzen in diesem Jahre die Aeußerung des Fürsten aus, daß bei dem Haltepunkte, der mit dem Erben seinen Bestrebungen gegeben sei, er sie schön auszuführen hoffe „mit Hülfe Goethens und des guten Glücks." Und gewiß ehrt es diesen Fürsten, daß im Herbst desselben Jahres ihm Goethe aus Ilmenau, wo nun die Eröffnung des neuen Schachtbaus nahe bevorstand, das bekannte Geburtstagsgedicht ganz als Kammerpräsident und ganz als Freund senden konnte, worin der wahrhafte Dichter aus heller Anschauung von Einst und Jetzt die Ermahnung an ihn richtet, daß er mehr und mehr sich einschränken lerne, um mit steter Hand Segen seinem Volke zu säen.

In dieser Zeit war es vornehmlich, wo einigen Wohlmeinenden der Ernst Goethe's und seine Schweigsamkeit nebst vorübergehender körperlicher Angegriffenheit den Eindruck gab, er sei krank von der Ueberlast des Amtes. Dem war nicht so. Obschon er sich sorglich in der Uebersicht seiner Staatsbuchhaltung erhielt und auch bei einzelnen Vorkommnissen, wie im März 1784 der Ueberschwemmung Jenas, unmittelbar thätig eingriff, so glich sich doch das Mehr an Geschäften durch Ermäßigung seiner Zeitopfer für die äußere Geselligkeit, und in der Arbeit selbst durch ein zweckmäßiges Einvernehmen mit tüchtigen Unterbeamten aus. Es blieben dem Dichter Stunden nicht blos für anmuthige kleine Festspiele, für Epigramme, Oden, und für das komische Singspiel, das er in der Zeit dieses Amtes ausführte, nicht blos für die Exposition des Elpenor und des romantischen Epos „die Geheimnisse," sondern es wuchsen auch während dieser drei Jahre der Kammeraufsicht drei Bücher dem Wilhelm Meister zu. An seine Amtsbewegung knüpften sich geisterfrischende Reisen, wie die zweite und dritte seiner Wanderungen im Harz und die Cur in Carlsbad zwischen dem Besuch des Fichtelgebirgs und der sächsischen Grubenorte; und wenn er dann wieder in Weimar gebunden war, blieb mancher Erholungsabend für lebhaften Geistesaustausch mit einem kleinen engvertrauten Freundeskreis. Mit diesen belebten Bildungsinteressen, wie mit Feldern seiner amtlichen Aufsicht, berührten sich die naturwissenschaftlichen Studien, für die er neben allem Andern die nöthige Muße aussparen konnte. Denn es war gleichfalls in diesem Zeitraum, daß Goethe gewisse geologische Beobachtungen gruppirte, die seiner Auffassung Einheit gaben, daß er von seinen osteologischen Erkenntnissen in der Entdeckung des menschlichen Zwischenknochens eine Probe vollzog, und dem typischen Gesetze der organischen Bildung in mikroskopischen Untersuchungen von Infusionsthieren und Saamen und in Pflanzenbetrachtung fleißig nachging. Vernimmt man in den Briefen die Hauche seiner Freude bei diesen stillen Betrachtungen, oder fühlt den Herzschlag jenes gleichzeitigen begeisterten Selbstbekenntnisses, das er unter der Ueberschrift „Zuneigung" an den Eingang seiner Gedichte gestellt hat, so hat man volle Sicherheit, wie wenig die Amtsbeschwernisse seine Kräfte erschöpften oder seiner Fortbildung im Wege standen. Leicht hingegen erklärt man sich, wie diese Studien seinen amtlichen Beziehungen dort zum Bergbau oder zu agrarischen Anstalten, hier zur Universität Jena und dem Anfang wissenschaftlicher Sammlungen Gehalt zu geben geeignet waren, wie sie, und die vom Herzog mit Geschenken genährte Freude an künstlerischen Naturauffassungen seinem Verhältniß zur Weimarischen Zeichenschule trefflich entsprachen.

Die praktische Spitze seiner Kammerdirection betreffend, kann er noch

vor Ablauf ihres zweiten Jahres versichern: „Obgleich unsere Verhältnisse allerlei Schwingungen unterworfen sind, so steht doch das oeconomicum auf einem guten Grunde.“ Im Frühling darauf findet sich der Herzog veranlaßt, seine Besoldung zu erhöhen und ihm die Reisebörse für Carlsbad zu füllen. Daß Goethe die Fäden der Ordnung wirklich in den zwei Jahren, die er dafür nöthig erklärte, gesammelt hatte, muß man wohl glauben, wenn vor Ablauf des dritten der Beschluß zur italienischen Reise, der ohne des Fürsten Willen unmöglich, und von welchem in Wahrheit der Herzog der einzige Mitwissende war, bereits feststand. Aus welchem anderen Grund aber, als diesem Reisevorsatz hätte Goethe schon im Frühjahr 1786 mit seinen Freunden und dem Lector in Jena das Italienische geübt? In welcher anderen Aussicht als auf diese größere Muße, die erste gesammelte Herausgabe seiner poetischen Werke festgesetzt und gleich im Sommer 1786 angefangen, sie zu ordnen, mit Freunden durchzugehen, umzuarbeiten? — Er begann dies Jahr mit Vorlesen seiner Dichtungen am Gotha'schen Hofe, er schloß mit solchem vor seinem Herzog und befreundeten Badegästen den zweiten Carlsbader Aufenthalt, von dem er unmittelbar sich nach der Sonne wandte, unter der die Ernte seiner Poesie vollends reifen sollte.

Dies ist der Ausgang der angeblichen Verirrung des Dichters zwischen Weltrolle und Poesie, und das Resultat der Controle kein anderes, als welches der unmittelbare Zeuge Herder aussprach: „Der Mensch geht auf dem wahren Naturwege. Er trägt seinen Kopf und sein Herz immer an der rechten Stelle und ist in jedem Schritt seines Lebens ein Mann.“

Und doch — ein starker Zweifel ist noch zurück.

Gegen so zusammenhängende, übereinstimmende Zeugnisse nämlich wendet man kopfschüttelnd ein: Warum hat denn Goethe zu Ende des ersten Jahres in Italien so angelegentlich darauf hingearbeitet, daß seine amtliche Stellung in Weimar von der Gesammtregierung und Finanzverwaltung losgemacht werde, wenn er dieser doch so wohl zu genügen im Stande gewesen? Er deutet vielmehr selbst an, daß das Letztere Täuschung war, wenn er von Rom schreibt, „manches Gute werde er für sein Glück und seine Freunde mitbringen,“ mit dem Zusatze: „Nur muß ich nichts wieder unternehmen, was außer dem Kreise meiner Fähigkeit liegt, wo ich mich nur abarbeite und nichts fruchte.“ Und noch stärker in dem Briefe an Herder, wo er ihn um Vorstellung seines Veränderungswunsches bei dem Herzog ersucht: „In den schweigenden zurücktretenden Zustand mag ich einen Feind nicht wünschen. Und, wie sonst, für krank und bornirt gehalten zu werden, geziemt mir weniger als jemals. Denke also, mein Lieber, thue, wirke das

Beſte für mich und erhalte mir ein Leben, das ſonſt ohne jemanden zu nützen zu Grunde geht."

Sehr ſcheinbar ſieht man hierin die Beichte, daß der Dichter ſeine praktiſchen Fähigkeiten verkannt und mit ihnen auf den Sand gefahren — ſehr ſcheinbar und ſehr irrig.

Allerdings hatte Goethe, und zwar noch ehe er nach Italien aufbrach, erfahren, daß er die Geſammtökonomie des Herzogthums mit ſeiner Zufriedenheit nicht leiten könne. Dies jedoch nicht aus dem Grunde, weil er in das Geſchäft ſich nicht zu finden gewußt oder die Natur der Fachzwecke ſeinem Beruf ſo fremd und nachtheilig erkannt hätte.

Zwei Hauptabſichten ſeines urſprünglichen Dienſteintritts hatte er aufgegeben, die erſte, noch ehe er die Leitung der Kammer übernahm, die zweite während derſelben. Die erſte, die ſich aus manchen Schritten und Aeußerungen des Anfangs entnehmen läßt, war die Hoffnung, nach und nach in's Weimariſche geiſtig bedeutende und productive Männer deutſcher Bildung zu ziehen, die, an den Hof oder Staat geknüpft, zugleich in's Allgemeine wirkſam werden und im Zuſammenleben eine freie Akademie höherer Cultur bilden könnten. Daß er dies unausführbar gefunden, hat Goethe ſehr entſchieden in einem Brief an Knebel ausgedrückt. Er ſtand damals bereits ſeit einem halben Jahre der Kammer vor, und nach der Beſchreibung, wie er bei feſter Eintheilung ſeiner Anliegen und Begrenzung des Umgangskreiſes ganz glücklich lebe, ſagt er: „Der Wahn, die ſchönen Körner, die in meinem und meiner Freunde Daſein reifen, müßten auf dieſen Boden geſä't und jene himmliſchen Juwelen könnten in die irdiſchen Kronen dieſer Fürſten gefaßt werden, hat mich ganz verlaſſen."

Ueber das Warum? ließe ſich viel ſagen. Es genügt indeſſen die eine Urſache, daß, wenn überhaupt einen ſolchen Verein zu ſchaffen, die Sache eines menſchlichen Planes ſein könnte, hierzu wenigſtens die damalige Geiſtesperiode mit allen intellectuellen und ſittlichen Phänomenen, die ſie da und dort hervordrängte, in keiner Weiſe geeignet war. Goethe ſelbſt hat hernach beim Rückblick auf den damaligen Durchbruch in den Sinnesarten darauf hingedeutet, wie die Beſtrebſamen jener Tage einander erkannten, achteten, ſuchten, das Bedürfniß, ſich zu verbinden, fühlten und dennoch keine wahre Einigung entſtehen konnte. „Im Ganzen, ſagt er, war jener Zuſtand eine ariſtokratiſche Anarchie, ungefähr, wie der Conflict jener, eine bedeutende Selbſtändigkeit entweder ſchon beſitzenden oder zu erringen ſtrebenden Gewalten im Mittelalter. Auch war es eine Art Mittelalter, das einer höheren Cultur voranging, wie wir jetzt wohl überſehen." Schon darum alſo waren Verbindungseinleitungen theils erfolglos geblieben, theils hatte ſie Goethe ſehr bald fallen laſſen oder beſchränkt.

Aber die andere Hauptabsicht, die Landesverwaltung des jungen Fürsten, dessen Vertrauen er in so hohem Maaße besaß, für gedeihliche Entwickelungen wohl zu ordnen, hatte er fest im Auge behalten. Die großen Schwierigkeiten verhehlte er sich nicht. Die größte waren die rechtsherkömmlichen feudalen Zustände. In dem kleinen Landesbereich viererlei Regierung: des Fürstenthums Weimar, des Fürstenthums Eisenach, der Jena'schen Landesportion, der Henneberg'schen dem fränkischen Reichskreise steuerpflichtigen Aemter. Drei Landschaften, die Weimarische mit vier, die Jena'sche und die Eisenach'sche mit drei Ständen, hatten ihre besonderen Plena, Ausschüsse, Directoren, ihre besonderen Etats, Kassen, Steuercollegien, gaben an gesonderten Landtagen ihre einzelnen Interessionalschriften auf Beschwerden und Wünsche, ihre Stimmen zu neuen Gesetzen, Verträgen über Gerichtsbarkeit und Gerechtsame der Stände, und ihre Bewilligungen von Steuern, die sie zum Theil selbst erhoben und verwalteten. Mit dieser schwerfällig getheilten Maschine hatte der geheime Rath des Herzogs zu operiren. Und so trafen ebenfalls nach ungleichen feudalen Aggregaten auf die einzelne Gemeinde und einzelne Scholle die Steuern, Frohnen, Lehnszinsen und Schuldzinsen engerer und weiterer Besitzer zusammen. Hier sah der Dichter grundnüchtern, wie viel zwischen des Herzogs guten Absichten und ihrer Erreichung zwischeninne stand.

Kurz bevor Goethe die Kammerleitung übernahm, schrieb er von Eisenach an die vertrauteste Freundin: „Von Gotha, wo es mir so weich wie einem Schooßkinde ergangen, komm' ich hierher, wo mich die Sorgen wie hungrige Löwen anfallen. Hätt' ich die Angelegenheiten unseres Fürstenthums auf einen so guten Fuß als meine eigenen, so könnten wir von Glück sagen. Liebste! daß doch der Mensch so viel für sich thun kann, und so wenig für Andere; daß es doch ein fast nie befriedigter Wunsch ist, Menschen zu nutzen. Das Meiste, dessen ich persönlich fähig war, hab' ich auf den Gipfel des Glücks gebracht oder sehe vor mir, es wird werden. Für Andere arbeit' ich mich ab und erlange Nichts. Man hört immer sagen, wie arm ein Land ist und immer ärmer wird, theils denkt man sich es nicht recht, theils schlägt man es sich aus dem Sinne, wenn man dann einmal die Sache mit offenen Augen sieht und sieht das Unheilbare und wie doch immer gepfuscht wird." — Der Fürst, von dem er gleichzeitig schreibt, „der Herzog ist gar gut und verständig," hatte wohl Mittel — das war ihm klar — da und dort etwas Gutes zu thun, aber noch keine, durch all' die Rechte von Mitverwaltern und Zwischenbesitzern hinlänglich durchgreifende zur umfassenden Förderung des Gemeinwohls. „Du erinnerst dich, sagt Goethe dem Freunde, mit welcher Sorgfalt ich die Gebirge und Abwechslungen der Landesarten zu erkennen mir angele-

gen sein ließ. Dies Fundament läßt mich nun gar sicher auftreten, ich gehe weiter und sehe zu, wie die Natur ferner diesen Boden benutzt und was der Mensch sich zu eigen macht. So steig' ich durch alle Stände aufwärts, sehe den Bauersmann der Erde das Nothwendige abfordern, das doch auch ein behaglich Auskommen wäre, wenn er nur für sich schwitzte. Du weißt aber, wenn die Blattläuse auf den Rosenzweigen sitzen und sich hübsch dick und grün gesogen haben, dann kommen die Ameisen und saugen ihnen den filtrirten Saft aus den Leibern, und so geht's weiter, und wir haben's so weit gebracht, daß oben immer in einem Tage mehr verzehrt wird, als unten organisirt (beigebracht) werden kann."*)

Im Winter vorher hatte er dem Herzog einen langen Plan vorgetragen, den in seiner Länge und Breite durchzusetzen, sagt er selbst, Verwegenheit forderte. So natürlich es war, daß diese der 24jährige Fürst sich erließ, war es Goethen doch leid gewesen.**)

Indem er es gleichwohl jetzt auf sich nahm, die unter Kalb's Händen verwahrloste Oekonomie wieder in's Geleise zu bringen, war Goethe zwar, wie wir oben hörten, schon darauf gefaßt, nach hergestellter Klarheit und Planvorzeichnung vielleicht die Weiterführung dieses Amtes abzulehnen, hielt aber auch sein Ausharren darin für möglich. Dies hing für ihn davon ab, daß ein bestimmtes System beobachtet, Bedingungen, die er aufstellte, fest eingehalten würden. Hier war der Punkt, wo Goethe's Grundsätze und das Naturell seines jugendlichen Fürsten auseinander gingen.

Karl August ehrte den geistvollen Freund und Diener. Bei einer Mentorsprache Goethe's gegen ihn, von deren redlicher Nachdrücklichkeit und guter Aufnahme man ein zweites Beispiel in den Regentengeschichten suchen mag, liebte er ihn treu und vertrauensvoll. Aber wenn Goethe in Allem, was zu leisten war, Vorbedacht und Consequenz auf einen hohen Grad erstreckte, so war Karl August ein heroischer Charakter, der das Gute nicht durch Einordnung in ein System, sondern aus persönlichem Trieb und erwärmtem Willen thut, jetzt einmal etwas, was ein wirthschaftlicher Sinn festhalten würde, über einem Anderen, das ihn reizt, fallen läßt, dann wieder, wenn seine Neigung in anderen Richtungen bewegt scheint, mit Rücksicht und Wohlthat überrascht, aber ein für allemal, an Projectionslinien sich zu binden, nicht geschaffen ist. Der Fürst versuchte es in der That, auf Goethe's Bedingungen sich einzuschränken. Der Verfasser dieses hat eigenhändige Zeilen Goethe's gesehen, wo er im dritten Quartal sei-

*) An Knebel den 17. April 1782 (Brfw. I. S. 29). Vgl. an Frau v. St. 3. April 1782 (Bd. II. S. 180) u. 2. April (S. 179 u. 181).

**) An Frau v. St. 12. Nov. 1781 (II. S. 112). Vgl. das. S. 124 f. 126 u. Bd. III. S. 51 unten u. f. S. 72 g. unten S. 179 f.

der Kammerverwaltung den Schatulier des Herzogs dessen Vorausgaben des begonnenen Quartals und die Ueberschußsumme bis auf den Pfennig mit den Bemerken anführt: „Sie ziehen also dieses Vierteljahr abgerechnetermaßen Nichts. Mit Anfang Aprils können Sie den Monat April ganz behalten, nachher wünscht ich aber, daß es mit dem Monat Mai bis zu dessen Ende müssen könnte. Haben Sie die Güte, lieber Rath, und machen Ihre Einrichtung darnach: denn ich muß entweder Johanni in der Ordnung sein oder abbrechen."

Da nun Goethe im folgenden Quartal Knebeln mittheilt: „Meine Finanzsachen gehen besser, als ich es mir zu Anfang des Jahres dachte: ich halte aber auch auf das Festere über meinem Plane," da er noch im zweiten Monat des nächsten Jahres schreibt, das Oeconomicum stehe auf einem guten Grunde, so ist nicht zu zweifeln, daß Goethe's gleichzeitige tiefe Zufriedenheit in dem abgegrenzten Kreise seiner Geschäfte sowohl als der anderen Lebensschwingungen, von dem Einverstehen getragen war, mit welchem der Herzog seine Confessionen gewährten ließ. Eben so bemerkbar ist aber im Herbst dieses Jahres, daß eine Wendung eingetreten war.

Noch hatten für den Herzog weitere Verhältnisse, als die seine Hufen ihm boten, einen zu natürlichen Reiz. Er ließ sich auf Unternehmungen äußerer Politik und auf diplomatische Reisen ein, in welchen er nach Goethe's Ansicht, anstatt Zwecke seines Sinnes zu erreichen, für Andere compromittirt wurde.*) Und bereits war er dem Eintritt in preußischen Kriegsdienst entschieden zugeneigt, welchen er zwei Jahre darauf vollzog, — einem Nebenberufe außerhalb des Centrums seines angestammten, den Goethe unverträglich fand mit der Einschränkung auf gemessene und planfeste Pflege des eigenen Heeres, die seine beständige Predigt war.**)

Als er nach rückhaltloser Abmahnung wohl einsah, daß Karl August dem Drang seiner Anlagen und Thatlust über enge Verhältnisse hinaus nicht zu widerstehen vermöge, und sich beschied, daß der Fürst sich selbst zu befehlen habe, da war es, daß bei Goethe der schweigende und zurücktretende Zustand eintrat, von dem er später sagte, er wolle ihn einem Feind nicht wünschen. Wer in dem Urkundlichen seiner Absichten diese Jahre her den rothen Faden gefaßt und seine lakonische Aeußerungsweise gegen Freunde verstehen gelernt hat, ersieht aus wenigen Stellen schon seiner Briefe an Knebel vom 2. und 30. April, dann 7. Mai 1785, wozu der 1. Septem-

*) Karl Augustbüchlein S. 63 f. Vgl. an Frau v. St. Bd. III. S. 98 Anm. S. 127 u. 138 v. u. S. 106. Preuß. Jahrb. VI. 6. Decbr. 1860. An Fr. v. St. Bd. III. S. 119, 122, 145.

**) Br. an Frau v. St. Bd. III. S. 151. „Der Herzog war heute lang bei mir u. s. w." vgl. Bd. II. S. 40, 67 unten u. Bd. III. S. 238 Anm. 3. 258 Anm. 4. 306, 330 u. s.

der einen starken rückbeleuchtenden Nachtrag enthält, mit aller Bestimmtheit, daß im Frühling dieses Jahres der Entschluß des Austritts aus dem Finanzfach bereits in ihm entschieden war. Noch arbeitete er fleißig darin, mit deutlichen Ausdrücken, daß er nicht nach *seinem* Plane arbeiten könne und nur vermittle, was der Augenblick fordere. Er hatte auf die zweite Hauptabsicht seines Staatsdienstes verzichtet, sobald er sah, daß seine Intentionen beständig von neuen Bedürfnissen und Wechselfällen gekreuzt wurden, und daß die Functionen, die ihm blieben, jetzt allerdings für ihn ein unfruchtbares Abarbeiten waren.

So lange er seine Verwaltung nach fester Eintheilung führen konnte, war sie, versteht sich, übersichtlich und ungleich weniger zeitraubend, als wenn der Vorbedacht vereitelt, die Disposition der Mittel verändert und im häufigen Wechsel Auskunft momentan zu ersinnen war. Und wenn solche Amtsgeschäfte von dem planmäßigen Hinblick auf bestimmte Culturzwecke abgingen, worin sie mit seinen Studien und mit Entfaltungen seines Talents verwandt waren, so konnten sie auch die Fortschritte der letzteren nicht mehr, wie bis dahin, fördern.

Es ist also *dieser Umschlag der Aufgaben*, es ist die für ihn veränderte Amtsführung des letzten Jahres, die jener Brief aus Rom ein Unternehmen jenseits dem Kreise seiner Fähigkeit nennt, ein Leben, in dem er zu Grunde gehen würde, ohne Jemandem zu nützen. Er macht eben dort eine feine Wendung auf seine Unduldsamkeit gegen alles Irren und Schlendern, und wie sie ihm die Guten danken, die sich in Rom an ihn anschlossen. „Da, schließt er, auf dem Punkte der Wirkung meines Wesens, fühl' ich die Gesundheit meiner Natur; meine Füße werden nur krank in engen Schuhen und ich sehe Nichts, wenn man mich vor eine Mauer stellt."

Giebt man diesen Rückblicken aus Rom und diesen Vorhalten den Sinn, als ob sie Bekenntnisse seiner Untauglichkeit zu jenen Aemtern, Bekenntnisse mißrathener Führung wären, so kommt man in Widerspruch mit der Thatsache, daß der Herzog *nach* Eintritt der bezeichneten Wendung, während welcher er die standhaften Abmahnungen Goethe's entgegengenommen, ihm die Anerkennung seiner Dienste durch Besoldungszulage und Geschenk ausgedrückt hat, als — „ein großer Freund von Gewissensreinigungen," wie Goethe bei dieser Gelegenheit gegen die Stein bemerkte.

Noch unzweideutiger ist, daß der Fürst, der Begünstiger und einzige Mitwisser der Reise nach Italien, seinerseits die Rückkehr Goethe's in die Kammercheffstelle voraussetzte.

Hätte der Dichter die Kammerführung hinter sich gelassen, weil seine Unfähigkeit dazu und mißlungene Arbeit am Tage lag, — wie wäre es denn

nöthig gewesen, erst von Rom aus dem Herzog so bedachtsam und motivirt seinen Amtsveränderungswunsch aus den Eröffnungen an Herder entgegentreten zu lassen, welche dieser dem Fürsten mit den bekannten Zeilen übersandte, worin er ihn Goethe's unverholene Mittheilungen in seine, in Herder's Seele zu lesen bat. Die hohe Freude dann und Dankergießung Herder's über das ihm hinwieder mitgetheilte Schreiben des Fürsten an Goethe vollendet den Beweis, daß bis dahin des Herzogs Erwartung eine andere, Goethe's Ausscheiden aus der Kammerverwaltung nicht sein Wunsch und also die vorausliegende Führung gut genug gewesen war, um nun im Erlassen der Fortsetzung ein Opfer des Fürsten zu erkennen.

Karl August's edles Wesen verleugnete sich darin nicht, daß er in eben der Zeit, wo er bereits mit Lust und Eifer Preußischer Reitergeneral in Aschersleben war, Goethe's Berichte aus Rom mit lebhaftem Antheil empfing und seine bestimmten Wünsche völlig würdigte. Derselbe heroische Sinn, der seine Bahn über die Linie, die Goethe einzuhalten rieth, weglenkte, ließ ihn die Gegenwendung, womit Goethe der ihm von langeher zugedachten ersten Ministerstelle nun sich entzog, ohne Herabstimmung seines Vertrauens ertragen und mit schöner Neigung das Band ihrer Lebensgemeinschaft so, wie der Dichter verlangte, neugeschlungen befestigen.

Wenn es nun dem Einsichtigen nicht mehr erlaubt ist, die amtliche und sachliche Tüchtigkeit herabzusetzen, die der Dichter in jener administrativen Laufbahn bewiesen, so wird sich das alte Mißurtheil sofort wieder auf die andere Seite mit der Folgerung werfen: um so gewisser habe er die dahin gewendete Kraft seinem Hauptberufe zur Dichtung abgebrochen. Habe diesen freilich seine begabte Natur nicht völlig verscherzen können, so würden doch ohne diesen Abweg seine Fortschritte größer, seine Früchte reicher gewesen sein. Und wieder werden zum Beweise die lebhaften Ausdrücke seines tiefen Aufathmens im Aether des klassischen Bodens herangezogen werden, diese Worte des Entzückens in den italienischen Briefen, daß er „einen zweiten Geburtstag zähle, eine wahre Wiedergeburt von dem Tage da er Rom betrat — wie er hier umlernen, weiter wieder zurücklernen müsse als er gedacht — wie mit dem Kunstsinn der sittliche eine große Erneuung leide — wie er sich hier wiedergefunden als Dichter."

Hieraus folgt schlechterdings nichts Anderes, als daß Goethe in hohem Grade dem entgegengebildet war, was so lebensvoll zu seiner eigenen Ueberraschung aus ihm hervortreten konnte.

Es ist nur die ergänzende Kehrseite von diesem Bekenntniß der Wiedergeburt, wenn er ebendort sagt: „Ob ich gleich noch immer derselbe

bin, so mein' ich, bis in's innerste Knochenmark verändert zu sein. Ich habe keinen ganz neuen Gedanken gehabt, Nichts ganz fremd gefunden, aber die alten sind so bestimmt, so lebendig, so zusammenhangend geworden, daß sie für neue gelten können" — dann wieder: „Ich fühle, daß sich die Summe meiner Kräfte zusammenschließt und hoffe, noch Etwas zu thun." Weil er sich die Jahre her so gründlich und standhaft geübt hatte, in Natur und Wirklichkeit Seele zu schauen, seine Seele ganz in wirkliche Anschauung zu entfalten, darum stand er zu Rom in dieser prächtigen Landschaft voll Natur gewordener Cultur, voll Sittengeist in Kunstgestalten, erst recht in seiner Heimath, und konnte sein großes Auge mit den stummberedten Großen vergangener Jahrhunderte lebendige Gespräche führen. Was fremd, was neu, was hinnehmend und überwältigend schien, war doch für ihn in dieser Offenheit des Tages nur ein größerer und ungemeiner Maaßstab der Einheit und Freiheit seiner eigenen Vorstellungskraft.

Es ist hier nicht unsere Aufgabe, an das Unterscheidende der Poesie Goethe's von Grund aus zu erinnern. Es liegt uns aber ob, den ganzen Werth seiner Geschäftsthätigkeit, zumal jener, die am entferntesten von Poesie scheint, auszusprechen, und weil diese Poesie ein so unschätzbares Geschenk für uns alle ist, auch in Rücksicht ihres Hervorgangs aus diesem Geschäftsleben die Schuld unserer Dankbarkeit für des Dichters Berufstreue in seiner Weltrolle, die Schuld unserer Dankbarkeit für den Edelsinn des Herzogs nicht verkümmern zu lassen, der den Dichter in diese ihm fruchtbare Weltrolle gezogen hat.

Wir haben gefunden, daß die zwei Hauptpläne, in welchen Karl August's Jünglingsfreundschaft mit Goethe sich zusammenschlang, während dieser Lehrperiode bis in's achtundzwanzigste Lebensjahr des Herzogs nicht zur Hinausführung kamen. Wie dem jedoch sei: die Congenialität der beiden seltenen Charaktere war darum nicht weniger schicksalssicher, die Neigung echt, die dem Prinzen in dem Dichter den Genossen zeigte, dem er sich, der ihm sich anvertrauen müsse, und das Vorgefühl, das jenen Plänen zu Grunde lag, war kein Wahn, daß ihrem Bunde ein schöner Tag, eine genußreiche Thätigkeit von dauerndem Werth, ein veredeltes Leben entsteigen müsse. Die gemeinsam angegriffene rationelle Oekonomie, — wenn sie noch nicht zum Ausbau gelangte, so gewann doch der Herzog die reelle Kenntniß von den Zuständen und Kräften seines Landes, gewann ein lebendiges Verständniß der Naturgrundlagen des Menschenvermögens und seiner Verwerthung in der Gemeinschaft, — Einsichten, die er dann nach der Zwischenperiode seiner auswärts bewegten Thatkraft in patriarchalischer Culturförderung auf seinem Boden entwickelt hat, mit einer Unermüdlichkeit

und einem gemüthlichen Großsinn, die sich außerdem in liberaler Theilnahme an Bildungsansaaten jeder Art und geistigen Fortschritten nah und fern so vielseitig anregend bewährten. So war es auch mit dem anderen Hauptplan. Die in Aussicht genommene Akademie von Genialitäten in Weimar erhielt allerdings, seitdem zu dem länger heimischen, immer noch erheblich thätigen Wieland die bedeutende Gestalt Herder's hinzugewonnen war, für jetzt keinen Zuwachs, keine Rundung: aber Goethe's Poesie nährte, bildete, weitete sich hier, und noch ist keine Akademie-Generation bekannt, die einen so tiefen Tag neuer Bildung so weit in die Nation gebreitet hätte, wie der Aufgang dieser Poesie. Und hier ist es nun eben zur Sterne der Wahrheit von Bedeutung, einzusehen, wie mit dem gerade, wodurch Goethe's Dichtung eine Lebenserhöhung und Beseligung uns gegeben hat, wie sie vor ihm nicht da war, wie sie nach ihm unübertrefflich bleibt, die Nahrung, Uebung, Prüfung unzertrennlich zusammenhängt, welche sein einziges Weimarisches Freundschafts- und Dienstverhältniß, welche Karl August's Anforderungen und Begünstigungen ihm zugewendet haben.

Es bedarf hierzu nur der Erinnerung an die Gesammtwirkung jener Sammlung von Goethe's Werken, die schon gleichzeitig mit seinem Eintritt in Italien erschien, — während seines Dortseins die ersten fünf Bände, die anderen drei in den nächstfolgenden Jahren. Was zumeist nach Gehalt und Form sie auszeichnet, davon sind entweder Entstehung oder Ausführung in den Arbeiten und sittlichen Processen seines Weimarischen Lebens im Hof- und Amtsverhältniß deutlich zu finden. Und was die fünf Bände „Neuer Schriften" betrifft, die, nur durch ein Zwischenjahr von der ersten Sammlung getrennt, in den weiteren drei Jahren herauskamen, so ist auch in diesen der sie vollendende Wilhelm Meister nicht allein, aber dieser vornehmlich hierherzuziehen, weil der größere Theil nicht blos der Arbeit daran, sondern des Urtheilsgehaltes und Stiles, der dem Buche die unverwüstliche Klarheit und unwiderstehliche Wirkung giebt, in der Schule derselben praktischen Verhältnisse gediehen ist.

Ueber die Bedeutung dieser gesammelten Poesie-Erscheinung verfahren wir nur historisch und constatiren die Thatsache, daß fortschreitend seit ihrem Heraufttritt bei weitem das Meiste, was bis dahin, und was zunächst noch daneben für völlige Poesie galt, unaufhaltsam veraltete; was aber von nun an von poetischen Leistungen Anderer aufkam, unter dem Einflusse dieses neuen Weltmorgens der Schönheit so unleugbar stand, daß selbst der mächtigste und originellste der nächsthervortretenden deutschen Dichter, selbst Schiller nicht eher in seiner ganzen Größe und Eigenheit sich ausprägen konnte, als nachdem er aus Goethe's Dichtung und Genius sich ein liebevolles Studium gemacht und an diesem sich in seinem Unterschied von Goethe

und in seinem tiefen Einverstand mit Goethe erkannt hatte. Noch viel sichtbarer war bei den gleichzeitig um sich greifenden Anstrebungen einer überschwenglichen Poesie-Erhebung aus den Blüthen aller Zeiten, Nationen, Ideen, bei diesen theoretischen und praktischen Versuchen der Romantiker die Abhängigkeit ihres Schwunges von den übermächtigen Eindrücken der Goethe'schen Poesie. Sie huben offenermaaßen mit der begeisterten Verkündigung an, daß erst durch Goethe die Autonomie des Schönen, erst mit seinen Schöpfungen der absolute Begriff der Dichtkunst in's Leben getreten sei; und wie es in der Blüthe ihrer Wirksamkeit war, daß sie von Goethe's Entfaltung lehrten, sie sei die Poesie der Poesie, so vollendeten sie dies Zeugniß darin, daß ihre nachmaligen Exceptionen gegen Goethe mit der Zersplitterung ihrer Sonderleistungen und der Verdampfung ihrer Ansprüche in Eins zusammenfielen. Und so ist es geblieben. Neuere und noch neuere Reizungen, Richtungen der Phantasie und Controversen der Sittlichkeit haben die Bühne des Lebens eingenommen und geräumt: aber indem sie wechselten, stand der Berg der Dichtung Goethe's immer gleich über ihnen, unverrückbar, unveräußerlich, immer derselbe in Himmelsklarheit und quellendem Reichthum des Lebens. *Wir* sind hier zum Zeugniß der beglückenden Macht dieses Dichters, heute, ein Menschenalter nach dem Hingang des Langlebenden, und wenn wir lange vergessen sind, werden die Deutschen sich immer noch fragen, ob sie unter ihren Dichtungsheroen Zwei oder Einen neben *seiner* Größe noch nennen können. Diese Stärke und Dauer der *Wirkung* weist von selbst auf die *Genesis*.

Was so allseitig in die Lebenskreise, und fortgültig durch die Zeiten, die Seelen hinnehmen und ausfüllen kann, muß nothwendig einen Gehalt haben, der mitten in der Verschiedenheit menschlicher Interessen ursprünglich und gleich bedeutend bleibt, muß eine Form haben, deren Sicherheit und Reiz in dem beruht, was im Empfinden und Verstehen der Menschen bei allem Wechsel der Meinungen und Sitten unveränderlich ist. An der außerordentlichen Leichtigkeit, mit welcher Goethe's Vorstellungen in die Einbildung treten, und dem Nachdruck, womit sie die Gefühle bestimmen, hat man von Anfang über den hohen Grad sich nicht täuschen können, in welchem seiner Dichtung das *Natürliche*, das *Wahre*, das *Individuelle* eigen ist. Und je mehr in der Nation mit der Liebe zu dieser Dichtung ihr Verständniß gewachsen ist, um so reicher ist empfunden, um so einsichtiger ausgelegt worden, wie diese Poesie die *concreteste* sei.

Ein Reich concreter Poesie kann nur Der erschaffen, der lebendig eingegangen ist in die Höhen und Tiefen der Wirklichkeit, und doch mit der offensten Hingebung die reine Selbstthätigkeit so zu vereinen vermochte,

daß das natürlich Bestimmteste nur als Bewegung seiner einigen Seele, versehen mit dem Stempel ihrer Totalität und dem Athem ihrer Freiheit in's Licht vollkommener Vorstellung heraustritt. Ohne vielseitige Erfahrung und starke sittliche Selbsterhaltung kann kein Dichter groß werden. Wie es Goethe's auszeichnende Genialität war, daß er bei der feurigsten Reizbarkeit und zartesten Sympathie eine standhafte Selbstbestimmung bewahrte, so war es das Auszeichnende seines Looses, daß ihn die Liebe eines Fürsten von Naturſinn und Freimuth zu einem Kreise von umfassenden Erfahrungen in ein praktisches und doch nach keinem Bezug ihn erschöpfendes Verhältniß setzte.

Aufgenommen bei dem jungen Regenten als der Liebling, dem Alles gezeigt wurde: Hof und Gesellschaft, Wälder und Burgen, theilgegeben ward an Allem: Festen und Jagden, Rath und Regiment, und dessen Antheil Allem die Weihe geben sollte, wurde der Frankfurter Doctor sofort in einen Spielkreis mannichfaltiger Bewegung gezogen, der eben so fortwährend die sympathetische Fähigkeit des Dichters als seine achtsame Besinnung beschäftigte. Als Freund des Fürsten wurde er mit den benachbarten Herrschaften und Fürsten in freundlichen Verkehr gesetzt, als des Herzogs Gefährte besuchte er Friedrich's des Großen Hof und Residenzen, den Hof von Braunschweig und eine Reihe süddeutscher. Er kam Generalen, Staatsmännern, Personen von viel Welt, kam der höheren Gesellschaft ganz nahe, ohne daß er darin etwas Anderes zu suchen hatte als die unbefangene Empfindung, welches in den Gruppen und Einzelfiguren dieser Schicht die Phase des Menschlichen sei. Nicht minder erhielten ihn die Besuche mit dem Herzog und Aufträge von ihm in Berührungen mit Gelehrten und Künstlern fern und nah, mit den Wegen Solcher, die einen Bezirk der Wirkung sich bereits erobert, und wieder mit den Anfechtungen Ringender, mit Bildnern, Malern, die er zu bemerken, mit Musikern, Schauspielern, Sängerinnen, Tänzern, für die er zum Theil den Director zu machen hatte. Dazwischen fielen Courierritte mit dem Herzog jetzt zur Leipziger Messe, jetzt in's Preußische Heerlager; dann wieder Landfahrten zu bürgerlichen und bäuerlichen Festen, zur herben Luft der Winterjagd oder thätigen Nachhülfe in Feuersbrünsten, zur Wirthschafts-Inspection oder fröhlichem Waldleben unter Hirten, Gärtnern, Jägern zwischen Schützenlauben und Köhlerhütten. — Kein anderer Dichter hat das Glück gehabt, von den Schichten der Gesellschaft, von dem Leben aller Stände eine so völlige, von so freiem Mitmachen und Mitempfinden ihrer Zustände und Gebahrungen belebte Anschauung zu erhalten. Keiner hat aber auch bei seiner nur theilweisen Anschauung gegen die Reize und Andränge des beschränk-

teren Mitlebens die dehnbare Offenheit und unüberwindliche Simplicität wie Goethe mitten in einem so viel reicheren behauptet. Nicht eher hatte er zur Einflechtung in diese Umschwünge geselliger Bildung und Welterfahrung sich entschlossen, als bis eine Bauernhütte mit Baumflur vor der Stadt ihm den einfachsten Heerd zur Wohnung und zur Sammlung im dauernd schlichten Umgang mit Erde und Jahreszeit gewährte, und bestimmte Dienstgeschäfte im Lande in seine Bewegung nach außen beschränkende Ziele und feste Standpunkte legten. So war durch bescheidenes Eigenthum und durch gemessene Pflicht der wirkliche Boden und das sittliche Dasein seinem Leben und seiner Thätigkeit angeeignet, und die Amtserfahrung, in der die treue Erkenntniß des Wirklichen zugleich als Erprobung der eigenen Natur und Spannkraft eben so völlig entwickelte Selbstempfindung war, erwarb der Dichtweise Goethe's jene Aufrichtung in Wahrheit und seinen Vorstellungen jenen objectiven Charakter, worin die damaligen Dichter so sehr zurückstanden.

Den Sturm- und Dranggenossen, die auch nur Natur und vollkommene Wirklichkeit wollten, fehlte, um sie zu entwickeln, dieses zugleich festgestellte und thätigfreie Verhältniß zur wirklichen Welt. Der Eine, heimathlos abenteuernd, hetzte seine leere Seele mit erträumter Natur in Wahnsinn; der Andere, dem die erlangte Weltstelle nur Sinecure war, versank mit seiner üppigen Naturliebe in das unwahre Ideal absoluten Sinnengenusses; einem Dritten, der männlich im Dienst der wirklichen Welt sich heraufarbeitete, ging in der Strenge die freie Stimmung, die Poesie verloren. Ganz anders großziehend war Goethe's Lage und Ausdauer.

Seine engeren Amtsaufgaben, mit ihren wesentlich wirthschaftlichen Zwekken, in der Ausübung nicht beschränkt auf den Formalismus der Actenarbeit, führten immer wieder gerade hinaus auf die Leute und Bezirke selbst, die Gegenstände und reellen Arbeiten. Hier war es, wo Goethe sein Vertrauen in die Vollgültigkeit der Gegenwart, in die Vollkommenheit des Wirklichen, in die Güte der Natur in einer ganz anderen Ernstlichkeit zur Ausführung brachte als seine Jugendgenossen. Wenn die Natürlichkeit dieser begehrlichen Poeten, getheilt zwischen den Reizen und Erschütterungen des Gemeinmenschlichen und dem negativen Bezug auf die conventionell-sittliche Welt, die wahre Natur nur vermissen und in der Form der Unbefriedigung anerkennen konnte, so wollte er ungezwungen zu Haus sein in der ihm geschenkten Welt seines Gottes und richtete ohne Umstände sich ein, mit der Freude eines Gotteskindes sie in Besitz zu nehmen. Es war ihm Bedürfniß, immer in bewußtem Zusammenhang mit der Oekonomie der wirklichen Natur, mit Sonne und Luft, Flur und Wasser zu leben, den Witterungs-

wechsel, den Schritt des Jahres, den Sternkreis der Nacht über sich stetig zu schauen und zu fühlen. Er wußte aber wohl, daß Auge und Sinnenempfindung und der Bezug der Begierde auf das Natürliche ihm noch nicht die Wahrheit der Natur aneignen könne, sondern nur ein reines und thätiges Verhältniß seines ganzen Wesens, des denkenden und gemüthlichen, zur ganzen Schöpfung. Nicht nur, daß die wahlverwandte kühne Jagd- und Strapazenlust seines Herzogs ihn häufig in einen derartigen Umgang mit der Natur zog, wo die tüchtige Ausdauer im Unbehaglichen sich zum Behagen durchsetzt: seine Amtspflichten hatten zum Grundmaterial die natürliche Leistungsfähigkeit der Menschen, und die Bedingnisse des Urhaus der Natur in Gestein und Wasser, Boden und Gewächs für Wohnung und Verkehr, Nahrung und Bestand der Menschen. Zur richtigen Erkenntniß hiervon hatte der Dichter die Gründlichkeit, vom ABC anzufangen. Mit dem Bezug auf eigene Pflicht und allgemeinen Lebenszweck ging er für seine Weg- und Wasserbauten, für landwirthschaftliche Anlagen, Bergbau, die er leiten, wie für die Vorbildung zur Kunst, die er anknüpfen sollte, auf das Studium der elementaren und der organischen Naturgestaltung los. Bei dem Dauerhaftesten in Beiden, den Felsen im Boden und den Knochen in den Lebendigen, fing er an, um diese einfachsten Systeme des ruhenden Bestandes und der bewegten Selbständigkeit zu begreifen, um bei Schwierigkeiten und Erfolgen seiner Verwaltungsaufgaben über das Fundamentale nicht dunkel zu sein, und um selber hinfort, wenn seine Sinne das Gefühl des Daseins an der Oberfläche der Natur schöpften, auch mit dem Verstande ihren Kern zu berühren. Sobald er aus Büchern für Mineralogie und Geologie das Nöthigste genommen, trieb er diese Wissenschaft unmittelbar auf dem Boden seiner praktischen Zwecke, dem Ilmgrund und Saalgrund auf und ab, auf dem Thüringerwald, in den Gebirgen und Gruben der Nachbarschaft, wo er Kunde und Rath für die Ilmenauer Unternehmung zu holen hatte. Es war ihm eben so sehr als um die Resultate, um das Selbst-Suchen und Finden zu thun; damit er am Thon und Gestein entlang das Bett des Flusses, der unter seinem Schlafzimmer rauschte, Glieder seines Verstandes, an Stollen und Schachten das Dasein seiner Willenskraft, in seines Wohnens und Wirkens reeller Umgrenzung die Erweiterung seines Selbstbewußtseins habe. So bestand nun auch bei der vergleichenden Osteologie für ihn das tief Reizende seiner Entdeckung eines kleinen verkannten Knöchleins darin, die Einigkeit der Natur im Typus thierischer Formen und, an der Menschengestalt, die Nicht-Ausnahme, sondern Uebereinstimmung ihrer mit der Structur der ganzen großen Familie bewährt zu sehen. Wie er seine Abhandlung auf die Bestätigung dieses Grundgedankens stellte, ohne diesen selbst auszusprechen, so

gewann er auch in der Betrachtung der Gebirgsbildung zu seinem geheimen Schatz gewisse Grundgesetze, dieselben, für deren Darstellung er nur eine Harmonie von Wirkungen gruppiren wollte, welche die eine gemeinsame Ursache ahnen lassen.*)

Indem Goethe am baar Wirklichen der größten Massen und am Körperlichen der zahllosen Lebendigen einfache Gesetzmäßigkeit, Folgerichtigkeit, Zusammenstimmung gewahrte, fand er den Verstand, der sein Wesen war, die Harmonie, die Einheit als Inneres der Natur, die Natur als Dasein seiner Seele. Und so ganz machte er ihr sich gleich, daß er das Gesetz, weil sie es nur als Zusammenhang entwickelt, unabgezogen, nur in der Sammlung der wirklichen Anschauung seelenvoll genoß. „Am meisten," schreibt er, „freut mich jetzt das Pflanzenwesen — es zwingt sich mir Alles auf, ich sinne nicht mehr darüber, es kommt mir Alles entgegen und das ungeheure Reich simplificirt sich mir in der Seele. — Wenn ich nur jemanden den Blick und die Freude mittheilen könnte! es ist kein Traum, es ist ein Gewahrwerden der wesentlichen Form, mit der die Natur gleichsam nur immer spielt und spielend das mannichfaltige Leben hervorbringt." **)

Also auf dem Felde der ihm gegebenen Gegenwart, im Zusammenhang mit den Bewegungen und Zwecken seines Amtes und zur Veredlung seines Umgangs mit denen, die er zu beaufsichtigen und zu vertreten hatte, bildete sich bei Goethe zur habituellen Anschauung eben die Vergeistigung der Erscheinung, bewußtvolle Entfaltung der Seele in Wirklichkeit, reine Befriedigung in der Natur, die der Fundamentalact der Kunst, die Weihe des Dichters, die Genesis der Schönheit ist.

Vergleichbar dem Charakter, mit dem die verschiedenen Gegenden, Gewächse, Individuen eines Landes den Himmelstrich an sich tragen, ist in Goethe's Dichtungen an den besonderen Scenen und Gestalten eine klimatische Physiognomie der Wahrheit zu fühlen. Es rührt daher, daß sie in einer großen ganzen Poesie liegen, daß in dem Dichter selbst, der diese Vorstellungen hebt und führt, die Poesie ganz Natur, daß diesem Dichter seine Heimath und ganze Wirklichkeit Poesie geworden ist. Wenn andere Dichter meinten, sie müßten durch Phantasien ersetzen, was ihnen die Wirklichkeit versagt, und die Leser, solche Träume müßten die Gedichte sein, um auch sie des Lebens vergessen zu machen, so hatte Goethe vielmehr das, was den Grund und Schwung seiner Poesie macht, im Leben vollzogen. Wie nothwendig also muß seine Stellung zur Wirklichkeit gün-

*) G. an Fr. v. St. III. S. 5 f. S. 31. G. an Kneb. I. S. 55. An die St. III. S. 54 unten S. 60, 163. Katalog d. Goethe-Ausst. Berlin 1861: Hdschr. 73 S. 23.
**) An die St. III. S. 273, 275 (vgl. das. S. 219 f.).

ſtig, ſein Dienſtverhältniß gewinnreich geweſen, wie unzweifelhaft müſſen jene ſeine Jahr um Jahr wiederkehrenden Verſicherungen wahr geweſen ſein, daß „ſeine Lage die erwünſchteſte“ ſei, daß er „in ſtiller Nacht ſeine Glückſeligkeit ſummirend eine ungeheure Summe gefunden.“

Allerdings hatte Goethe ſchon in Frankfurt den ganzen Dichter gezeigt; weil bis dahin ſeine Lage mit der Jugendentwickelung Schritt hielt, in welcher der Dichter lebendig wahr ſein, aber, weil man nothwendig älter wird, nicht ſtehen bleiben und ohne Rückgang ſich nicht wiederholen konnte. Er hatte ſeine Kraft im Götz und im Werther entfaltet — in den Götz ſeine volle Begeiſterung für naturwüchſige Selbſthülfe ergoſſen, nicht ohne die Einſicht, daß die tüchtigſte Selbſthülfe unrettbar ſinke und falle, wenn ſie mit dem Syſtem der allgemeinen Wirklichkeit nicht ausgeglichen, mit nothwendiger Culturbewegung im Widerſpruch iſt. Im Werther hatte er die jugendgemäße concrete Poeſie, die ſeine Genoſſen minder weit erſtreckten, erſchöpfend ausgeſpannt: die Syntheſe der Leidenſchaft. Wahre Leidenſchaft entwickelt auch die ganze Seele am einzelnen Wirklichen: es wird ihr Eins und Alles. Wie eine Feuersbrunſt das Gebäude, das ſie verzehrt, heller und tiefer hinein als der Tag erleuchtet, ſo machte der kühne Jüngling an der reißenden Gewalt, die in Werther Alles in den unſtillbaren Feuerſtrom des entbundenen Selbſt hineinreißt und mit ihm hinrafft, die Einheit der Seele im höchſten Grad anſchaulich, aber in der furchtbaren Conſequenz totaler Vernichtung. Der Dichter ſelbſt mußte, ſollte dieſe Totalmacht der Leidenſchaft auch ſeine wahre Wirklichkeit bleiben, daran zu Grunde gehen. Und daß er ſie ohne wirkliches Erleiden nicht als poetiſche Eigenſchaft in ihrer Stärke erhalten konnte, bezeugte Stella, ſpäter als Werther und beträchtlich zurück hinter ſeiner Größe.

Die Genialität des Jünglings ging darüber hinaus. Dieſe Genialität war Anſpruch auf volles Leben, auf die ganze Wirklichkeit, und die Herzhaftigkeit dieſes Anſpruchs der Grundton ſeiner Poeſie. Aber wie ſollte er ihn zur Geltung bringen? Gebunden an eine Familie in der Reichsſtadt, eingeſchlungen in ein beſchränktes Bürger- oder Patricierweſen, in eine Geſellſchaft, die ihn mit kleinen Manieren umſpann, mit engen zünftigen und kirchlichen Pferchen umſtellte, wie konnte er die Welt im Ganzen ſich aneignen, wie in ganzer Freiheit leben? Noch trieb er ſein Advocatengeſchäft leicht, wie nebenher; noch ließ er — Liebhaber in verſchiedenen Graden und ſelbſt ſchon Bräutigam — den Knoten des Familienlebens und der bürgerlichen Exiſtenz unzugezogen, ſpielte mit den Manieren der Geſellſchaft, indem er hier ſich ihnen artig einſchmiegte,

dort sie lustig durchbrach und streifte an Zünfte und Kreise von politischem, kirchlichem, akademischem Leben bald als freiwilliger Mitläufer, bald als launiger Störenfried. So freilich hielt er überall den größeren Anspruch offen, war aber in diesem schwebenden Verhältniß zwischen Prätendent und Usurpator nirgends in Herrschaft, nirgends im Eigenthumsgenuß der kleinen Lebenswirbel, die er theilte und neckte. In begeisterter Betrachtung von Propheten und Helden der Geschichte, in Naturgenuß und Liebe verstand der junge Dichter völlig, daß der Mensch nur frei sein könne, worin er ganz sein kann. Er wußte wohl, daß auch die kleinste Welt eines festen Heerds und nährenden Handwerks Dem die ganze sein könne, der in ihren Sorgen und Freuden zwischen saurer Arbeit und berechtigtem Genuß mit allen Sinnen und Kräften auszuhalten vermöge. Er zeichnete, bosselte, träumte sich ein frohes Künstlerleben in solcher Enge vor. Aber *seine* Künstler-Anlage hatte ihre Gegenstände in allen Reichen der Wirklichkeit, in allen Fühlbarkeiten des dehnbaren Gemüths: er konnte in keinem bürgerlichen Berufe sich verfestigen, ohne eine Menge derselben ungekostet auszuschließen und mit einigen andern sich in stets einseitigen Bezügen zu halten; er konnte sich in keiner eigenen Häuslichkeit beruhigen, ohne nach ihrem kleinen Bezirke seine Spannkraft zu schmiegen und für alle weiteren möglichen ihre unerprobten Fähigkeiten zu verlieren. Sollte er sich seiner Welt bemächtigen, so mußte er in ihren Höhen und Tiefen sich auf- und abschwingen, von ihren verschiedenen Kreisen die Erfahrung, heimisch darin sein zu können, sich verschaffen. Darum war, bei aller Gabe, der natürlichsten Genüsse froh zu werden, in einfache, beschränkte Verhältnisse die Fülle des Gemüths zu ergießen, seine Unruhe so groß und vielfacher Wechsel ihm Bedürfniß, bei der innigsten Bräutigams-Liebe ein Fortführen alter und Anknüpfen neuer Neigungen und Freundschaften ihm nothwendig. Mitten im heitersten, wärmsten Heimathsgefühl mußte er hinüberdenken nach den unbewohnten Gebirgsgipfeln und sich im Geiste als Pilger auf den sonnigen Gefilden unter den herrlichen Ruinen Italiens sehen, mitten in thätiger Theilnehmung an den Nächsten mußte er an Hoffnungen und Anfechtungen Befreundeter in dieser und jener Nachbarstadt sich mitbewegen, mit fernen Bekannten und Unbekannten correspondiren, zu Pflichten und Verbindlichkeiten sich hundert kleine freiwillige Anliegen, zu liebenswürdiger Offenheit zarte Geheimnisse schaffen, *einer* Leidenschaft die andere entgegensetzen und hier die Klippe männlich meiden, dort mit Gewalt sich Entsagung auferlegen. Denn nur die freie Erfahrung hob die Einbildungskraft, nur die ungestillte Leidenschaft ward Poesie. So nährte er freilich seine dichterische Stimmung und schuf sich aus vielen kleinen Verhältnissen ein reizendes Labyrinth, worin

er aber in fortgesetzter Ungenüge verwildert oder stumpf geworden wäre; so entwickelte er eine Virtuosität des Umgangs, in der kecker Anspruch und wahre Bescheidenheit auf's Eigenthümlichste zusammentrafen, die ihn jedoch weder über den eigenen Mangel an vollkommener Hingebung irgendwo, noch über die Kleinheit der Verhältnisse, die Beschränktheit der Zirkel und Bildungsformen, in welchen er sich umtrieb, täuschen konnte.

Diese heimathlichen Bande, den wohlangelegten bürgerlichen Beruf und das herzliche Familienleben, zart genestelte Verhältnisse, die schon angeschlungene Eheverbindung — alle brach also der Jüngling, und auch die schon angetretene Reise nach Italien brach er ab, um jenes einzige Verhältniß enger zu ziehen, von dem noch schwer zu sagen war, ob es Laune oder Zweck, Abenteuer oder Glück, Geschäft oder Gunst sei: die Verbindung mit dem jungen Herzog. Dieser Entschluß ward ihm nicht leicht. Als die Weimarischen Freunde schon sein Bleiben bejubelten und ihn bereits als unumschränkten Regenten schilderten, verglich er sich mit seiner Margarete von Parma: „ich sehe viel voraus, das ich nicht ändern kann," und unter der beneideten Einkleidung sagte er: „Was wird's werden? ich hab' eben noch viel auszustehn." Es ging ihm nach dem ersten Vierteljahr „verflucht durch Kopf und Herz, ob er bleibe, ob gehe;" es stand ihm ein Halbjahr später die Möglichkeit vor der Seele, daß er „das Land, das ihm so lieb geworden, mit dem Stab in der Hand verlassen müßte, wie er sein Vaterland verlassen;" gegen Jahresende sah ihn wieder einmal „Stadt und Gegend und Alles so wunderlich an, als wenn er nicht bleiben sollte;" noch nach fünf Jahren in diesem Staatsdienst konnte „ein böser Genius die lässigste Seite seines Zustandes ihm schildern und ihm rathen, sich mit der Flucht zu retten," und ganz in der Mitte seiner Einlassungen bedarf er zur Ergänzung des guten Muths immer den Gedanken, „daß er nur dürfte Postpferde anspannen lassen, um das Nothdürftige und Angenehme des Lebens mit einer unbedingten Ruhe im elterlichen Haus wiederzufinden." Er hatte diese „gänzliche Freiheit," die „Freiheit, Urlaub zu nehmen, die Dienste ganz zu verlassen, wenn er wolle," förmlich sich von Anfang ausbedungen. Um so gewisser war Alles, was dieses Verhältniß ihm zumuthete, sein eigener Wille, diese Laufbahn freies Unternehmen, jede Obliegenheit bewußte Uebung. Und diese Erhaltung der Selbstbestimmung im ganzen Kreise seines Wirkens, die das Aeußerlichste und Fremdeste zu einem Bestandtheil seines persönlichen Totalgefühls machte, war der Unterschied seines Amtes von jedem andern und der Vorzug dieser Ansiedlung vor jeder, die er in seinem bisherigen Kreise hätte befestigen können. Jede dort mögliche hätte unausbleiblich seine Neigungen enger, seine Abhängigkeiten passiver gemacht, sein Leben

getheilt zwischen einer innern beschränkt freien und einer äußern mechanisch abstoßenden Welt. Hier war sein Lebenskreis ungleich größer und nicht so mechanisch getheilt: es waren die Interessen eines regierenden Fürsten und dessen ganzen Landes, Hofhaltung und Weltbeziehungen, alle jetzt Gegenstand seines Dienstes, insofern vollkommen äußerlich; aber auch nur, soweit und solang er es mochte, insofern völlig sein Sinn und sein Wille. Nichts Anderes also that er mit dem Eingehen in diesen Dienst, als daß er Ernst machte mit seinem Genialitätsanspruch, mit seiner Dichteraufgabe, die ganze äußere Wirklichkeit — der Menschenwelt nicht minder als des Naturlebens — zum Dasein der eigenen Persönlichkeit zu haben und zu bilden.

„Unter fortgesetzten Umständen wie die der letzten Zeiten in Frankfurt — urtheilte Goethe rückblickend aus der Mitte dieser Dienstperiode — würde ich gewiß zu Grunde gegangen sein. Das Unverhältniß des engen und langsam bewegten bürgerlichen Kreises zu der Weite und Geschwindigkeit meines Wesens hätte mich rasend gemacht. Bei der lebhaften Einbildung und Ahndung menschlicher Dinge wäre ich doch immer unbekannt mit der Welt und in einer ewigen Kindheit geblieben, welche meist durch Eigendünkel und alle verwandten Fehler sich und Andern unerträglich wird." Jetzt lernte er in weiter hurtig bewegter Sphäre Andere und sich kennen. „In verbreiteter Wirthschaft und Zerstreuung von Morgen bis zu Nacht umgetrieben," war er doch wie unter den Seinigen. Er wußte nicht, — wir fahren fort, ihn selbst reden zu lassen — wo anfangen, so tausendfach waren seine Verhältnisse und neu und wechselnd, aber gut. Es ging so entsetzlich durcheinander mit ihm, daß es eine Freude war. Er probirte den Hof, dann das Regiment, und so immerfort, war bald in alle Hof- und politische Welthändel verwickelt und fand die Herzogthümer Weimar und Eisenach immer einen Schauplatz, um zu versuchen, wie einem die Weltrolle zu Gesicht stände. Es ging ihn immer näher an, wie die Großen mit den Menschen und die Götter mit den Großen spielen. Durch die benachbarte Großstadt, durch mancherlei Menschen Gewerb und Wesen trieb er sich hindurch, saß an der Quelle des Kriegs in dem Augenblick da sie überzusprudeln drohte, sah das Gewimmel der Zurüstungen, die Bewegung der Puppen, die auf die verborgenen Räder, besonders auf die große alte tausendstiftige Walze, FR gezeichnet, schließen ließen, die diese Melodieen eine nach der andern hervorbrachte. Er war sodann mitten im Soldatenwesen, im Manöver, unter so vielen neuen Menschen, und von einer eignen Art; oder es ward ihm wohl zwischen engen Mauern bei einem Wirthe, der gar viel Väterliches hatte und bei der schönen Philisterei in

seinem Hause, ward ihm liebevoll unter der Classe von Menschen, die man die niedere nennt, die aber gewiß für Gott die höchste ist. Erzählungen des Politikers aus seinem mannichfaltigen Treiben hoben den Geist des Dichters aus dem einfachen Gewebe, in das er sich einspann, das zwar auch viele Fäden hatte, ihn aber nach und nach zu sehr auf einen Mittelpunkt gebannt hätte; und anderwärts umzugehen mit Leuten, die ein bestimmtes, einfaches, dauerndes, wichtiges Geschäft haben, gedieh ihm wie ein kaltes Bad, das einen aus einer bürgerlich wollüstigen Abspannung wieder zu einem neuen Leben zusammenzieht. Zu Hause war er besetzt, besä't mit Leuten, von Arbeiten gesotten und gebraten, war wie der Komet im Spiel, den man zu allen Karten braucht, wie eine Kugel, die ricochet aufschlägt. In leichtem Geschäft sah er Physiognomien von Städten und Höfen, jeden Hof mit seinem decidirt eigenen Charakter, der sich von oben herein bildet, und zur Erholung als Gast die kleine moralische Republik einer Handelsstadt, wo Jeder für sich steht, einige Freunde hat und in seinem Wesen fortgeht, kein Oberer einen allgemeinen Ton angiebt und jeder sein kleines Original producirt, es sei nun verständig, gelehrt, albern oder abgeschmackt, thätig, gutherzig, trocken oder eigensinnig, einige Personen im Stillen lebend, vom Schicksal in Pension gesetzt, dem Lernbegierigen von großem Vortheil sein können.

Alles dies, und wie Vieles mehr dazwischen, waren eben so viele Ergänzungen seines Weltkreises und Stoffe seiner genialen Auffassung. Und er nahm sie so mit unermüdlicher Offenheit; Fürsten und Prinzen, unter welchen er sich häufig befand oder die er für Momente nahe sah, den Herzog von Braunschweig und sein zweckvolles Benehmen, den Prinzen Heinrich von Preußen in seiner Heerführerhaltung und sichern Feinheit ergriff sein Blick. Den sogenannten Weltleuten paßte er ab, worin es ihnen denn eigentlich sitzt; was sie guten Ton heißen; um was sich ihre Ideen drehen und was sie wollen und wo ihr Kreischen sich zuschließt; und entwarf das Recept eines Hofes aus Ingredienzen „eines Erbprinzen, eines abgedankten Ministers und einer Hofdame, eines apanagirten Prinzen und einer zu verheirathenden Prinzeß, dazu einer reichen und schönen Dame, einer ditto häßlich und arm, eines Hofcavaliers, der nie etwas anderes als seine Besoldung gehabt hat, und eines Cavaliers auf seinen Gütern, der als Freund vom Haus bei Hofe tractirt wird, eines Avanturiers in französischen Diensten, eigentlicher in französischer Uniform, eines Chargé d'affaires bürgerlich, eines Musikus, Virtuosen, Componisten, beiher Poeten, eines alten Bedienten, der mehr zu sagen hat als die meisten, eines Leibmedikus, einiger Jäger, Lumpen, Kammerdiener." — Er

nahm Gelegenheit wahr, die Bekanntschaft eines Probstes zu machen, den er jung und offen fand, unbefangen und unverfänglich wie einer der reich geboren ist, seinen katholischen National- und Familienschnitt, seine behagliche und verständige Mutter, seine Discurse zu bemerken, die nach Fulda, Würzburg, Bamberg, Mainz führten, deren Verfassung ganz andere Menschen bildet als die unsrigen. Wohin des Dichter-Geheimraths Füße nicht reichten, mußten Andrer kluge Augen ihn tragen, mußte ein Abbé Raynal, der voll angenehmer Anekdoten stak, die er mit dem französisch-philosophischen Weltgeiste untereinander verband, der den Königen die Wahrheit sagte und den Frauen schmeichelte, der sich aus Paris verbannen ließ und sehr gut in jeden kleinen Hof zu schicken wußte, ihm viele Ideen complettiren, mußte ein Isenflamm, mit dem er brav politisirte, ihm Wien in- und auswendig schildern, Grimm, der ami des philosophes et des grands ihm wie einem Schwedenborg'schen Geiste ein groß Stück Land sichtbar machen, Edelsheim Staats- und Wirthschaftssachen im Gespräch ihm öffnen, wie auch helfen zur Charakteristik der Stände, auf die der Dichter so ausging. Dabei spannte er nicht minder auf das, was ohne geerbte Macht die Gewalt des Geistes ausbreitet und befestigt. Hell unterschied er die Voltaire'sche frivole Ueberlegenheit, diese Höhe des Geistes — nicht Hoheit — indem er sie einem Luftballon verglich, der sich durch eine eigene Luftart über Alles wegschwingt und da Flächen unter sich sieht, wo wir Berge sehen; und an Lavater, dessen Leben in der Häuslichkeit der Liebe, dessen Genuß im Wirken und unglaubliche Aufmerksamkeit, seine Freunde zu tragen, nähren, leiten, erfreuen, er im eignen Innern als eine moralische Cur fühlte, traf er doch scharf das feine und unauflösliche Band, das bei diesem Propheten den höchsten Menschenverstand mit dem crassesten Aberglauben zusammenknüpfte. Als Rousseau's Nachlaß ihm zur Hand gekommen war, sprach er in seiner Freude: „Wie wunderbar ist es und angenehm, die Seele eines Abgeschiedenen und seine innerlichsten Herzlichkeiten offen auf diesem oder jenem Tische liegen zu finden!" Aber in voller Gegenwart, indem er mit den Lebenden lebte, redete, sich erzählen ließ, gingen ihm viele Lichter auf, und indem er am Platze Alles anders erkannte, als wie es durch die Filtrirtrichter der Expedition hinausläuft, fand er so schön, daß Alles so anders ist, als sich's ein Mensch denken kann. An wie viele Schwellen führte ihn sein eigenthümlicher Dienst, und überall schöpfte er Charakterfiguren in Lebenszügen des Augenblicks, mit besonderer Laune die selbstsichern, die, in den hohen Gesellschaftsgraben durchgelebt, mit ihrer Würde eigene Verschrobenheiten zum besten gaben. Auf solche „Rattenmanöver," wie er's nannte, war er sehr präparirt, bemächtigte sich gleich einiger von diesen in- und

wenn sie nur einigermaaßen wohlhabend sind und der Druck nicht zu stark auf ihnen liegt. Endlich, welches Entzücken, welche Ehrfurcht, wenn ihm eine Individualität von hoher Reinheit entgegentrat. So bei jener Gräfin, deren Richtigkeit der Beurtheilung, unzerstörliches Leben, Güte ihm täglich neue Bewunderung und Freude machte. „Sie hat mir, rühmt er, manche neue Begriffe gegeben und die alten zusammengerückt. Wie oft hab' ich die Worte Welt, Große Welt, Welt haben u. s. w. hören müssen und habe mir nie was dabei denken können. Die meisten Menschen, die sich diese Eigenschaften anmaaßten, verfinsterten mir den Begriff. Dieses kleine Wesen hat mich erleuchtet, diese hat Welt, sie weiß die Welt zu behandeln (la manier), sie ist wie Queckſilber, das sich in einem Augenblicke tausendfach theilt und wieder in eine Kugel zusammenläuft. Sicher ihres Werths, ihres Rangs, handelt sie zugleich mit einer Delicateſſe und Aiſance, die man sehen muß, um sie zu denken. Sie scheint jedem das Seinige zu geben, wenn sie auch Nichts giebt; sie spendet nicht, wie ich Andre gesehn habe, nach Standesgebühr und Würden Jedem das eingesiegelte zugedachte Packetchen aus, sie lebt nur unter den Menschen hin und daraus entsteht eben die schöne Melodie, die sie spielt, daß sie nicht jeden Ton, sondern nur die ausgewählten berührt, sie tractirt's mit einer Leichtigkeit und anscheinenden Sorgloſigkeit, daß man sie für ein Kind halten sollte, das nur auf dem Klavier ohne die Noten zu sehn herumruſchelt und doch weiß sie immer was und wem sie spielt. Was in jeder Kunst das Genie ist, hat sie in der Kunst des Lebens. Tausend Andre kommen mir vor wie Leute, die das durch Fleiß ersetzen wollen, was ihnen die Natur versagt hat, noch Andre wie Liebhaber, die ihr Concertchen auswendig gelernt haben und es ängstlich produciren, noch Andre — — Sie kennt den größten Theil vom vornehmen, reichen, schönen, verständigen Europa theils durch sich, theils durch Andre, das Leben, Treiben, Verhältniß so vieler Menschen ist ihr gegenwärtig im höchsten Sinn des Worts. Es kleidet sie Alles, was sie sich von Jedem zueignet, und was sie Jedem giebt, thut ihm wohl. Ich trete geschwind auf alle Seiten, um mit todten Worten ein einziges lebendiges Bild zu beschreiben: das Beste bleibt immer zurück: ich habe noch drei Tage Zeit und Nichts zu thun, als sie anzusehn, in der Zeit will ich noch manchen Zug erobern. Nur noch einen, der wie eine Parabel den Anfang einer ungeheuern Bahn zeichnet." — So immer von Neuem schlägt die Flamme seiner Begeisterung auf, und sie ist dieselbe, und gleich groß, vor einem geringen Manne. „Ich habe noch eine köstliche Scene gehabt, die ich wünschte wiedergeben zu können. Ich ließ einen Buchbinder kommen, um mir das Buch Wilhelm's in meiner Gegenwart zu heften; er

erinnerte [illegible] ter der [illegible] ben. [illegible] weise sich [illegible] auszudrücken [illegible]

[illegible] rungen und [illegible] lehre, [illegible] periode [illegible] lier [illegible] und [illegible] mit [illegible] nen. [illegible]

[illegible] Verwandlungen der [illegible] Erfahrung, sondern schöpften ihre Vorstellungen daraus aus Lehrbüchern und Schriften, Metaphysiken und theoretischen [illegible]. Bei allen Unternehmungen selbständiger, ausführender Kräfte mußte nothwendig dieser Mangel der Anschauung, dieser ungleiche Fuß der Bildung sich in der Armuth an Stoffen, der Unfertigkeit der Formengebung, in den [illegible], die das Ideale und das Wirkliche auseinanderfallen ließen. Von Klopstock, der sein Selbstgefühl nur auf dem Boden der latei-

nischen Schule und des protestantischen Dogmatismus aufbaute, der zu keinem Amt, nicht einmal zu einer andern Geselligkeit sich verstehen konnte, als mit einem engen Kreise von Anhängern seiner Gefühls-, Gesinnungs- und Glaubenspostulate, konnte nicht ausgerüstet sein zu einer selbständigen Darstellung und lebensähnlichen Gestaltenbildung. Seine Ideale waren nicht mehr wirkliche und noch nicht wirkliche; sie erscheinen in seiner Dichtung bald als physiognomielose Schatten der Vergangenheit und bloße Namen, bald als Traumschimmer der Zukunft, als gefühlte Wesen ohne Körper und Ideen ohne Gegenwart, wenn doch Gegenwart und Welt in Orakelsprache verschwanden und Alles hinüberbezogen ward auf ein Jenseits unendlicher Hoffnungen und unvollziehbarer Vorstellungen. Wieland's Gestalten schienen wirklicher, wenigstens suchte er sie nicht aus solchen sublimirten Stoffen, mehr aus Erdenthon zu nehmen und ließ sich keine Mühe dauern, sie in's Kleine auszuführen. Aber wie viel er sich auch aus klassischer und romanischer, französischer und englischer Literatur zusammenborgte, um die Situationen und die Figuren seiner Märchen und philosophischen Romane mit gewähltem Costüm und elegantem Beiwerk auszustatten und aus allen Farbentöpfchen gelehrter und freiweltlicher Phraseologie ihre Reize zu erhöhen: eine wahre Objectivität der Gestalten und Gruppen, ein volles Leben der Ideale kam nicht hervor, sondern ein klassenhafter Maskencharakter hing von ihrem griechischen oder orientalischen Namen und Rang, ihren romantischen und satirischen Vorbildern ihnen an, und aus der nur schematischen Bedeutung, über die sie trotz aller Tropen der Darstellung sich nicht genug heben wollten, sie zu momentaner Lebensähnlichkeit zu bringen, mußte sich der Poet zum öftern der Zumischungen lasciven Kitzels, breitspuriger Plattheit, cynischer Nacktheit bedienen. Daß diese Dichtung vom Concreten abstand, bekannte sie durch ihre Wahl vorzeitlich präparirter oder phantastischer Fabelbezirke, und ihr wiederholtester Inhalt lief darauf hinaus, daß das Vollkommene nur unwirklich, das Wirkliche nur unvollkommen sei. Wieland war auf ein Gelehrtenleben in schönen Wissenschaften bereits völlig eingelassen, als er in jungen Jahren durch die praktischen Verhältnisse von Amt und Gesellschaft sich drückte, die ihn ernüchterten und seine Aufklärung förderten. Da er von nun an sich wesentlich auf den mäßigen Genuß eines bescheidenen Privatlebens mit unausgesetzter Schriftstellerei beschränkte, so war es natürlich, daß er nur die mittelbare Weltbetrachtung eines Abgezogenen mit ausgelassenem Erinnern von Schwärmerei und Ernüchterung wiederholen konnte. Stärker auf Selbsterfahrung in der äußern Welt gerichtet, hatte sich Lessing vielseitiger mit Niedern und Hohen, Vielen und Wenigen berührt und umfassenden praktischen Geschäften Aufmerksamkeit und Mit-

gefühl gewidmet. Indeß zu einer angestellten, fortschreitend praktischen Wirksamkeit gewann er theils nicht die Neigung, theils boten ihm Vaterland und Zeitalter keine seiner Tüchtigkeit völlig entsprechende. Sein äußeres Leben sah daher einem abenteuernden Umtreiben ähnlich, sein spätes Amt war nur das eines Bücherverwalters, — wie er von Haus aus und in vielen Erstreckungen ein Gelehrter und Schriftsteller auf seine Hand war. Mehr Zuschauer als Genießer, mehr Kenner als Besitzer, mehr Kritiker als Schöpfer warb Lessing um Freiheit durch Verstand und Rechtschaffenheit, und lebte im selbstthätigen Suchen der Wahrheit. Von dieser Bildungsart und auf diesen Zweck ging sein Dichten aus und zurück. Er brachte es darin auf ungleich mehr Wirklichkeit als Klopstock, reicher und schärfer bestimmte Welt als Wieland: aber dem gelehrten und lehrhaften Grundelement, dem herrschenden Proceß und Reiz der Verstandesdialektik hielt nicht genug eine unwillkürliche, passive, aus Genuß und Leiden nachklingende Realität die Wage, um nicht die objective Wahrheit seiner Figuren immer noch etwas von ihren didaktischen und moralisirenden Spitzen und Kanten überschneiden zu lassen. Ja', Lessing hielt diesen Schnitt, der das Leben der Anschauung in das Abstracte abkältet, für das Nöthige und Richtige der Dichtung, und es war ebendies, was er an Goethe's Werther vermißte, wenn er dessen consequente Erschöpfung nicht gelten lassen, sondern durch eine derb rückschlagende Belehrung umgeknickt sehen wollte. Auch hierin lag noch immer die Meinung, daß Geist und Wirklichkeit schließlich unvereinbar seien und das Schöne in bleibender Kluft zwischen dem Seienden und dem Seinsollenden stehe.

Es war erst Goethe, in dessen Dichtung das Ideale ganz wirklich, das Wirkliche selbst ideal, das Schöne frei wurde. Wie ohne Vergleich mehr Phasen des Menschlichen und mannichfaltigere Individualbildungen er in seinen lyrisch-epischen und elegisch-epischen Gedichten, seinen Dramen und Erzählungen entwickelte als die bisherigen Dichter, zugleich von einer totalen Bestimmtheit, leichtgerundeten Zeichnung und Lichthöhe, wie sie keiner von ihnen erreicht, das stand eben so vielfältig damit in Zusammenhang, daß ihm seine Stellung und Amtsführung die mitlebende Menschheit vollständiger und einlässiger als jenen zur Anschauung gebracht hatte und seine Fassung der Formen und Grenzen des Menschlichen eine reiner nothwendige, der Einbildung und Empfindung aus dem Leben selbst eingedrückte war. Freilich konnte ihm dieser größere Reichthum von Bekanntschaften und Erfahrungen zu so ganzer Poesie nur gedeihen, weil er diesen Vorrath und Bildungswahlplatz, den das Hof- und Staatsleben ihm gewährte, von Anfang aus jenem Princip des reinen Dichterberufes annahm und angriff, jenem Anspruche seiner Genialität, daß das Voll-

kommene wirklich, daß der Werth und Sinn des Lebens im Daſein zu finden, die vorhandene Welt das Daſein ſeines Geiſtes ſei. Entſprang die bisherige Poeſie und das Unvollkommene ihrer Darſtellungsarten aus der Grundvorausſetzung, das Ideale — deſſen Verknüpfung mit dem Wirklichen eben Poeſie iſt — müſſe vom Wirklichen als ein myſtiſches oder moraliſches, ein ſchwärmeriſches oder doctrinales Jenſeits abſtehen, ſo kam die lautere und volle Poeſie durch Goethe nur dadurch zum Leben, daß er von ſich die Anerkennung der Wirklichkeit als des wahren Idealen, die Hingabe ſeines ganzen Menſchen an die Gegenwart von ſich forderte. Wie er zur ſeelenvollen Befriedigung in der Anſchauung der natürlichen Schöpfung dadurch ſich hob und ausbreitete, daß er am baarwirklichen Grunde ſeiner Exiſtenz, an Stein und Boden der Heimath, in Structur und Formen der mitlebenden Geſchöpfe ſeinen Sinn und Verſtand bethätigte, in Auf- und Niederfahrten und im Witterungswechſel ſeinen Körper und Willen die Arbeiten der Natur und Athemzüge der Landſchaft bewußt mitfühlen machte: ſo ſah Goethe auch den Kreis von Menſchen, mit dem er zuſammengeführt war, in dem Leben und Streben miteinander und durcheinander, wie er ſie vorfand, durchaus als die Bühne ſeiner Sinne und Gemüthskräfte, die Totalhälfte ſeiner Ideale, als die Welt an, die er mit ſich, mit der er ſich zur Schönheit zu entwickeln habe. Die hohe Unbefangenheit, die ihn nichts, was vorhanden war, verachten, nichts, was mitging, unterſchätzen, Jedem, wie er wirkte, gerecht werden ließ, gab ſeinen Begriffen eine Eingänglichkeit in's Zufällige und Momentane, ſeinen Bemerkungen des Beſondern und Einzelnen eine Innigkeit und Größe, daß er viel tiefer als andere Dichter ſeine Gedanken in ſpecifiſche Wirklichkeit leiten, viel mehr Leben ſeinen Figuren einhauchen konnte und den Menſchenzirkel ſeiner Gegenwart ſelbſt, die kleine Weimariſche Welt, wie ſie war, in's volle Licht der Schönheit erhob. So wahrhaft und rührend hat kein Pindar ſeinen Helden verewigt, als das Gedicht auf Miebing's Tod den armen Hofebeniſten und die edelreizende Corona. So unumwunden nahegehend in der Schilderung, und ſo aus wirklichen Anſchauungen zur leuchtenden Erhebung aufgerichtet iſt kein Hofpoeten-Carmen, wie Goethe's rückwärts und vorwärts blickendes Geburtstagsgedicht aus Ilmenau. In beiden wird das beſtimmt Bedingte der Charaktere und Zuſtände, das Unzulängliche, Gebrechliche, Bedenkliche dermaaßen mithereingenommen in's Gemälde, daß es die Annäherung, die Illuſion, die Empfindung der Wahrheit vollendet, und ebendarum den durchwaltenden Gehalt hoher Begeiſterung zum erſcheinenden fühlbaren Vorgang verwirklicht.

Dieſe Weiſe, die Tugend nicht aus Predigten, ſondern aus ſinnvoller

Hingebung an den Nächsten, die Natur nicht aus Compendien, sondern mittelst Durchwandern, Genießen, Aushalten der wirklichen, die Menschen nicht aus Psychologien, sondern im Leben mit ihnen kennen zu lernen, formte Goethe's Geist und Sprache. So erwarb er die concrete Stärke der Vorstellung und Elasticität des Ausdrucks, die uns im Egmont Straßenvolk und Cabinet der Regentin, Bürgerthum und spanische Politik, den eisenkalten und staatsehrgeizigen Soldaten mit den abhängigen Glückswerbern, den klugen, festen Standesherrn und den geborenen Ritter mit den individuellsten Zügen durch die Seele führt, in Iphigenie die Bedingnisse einer fremden, vorzeitlich wilden Welt als rein verständliche, unserer Sittlichkeit wesengleiche Aufgaben auseinanderlegt und sie aus der tiefen Einheit der Seele mit sich, der Einheit ihrer Wahrhaftigkeit und Liebe mit der dunkeln Schicksalsführung zur klarsten Befriedigung uns löst. Und im Fragmente Faust — welche Realität des Abstractesten, welche Nähe der Abgründe des Gemüths und Schwindelhöhen des Geistes in den concreten Schulmauern, Zwingergärten und Kellerlöchern, Kirchengewölben und Kerkerhöhlen deutscher Volkszucht!

Was wir hier an der Dichtweise Goethe's betonen und durch die vitale Seite seines Hof- und Amtsverkehrs vermittelt erkennen, diese Vorstellung des Lebens wie es ist und tiefgehende Reproduction des Wirklichen war bereits in der Bewegung strebsamer Geister, womit er als Jüngling hergekommen, als ein allgemeineres Symptom bemerkbar. Müde der ausgetretenen papierenen Geleise traditioneller Poesieformen, suchten junge Talente auf dem Boden heimischer Zustände, im Volksleben von Stadt und Land, seiner dunstigern Atmosphäre, seinen empfindlichern Engen, derben Triebkräften, drastischer Sprache eine größere Wärme der Darstellung. Am tüchtigsten erschien Müller in seinen pfälzischen Idyllen. Starken Realismus in Sittenschilderung, Pathologie, mimischer Diction entwickelten Wagner und Lenz. Ueberhaupt zeigte sich auf sehr verschiedenartige Weise ein Trachten nach Wirkung durch das ungeschminkt Wahre, unpolirt Kräftige, das Incorrecte, Idiotistische, Populäre — anders in Weckherrlin's Versetzung des Idyllischen mit Travestie und Satire, anders im Wandsbecker Boten, dessen Gemüthlichkeit mit Vorsatz lallte, murmelte und stammelte, oder im Bänkelsängerton der Hainbündner-Balladen, und anders in den humoristischen Parodien und bürgerlich-pathetischen Dramen jener rheinischen Goethe-Genossen. Indeß eine Vollendung in's Große erreichte keine dieser Manieren und Studien. Müller's Idyllen, am meisten einig in Stoff und Form, Kern und Ausführung, waren ihrer Natur nach eine enge Gattung, und was er in höheren Aufgaben von grö-

ßerem Gehalt unternahm, blieb mehr oder weniger skizzenhaft. Der Geist des Wandsbecker's reichte an sich nicht hinaus über eine so beschränkte Treuherzigkeit und Häuslichkeit, als eben seine kurzathmige, halbstumme Gestensprache auszudrücken vermochte. Der Volks- und Heimathton der Göttinger Schule fand seine Läuterung und Höhe in einigen guten Liedern und Balladen. Wagner endigte früh; und Lenz mit seiner an Motiven, Situationen, Mitteln reichereren Productivität gedieh nicht zur Meisterschaft. Von zeitsittlichen Lagen und Collisionen gab er Scenen, die, mit sympathetischer Energie der Empfindung und Sinnlichkeit bewegt, immer doch im Anwachsen keine wahre Verknüpfung mit seinen persönlichen Idealforderungen und Gemüthsansprüchen zuließen, so daß sie entweder mit Dissonanzen abbrachen oder mit einer barocken, unreinen Versöhnung, einer albern prätentiösen Idealität schlossen. Bei keinem dieser Dichter gewann die Betheiligung an der Heimath und wirklichen Welt die großsinnige Anschauung, die Durchbildung zur milden Einheit mit einem freien Selbstgefühl, die ein praktischer Umgang mit der höher gestellten Gesellschaft dem selbständig Gearteten zu erwerben geeignet ist. Weckherrlin trieb sich in den Kreisen des Vaterlandes als Pasquillant und unsteter Publicist herum. Claudius, mit einem praktischen Rang auf das Wohlmeinendste betraut, zog sich eilig wieder nach seinem Bauerhüttchen zurück. Müllern führte sein Malerberuf aus der Heimath hinweg in die römische Kunstwelt. Bürger's Leben in Amt und Haus gerieth in Zerfall, und seine Verhältnisse zur Gesellschaft blieben schwankend und dürftig. Lenz gab seinen Wünschen, in die praktische und vornehme Welt sich einzuflechten, einen so phantastischen Zuschnitt und so unzweckmäßige Anläufe, daß sie die Geisteskrankheit schon enthielten, die ihn zu keinerlei Selbständigkeit in der Gesellschaft gelangen ließ. Diese Poeten, die aus dem Volksleben in's Volksleben darstellen und eine energische Sprache reden wollten, hatten in den abhängigern Schichten mitgelebt, den Bürger, Bauer, Beamten, den Studenten und Lehrer, Landedelmann und Officier kannten sie aus offenem Gegenüber, den freiergestellten und höhergeltenden Theil der Gesellschaft sahen sie nur in oberflächlicher Nähe, in wenig empfundener Gegenseitigkeit und beurtheilten ihn nach Tradition oder Theorie. Die vornehmere Welt konnten sie also nicht, wie jene, aus Selbsterfahrung wiedergeben, und wo ihre Poesie auf edelgebildete Persönlichkeiten oder heroische Scenen kam, schöpften sie Zeichnung und Sprache nicht wie dort aus dem Leben, sondern aus poetischen Mustern oder Träumen ihrer Einbildung. Das herzhafte Impasto, das dort dem Realismus entfloß, fiel hier studentisch aus. Die volksmäßige Mimik in Puppenspiel, Fastnachtschwank, Parodie hatte der junge Goethe virtuos gehandhabt, populäre Drastrik der

[illegible] und eben so sittenmale-
[illegible] Aber bei diesen letzteren mit
[illegible] Dichtungen ließen Theilausfüh-
[illegible] Ausfüllung noch manchmal die natürliche Gemessen-
heit und ungesuchte Leichtigkeit des Meisters vermissen. Den Dialog der
[illegible] und Claudine, den er mit Tinten der bürgerlichen und
[illegible] Unterhaltung belebt hatte, fand er hernach unerträglich platt
und in seinem ersten Entwurfe des Egmont „das allzu Aufgeknöpfte, Stu-
[illegible] der Manier im Widerspruch mit der Würde des Gegenstan-
[illegible] Daß er von dieser Manier und jenen idiotistischen Auslassungen
[illegible] Dichtungen überarbeitend befreien, daß er den Most [illegible]
[illegible] Sprache zu einem so viel reineren, steteren, stärkeren
[illegible] als jene Volksdichter abklären konnte, dazu er-
[illegible] Bildung in seiner praktischen
[illegible] mit den Ständen, die den Gipfel
[illegible] darstellen sollen und wollen.
[illegible] zu werden, bedurfte der be-
[illegible] des Lebens Herr zu wer-
[illegible] Erprobung an sich, daß
[illegible] unmaßliche und ohne ver-
[illegible] Welt sehen, ihrer Le-
[illegible] mit ihnen fertig werden
[illegible] Gewandtheit der For-
[illegible] Bedeutenden
[illegible] sondern männ-
[illegible] Geringschätzigkeit,
[illegible] in Weimar
[illegible] Dorfte aus-
[illegible] die
[illegible] Gewissermaaßen
[illegible] gedachten,
[illegible] dem gan-
[illegible] die
[illegible]

dem Elend der Reichen und ihrer Unbehülflichkeit, von der Schwierigkeit, irdische Maschinen in Gang zu setzen, von Zeitverderb, Flitter, Lustbarkeiten, die inneres Weh übertäuben sollen. Das faßt man aber sehr mißverständlich zu der Vorstellung zusammen, die Betheiligung am vornehmen Leben habe durch Ausschweifungen und Zerstreuungen, Eitelkeiten und Kraftvergeudung den Dichter nur aufgehalten und in Nachtheil gesetzt. Sie war für ihn die Formenschule aus jugendlichen Manieren in männliche, aus bürgerlichem Humor in Weltmanns Herrlichkeit, aus studentischem Ausdruck in plastischen. Seine Selbstgeständnisse bezeichnen auch diesen Weg sehr deutlich. Die große Offensinnigkeit, die Goethe von Natur mitbrachte, wenn sie ihm von einer Seite Auffassung und Benehmen erleichterte, hinderte auch von der andern seine Nüchternheit und Angemessenheit im Verstehen und Betragen. Nach fünfjähriger naher Bekanntschaft sagte Knebel von Goethe, er sei ihm ein Erstaunen, auch selbst von Güte, obwohl nicht allezeit liebenswürdig. So biegsam als Einer, habe er noch etwas Eitelkeit, seine Schwächen nicht zu zeigen; da lasse er Lücken, oder stelle einen Stein davor, oder schlage, wenn er sie sehen lasse, mit Fäusten zu, daß man sie ihm nicht berühre. Goethe selbst, von der geliebtesten Freundin in den ersten Weimarischen Jahren öfter Bär gescholten, beklagt um dieselbe Zeit mit jenen Aeußerungen Knebel's, daß ihm begegnen könne, „sein Liebstes zu beleidigen, da er bei seinen tausend Gedanken wieder zum Kinde herabgesetzt, unbekannt mit dem Augenblick, dunkel über sich selbst sei, indem er die Zustände des andern wie mit einem hellfressenden Feuer verzehre." — Bei der ersten Zusammenkunft mit dem ami des philosophes et des grands fühlte Goethe sich „stumpf und zugeschlossen," während er von der vier Jahre späteren schreibt, „sie habe ihm die Vortheile gebracht, die er vorausgesehn, keiner sei ausgeblieben." Jenes erste Mal „fühlte er so innig, daß, alles andere bei Seite, er dem Manne nichts zu sagen habe, der von Petersburg nach Paris geht;" jetzt „ist es ihm viel werth, auch ihn zu kennen und richtig und billig zu beurtheilen." Das macht, er war inzwischen in der Umgangsbildung fortgeschritten, da er auch auf diese sich immer wieder prüfte. Seine Neulings-Verstöße, „Krikeleien," wie er's nannte, sah Niemand schärfer als er selbst. „Allerlei Krikeleien (Disappointments) — schrieb er im Herbst 1778 — hab' ich wieder gehabt; da ich die schöne Hoffnung auf mein dreißigstes Jahr habe, weil ich im neunundzwanzigsten noch so ein Kind bin. Oft schüttl' ich den Kopf und häute mich wieder, und endlich komm' ich mir vor wie jenes Ferkel, dem der Franzos die knupperig gebratene Haut abgefressen hatte und es wieder in die Küche schickte, um die zweite anbraten zu lassen." Im Frühjahr 1780 aus dem Umtrei-

ben an süddeutschen und rheinischen Höfen: „Der Herzog ist munter und erkennt sich nach und nach im alten Elemente wieder — von mir kann ich das nicht rühmen, ich stehe von der ganzen Nation ein für allemal ab und alle Gemeinschaft, die man erzwingen will, macht' was halbes; indeß führ' ich mich so leidlich auf als möglich." Im Herbst dieses Jahres aus Meiningen: „Wir wären sehr undankbar, wenn wir uns hier nicht gefallen sollten; man ist im möglichsten verbindlich. — Die ersten Paar Tage sind mir sauer geworden, weil ich weder Leichtigkeit habe, noch Offenheit, mit den Menschen sogleich zu leben, jetzt aber geht's besser. Es ist mir auch ein Unglück, ich habe gar keine Sprache für die Menschen, wenn ich nicht eine Weile mit ihnen bin." Im nächsten Frühling, wo er sich über Welt, Große Welt, Welt haben von jener seltenen Gräfin erleuchtet bekannte, sagte eben diese über ihn, der ihn liebenden Freundin in's Ohr: Pour celui- la on vous le pardonne. Im Herbst schreibt er aus Gotha: „Es geht mir wohl und ich lerne endlich die Welt gebrauchen. Meine ehemaligen Geschichten hier sind mir so lebhaft mit ihren Effecten; denn es sind dieselben Menschen, der gleiche Ort und die gleichen Verhältnisse. O was für Häute muß man abstreifen, wie wohl ist mir's, daß sie nach und nach weiter werden; doch fühl' ich, daß ich noch in manchen stecke." Im März des nächsten Jahres: „Wie die Muscheln schwimmen, wenn sie ihren Körper aus der Schale entfalten, so lern' ich leben, indem ich das in mir Verschlossene sachte auseinanderlege. Ich versuche Alles, was wir zuletzt über Betragen, Lebensart, Anstand und Vornehmigkeit abgehandelt haben, lasse mich gehen und bin mir immer bewußt, und ich kann versichern, daß Alle, die ich beobachte, weit mehr ihre eigne Rolle spielen, als ich die meine. Wie angenehm wird mir dies Spiel, da ich keine Absichten habe." — Dann im Mai auf der diplomatischen Rundreise an allen thüringischen Höfen: „Ich verlange nicht mehr von den Menschen, als sie geben können, und ich dringe ihnen wenigstens nicht mehr auf, als sie haben wollen, wenn ich ihnen gleich nicht Alles geben kann, was sie so gerne möchten. Man hat mich auf das allerartigste behandelt, ich trete demohngeachtet sehr leise auf und nehme nichts an, als was sie mir jedes einzeln und alle zusammen gewiß nicht zurücknehmen." — Gegen Ende desselben Jahres aus der Mitte der Leipziger Gesellschaft: „Was sich der Mensch kümmerlich durch Stufen hinaufarbeiten muß! Ich dachte gestern, warum hast du nun die Menschen vor fünfzehn Jahren nicht auch so gesehn, wie du sie jetzt siehst und es ist doch nichts natürlicher, als daß sie sind, was sie sind. — Von dem allgemeinen Betragen gegen mich kann ich sehr zufrieden sein, dagegen bin ich auch freundlich, aufmerksam, gesprächig und zuvorkommend gegen Jeden."

— Ferner im September 1783, nach guter Aufnahme am Hofe zu Cassel und bei den Gelehrten daselbst und in Göttingen: „Den gleichgültigen Menschen begegne ich nach der Welt Sitte, den guten begegne ich offen und freundlich und sie behandeln mich dagegen, als wenn mich der Verstand mit der Redlichkeit erzeugt hätte und diese Abkunft etwas Weltbekanntes wäre." Damals war der Dichter schon ein Jahr her geadelt, wo er beim Empfange des Diploms bekannt hatte, „so wunderbar gebaut zu sein, daß er sich gar nichts dabei denken könne." Desto mehr pflegt über solche Neugewappnete der Salon mit Vorurtheil zu denken; aber von Goethe gestand, nach wiederholter Beobachtung, eine feine Dame der Nachbarschaft, qu'elle l'avoit trouvé entièrement changé; qu'il n'étoit pas seulement présentable partout, mais même aimable. So hatte er denn auch diese Probe bestanden; und diese äußerliche persönliche Formbildung wirkte natürlich auf die lautere Umsicht seiner Menschenauffassung und Ruhe seiner Darstellung zurück. Das ist ja der Vorzug dieser Bildungsform, daß, wer sie hat, das eigene für Andere Bedeutende oder Genießbare ungezwungen und unaufdringlich anzubringen und es ohne den Affect des jungen Idealisten, ohne handwerkermäßige Plumpheit und ohne den Kathederton des Gelehrten auszudrücken vermag. Was unterscheidet den wahrhaft vornehmen Weltmann zur Sicherheit und Feinheit seines Benehmens, als daß vermöge der Weite seines Gesichtskreises und Mehrseitigkeit seiner Erfahrung er der einzelnen Persönlichkeit oder Sache gegenüber die Art oder den Grad ihrer Bedeutung innerhalb des ganzen Systems der wirklichen Gesellschaft und Cultur sieht und fühlt, daher vom gegenwärtigen Besondern nicht leicht befremdet und hingerissen, es aufzunehmen nach seinem wohlgemessenen Werth oder abzulehnen, anzuziehen oder zu erledigen den Gleichmuth und die Gewandtheit hat. Wer aber in solchem Sinne, bei Empfindung und Behandlung des Einzelnen, der Welt und seiner selbst bewußt zu bleiben lernt und demgemäß für seine Aeußerungsweisen eine umfassende und verfeinerte Synonymik gewinnt, erwirbt damit für productive Anschauung und Sprache diejenige Haltung, die eben auch das Gleichgewicht des episch-plastischen Stils und seine anmuthende Objectivität machen. Es läßt sich dergestalt völlig einsehen, daß die gesellige Anbildung an vornehmen Anstand, Weltsinn und Ton, die Goethe sich zuzumuthen durch seine praktische Stellung genöthigt und begünstigt war, der Lebendigkeit seiner poetischen Darstellung zur Erhebung in Reinheit und Größe geholfen hat. Das einzeln Wirkliche mit seiner Schwere, Schärfe, Trübe oder Gluth, es hemmt in jenem „Mieding," jenem „Ilmenau" nicht den Schwung des Ganzen, weil in seiner Ausführung sicheres Verhältnißmaaß und heller Bezug es in die Bewegung eines größeren Sinnes heben, der

an ihm nicht ſtecken und kleben bleibt. Dies iſt zum Unterſchied von Maler Müller's im Contour verweilendem Fauſt, von Claudius' häufigem Athemſchöpfen und Kopfſchütteln, von Bürger's burſchikoſem Behagen am Lärmenden, Polternden, Grellen das Vornehme des Goethe'ſchen Stils, das zugleich die Welt objectiver giebt. Verräth bei Wagner und Lenz die Ausführlichkeit im lebhaften Drolligen und bänglich Trüben oder Quälenden eine ſubjective Schwäche, die dem Stoffe nachhängt, im ſüßen und im bittern Reize ſelbſtbefangen wühlt, ſo iſt bei Goethe die Lebenswahrheit der Volkscharakteriſtik im Egmont in allen Bedingtheiten ſo rein plaſtiſch, daß ſie zu dem herrſchenden bewußtheroiſchen Geiſte der Handlung in objective Einheit tritt und mit den Localtönen der politiſchen und edeln Geſtalten in eine Harmonie verſchmilzt. Iſt niemals die Naivetät und Befangenheit kleinbürgerlichen Lebens ſo mächtig mit Naturgröße, Seelenſchönheit, tiefmenſchlichem Gehalt vereint worden, als in Goethe's Gretchen: ſo hat von den andern Dichtern, welchen das Populäre und Naive in mancher, wenn auch nicht ſo großer Form ebenfalls gelang, dennoch keiner zugleich die feinen und zarten Charakterformen freigebildeter und ſittlichedler Weſen ſo reizend wahr und ſo rührend wahr ausgezeichnet, wie der Dichter des Taſſo in den beiden Eleonoren.

Von Seiten der Horizont-Erweiterung und der vermehrten Lebensanſichten, ſo wie der Gelegenheit zur perſönlichen Weltbildung, die ſie ihm verſchaffte, ſieht man aus Goethe's Beamtenrolle faſt geradezu die Vortheile für den Dichter fließen. Faßt man aber dieſe amtliche Thätigkeit an ſich, in ihrer eigentlichen Form, innerlich als Pflicht, äußerlich als zweckdienliches Geſchäft, ſo ſteht ſie freilich in einem nothwendigen Widerſpruch mit freier poetiſcher Entfaltung. Wenn dieſe ſich in der Anſchauung und ihrer perſönlichen Entäußerung behagt und befriedigt, verlangt die Pflicht ein unbefriedigtes, auf ein übergreifendes Sollen hingenöthigtes Selbſtgefühl und das Geſchäft ein Anbinden am Unvollkommenen, um es in geregelter Behandlung zum Nützlichen und Rechten, Geſetzlichen und Guten zu wandeln. Da ſolch' ein ſtets getheiltes Verhalten und Arbeiten ganz andere Stellungen nach innen und außen erfordert, als des Dichters angeborene und gewohnte waren, nannte Goethe ſelbſt im Rückblick dies praktiſche Unternehmen ein Verhältniß, dem er von keiner Seite gewachſen geweſen. Er konnte ſich dazu nicht einrichten ohne Abbruch an ſeinen Lieblingsneigungen und bisherigen Lebensgenüſſen; wie er auch dies, bei'm Ablaufe ſeines zweiten Jahres in Weimar, ſelbſt ausgeſprochen hat: „Geſtern fand ich, daß das Schickſal, da es mich hierher pflanzte, vollkommen gemacht hat, wie man's den Linden thut, man ſchneidet ihnen den Gipfel

weg und alle schöne Aeste, daß sie neuen Trieb kriegen; sonst sterben sie von oben herein. Freilich stehen sie die ersten Jahre wie Stangen da." Nur allmählich konnte er sich einschulen in die neue Sphäre und die praktischen Zwecke; wie er nach weiteren zwei Jahren aus der Mitte der Inspectionsreise schreibt: „Heute in dem Wesen und Treiben verglich ich mich einem Vogel, der sich aus einem guten Endzweck in's Wasser gestürzt hat, und dem, da er am Ersaufen ist, die Götter seine Flügel in Floßfedern nach und nach verwandeln. Die Fische, die sich um ihn bemühen, begreifen nicht, warum es ihm in ihrem Elemente nicht sogleich wohl wird." Und doch mußte dies Einrudern in's Dienstgeleis durch das innerlich fortquellende Talent noch manchmal beeinträchtigt werden. So sagt er eben damals: „In meinem Kopf ist's wie in einer Mühle mit viel Gängen, wo zugleich geschroten, gemahlen, gewalkt und Oel gestoßen wird. O thou, sweet poetry, ruf' ich manchmal und preise den Marc Antonin glücklich, wie er auch selbst den Göttern dafür dankt, daß er sich in die Dichtkunst und Beredtsamkeit nicht eingelassen. Ich entziehe diesen Springwerken und Caskaden so viel möglich die Wasser und schlage sie auf Mühlen und in die Wässerungen, aber eh' ich's mich versehe, zieht ein böser Genius den Zapfen und Alles springt und sprudelt. Und wenn ich denke, ich sitze auf meinem Klepper und reite meine pflichtmäßige Station ab, auf einmal kriegt die Mähre unter mir eine herrliche Gestalt, unbezwingliche Lust und Flügel und geht mit mir davon. Und so bin ich Reisemarschall und Reisegeheimberath und schicke mich zum einen wie zum andern." Und wenn er sich nun doch dazu schickte, mußte hinwieder die freie Einbildung leiden. „Mein Tasso, sagt er ein Vierteljahr später, dauert mich selbst; er liegt auf dem Pult und sieht mich so freundlich an, aber wie will ich zureichen. Ich muß auch allen meinen Weizen unter das Commißbrot (seiner Militärcommission) backen." Einen Monat später: „Staatssachen sollte der Mensch, der darin versetzt ist, sich ganz widmen und ich möchte doch so viel Anderes auch nicht fallen lassen." Und wieder, als er nach ferneren zwei Jahren die ersten Bücher seines Wilhelm Meister an Knebel geschickt: „Was du daran lobst, habe ich wenigstens zu erreichen gesucht, bin aber leider weit hinter meiner Idee zurückgeblieben. Ich selbst habe auch keinen Genuß davon; diese Schrift ist weder in ruhigen Stimmungen geschrieben, noch habe ich nachher wieder einen Augenblick gefunden, sie im Ganzen zu übersehen." — Wohl blieb also der Dichter sich dieses Gegensatzes bewußt, welcher ihn, wie er nicht verhehlte, manche Fehler des Unbegriffs und der Uebereilung begehen, viele Prüfungen erleiden ließ. Aber eben durch diese „Fehler lernte er — nach demselben Geständniß — sich und Andere kennen, und war dieser Prüfungen, die so vielen hundert Menschen nicht

[illegible] Es kam [illegible] daß er [illegible] zu hal- [illegible] Unabhängigkeit [illegible] Dichter [illegible]

[illegible] angenom- men [illegible] Der [illegible] in dieser [illegible] war, [illegible] einnehmen- [illegible] seinen [illegible] für einen [illegible] Geschäftsmann. [illegible] die Diener [illegible] Grundlage [illegible] und [illegible] einander [illegible] und [illegible] zu [illegible] als treues [illegible] seines [illegible], auch treues [illegible] in seinem Dichterberuf. Dies liegt [illegible] in den [illegible] Hans Sachs, im Stil eines deutschen Holzschnittes, nichts Anderes ist als das Programm seines eigenen Treibens in dieser Richtung auf tüchtigen und innigen Lebensgenuß Anderer durch sein Talent und seinen Fleiß; da die heroische Entschließung, durch Mitmachen das Unbändige des Herzogs zum Edel-

schönen zu leiten, so nervige Gedichte, wie Eislebenslied, Seefahrt, erzeugt hat; da, zu schweigen von Schwänken und Balletten, die mit dem Augenblick verrauschten, der Prolog des Askalaphus in den „Empfindsamen," die Vögel, das Neueste von Plundersweilern so echte Humordichtungen, Jery und Bätely und die Fischerin heiter idyllische Parktheaterspiele, Epiphanias, die Maskenzüge des Winters, der vier Weltalter, der weiblichen Tugenden, der Planeten erlesene Gelegenheitsgedichte bleiben. Die hingebend leitende, seelenärztliche Bestimmung dieses Aufwandes von geselliger Poesie macht das interessante Moment in den Geschwistern und in Lila und fand ihren klarsten, vollendetsten Ausdruck in Iphigenie. Wie er von diesem sympathetischen Dichten und Trachten den Selbstgenuß seiner Poesie hatte, spricht hell jovialisch aus dem „Rattenfänger," mit tief reflectirter Klarheit aus dem „Sänger." Den leidenschaftlichen Rückwirkungen auf ihn, die bei so lebhaftem Verflechten mit den Leiden, Neigungen, Reizen der Mitlebenden nicht zu vermeiden waren, verdanken wir „Jägers Nachtlied, Wanderers Nachtlied, an den Mond, den Fischer, die Nachtgedanken, den Becher, an Lida," diese Perlen deutscher Lyrik. — Indem so Goethe zu Anfang seine ganze Persönlichkeit in sein Amt warf, übte er wirklich in diesen gegebenen Verhältnissen eine erweckende und erwärmende Macht und war, wozu er angestellt worden, in vieler Hinsicht der gute Genius des Herzogs und seiner Pflegbefohlenen. Von den ersten Springfluthen dieses neuen Lebens und ihren Pausen hie und da befremdet, gestand Wieland, daß Goethe, der „sich, seit seiner festen Anknüpfung, mit aller erdenklichen Sophrosyne betragen, Vielen nütze, Keinem schade, daß Niemand seiner Uneigennützigkeit widerstehen könne." Nach zwei Jahren rühmte er, „ihm und Allem, was nur an einem Faden mit ihm zusammenhänge, sei Goethe in gar mancherlei Stücken als größte Wohlthat geworden," nach weiteren zwei Jahren, „Goethe blase der Gesellschaft bald von unten hinauf, bald von oben herunter lebendigen Odem ein," und nach noch zwei weiteren, „er schicke sich überaus gut in das, was er vorzustellen habe und sei im eigentlichen Verstande l'honnête homme à la cour." Im fünften Jahr von Goethe's Amtsleben sagt Knebel zu Lavater: „Wenn Sie den Herzog lieb haben, so bedenken Sie, daß ihm Goethe zwei Drittel seiner Existenz gegeben." Und nach Ablauf der zehn Jahre, als Goethe in Italien ist, vernimmt Schiller von Herder, „Goethe sei mehr noch als Geschäftsmann, denn als Dichter zu bewundern, sein Verstand bei größter Herzensreinheit universal," und trifft in Weimar Viele, die Goethen mit einer Art von Anbetung nennen und mehr noch als Menschen denn als Schriftsteller lieben. Der geniale Fürstenrath hatte sich diese Aufmerksamkeit und diesen wohlthätigen Einfluß bewahrt, auch nach-

dem er seine aufgeschlossene, unumwundene Selbstmittheilung nicht [illegible] einklingend erwidert, den Zauber der Poesie zur praktischen Verbindung und Culturpflege nicht hinlänglich, die mitleidende Leitung zum erstrebten Ziel nicht ausreichend gefunden. Es ist daher von Belang und bleibt einem zweiten Artikel vorbehalten, dieser hingebenden Seite seines Wirkens, ihrer Wandlung und ihrer Ausdauer nachzugehen, die seinen Dichterkräften zur Nahrung und Bildung gerieth.

Der Feldzug 1862 in Nord-America.

II.

Wir stehen vor der großen Wendung des Kriegsgeschicks, die zu Ende Juni mit den Kämpfen am Chicahominy eintrat. Die Leser erinnern sich der Situation. Im Osten auf dem Hauptkriegsschauplatz stand Mac Clellan mit der Potomac-Armee in neun Divisionen 70 bis 90,000 Mann, vor Richmond. Seit Ende Mai hatte er keine Fortschritte gemacht, nicht [illegible] war ein erster großer Ausfall des Feindes bei [illegible] (31. Mai und 1. Juni) zurückgewiesen worden. [illegible] wer eigentlich hier Angreifer, wer [illegible] der südstaatlichen Armee, viel- [illegible] Divisionen Mac [illegible] Der General der Union [illegible] seines Angriffs auf Richmond nicht [illegible] Verfügbar waren [illegible] bei Washing- [illegible] und ein Theil von [illegible] in Washington [illegible] Fremont, Banks [illegible] aus dem [illegible] welche Banks [illegible] Allein [illegible] alle Kräfte auf den einen Angriff [illegible] Entscheidung allein in Mac Clellan's [illegible] wie es scheint, nur eine Anzahl [illegible] seine theilweise sehr geschwächten Divisionen [illegible] dagegen faßten Jefferson Davis und seine Ge-

nerale ihre Aufgabe. Jackson hatte, mit jenem Sieg bei Winchester, ebenso kühn als geschickt den Schrecken bis in die feindliche Hauptstadt getragen und damit den Motiven, welche dort ohnedem von einer Concentrirung aller Kraft unter Mac Clellan abhielten, ohne Zweifel bedeutenden Vorschub geleistet; jetzt, um die Mitte Juni, kehrte er mit 20,000 Mann, die an dem glücklichen Zuge geübt und gehoben waren, aus dem Shenandoahthal zurück, um in die entscheidende Action zur Befreiung der Hauptstadt einzutreten. Gleichzeitig wurden zum nämlichen Zweck aus dem fernen Westen, von Beauregard's Armee, bedeutende Verstärkungen herbeigezogen. Wir wissen, wie dieser in der Stellung von Korinth seinen Gegner Halleck seit der Schlacht von Pittsburg Landing (6. u. 7. April) sieben Wochen lang im Schach gehalten hatte. Mit gleichem Geschick räumte er nun seine Stellung, als es beschlossen war, daß er einen Theil seiner Armee nach dem Osten abgeben solle. Als Halleck am 1. Juni endlich auf die gefürchtete Stellung losrückte, war der Feind verschwunden, ohne daß der Unionsgeneral auch nur seine Spur gefunden hätte. So war die Union damals an den weiten Grenzen des Kriegsschauplatzes zwar überall im Vorschreiten: allein, wir wiederholen es, nur in Folge ihres natürlichen Uebergewichts an Machtmitteln, — der Sieg fehlte noch, der dieses Vorschreiten erst befestigt hätte. Bei New-Orleans und Memphis allerdings war er glänzend erfochten, doch das waren örtliche Erfolge, bedeutend in ihrem moralischen Eindruck und ihrer allgemeinen Wirkung auf die Entwickelung der Kriegskräfte, unbedeutend in ihrem Einfluß auf die große Entscheidung zwischen den Hauptheeren zu Lande. Nach dieser Entscheidung drängte damals Alles hin. In Richmond suchte man sie an der maaßgebenden Stelle, mit aller Kraft, die ein Kampf um das Dasein verleiht: in Washington ließ man sie an sich herankommen, ohne die Voraussicht, die Kraft und die Einheit des Willens, ihr zu begegnen. Hierin liegt die letzte und mächtigste Ursache der Ereignisse, die nun eintraten.

In noch höherem Grade, als in der ersten Hälfte des Feldzugs, versammelt sich in dieser zweiten gleich von Anfang alles Interesse auf den östlichen Kriegsschauplatz. Merkwürdig, daß von der Ahnung, wo Gefahr und Entscheidung zunächst lagen, in jener Zeit die öffentliche Stimmung und namentlich die beweglichen Kreise, in denen sich die Verhältnisse des Weltmarktes spiegeln, noch eher ergriffen schienen, als das Cabinet zu Washington. Wer die Zeitungen nachschlagen will, wird darin eine Depesche finden, wonach in Liverpool „per Persia" schon am 27. Juni die Nachricht angekommen war, Mac Clellan's rechter Flügel wäre abgeschnitten. Es war also gleichzeitig mit dem wirklichen Ereigniß das Gerücht davon in Europa; — man wird an das Dichterwort erinnert, daß

den großen Geschicken ihre Geister stets vorangehen; die Geister, ob sie auch zuerst über den Pamunkeymarsch dahin schritten, kündeten wirklich ein großes Verhängniß an. Mac Clellan allerdings mag seine Lage, unmittelbar ehe jenes ungünstige Geschick über ihn hereinbrach, erkannt haben. Beinahe vier Wochen hindurch, seit er jenen Ausfall bei Fair Oaks (1. Juni) zurückgewiesen, war er beschäftigt, sich in seiner Stellung auf beiden Ufern des Chickahominy zu befestigen und seine Basis am Pamunkey mit White House als Mittelpunkt einzurichten. Er hielt sich offenbar für zu schwach, den entscheidenden Angriff auf Richmond zu wagen, und hoffte noch, man werde von Washington aus ihm endlich alle in Nordvirginien verfügbaren Kräfte zur Durchführung seines Angriffs zur Verfügung stellen. Diese Hoffnung mußte er endlich aufgeben, da man von Fremont, Banks und Shields seit dem Treffen von Cross Keys (8. Juni) nichts mehr vernahm, und namentlich da Mac Dowell, der doch schon um die Mitte Mai Fredericksburg erreicht haben und von dort die Verbindung mit Mac Clellan's rechtem Flügel ohne Schwierigkeit herstellen konnte, sich nicht vom Flecke rührte. Jedenfalls kam der Befehl aus Washington, daß Mac Dowell die beiden Divisionen Mac Call und Shields an Mac Clellan abgeben solle, zu spät: die erstere traf noch kurz vor den entscheidenden Kämpfen, die andere unmittelbar danach ein; überdies war die Verstärkung viel zu gering. Das mußte Mac Clellan veranlassen, in Washington unter rückhaltloser Darlegung seiner Lage endlich eine Entscheidung zu verlangen. Die Regierung war nicht wenig darüber betroffen, der Präsident suchte sogar den alten General Scott in seiner Zurückgezogenheit auf, um sich bei ihm Raths zu erholen. Was Mac Clellan eigentlich in Vorschlag brachte, ist heute noch unklar; schwerlich jedoch hat er sich und Anderen damals schon eingestanden, daß die ganze Unternehmung verfehlt war: der Entschluß, einen Lieblingsplan zu rechter Zeit aufzugeben, setzt schon unter gewöhnlichen Verhältnissen einen hohen Grad von Scharfblick, Muth und Charakterstärke voraus; in einer Lage dagegen, wo der Ruhm, die Ehre, der Erfolg eines mit glänzender Verheißung begonnenen Feldzugs auf dem Spiele stand, hätte eine Größe dazu gehört, die wir dem Unionsfeldherrn doch nicht zutrauen können. Wahrscheinlich also hat er wirklich sich und Andern zunächst mit einer Verlegung des Angriffs vom Chickahominy nach dem James River getäuscht, die immer noch einem offen eingestandenen Rückzug gegenüber wie die muthigere That aussah, obwohl sie in Wahrheit die weit weniger muthige war. Die Regierung in Washington stimmte, so scheint es, dem Vorschlag zu, und in diesem Zusammenhang werden die Befehle erfolgt sein, die am Pamunkey bei White House aufgehäuften Vorräthe nach der

Halbinsel von Yorktown und dann den James River hinauf zu bringen. Die Ausführung begann am 24. Juni mit Hülfe von 50 Dampfern und gegen 700 Transportfahrzeugen. Gleichzeitig leitete Mac Clellan den Abzug aus seiner Stellung ein. Sie war im Wesentlichen noch dieselbe wie zu Ende Mai: vier oder fünf Divisionen als rechter Flügel (die Berichte geben Mac Call bald eine Division, bald eine Brigade) auf dem rechten, fünf auf dem linken Ufer des Chicahominy, mit nur zwei oder drei Verbindungsbrücken über den Fluß. Der Unionsgeneral ließ zunächst seinen linken Flügel vorrücken, der auch am 25. nach einem nicht eben hartnäckigen Gefecht seine Position etwas vorschob. Unter dem Schutz dieser Stellung sollte dann der rechte Flügel wahrscheinlich allmählich über den Fluß zurückgenommen werden. Die Bewegung war an sich richtig, — allein sie kam zu spät, der Feind durchkreuzte das Manöver mit einer Schlacht.

Schon am 13. Juni hatte der Reitergeneral Stewart mit 1000 bis 1500 Pferden einen kühnen Streifzug hinter dem Rücken der Unionsarmee her vom oberen Chicahominy nach White House und über den unteren Chicahominy zurück ausgeführt, wovon er ohne Verlust mit Beute und mit Nachrichten über den Feind zurückgekehrt war. Auf dem Weg, den er gekommen, griff jetzt General Stonewall Jackson den rechten Flügel Mac Clellan's an. Am 26. Juni wirft er mit Uebermacht, — 20,000 etwa gegen 12,000, — die Division Porter bei Mechanicsville aus ihrer starken, doch zu weit vorgeschobenen Stellung zurück. Am 27. greift er mit Hill und Longstreet vereint die Divisionen Porter, Smith, Kearnay und Hooker, — etwa 40,000 gegen 35,000, — bei Gaine's Mühle an; die Angegriffenen werden mit Verlust gegen die Brücke zurückgeworfen, rechtzeitige Unterstützung vom anderen Ufer macht ihnen noch den Rückzug möglich. Am 28. liefert Jackson ein Avantgardengefecht gegen die Nachhut der Unionisten bei Golding Farm; die gleichzeitige Entsendung zweier Divisionen nach White House hat keinen Erfolg. Am 29. und 30. wiederholte Angriffe auf die Nachhut Mac Clellan's bei Savage Station und Turkey Creek; diesmal wirken mit Jackson auch die übrigen Theile der conföderirten Armee unter Lee, Magruder und Beauregard zusammen. Nachdem die feindliche Nachhut unter empfindlichem Verlust über den White Oak Swamp zurückgeworfen ist, greift endlich am 1. Juli die gesammte conföderirte Armee die vereinigte Macht Mac Clellan's zwischen Camp Holly und Malvern Hill an, etwa 90,000 gegen 80,000. Der letztere wird gegen Abend durch das Ausreißen seines linken Flügels aus seiner Stellung geworfen; — dem nachdrängenden Gegner gebietet zuletzt das Feuer der Artillerie und einiger Kanonenboote Halt.

Das war der Ausgang von Mac Clellan's strategischer Operation;

denn das war in der That die Frucht ihrer geschickt geleiteten und muthigen Kämpfe. Der isolirte Angriff des Generals Jackson auf der Linken war nicht ohne Gefahr, doch war die Kühnheit in der allgemeinen Lage gerechtfertigt und wahrscheinlich haben auch Lee und Beauregard nicht versäumt, von Richmond aus Mac Clellan's linken Flügel im Schach zu halten. Unaufgeklärt ist die Unterbrechung des Angriffs am 28. Jackson hätte mit seinen beiden Divisionen in energischem Nachdrängen wahrscheinlich einen ganz anderen Erfolg davongetragen, als durch ihre Entsendung nach White House. Auch die geringe Ausbeutung des letzten Sieges am 1. Juli wird durch das Erscheinen der unionistischen Kanonenboote lange nicht ausreichend erklärt. Man sagt, es habe an der oberen Leitung gefehlt, seit General Joseph Johnson bei Fair Oakes verwundet worden sei; wahrscheinlicher ist, daß die conföderirte Armee selbst von ihren Kämpfen zu sehr erschöpft war. Bis jetzt wenigstens ist dies die weitaus natürlichste Erklärung, welche zugleich durch die folgenden Ereignisse bestätigt wird.

Was nach alledem am meisten zu dem Umschwung am Chickahominy beigetragen hat, das war, wie wir schon oben andeuteten, der weise Entschluß der Südstaaten, alle ihre Kraft hier auf den östlichen Kriegsschauplatz zu werfen. So viel Lob aber um dieses Entschlusses wie um seiner Ausführung willen die südstaatlichen Generale verdienen, um so schwerer ist ihr Verhalten von nun an zu erklären. Sie bleiben fünf Wochen lang unthätig, lassen dem geschlagenen Gegner Zeit, sich zu erholen und suchen, statt den bisherigen Sieg zu erschöpfen, neue Erfolge in einer anderen Richtung. Was konnte sie abhalten, alle ihre Macht auf Mac Clellan zu werfen? Es ist ein Gesetz des Krieges, das auch der Laie sofort verstehen muß, daß die größten Erfolge nur durch unablässige Anstrengungen auf den nämlichen Punkt hin errungen werden. Es gilt dies auch von jedem anderen Gebiet menschlicher Thätigkeit, denn in der einmal eingeschlagenen Bahn summirt sich im letzten Erfolg alle Arbeit und Zeit, während durch Abspringen immer ein guter Theil davon verloren geht; im Kriege, wo zuletzt Alles auf die entscheidenden Schläge der concentrirten Kraft hinaus läuft, ist das Gesetz noch wesentlicher, ein Abspringen noch seltener gerechtfertigt. In unserem Falle lag in der energischen Fortsetzung des Angriffs auf Mac Clellan nicht blos die einzige Möglichkeit, von jenen sechstägigen Kämpfen die volle Frucht zu pflücken; es lag in dieser Richtung überhaupt weitaus der größte Erfolg, den die Südstaaten zu erwarten berechtigt waren. Mac Clellan und sein Heer bildeten offenbar den Kern der unionistischen Macht; konnten diese in eine Katastrophe verwickelt werden, so durfte der Süden wirklich daran denken, die Bedingungen des Friedens

des Auguſt verliefen auf beiden Seiten unter Vorbereitungen für neue Kämpfe. Statt wirklicher Treffen haben wir in dieſer Zeit nur einzelne militäriſche Schachzüge vor uns; ſo Mac Clellan's Recognoscirung über Malvern Hill hinaus, die den Feind und das eigene Volk glauben machen ſollten, er habe noch Angriffsgedanken; ſo die Demonſtrationen der Conföderirten am rechten Ufer des James River, als gelte es, einen ernſtlichen Schlag gegen Mac Clellan von da aus einzuleiten. Charakteriſtiſch aber iſt, daß jetzt unter dem Eindruck der drohenden Gefahr der Norden entſchiedener zum richtigen Entſchluß hindurchdringt, als der Süden. Der letztere ſcheint in anerkennenswerther Thätigkeit die erſchöpften Kräfte hergeſtellt und neue auf dieſen Kriegsſchauplatz herbeigezogen zu haben, doch konnte das die eben erörterte Verſäumniß in der Hauptſache nicht ausgleichen. Der Norden dagegen ſcheint vor allen Dingen den großen Angriff auf Richmond vollſtändig aufgegeben zu haben, um dafür ſeine Kräfte bei der Hauptſtadt zu vereinigen und von dort aus erſt an eine neue Wendung zu denken. Die Einſicht kam freilich etwas ſpät, auch entſprachen ihr die Maaßregeln nur zum Theil. Gleich die Berufung Halleck's zum Obergeneral aller Armeen (11. Juli) war nichts als die Herbeiziehung eines weiteren Mitgliedes in den Rath des militäriſchen Cabinets und wahrſcheinlich zugleich ein Streich gegen Mac Clellan. Ein Obergeneral, der ſofort die Armeen bereiſte und dann ſich perſönlich an die Spitze ſtellte, war der Mann für die Situation; nicht ein Halleck, der bei Korinth in ſeiner theoretiſchen Bedächtigkeit ſich ſo ſchmählich hatte täuſchen laſſen und höchſtens die Zweifel und Schwankungen in Waſhington vermehren konnte. Wie er ſeine Stellung auffaßte, lag ſie eigentlich ſchon vollſtändig in der des Kriegsſecretärs Stanton. Vollkommen der Lage entſprechend war dagegen der Entſchluß zu den anderen beiden Maaßregeln, der Herſtellung einer Armee von Nordvirginien nämlich und der Zurücknahme von Mac Clellan's und Burnſide's Armee an den Potomac. Nur Schade, daß bei der erſteren Maaßregel die Wahl des Generals höchſt unglücklich ausfiel, und daß die letztere, wie es ſcheint, von Zögerungen, Schwankungen und Eiferſüchteleien durchkreuzt wurde. Die nähere Betrachtung dieſer Maaßregeln führt uns unmittelbar in die kriegeriſchen Ereigniſſe des Auguſt hinein.

Wir haben es früher als einen der augenfälligſten Fehler in der Disponirung der nordſtaatlichen Streitkräfte bezeichnet, daß mit der Entwickelung des Angriffs, den Mac Clellan gegen Richmond unternahm, die in Nordvirginien zurückgebliebenen Heerestheile in die drei Corps von Fremont, Banks und Mac Dowell zerſplittert wurden. Jetzt endlich, nach der Niederlage von Richmond, zwang die Noth zu einer beſſeren Einſicht.

Quellenfluß des Rappahannock, dem Rapid Run, mit dem Hauptquartier in Culpeper an der Orange-Alexandria-Bahn; Burnside, mit seinen 20 bis 25,000 Mann sieben Meilen östlich davon bei Fredericksburg; Mac Clellan mit 50 bis 60,000 Mann noch bei Harrison Landing am James River. Der letztere unternahm jene Recognoscirung über Malvern Hill hinaus gegen den White Oak Creek (4. und 5. August), die ihm einige 100 Gefangene einbrachte und die Gewißheit verschaffte, daß ein Hauptangriff von dieser Seite her vorerst nicht zu besorgen stand. Im Zusammenhang damit, und wahrscheinlich nach Verabredung, machte Pope eine Bewegung vorwärts. Banks, der mit seinen beiden Divisionen an der Spitze war, stieß bei Cedar Mountain zwischen Culpeper und Orange Court House auf den General Jackson und wurde von der Uebermacht, etwa 20,000 gegen 12,000, nach einem hartnäckigen Gefecht über den Rapid Run zurückgeworfen. Die Sache war richtig durchgeführt, der Widerstand wurde rechtzeitig aufgegeben; die Gewißheit, daß man hier einen starken Theil der feindlichen Macht gegenüber habe, war mit dem erlittenen Verlust nicht zu theuer erkauft. Mac Clellan durfte unter dem Eindruck dieser Nachrichten an den Rückzug aus seiner gefährdeten Lage denken. Schon am 12. August schiffte er zu Harrison Landing das Corps Heinzelmann mit den Divisionen Hooker und Sturges ein, das zwischen dem 18. und 20. bei Alexandria (oder Acquia Creek?) gelandet zu sein scheint, um von da zu Pope's Armee zu stoßen. Mac Clellan selbst trat mit den 40 bis 50,000 Mann, die ihm hiernach noch blieben, den Rückzug zu Lande an, und erreichte ohne wesentliche Belästigung Williamsburg und Yorktown, wo er sich nach Zurücklassung von 12 bis 15,000 Mann bei Fort Monroe einschiffte, um zu Ende August und Anfang September seine Armee bei Alexandria auszuschiffen. Dieser Theil des allgemeinen Plans also war durchgeführt, aber mit viel zu hohen Opfern auf der anderen Seite.

Nach dem Treffen von Cedar Mountain mußte Burnside von Fredericksburg herbeigezogen werden, um dann mit vereinter Macht den Feind desto nachdrücklicher zur Entwickelung seiner Kräfte und Absichten zu nöthigen. Mit 60,000 Mann konnte man sich Gewißheit darüber verschaffen, ob man die feindliche Hauptmacht vor sich habe oder nicht. War es der Fall, so konnte man sie zu Gunsten Mac Clellan's hier festhalten und hinter sich nachziehen; war es nicht, so lag die Möglichkeit vor, den schwächeren Feind mit empfindlichem Verlust zurückzuwerfen. Die Aufgabe war weder leicht noch gefahrlos, doch konnte sie bei einiger Einsicht und Thätigkeit nicht schlimmer als mit einem verlornen Frontaltreffen ablaufen. Aber General Pope konnte während acht Tagen zu keinem Entschluß kommen und trat dann ohne hinreichendes Motiv am 18. August einen übereilten

Rückzug an. Seine ungeheuren Wagenzüge hätten ihn dabei aufgehalten; — allein er konnte, wenn er seinen Rückzug durch einen Angriff einleitete, nicht blos seinen Train retten, sondern auch jene Umgehung durch den Feind, die ihm so verderblich werden sollte, rechtzeitig erkennen und vereiteln. Statt dessen ließ er sich am 21., 22. und 23. von einem Theil der feindlichen Armee unter Lee und Magruder angreifen und warf seine Divisionen so vereinzelt in den Kampf, daß er, obwohl der Feind ihm schwerlich an Kräften überlegen war, empfindlichen Verlust erlitt. Während dessen führte die andere Hälfte der Conföderirten, etwa 40,000 Mann, unter Jackson und Ewell eine Umgehung aus, welche derselbe Reitergeneral Stewart, der am 13. Juni den kühnen Streifzug nach White House ausgeführt hatte, durch einen glücklichen Ueberfall auf das Hauptquartier Pope's, Station Catletts an der Orange-Alexandria-Bahn, einleitete ($^{22}/_{23}$. August). Die Umgehung führte die Angreifer durch die Berge, welche das Shenandoahthal im Osten begleiten, in weitem Bogen in die Gegend von Centreville und Mannassas Junction, d. h. gerade in den Rücken von Pope's Armee, auf seine Verbindungslinie mit Washington. Am 26. war sie vollendet; einige föderalistische Regimenter, welche zum Schutz der Hauptstadt hierher vorgeschoben waren und dem Feind, den sie für ein Streifcorps nahmen, entgegengingen, erfuhren an dem Nachdruck, womit sie zurückgeworfen wurden, sehr bald, mit wem sie es zu thun hatten, und verbreiteten die Schreckensnachricht am Sitz der Regierung. Für den künftigen militärischen Geschichtsschreiber wird die Darstellung des strategischen Manövers und der darauf folgenden Treffen im Zusammenhang eine der lehrreichsten und bedeutendsten Aufgaben der neueren Kriegsgeschichte sein; wir für unsern Zweck müssen uns, da die Verwirrung der bis jetzt vorliegenden Nachrichten nur in endlose Vermuthungen hineinführen würde, vorerst mit dem Ergebniß begnügen. Dasselbe war bekanntlich die Niederlage Pope's. Am 27. und 28. gelang es diesem, sich unter einer Reihe von Gefechten, die zum Theil zu seinen Gunsten ausfielen, den Weg nach Mannassas Junction zu bahnen; am 29. suchten die getrennten Heertheile auf beiden Seiten unter einer Reihe von Treffen ihre Vereinigung und Gruppirung zur Schlacht herzustellen; am 30. endlich allgemeine Schlacht. Die Unionisten erreichten es nur unter großem Verlust, daß sie die Verbindung mit Washington herstellten und auf der Straße dahin zurückgehen konnten; auch war dies durchaus nicht der geschickten Leitung von oben, sondern der Tüchtigkeit einzelner Corpsgenerale, namentlich Sigel's, zuzuschreiben. Es scheint, daß die ganze nordvirginische Armee, mit Ausnahme eines Theils von Burnside's Corps, am Kampfe Theil genommen hat, acht Divisionen in der Stärke von 55 bis 65,000 Mann,

während die Conföderirten unter Lee's Oberbefehl in den vier Corps Lee, Jackson, Ewell, Magruder 70 bis 80,000 Mann gezählt haben mögen. Da namentlich der linke Flügel der Unionsarmee zuletzt in vollständiger Verwirrung zurückgeworfen wurde, so muß ihr Verlust groß gewesen sein; er hat unmittelbar nach den Schlachttagen gewiß einige 20,000 Mann betragen, — nachher haben sich wohl viele versprengte Truppentheile wieder zusammengefunden. Die Unionsarmee konnte, von Mac Clellan's eben ankommenden Divisionen unterstützt, schon bei Fairfax Halt machen; die Conföderirten verfolgten nicht, sondern zogen in der Richtung der White Oak Mountains ab. Pope machte in seinem Bericht daraus einen Rückzug des Feindes; — in Wirklichkeit war es die Einleitung zum Einfall in Maryland.

Das strategische Manöver der Conföderirten war im Ganzen gelungen, doch war es ohne Zweifel in weit höherem Grade glänzend als solid. Daß es in seiner Anlage weit künstlicher war, als die Gesetze des Krieges erlauben, zeigte sich schon in der Zerreißung der Armee, die selbst einem Pope theilweise Erfolge in die Hand gab, und erst am 29., hauptsächlich durch Jackson's Muth und Gewandtheit, wieder ausgeglichen wurde. Hätte ein besserer General an der Spitze der Unionsarmee gestanden, so konnten die Conföderirten ihre Kühnheit trotz ihrer Ueberlegenheit an Zahl theuer bezahlen. Solche Unternehmungen tragen ihre Rechtfertigung allemal nur im Bewußtsein einer bedeutenden Ueberlegenheit in sich, liege sie nun in Zahl und Güte der Truppen oder in der Führung. Der letztere Factor hat hier vorzugsweise entschieden; wären die beiden anderen in gleichem Maaße wirksam gewesen, so mußte der Erfolg ein noch größerer sein. Wir müssen aber namentlich bezweifeln, daß die Armee der Südstaaten auf dem Schlachtfelde so viel besser ist, als ihre Gegner, wie man sie vielfach darstellen will. Gerade der letzte entscheidende Schlag auf dem Schlachtfelde fehlt auch hier wieder, wie er bei Richmond im Juni gefehlt hat. Waren die Conföderirten im Stande, ihren Sieg mit äußerster Energie in unmittelbarer Verfolgung über das Schlachtfeld hinaus auszudehnen, — es würden ihnen ganz andere Früchte zugefallen sein, als durch ihren Einfall in Maryland. Daß es nicht geschehen, mag mit im Charakter des Generals Lee begründet sein, der mehr zu strategischen Bewegungen als zum Schlagen angelegt scheint; die Haupturſache aber liegt ganz gewiß in den Truppen. Diese haben offenbar auch auf Seiten der Südstaaten noch jene Zähigkeit des Zusammenhalts nicht, der die Schlachten geschulter europäischer Armeen doch zu einem Ringen von anderer Intensität macht.

Auf Seite der Union hatte sich in dem vollständigen Mangel an

Besatzung selbst die größere Schuld trägt, bedarf noch der Aufklärung. Auch das müssen wir dahin gestellt sein lassen, ob Mac Clellan, der die Ueberlegenheit der Zahl und die Gunst der strategischen Situation für sich hatte, nicht einen größeren Erfolg erringen konnte. Gerade sein linker Flügel scheint bei Antietam Creek nicht glücklich gewesen zu sein, und gerade hier mußte er seine Hauptkraft entwickeln, wenn er etwas mehr beabsichtigte, als den Feind allmählich zurückzutreiben. Wir können indessen zu seiner Entschuldigung dasselbe Motiv anführen, welches wir vorher für seine Gegner geltend gemacht haben. Der New-Yorker Correspondent des Moniteur findet, daß keiner von beiden Theilen seine Siege recht zu benutzen verstanden hätte. Wir sagen statt dessen, daß es den Armeen noch am kriegerischen Kern und Gehalt gefehlt hat. Die Kämpfe reichen an Intensität höchstens an die von 1849 in Ungarn oder von 1860 in Italien, nicht aber an die der Krimm oder des Feldzugs von 1859 in Italien hinan. —

Seit den Kämpfen in Maryland scheint das einzutreten, was wir am Schluß unseres ersten Artikels vorausgesagt haben: nämlich zunächst keine große Entscheidung mehr, sondern ein allmähliches Zurückweichen der Conföderirten nach dem oberen Shenandoah und den Quellenflüssen des Rappahannock. Wenn sich dieselben noch bis gegen Ende October am Potomac halten und vorübergehend selbst einmal den Schrecken eines Einfalls nach Chambersburg in Pennsylvanien tragen konnten, wenn General Stewart sein Talent als Parteigänger zum Drittenmal zu erproben und einen erfolgreichen Streifzug sogar bis Gettysburg durchzuführen vermochte, so legt dies für das Geschick Mac Clellan's, seiner Generale und Truppen eben kein günstiges Zeugniß ab. Von bleibendem und allgemeinem Einfluß konnten indeß diese Dinge nicht sein. Die südstaatlichen Generale, mit Gewalt der Waffen über den Potomac zurückgeworfen, waren hier in zu ungünstiger Lage, um sich behaupten zu können. Die letzten Nachrichten*) lassen sie auf der Linie Charleston Winchester stehen: wir vermuthen, daß sie auch diese aufgegeben haben. Ihre Armee war dort immer noch 30 Meilen von der Hauptstadt, auf schmaler Basis, in einer vom Krieg erschöpften Gegend, ohne Freiheit der Bewegung, zwischen Bergketten eingeengt. Ihnen gegenüber ein zahlreicheres Heer, in der Nähe seiner befestigten Hauptstadt, mit voller Freiheit, seinen Märschen und Angriffen jede beliebige Richtung zu geben. Um sich in solcher Lage nur zu behaupten, dazu hätten die Conföderirten schon eines Sieges bedurft. Mac Clellan dagegen durfte ihnen mit mehr Nachdruck und besserem Erfolg

*) Der gegenwärtige Aufsatz ward am 16. November zum Druck abgeschlossen.

Memphis bedrohten, doch ist hier schwerlich ein bedeutender Erfolg auf ihrer Seite zu erwarten. Die Position der Unionisten zwischen dem Mississippi und Tennessee, die sie beide mit ihren Kanonenbooten beherrschen, ist zu günstig, sie müßten sehr ungeschickt sein, wenn sie dieselbe verlieren sollten. Weiter östlich hätten sie noch Chattanraga an der Memphis-Charlestonbahn im Besitz, während die Conföderirten ihnen in Flanke und Rücken stünden. Es ist darüber erst nähere Aufklärung zu erwarten. In Kentucky schlägt General Buell am 9. October bei Boardstown in der Grafschaft Perryville den General Bragg, der mit kühnem Parteigängerstreich Louisville und Cincinnati in Schrecken gesetzt hatte. Wie Buell hierher an den Ohio kommt, während er zu Anfang Juni mit Grant vereinigt bei Korinth und dann bei Hautville und Chattanraga am mittleren Tennessee gestanden, ist noch ein Räthsel; sehr bedeutend war sein letzter Sieg in keinem Fall. In Ostkentucky haben die Conföderirten schon im August den wichtigen Paß Cumberland Gap genommen; General Morgan mußte vor ihnen gegen den Ohio zurückweichen, scheint sich indessen jetzt durch einige glückliche Treffen in der Gegend von Frankfort und Lexington zu behaupten. Der größere Theil von Kentucky und Osttennessee ist also zwischen beiden Theilen streitig, während Südwest-Tennessee von der Armee der Union behauptet wird. Das Letztere ist wichtig, da damit die Herrschaft auf dem Mississippi zusammenhängt. Auch hier zwar haben die Waffen der Union keine wesentlichen Fortschritte gemacht, vielmehr mußte die mit vielem Aufwand an Kraft unternommene Belagerung von Vicksburg aufgegeben werden; dafür aber sind Memphis und New-Orleans behauptet und von dem letzteren großen Mittelpunkt aus selbst Fortschritte gemacht worden. Die Position, welche die Union hier gewonnen hat, ist für die Dauer ohne Zweifel von großem Vortheil, da sie der Bewegung des Gegners und der Entwickelung seiner Hülfsquellen drückende Fesseln anlegt; von der Art aber ist die Stellung keineswegs, daß von ihr aus schon jetzt auf die Südstaaten ein gebieterischer Zwang geübt werden könnte. —

Was auch noch im Einzelnen auf dem weiten Kriegsschauplatz geschehen mag, — wir dürfen im Ganzen und Großen den zweiten Feldzug in Nordamerica als abgeschlossen betrachten. Werden wir noch einen dritten erleben? Die Frage läßt sich nicht aus den Erfolgen der Waffen allein beantworten. Charakter und Ergebniß des diesjährigen Kampfes, wie sie aus unserer Darstellung hinreichend hervorgehen, sind die eines gleichgewichtigen Ringens der Kräfte: im Anfang scheint die Waage sich zu Gunsten des Nordens zu neigen, dann spielt die Zunge entschieden nach dem Süden hinüber, jetzt schlägt sie wieder allmählich nach der Seite des Nor-

dens um. Das Resultat beruht hier mehr in der Summe der aufgewendeten Kräfte, als in den äußerlich erkennbaren Linien von Richtung, Stärke und Stellung der Heere aus. Allein diese Summe der aufgewendeten Kräfte ist schon an sich schwer zu schätzen und noch schwerer in ihrer Wirkung, da diese auf der innern moralischen Kraft des Volk und Staat beruht. Nur soviel scheint sicher, daß eine Erschöpfung von einer Art und einem Umfang daß sie das Nachgeben erzwingen müßte, noch auf keiner Seite eingetreten ist; es zeigt sich darin absolutistischen Staaten gegenüber wie es Rußland und Oesterreich in ihren letzten Kriegen waren, trotz aller ihrer Schäden die bewundernswürdige Dauer und Kraft zweier großen Gemeinwesen, die auf der freien Thätigkeit ihrer Bürger beruhen. Unter diesen Umständen richten sich die Blicke naturgemäß zunächst auf zwei Ereignisse, die außerhalb des Krieges liegen, nämlich auf den durch Frankreich angebotenen Versuch einer europäischen Vermittelung und auf die Wahlen in den Nordstaaten. Allein auch diese können keine Entscheidung geben. Die Note des französischen Ministers zeichnet das Verhältniß der streitenden Theile ganz in Uebereinstimmung mit unserer Darstellung; auch ist die Ansicht über das wahrscheinliche Ende des Streits, die sie durchblicken läßt, nämlich die selbständige Constituirung des Südens, ohne Zweifel in Europa die vorherrschende. Allein das Gewicht der Vermittelung ist schon durch die Verzögerung der Theilnahme von Seiten Englands geschwächt, und überdem kann man aus diesem ihrem ersten leisen Auftreten noch durchaus nicht den Standpunkt erkennen, den sie etwa zu entwickeln gesonnen ist. Der provisorische Waffenstillstand kann auf Grund des Statusquo, also auch in Aufrechterhaltung der Blockade wäre weder im Interesse der europäischen Mächte selbst noch in dem des Südens: in eine Aufhebung der Blockade aber wird der Norden wahrscheinlich gar nicht und in keinem Falle ohne bedeutende Gegenforderungen willigen. Dann kommt dann die noch schwierigere Frage in welcher Weise die Unterhandlungen während des Waffenstillstandes zwischen den streitenden Theilen angeknüpft und geführt werden sollen. Die Vermittelung scheint noch gar nicht mit sich im Reinen zu sein, ob sie etwa die Anerkennung des Südens als Zwangsmittel gebrauchen will oder nicht und ohne einen Entschluß der Art wird sie schwerlich etwas erreichen. Es kommt offenbar Alles darauf an, ob im Norden der Gedanke an eine endliche Theilung der Union Boden gewinnt. Bis jetzt scheint dies selbst bei der Partei der Demokraten nicht der Fall zu sein. Dieselbe erklärt vielmehr, daß sie die Erhaltung der Union will, so gut wie die Republikaner, nur mit dem Unterschied, daß die letzteren den Süden als Rebellen mit Gewalt zur Unterwerfung bringen wollen,

während die ersteren geneigt wären, ihm die Friedenshand zu reichen und bedeutende Zugeständnisse zu machen. Es würde hiernach selbst die Wahl des demokratischen Candidaten Seymour in New-York schwerlich die Aussicht auf Frieden zunächst bedeutend verstärken, da sich der eigentlichen Tendenz des Südens gegenüber die Unhaltbarkeit des demokratischen Standpunktes erst herausstellen würde, sobald er bestimmenden Einfluß gewänne. Man muß also um der endlichen Ausgleichung willen den Sieg der Republikaner wünschen; denn lautet ihr Programm auch auf „Unterwerfung," so läßt es doch, wenn diese sich unmöglich erweist, die „Trennung" zu, während der andere Standpunkt Alles verwirrt und im Grunde die in der bisherigen inneren Entwickelung der Union wirkenden Principien vollständig verkennt. Zum Frieden freilich ist es auch mit dem Sieg der Republikaner noch weit. Auch wenn sie sich an den Gedanken der „Trennung" gewöhnen sollten, so würde die schwierige Frage hervortreten: wie soll über die Grenzstaaten entschieden werden, nach dem Recht der Waffen oder nach freier Abstimmung? Alles erwogen, so scheint es, die Revolution, die sich in Nordamerica vollzieht, will noch Opfer fordern, ehe sich die Gegensätze in Interessen und Stimmungen bis auf den Grund ausgleichen, von dem aus eine friedliche Entwickelung geschehen mag.

Neue Thatsachen und Schriften zur Zollvereinsfrage.

Der Zollverein Deutschlands und die Krise, mit welcher er bedroht ist. Zweites Heft. Braunschweig, Vieweg und Sohn, 1862. — 3 Bogen 8. nebst einer Tabelle.

Vorwände und Thatsachen. Ein Beitrag zur Kritik der Opposition gegen den Handelsvertrag vom 2. August 1862. Berlin, Georg Reimer, 1862. — 3 Bogen 8.

Die Krisis des Zollvereins urkundlich dargestellt. Beilage zu dem Staatsarchiv von Ludwig Karl Aegidi und Alfred Klauhold. Hamburg, Otto Meißner, 1862. — 14¾ Bogen 8. Preis 1 Thlr. 10 Sgr.

In Angelegenheiten des großdeutschen Bundes wie des kleindeutschen Zollvereins treffen, dem Vernehmen nach, hier die Präsidialmacht Oesterreich, dort Bayern, Anstalt, mit Reformen und Neubildungen ohne Preußen vorzugehen. In Frankfurt mögen derartige Versuche, selbst wenn dabei die Bundesacte nicht ganz unversehrt bleiben sollte, ungefährlich erscheinen, und vielleicht auch keinen anderen Zweck haben, als den Beweis zu liefern, daß eben nur Preußen die Schuld trägt, wenn Deutschland nicht einig, frei und mächtig wird. Preußen will von den Vorschlägen der Anderen nichts wissen, namentlich wenn sie dem Bundestage zumuthen, seine Competenz zu überschreiten, — weil die Anderen

den Anträgen Preußens nicht einmal die Ehre einer Berichterstattung erweisen, es müßte denn ausnahmsweise, wie bei dem Antrage auf Unterdrückung der Spielbanken, nach Verlauf von acht Jahren geschehen. Wir lügen nicht, daß Preußen, aus Verdruß über die unzarte Behandlung von Seiten der Bundesgenossen, sich in Frankfurt auf die reine Negation zurückzieht; aber es geht mit hier wie Herrn v. Schmerling mit dem Preßgesetze: wir können warten. Ganz anders verhält es sich mit dem Zollverein. Diese kleindeutsche Einrichtung hat seit einem Menschenalter den Bevölkerungen, welche sie nur mit Widerstreben angenommen hatten, so vielen Segen gebracht, daß sie nun durchaus nicht mehr davon lassen wollen. Sie hat zugleich die Eigenthümlichkeit, daß sie ohne Preußen nicht bestehen kann, weil eben Preußen ihren Hauptbestandtheil bildet. Wenn hier Bayern auf der bevorstehenden ordentlichen General-Conferenz in München im Januar 1863 die preußische Grundlage, den Handelsvertrag vom 2. August dieses Jahres, zu verwerfen, und die Erneuerung der Zollvereinsverträge auf der Basis, welche ihm Oesterreich dictiren wird, ohne Preußen zu bewirken versuchen sollte, so würde es bald erfahren, daß es sich in arge Verlegenheiten hineinreden ließ. Einen Vorgeschmack davon könnte ihm die unangenehme Lage geben, in welche der sächsische Staatsminister, Herr v. Beust, gerathen ist, nicht etwa weil er, wie Herr v. Schrenck, seinen Kräften zu viel zugemuthet hätte, sondern nur, weil er, um zu der Rolle eines Vermittlers zu gelangen, einen vorbereitenden Schritt that, welcher ein Fehler war. Die Geschichte ist nicht lang, aber lehrreich, wir wollen sie daher erzählen.

Herr von Beust war der erste unter den Ministern der Zollvereinsstaaten, welcher dem Handelsvertrage mit Frankreich beitrat, und zugleich durch das einstimmige Votum beider Kammern seine Regierung an ihre Beitrittserklärung fest binden ließ. Er hatte durch seine Reden und durch treffliche Aufsätze der Collegen vom Fache in der Regierungspresse die Vortheile des Handelsvertrags für Sachsen, und eventuell die Nothwendigkeit, daß Sachsen, falls andere Vereinsglieder abfallen sollten, unter allen Umständen bei dem Norden bleiben müsse, so einleuchtend dargestellt, so schlagend begründet, daß Jedermann überzeugt war. Für diese entschiedene Initiative haben wir noch im letzten Hefte dieser Zeitschrift Herrn v. Beust das gebührende Lob gezollt. Nachdem aber Bayern und Würtemberg den Handelsvertrag abgelehnt hatten, Herr David Hansemann in Dresden und Herr v. Beust in Wien gewesen war, da war der Letztere zu der Ansicht gelangt, daß der Handelsvertrag nicht durchzuführen sei, daß man ihn fallen lassen müsse, um — den Zollverein zu erhalten. Die Sache war ja so einfach und so leicht. Man durfte nur Herrn David Hansemann glauben, wenn er vorspiegelte: er habe dafür gesorgt, daß der bevorstehende deutsche Handelstag in München sich gegen den Vertrag mit Frankreich ausspreche; dieser Ausspruch werde auf die öffentliche Meinung wirken und die Preußische Regierung ebenfalls umstimmen, daß sie, um den Zollverein zu retten, den Handelsvertrag aufgebe. Herr David Hansemann mag hinzugefügt haben: daß er auch nach dieser Richtung hin bereits vorgearbeitet und gute Gründe zu der Annahme habe, daß man in Berlin seiner höheren Einsicht und seinem gewichtigen Rathe folgen werde. Als Herr v. Beust aus Wien zurückkam, war an ihm eine merk-

würdige Schwäche des Gedächtnisses in Beziehung auf sein Auftreten bei dem außerordentlichen Landtage und in Beziehung auf deutsche Geographie zu bemerken. Er schien sich gar nicht mehr an das zu erinnern, was er im Mai und Juni gesagt und gethan hatte; auch schien er ganz vergessen zu haben, daß ein Preußischer Staat überhaupt vorhanden sei. Demgemäß wurde nun zunächst dafür gesorgt, daß die sächsischen Theilnehmer an dem Handelstage zu München ihre Stimmen dem „unparteiischen" Vorsitzenden, David Hansemann, zuwendeten. Es waren ihrer nur Vier, aber darunter ein Löwe, der Senior der Kramermeister, Herr Geheime Kammerrath Heinrich Poppe aus Leipzig, Director der Leipziger Bank, Vorsitzender des Handelsvorstandes wie auch der Handels- und Gewerbekammer, Orakel in allen Handelsfragen, dabei dem Herrn Minister v. Beust treu ergeben und mit David Hansemann eng befreundet. — Die freudige Ueberraschung, mit welcher der Beschluß des Handelstags für den Vertrag mit Frankreich in Sachsen aufgenommen wurde, erhielt einen unangenehmen Beigeschmack durch die Nachricht von dem Benehmen der sächsischen Mitglieder. Man war auf einen, dem Interesse des Landes, dem Ausspruche der Regierung und der Kammern ungünstigen Beschluß gefaßt gewesen, seitdem bekannt geworden war, daß der Ausschuß eine verschleierte Verwerfung des Vertrags nach den Intentionen des Vorsitzenden mit Mehrheit angenommen hatte, und daß Alles aufgeboten wurde, um aus Oesterreich und Süddeutschland den Gegnern des Vertrags auch in der Versammlung die Mehrheit zu sichern. Man kam auf den Gedanken, daß es in München nicht mit rechten Dingen zugehe, als man vernahm, daß in der Versammlung Gerüchte herumgeboten wurden, nach denen Herr David Hansemann mit dem Könige und der Regierung von Preußen im Einverständnisse handle, und Herr Poppe nur das Echo des Herrn v. Beust sei. Sachsen rieb sich die Augen, sah nur Dunst und verlangte Licht. Zuerst war es die unabhängige Presse in Leipzig und Dresden, welche gegen die sächsischen Delegirten, namentlich gegen die Herren Dörstling und Poppe, in die Schranken trat. Hatte doch der Erstere, Spinner aus Chemnitz, in München geäußert: die Stimmung in Sachsen sei *gegen* den Vertrag mit Frankreich, — eine Aeußerung, welche selbst Herr v. Beust in seinem Schreiben an Poppe für eine Behauptung erklärt, „die nicht einmal wahr ist." Unmuth, ja Entrüstung, sprachen sich gleichzeitig in Zusammenkünften und geselligen Kreisen aus. Eine Erklärung des Handelsvorstandes, aus der Feder des Herrn Poppe, welcher bei der Berathung seine Uebereinstimmung mit Herrn v. Beust betonte, befriedigte nicht. Die Stadtverordneten beleuchteten in einer eingehenden Verhandlung die wichtige Angelegenheit und erklärten einstimmig ihr Festhalten an dem Standpunkte der Regierung und der Kammern vom Juni, obgleich Herr Poppe auch in ihrer Mitte in langer Rede sich zu vertheidigen suchte und auf sein Einverständniß mit Herrn v. Beust pochte. Aus diesen Vorgängen nahm nun der *Stadtrath* Anlaß, in einer gleichfalls einstimmig beschlossenen Eingabe an die Regierung, in welcher die Sachlage meisterhaft dargestellt wurde, um Aufklärung zu bitten. Dem Beispiel der städtischen Behörden folgte die Kaufmannschaft von Leipzig in einer Erklärung, welche das Benehmen des Herrn Poppe mißbilligte und sich für den Handelsvertrag aussprach. Als die Liste geschlossen

...ffehen erregender Weise Zweifel ausgesprochen werden!" Endlich wird auf die ...usgleichenden und vermittelnden Verhandlungen" als den einzigen Weg, die ...gentlichen Absichten zu erreichen, hingedeutet und dem Stadtrath bemerkt, ...ß Herr v. Beust die Sache doch besser verstehe als er. — Man sieht, wie ...r Verfasser, statt aus der Verlegenheit heraus, immer tiefer hinein geräth; ...r Rath der Stadt Leipzig aber hat in einer Mittheilung an die Stadtverord...eten die Epistel des Herrn v. Beust nach Gebühr gewürdigt, und die Stadt...erordneten haben zustimmend erwidert.

Wie groß ist doch der Abstand zwischen dem Herrn v. Beust, welcher im Frühjahre klar und offen einen entschiedenen Schritt auf dem rechten Wege that ...nd dabei getragen ward von der allgemeinen Zustimmung des Landes und der Kammern — und zwischen dem Herrn v. Beust, welcher im Spätherbste nicht leugnen kann und nicht gestehen will, daß er sich von Intriguanten auf einen Irrweg verlocken ließ, auf welchem er alles Andere eher als Lorbeeren finden wird! Mögen die Minister gewisser anderer Staaten, welche bis jetzt noch dem Zollvereine angehören, den Fall (casus) des Herrn v. Beust sich zur Warnung dienen lassen. Herr v. Beust ha. noch das relative Glück, ein gebildetes, intelligentes, in Sachen der Production und des Verkehrs besonders thätiges und erfahrenes Volk zu regieren, welches seine Stimme einmüthig erhebt, bevor es zu spät ist, gegen die drohende Verletzung seiner wichtigsten Interessen. Herr v. Beust kann noch und wird umkehren auf den Punkt, von dem er ausgegangen ist, und den er nie hätte verlassen sollen. Andere Staatsmänner sehen mit kurzsichtiger Befriedigung ihr Volk ihrer verkehrten Leitung folgen, die gewissen Trieben und Leidenschaften schmeichelt, und von Erkenntniß der wirklichen Verhältnisse nicht gestört wird. Ist aber das Band des Zollvereins zerrissen, empfinden die Bevölkerungen die Schmerzen der Aussonderung, dann werden die Urheber und Leiter den Rückschlag der Stimmung auf sie selbst erfahren und beklagen.

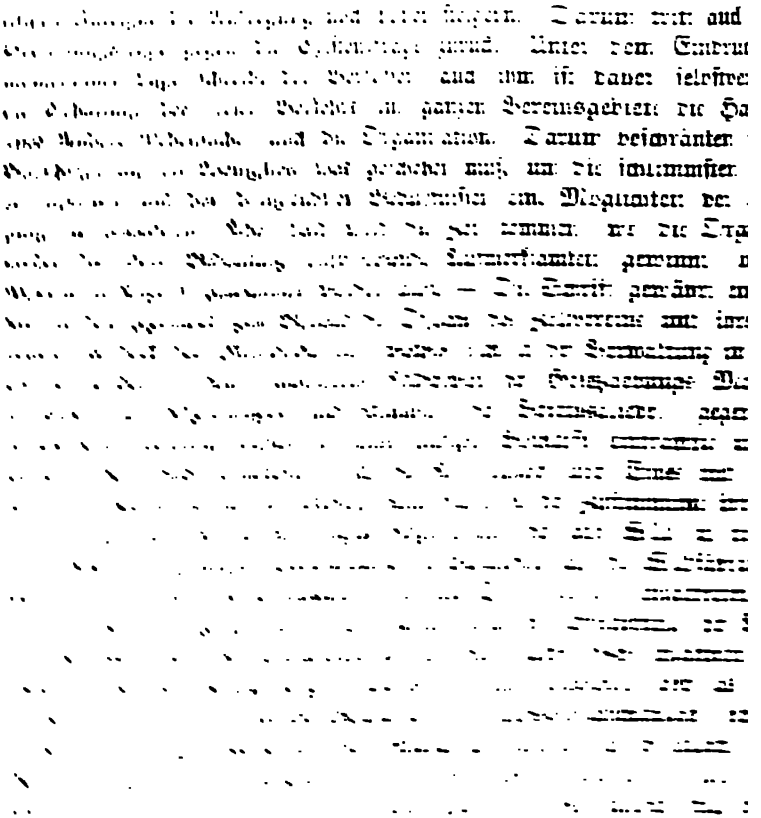
Es ist eines der unterscheidenden Merkmale zwischen sonst und jetzt, zwischen der letzten Krise des Zollvereins, 1851—1853, und der gegenwärtigen, 1862—1864, daß die Erzeugnisse der deutschen Industrie auf dem Weltmarkte eine bedeutende Rolle spielen, daß gleichzeitig die volkswirthschaftlichen Lehren in viel weitere Kreise gedrungen sind, daß ihre Anwendung auf die Verhältnisse des eigenen Landes durch die Staatsverwaltung weit allgemeiner beobachtet und schärfer beurtheilt wird, daß endlich über die Handlungen der regierenden, wir meinen, der verwaltenden Persönlichkeiten das Urtheil der öffentlichen Meinung viel rascher und dennoch gründlicher gefällt wird. Wie massenhaft wird z. B. jetzt gegen sonst das Material zur Beurtheilung der schwebenden Fragen und die Begründung der Ansichten aus den verschiedenen Lagern durch die Tagespresse und in Flugschriften den Lesern zugeführt! ja selbst der diplomatische Schriftwechsel wird dem Publicum kaum später vorgelegt als den Adressaten. — Wenige haben die Mittel und die Muße, die ganze Masse des Stoffes für sich zu bewältigen. Es ist daher eine verdienstliche Arbeit, wenn sachkundige Männer von reiner Gesinnung für das Wohl des Vaterlandes das Sichten und Ordnen des Stoffes unternehmen, und durch ihr klares, verständiges Urtheil

[illegible] Denkschrift [illegible] Münchener Beschlüsse anreiht.

Die Beilagen zu dem Staatsarchiv von Aegidi und Klauhold bringen den Vertrag, oder vielmehr die Verträge (Handelsvertrag mit Tarifen A und B, Schifffahrtsvertrag, Uebereinkunft wegen der Zollabfertigung mit Eisenbahnen, literarisch artistischer Vertrag) nebst Protokollen, deutsch und französisch; die Circulardepeschen, in denen Preußen nach der Paraphirung (29. März) und nach der Unterzeichnung (2. August) dieser Verträge seinen Zollverbündeten den Gang der Verhandlungen und die Bedeutung des Inhalts auseinandersetzt; den Schriftwechsel zwischen Wien und Berlin über die Stellung Oesterreichs zu den Verträgen und seine Ansprüche auf den Eintritt in den Zollverein; ferner zwischen Berlin einerseits, München und Stuttgart andererseits über die Ablehnung der Verträge Seitens der bayrischen und würtembergischen Regierungen; endlich noch die hierdurch veranlaßten, sächsischen und badischen Erklärungen. Die Urkunden beginnen mit dem Protokoll bei Paraphirung der Verträge am 29. März dieses Jahres und schließen mit einer preußischen Depesche nach Wien vom 10 September. Mit gutem Bedachte ist an geeigneter Stelle ein Actenstück älteren Datums, die österreichische Denkschrift vom September 1851, eingereiht, worin zu lesen steht wie Oesterreich damals selbst noch [illegible]

Voraussetzungen oder fehlerhaften Schlußfolgerungen beruhend, alle dahin, bis auf Eine, nach welcher Bayern die Verbindung mit Oesterreich für vortheilhafter hält, als die Verträge mit Frankreich. In dieser Auffassung erkennt der Verfasser den Schlüssel zum Verständniß der Haltung Bayerns, sie mache alle übrigen mühsamen Auseinandersetzungen und überaus peinlichen Interpretationskünste in der bayrischen Depesche überflüssig; wenn sie begründet sei, — und über diese Frage seien die bayrische Regierung und ihr Land allein die competenten Richter — dann walte eben zwischen den commerciellen Interessen Bayerns und Preußens eine tiefgreifende Verschiedenheit ob, welche die Lösung des commerciellen Verbandes im Interesse beider Theile als wünschenswerth erscheinen lasse. Jedenfalls aber sei für beide Theile eine schleunige Entscheidung wünschenswerth, „damit die betheiligten Interessen Zeit gewinnen, sich auf die Trennung vorzubereiten und die unvermeidlichen Nachtheile derselben möglichst zu mildern." Das Studium dieser kleinen Schrift wäre vorzugsweise den Handel und Gewerbe treibenden Klassen in Bayern und Würtemberg zu empfehlen, denn sie würden daraus lernen, welche Vortheile sie aufgeben und welchen Schaden sie sich bereiten, wenn sie ihre Regierungen in ihren Schritten zur Lösung des Zollverbandes mit dem Norden unterstützen. Aber die alte Erfahrung, daß gebotene Belehrung gerade von denen, welche sie am nöthigsten brauchen, verschmäht wird, dürfte sich auch hier bewähren. In Hessen und Nassau stehen die Regierungen mit ihren vom Regensburger Reichstage überkommenen Abstimmungen: in omnibus cum Austria, so kläglich vereinzelt ihren gesammten Bevölkerungen gegenüber, daß ihr Gebahren nur Mitleid erregen könnte, wenn ihm nicht durch einen militärischen Hintergrund eine ernstere Bedeutung geschaffen würde. Schon unter den Strahlen der Augustsonne träumten Heißsporne in München und Stuttgart von einem gemischten österreichisch-bayrisch-schwäbischen Armeecorps in Böhmen, welches bei kühlerer Temperatur unter der minder verfänglichen Form von Lagern aus Bestandtheilen verschiedener Bundes-Armeecorps fortspukt. Ohne die Aussicht auf die Hülfe von Strafbayern, in Verbindung mit Schwaben und deutschen Brüdern aus Croatien, hätten die Velleitäten in Darmstadt und Wiesbaden, aus dem Zollverein zu treten, oder Preußen zu handelspolitischen Ketzereien zu zwingen, ebenso wenig einen Sinn, wie die Münchener Idee, den Zollverein ohne Preußen nach Principien, welche China und Japan eben aufgegeben haben, zu reconstituiren. Solche Träumereien verdienen bis jetzt kaum eine flüchtige Erwähnung. Sollten sie später eine mehr concrete Gestaltung gewinnen, so würden wir uns doch hier damit nicht zu beschäftigen haben. Die Sache käme dann auf ein anderes Feld, auf welches ihr zu folgen wir nicht berufen sind.

Für die Leser unseres vorigen Heftes bedarf es keiner Versicherung, daß wir das Erscheinen des zweiten Heftes der dort angezeigten Schrift: Der Zollverein Deutschlands und die Krise, mit welcher er bedroht ist — als die Erfüllung eines kaum ausgesprochenen Wunsches willkommen heißen. Das erste Heft ist von der Tagespresse mehrfach besprochen, noch mehr benutzt worden, und insbesondere sind die Nachweisungen über die Vertheilung der Zollrevenüen unter die verschiedenen Gruppen in Süddeutschland mit Auf-



Vorschlägen durch äußerste Beschränkung der Competenz zu Majoritäts-Beschlüssen Eingang zu verschaffen. Der Inhalt der Vereinigungsverträge wird ausgeschlossen und dem bisherigen Wege der Vereinbarung vorbehalten. Die Gesetzgebung über die gemeinschaftlichen Zölle und die Rübenzuckersteuer, die Vollzugsverordnungen, so wie andere in Nebenverträgen enthaltene Bestimmungen über Zölle und Rübenzucker sollen nach Beschlüssen der Mehrheit geregelt werden. Von den Ausnahmen des freien Verkehrs im Vereinsgebiete, den mit Uebergangssteuern belasteten Gegenständen, wird der Wein keine Schwierigkeit mehr machen, da die Uebergangssteuer durch den Handelsvertrag mit Frankreich ihre Bedeutung verliert und Preußen bereit ist, seine Productionssteuer (Moststeuer) fallen zu lassen. Eine gemeinschaftliche Besteuerung von Bier und Branntwein vorzuschlagen scheint dem Verfasser aussichtslos, doch giebt er den süddeutschen Regierungen, welche am lautesten gegen die Uebergangssteuer zu Felde ziehen, obgleich sie dazu am wenigsten berechtigt sind, den Rath, sich darüber unter einander ebenso zu vereinbaren, wie es die nördlichen Vereinsglieder unter sich längst gethan haben. Ueber die Besteuerung von Taback und Salz dagegen hält der Verfasser, wegen der gleichmäßigeren Consumtionsverhältnisse, eine Vereinbarung für möglich, und er hat keine finanziellen Bedenken gegen die Umwandlung des Salzmonopols in eine Productionssteuer, welche den Plackereien zur Verhütung des Salzschmuggels ein Ende machen würde. — Hinsichtlich der Organisation schließen sich die Vorschläge gleichfalls dem Bestehenden möglichst an. Sie wollen die Generalconferenz beibehalten, ihr die Controle der Landesverwaltungen übertragen, die Vereins-Bevollmächtigten und die Stations-Controleure zuweisen, und sie auf diese Weise zu einer ständigen Behörde machen. Die Generalconferenz soll ermächtigt sein, innerhalb der angedeuteten Competenz Majoritätsbeschlüsse zu fassen; sie bildet zugleich ein Regierungs-Commissariat für die Verhandlungen mit den Abgeordneten. Auf ein Vereins-Ministerium verzichtet der Verfasser, weil er einen allgemeinen Widerspruch Seitens der Regierungen voraussieht. Die Stimmenzahl der 13 Vertreter in der Generalconferenz auf 130 angenommen, würden nach der Bevölkerung Preußen 70, die übrigen 60 erhalten. Preußen soll nach dem Vorschlage auf 10 Stimmen verzichten, damit es nicht allein den Ausschlag gebe, aber das seinem Gewichte zukommende Veto erhalte. Die Vereinsversammlung würde aus 259 Abgeordneten bestehen, durchschnittlich Einer auf 130,000 Seelen. Doch sollen auch die Staaten mit weniger Einwohnern jeder eine Stimme haben. Hiernach würde Preußen 136 Abgeordnete, also etwas mehr als die Hälfte erhalten. Da aber, wie bekannt, die preußischen Stimmen nicht alle das gleiche Interesse vertreten, sondern sich nach den in den einzelnen Landestheilen vorherrschenden Zweigen der volkswirthschaftlichen Thätigkeit vertheilen, so ist eine compacte preußische Mehrheit gegen die Abgeordneten der übrigen Staaten nicht zu befürchten. Die Wahl der Mitglieder soll von den Kammern der Vereinsstaaten ausgehen, doch nicht auf ihre Mitglieder beschränkt, sondern auf Einwohner des Vereinsgebietes ausgedehnt werden. — Diese Vorschläge, welche hier nur in ihren allgemeinsten Umrissen angedeutet werden können, hält der Verfasser, der es nicht mit Idealen zu thun hat, sondern mit

staaten, dem preußischen Programm der Tarifreform durch den Vertrag mit Frankreich, ein Programm der Verfassungsreform an die Seite zu stellen, mit der erklärten Absicht, über Beides sich zu einigen. Doch, sie verschmähen Beides. Es wäre nun an Preußen, sein Programm für die Erneuerung der Vereinsverträge durch die Aufnahme eines weiteren Punktes, die Organisation betreffend, zu vervollständigen. Doch in Berlin scheint man so wenig wie anderwärts geneigt, die Verhandlungen durch eine Vermehrung des Inhalts zu erschweren, und man muß gestehen, daß Preußen dazu in seinem Particular-Interesse weniger als Andere veranlaßt ist. So mag man denn warten, bis die Noth eintritt und Besseres zu Stande bringt als in diesem Augenblicke auf dem Wege der freien Vereinbarung zu erreichen sein würde.

Mit besonderer Befriedigung haben wir schließlich die Aeußerungen des Verfassers über die Vermittelungsversuche vernommen. Er vermeidet aus den besten Gründen, Modificationen des Vertrags mit Frankreich zu bezeichnen, die etwa, um den separatistischen Südstaaten entgegen zu kommen, versucht werden könnten. Dagegen hebt er diejenigen Momente hervor, welche von den Verhandlungen ausgeschlossen werden müssen, wenn eine Vermittelung gelingen soll. Es ist das Verhältniß zu Oesterreich, es sind die politischen Momente, über welche eine Vermittelung eben nicht möglich ist. Man muß, um unter den Vereinsstaaten eine Verständigung zu erzielen, nicht den Weg des Herrn v. Beust gehen, sondern einen ganz entgegengesetzten. Man darf zu den Berathungen keine anderen Bevollmächtigten zulassen, als die der Vereinsregierungen; man muß von den Motiven alles dasjenige fern halten, was den rein volkswirthschaftlichen Interessen fremd ist. Wir empfehlen der Aufmerksamkeit des Lesers die von dem Verfasser bei diesem Anlasse glänzend geführte Widerlegung der bayerischen und würtembergischen Behauptung, der Zollverein sei durch den Vertrag mit Oesterreich vom 19. Februar 1853 behindert, seinen Tarif in dem beabsichtigten Umfange zu ändern, so wie die Charakteristik der österreichischen Forderungen, die um so frivoler erscheinen, als die Bevölkerung Oesterreichs durch den neuen Vereinstarif bedeutend mehr gewinnt als durch den Vertrag von 1853 — Ausführungen, die durch die Uebereinstimmung mit dem entsprechenden Abschnitt in der Schrift: „Vorwände und Thatsachen" doppelt schlagend erscheinen. Gelingt es nicht, die fremdartigen Elemente aus den Verhandlungen auszuscheiden, dann bleibt allerdings nichts übrig, als eine bestimmte Schlußerklärung. „Wir zweifeln nicht" — so schließt unsere Schrift — „daß auch die lakonische Sprache der Ja und Nein zur Vermittelung in diesem schweren Conflict ausreiche und würden mit Beruhigung über das Schicksal des Zollvereins vernehmen, daß Preußen die Verträge vom 4. April 1853 baldigst gekündigt und diejenigen Vereinsstaaten, welche den Vertrag vom 2. August nicht ablehnten, eingeladen habe, mit ihm an das Werk der Erneuerung des Vereins auf Grundlage eines vorgelegten Programms zu gehen."

Es ist theils den Ausstreuungen der Gegner, theils den Besorgnissen, welche die gegenwärtigen beklagenswerthen Zustände in Preußen erwecken, zuzuschreiben, wenn trotz wiederholter Versicherungen der Regierungsorgane immer noch Zweifel bestehen, ob Preußen an seinem Vereins-Programme festhalten werde. Wir

haben solche Zweifel nicht. Es handelt sich hier um eine Lebensfrage für Preußen. Von dem bisherigen Wege abweichen, wäre ein politischer und zugleich ein ökonomischer Selbstmord. Ist dieser nicht verübt worden unmittelbar nach dem Tage von Ollmütz in der letzten Krise des Zollvereins, so ist er unendlich weniger zu besorgen in der gegenwärtigen Krise, wo in dieser und nur in dieser Sache die Krone, die beiden Häuser, Adel und Volk, wie Ein Mann zusammen stehen.

Politische Correspondenz.

Berlin, 28. November.

Als wir am Schluß des vergangenen Monats die Ursachen unserer Verfassungskrisis darstellten, hat aller Unmuth über unsere Zustände uns nicht verhindert, auf die Verheißung der Regierung bei'm Schlusse der Session hinzuweisen, daß auf dem Grunde gemeinsamer Hingebung für das Wohl der Krone und des Vaterlandes „die jetzt hervorgetretenen Gegensätze ihre Ausgleichung finden" würden.

Seitdem ist von dem Zeitraum, welcher zwischen jenem Schluß und dem spätesten Termin zur Wiedereinberufung des Landtages liegt, mehr als die Hälfte verflossen. Was ist in dieser Zwischenzeit zur Vorbereitung der Ausgleichung geschehen? Welche Aussicht haben wir, daß in der kommenden Session Regierung und Land — und nachdem leider auch die Krone in den Streit hineingezogen ist — Krone und Land ihren Frieden schließen werden?

Keine Spur einer solchen Aussicht ist bisher zu entdecken. Was als Basis der Verständigung im Laufe dieses Jahres laut oder stillschweigend anerkannt wurde, es wird — darauf deuten wenigstens alle Anzeichen hin — seitens der Regierung nach dem 14. Januar nicht minder, als im August und September von der Hand gewiesen werden. Man scheint auf dem Grundsatz zu beharren, daß das Land kein Recht habe, erhöhten Ansprüchen an Geld- und Menschenkraft mäßige Schranken zu setzen, und nachdem diese Beharrlichkeit uns bereits zu einer Verausgabung der Staatsgelder ohne gesetzliche Unterlage geführt hat, wird es dem Zufall überlassen bleiben, wohin sie uns noch weiter führt.

Aber dies ist noch nicht Alles. Es ist in der Zwischenzeit nicht blos nichts, sondern Verderbliches geschehen; es ist ein Samen des Bösen ausgestreut, durch dessen Aufwuchern die Empfindung der wirklichen Lage, sowie die Einsicht in die Nothwendigkeit und in die Leichtigkeit sie zu verbessern, erdrückt werden muß. Die Geister der Versuchung, deren Rolle in der constitutionellen Staatengeschichte Europas es war, Fürst und Land zu entzweien und die entstandene Entzweiung bis zur Unmöglichkeit der Umkehr zu vertiefen, haben ihr Spiel bei uns begonnen. Es ist nicht ersichtlich, daß ihrer Darstellung von den Tendenzen der liberalen Parteien, wie ihren Wünschen und Rathschlägen zur Abwehr dieser erdichteten Tendenzen, daß ihrer servilen Verherrlichung der absoluten Herrschermacht, wie ihrem frivolen Rütteln und Deuteln an der Verfassung irgend ein Hinder-

niß in den Weg gelegt wäre. Das Feld für ihre Wirksamkeit scheint völlig frei, die Früchte aber werden leider nicht allein von ihnen, sondern auch von Krone und Land geerndtet werden.

Das Spiel, welches die feudale Partei mit ihren Loyalitäts-Adressen eingeleitet hat, läßt sich auf den dreifachen Zweck zurückführen, die Krone über die Stimmung des Landes in der Militärfrage zu täuschen, sie um Verweigerung jeder den Frieden herbeiführenden Concession anzugehen, endlich die Verhältnisse in einen Weg hineinzudrängen, auf welchem mit dem constitutionellen System zuletzt gebrochen werden muß. Alle drei genannten Zwecke sind aus dem Wortlaut jener Schriftstücke nachzuweisen. Daß der Widerstand gegen die Militärvorlagen der Regierung sich auf den „factiösen Widerspruch" einiger Deputirten reducire, diese, durch das Resultat eines dreimaligen Wahlactes widerlegte Behauptung ist eine bewußte Unwahrheit, weil diejenigen, welche sie aussprechen, zugleich gestehen, daß eine Neuwahl im Lande kein ihnen günstigeres Ergebniß haben werde. Ferner ist in vielen Adressen die Regierung direct aufgefordert, in dem Widerstand gegen das Abgeordnetenhaus zu beharren und „demselben keine weiteren Zugeständnisse zu machen." Endlich ist mit unglaublicher Dreistigkeit der Staatskörper herabgesetzt, in dessen gesetzlicher und moralischer Autorität die Garantie aller unserer Freiheiten liegt. Seine Mitglieder werden verklagt, daß sie „nach dem Zipfel des königlichen Mantels, wohl gar nach dem ganzen königlichen Mantel gelüste;" er wird als „das Werkzeug einer verblendeten Partei," die Uebung seines Rechts als ein „unbefugter Uebergriff," als „ungestümes Andrängen ebenso anmaaßender als verderblicher Forderungen" bezeichnet. Die weiteren Consequenzen dieser Urtheile liegen auf der Hand. Wenn das Abgeordnetenhaus die gefälschte, und die Freunde des preußischen Volksvereins die wahre Meinung des Landes darstellen, gleichwohl aber unser Wahlgesetz, wie bisher, so auch später der Lüge zum Sieg über die Wahrheit verhilft, so muß die erstere an ihrer Wurzel, an dem Wahlgesetz selbst, angegriffen werden. Wenn das Abgeordnetenhaus durch seine bisherigen Budget-Befugnisse zu der Versuchung geführt ist, in die Rechte der Krone hinüber zu greifen, so muß zur Sicherung des Landeswohles sein Finanzrecht künftighin auf die Bewilligung neuer Steuern und Anleihen beschränkt werden. Wenn in Folge der diesjährigen Streichungen im Budget eine Lücke innerhalb der Verfassung zu Tage getreten ist, in welche das Königthum mit seiner Machtfülle ergänzend einzutreten hat, nun so muß es, da unter gleich bleibenden Verhältnissen die Streichungen wiederkehren werden, auch bei der budgetlosen Regierung in Zukunft sein Bewenden haben. Die Wünsche der Feudalen sind noch unzweideutiger herausgetreten. Eine Adresse aus Halle hat als Norm für die Auffassung, das heißt doch als Bedingung für die Gültigkeit der Verfassung, den Ausspruch wiederholt, welchen Friedrich Wilhelm IV. „vor der Eidesleistung" gethan habe: „daß das Regieren mit diesem Gesetz dem Könige möglich gemacht werden müsse;" — und in ihren Hymnen über den göttlichen Beruf des Herrscherthums hebt die Kreuzzeitung mit besonderem Nachdruck hervor, daß dasselbe seine überirdischen Aufträge dem Buchstaben eines Grundgesetzes nicht unterordnen dürfe.

Reactionäre Coterien haben zu allen Zeiten das Bedürfniß gehabt, ihr Interessen zu religiösen Geboten zu erheben. Je schwächere Wurzeln ihre Ans und Privilegien in dem Rechtsbewußtsein und in den socialen Verhältnissen des Volks, d. h. auf der Erde haben, deste begreiflicher ist freilich die Tendenz, ihnen einen himmlischen Ursprung zu geben. Auch giebt es immer beschränkte Köpfe, in denen diese Vermischung des Heiligen und Unheiligen zur Ueberzeugung, zum religiös-politischen Fanatismus wird. Bei uns zumal ist die feudale Orthodoxie, ganz abgesehen von der äußeren Abhängigkeit eines Theiles der Landgeistlichkeit von den Kirchenpatronen, mit der feudalen Partei durch ein innerliches Band verknüpft. Ihre Stellung ist insofern die gleiche, als sie dem fortströmenden Leben gegenüber absolute Formeln aufstellen, die von dem Geist der Nation längst verworfen sind und nun mit gewaltsamer Anstrengung festgehalten werden sollen. Der orthodoxen Formel widerstrebt das klarer gewordene Bewußtsein der sittlichen Ideen, die umfassendere Erkenntniß von Natur und Geschichte, das Culturergebniß eines ganzen Jahrhunderts. Wie der ersteren die mehr ideale, so widerspricht der feudalen Formel die mehr reale Seite eben dieses Culturprocesses, die Entwickelung des Bauernstandes zu einem an Steuerkraft und Grundbesitz die Ritterschaft weit überragenden Factor, das Emporblühen der Städte zu Mittelpunkten des Handels- und Weltverkehrs, der Fabrik- und Gewerbthätigkeit, die Ansammlung neuer Werthe und Güter, die den Schwerpunkt der Leistung und der Geltung für den Staat mehr und mehr von dem Grundadel in die bürgerlichen Schichten der Gesellschaft verlegen. Die unausbleiblichen Folgen dieser doppelten Umwandlung widerstreben beide Richtungen der Reaction, indem sie die ungebildeten Volksklassen in der Unmündigkeit zu erhalten und die Polizei- und Staatsgewalt in ihr Interesse zu verflechten suchen. Im Uebrigen ist bei dem Kern der Feudalen der gehobene Kirchenton nur die prunkende Hülle für eine ganz nüchterne Lebensklugheit. Unsere Partei darin besteht der praktische Inhalt derselben, soll wie bisher auf Provinzial- und Kreistagen herrschen, die Mehrzahl der Officier- und höheren Beamtenstellen einnehmen, den Gang der constitutionellen Staatsmaschine durch das Herrenhaus reguliren und das Uebergewicht brechen, welches die bürgerlichen Interessen durch das Abgeordnetenhaus zu gewinnen drohen. Jemehr es uns gelingt, den Gegensatz zwischen Königthum und Verfassung zu spannen, desto zuversichtlicher dürfen wir auf die Erreichung dieser Ziele hoffen.

Wir begreifen diesen Standpunkt; es ist das rücksichtslose Verfahren einer Partei, welche das Königthum wie das Bürgerthum als Gegenstand und Werkzeug für ihren Vortheil ansieht und benutzt. Was wir weniger begreifen, ist eine Regierung, welche dieses Treiben gewähren und in der Zeit, die als Vorbereitung zum Frieden dienen sollte, den Gedanken sich festsetzen läßt, daß die Zustände von 1848 wiedergekehrt seien, und daß der preußische Thron der verstärkten Armee auch gegen die eigene Bevölkerung bedürfe. Denn mit der Befestigung solcher Gedanken muß die ursprüngliche Differenz über eine praktische Reform mehr und mehr die Gestalt eines großen, jede Vermittelung ausschließenden principiellen Gegensatzes annehmen. Wenn es begründet ist, daß das Abgeordnetenhaus nach den Rechten der Krone greift, so

kann der Träger derselben seine Räthe nicht ermächtigen, sich mit diesem Hause zu verständigen, und wenn ein Volk, das sich inmitten des politischen Kampfes seiner Treue gegen die Dynastie bewußt ist, fast täglich vernimmt, wie die von ihm gewählten Vertreter, d. h. wie es selbst, in seiner Ehre verletzt, in seiner Gesinnung verdächtigt wird, so können die heiligen Güter, auf denen das Staatswohl beruht, die Hingebung, der Glaube, das Vertrauen, in seinem Gemüthe nicht wachsen. Durch die Fortdauer dieser Verhältnisse wird Preußen in zwei Lager getheilt, wo in dem einen, der Regierung zur Seite, Niemand steht als die kleine Schaar, die offen oder heimlich das constitutionelle Princip bekämpft und deren Siege von jeher die Niederlagen des Staats waren; wo in dem andern Alles, was an strebender Kraft, an männlichem Rechtsbewußtsein, an Einsicht in die großen Traditionen und Aufgaben des Staats zu finden ist, um die Fahne der Verfassung sich sammelt. Die Mittel einer Regierung, zumal in Preußen sind groß, wer aber einen Begriff von den Existenzbedingungen unseres Staats und von der gährenden Bewegung der deutschen Nation hat, — kann es dem zweifelhaft sein, auf welche Seite zuletzt der Sieg fällt?

Eine Partei pflegt oft nur für ihr eigenes, ein Ministerium hat für das Gesammtinteresse zu sorgen. Hiervon jedoch abgesehen, so liegt auch in Bezug auf die Wahl und Berechnung der Mittel dem letzteren eine weit ernstere Verantwortung ob. Eine Partei mag sich in leichtfertigem Eifer über das Verhältniß ihrer Kräfte zu den vorgesteckten Zielen täuschen, die schließliche Erfolglosigkeit trifft nur sie. Ein Ministerium aber stellt mit sich selbst zugleich die Staatsgewalt blos, die es vertritt, wenn für die Aufgabe, die es zu lösen hat, die Mittel und Kräfte sich als unzulänglich erweisen. Mit welchen Mitteln glaubt Herr von Bismarck die Stimmung des Landes umwandeln, das Abgeordnetenhaus und das Bürgerthum hinter ihm bezwingen zu können? Auch die aufmerksamste Ventilirung dieser Frage wird schwerlich auf irgend einen zusammenhängenden Plan, sondern nur auf einzelne äußerst problematische Versuche führen. Der erste verräth sich durch die Berufung der Provinziallandtage. Gegen die constitutionelle Centralvertretung sollen die Stände der Provinzen als Gegengewicht und als Schwächungsmittel benutzt werden. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß von einer Anzahl dieser Versammlungen die Schwerin'sche Kreisordnung verworfen und die Herrenhausanträge auf Erhaltung des Virilstimmrechts der Rittergutsbesitzer angenommen werden. Es ist selbst möglich, daß die Vertreter der beiden untern Stände es versäumen, ihre Interessen durch itio in partes zu wahren. Die Einen sind vielfach von den Gutsherren abhängig, die Wahlen der Anderen sind bisher unter völligster Gleichgültigkeit der Bevölkerung und wie im Geheimen vor sich gegangen. Auch das kann, wie leider die Vorgänge in Pommern, Brandenburg, Sachsen und Schlesien beweisen, gelingen, jene schwachen und unselbständigen Elemente zu politischen Adressen zu bewegen, zumal wenn die agitirende Partei in der Form vorsichtig und zurückhaltend verfährt. Die Frage bleibt immer, was ist hiermit für das Ziel, für die Zersprengung der um das Abgeordnetenhaus gesammelten Volkskraft erreicht? Wird das Heraufbeschwören jener Schatten der Vergangenheit die in der lebendigen Gegenwart wurzelnde Energie der Opposition tangiren? Wer überhaupt

von den Provinzialständen etwas weiß — nur das für, von den Gelehrten abgesehen, wirklich nicht Viele in Preußen — der weiß zugleich, daß Grafen, Temherren und Ritter über die Hälfte ihrer Stimmen geboten. Wenn sie wie die ausdrückliche Vorschrift des Gesetzes für in die Politik einmengen, so wird dieses Verfahren eine ähnliche Wirkung haben, wie sie der Herrenhausbeschluß vom 11. October hervorrief. Nicht die Harmlosigkeit des Volkes wird abgezogen, sondern der Gegensatz der Stände wird vertieft, der vervielfachten Gesetzesüberschreitung der feudalen Aristokratie gegenüber wird sich das Bürgerthum mit der ganzen Summe seiner materiellen und geistigen Kräfte um die einzige Staatsgewalt zusammen schließen, die, so lange es eine Verfassung giebt, das Recht und die Mittel hat, es gegen Uebergriffe zu schützen. —

Eine zweite, weit inhaltlosere Idee ist neuerdings in einzelnen Symptomen an's Licht getreten. — Unsere Leser erinnern sich eines hiesigen Arbeiters, der unter seinen Genossen für die Berufung eines Arbeitercongresses wirksam war und der plötzlich auf die Anklage einer Leipziger Deputation, die ihm weitreichende Verbindungen verwarf, vom Schauplatz zurücktrat. Wir sind weit entfernt, über das Thatsächliche jener Vorwürfe ein Urtheil zu fällen, nur das scheint gewiß, daß es Staatsmänner giebt, die den Widerstand des oppositionellen Bürgerthums mit Hülfe der Organisation eines vierten Standes glauben brechen zu können. Napoleon beherrscht Frankreich, weil er den Soldaten und den Ouvrier in der Hand hat. Freilich gewinnt er den Arbeiter nicht, indem er Vereine und Congresse und Beschlüsse über Gewerbefreiheit und Freizügigkeit veranlaßt, sondern indem er ihm besonders in der Hauptstadt das Brot zu gleichmäßig billigen Preisen verkauft, an den Steuern ihm nachläßt, auf städtische Neubauten und öffentliche Arbeiten bedacht ist, endlich weil er neben dieser Sorgfalt für die materiellen Interessen die Idee der Gleichheit, der Massensouverainetät, die revolutionären Erinnerungen Frankreichs vertritt, weil er als der Gegensatz aller legitimistischen und Standesinteressen, als Parvenu auf dem Thron sitzt. Unser Bürgerthum ist nicht wie das französische durch drei Revolutionen und durch den Wegfall aller Formen einer lebendigen Selbstverwaltung politisch vernichtet, keine socialistische Bewegung hat bisher den Haß zwischen dem Bourgeois und dem Proletarier erzeugt. Es würde ein staunenswerthes Maß von politischem Dilettantismus verrathen, wollte man in solche Verhältnisse französische Schablonen übertragen.

Wir erkennen aus solchen Symptomen die Rathlosigkeit unserer Politik. Flüchtige Ideen vertreten die ernste Erwägung der Thatsachen, leere Hoffnungen auf rettende Zwischenfälle den geregelten Plan. Inzwischen kommt die nächste Session heran, und was dann werden soll, wenn das Ministerium vor die Kammern abermals mit leeren Händen tritt, weiß dasselbe allem Anschein nach selbst noch nicht zu sagen. Nur Eins darf es schon heute als nicht unwahrscheinlich annehmen, — daß die diesjährige Minorität von 68 Stimmen dann erheblich zusammenschmelzen wird. Ist keine Hoffnung vorhanden, durch Mäßigung und Selbstbeschränkung den sachlichen Gegenstand des Conflicts mit der Regierung zum Austrag zu bringen, so müssen auch die Differenzen darüber innerhalb der Opposition ihren Werth verlieren. Je dauernder und absoluter

die Regierung sich in's Unrecht setzt, desto geschlossener und einiger werden alle Theile der liberalen Opposition sein.

Keine Staatskunst kann sich dem Gesetze entziehen, nach welchem die innere und die auswärtige Politik eines Staats in Wechselwirkung steht. Selbst bei Völkern, welche die Idee der Freiheit in dem Genuß der Macht verloren zu haben scheinen, bewährt sich noch diese Wechselwirkung. Dem französischen Volk, welches für die Bewegung in Italien eintrat, mußte wenigstens der Schein einer Erweiterung der eigenen Freiheiten geboten werden; und umgekehrt mit dem Widerstand gegen jene Bewegung ist die Begünstigung der conservativen Richtungen im Inneren verknüpft worden. Für Preußen, das in Deutschland seine Bundesgenossen nur im liberalen Lager, im conservativen dagegen nur entschlossene Gegner hat, ist der Bruch mit dem Liberalismus schlechterdings auch der Bruch mit jeder denkbaren Form einer deutschen Politik. Nach dieser Seite hin war also die Mühe überflüssig, die man sich genommen hat, um die Reise des Herrn v. Bismarck nach Paris in das rechte Licht zu setzen. Es bedurfte weder für Paris noch für uns der Versicherung, daß Preußen an eine Annexionspolitik, an einen Staatsstreich in Deutschland nicht denke. Denn natürlich hat es die Kraft nicht, Bayern und Würtemberg, Sachsen und Hannover durch militärischen Zwang zu annectiren. Auch für kleinere und gerechtfertigtere Aufgaben fehlt ihm heute die moralische Fähigkeit. Der Kurfürst von Hessen hat den Landtag vertagt und die Budgetvorlage verweigert. Somit sind die lebhaftesten Ermahnungen Preußens von ihm abermals ignorirt und die Bedingungen aufgehoben, unter denen Herr von Bismarck kürzlich die kurhessische Frage für eine innere Angelegenheit des Landes erklärte. Gleichwohl denkt Niemand daran, daß, selbst wenn heute an die Actionsversuche des verflossenen Frühjahrs angeknüpft würde, diese vereinzelte Handlung in einen größeren politischen Zusammenhang gebracht werden könne.*) Von offiziöser Seite hat man ferner das Gerücht von einer Verstimmung, einem kühlen Verhältniß zwischen Frankreich und Preußen abgewiesen und hervorgehoben, daß von dem letzteren in einer der europäischen Fragen ein diplomatischer Schritt der Annäherung geschehen sei. Gleichwohl ist es auffallend, daß abhängige Organe wie die Revue contemporaine die preußische Regierung auf das Schärfste verurtheilen und unsere Zustände mit denen unter Karl X in Vergleich stellen. Louis Napoleon zweifelt vielleicht an der Möglichkeit, unseren Conflict auf den Wegen des Ministeriums Bismarck zu lösen, und er fürchtet den Fortschritt dieser constitutionellen Bewegung und ihre erregende Wirkung für die Nachbarländer. Hierin mag wenigstens einer der Gründe für die Zurückhaltung liegen, auf welche Herr v. Bismarck gestoßen sein soll. Daß dies Verhältniß sich in der Folgezeit ändern, daß überhaupt die großen Fragen, welche die europäischen Cabinette gegenwärtig in Bewegung setzen, Preußen Gelegenheit geben könnten, sein Gewicht

*) Durch die seitdem erfolgte Sendung des preußischen Feldjägers ist unser obiges Urtheil bestätigt. Oder mußte bei einem neuen Eingriff in die Kurhessischen Verhältnisse nicht dafür gesorgt werden, dieses wichtige Zwischenland dem großdeutschen Einflusse in den Zollvereinsangelegenheiten zu entziehen? Von der deutschen Frage wollen wir ganz absehen.

lichen Leichtsinn, mit welcher die Hellenen ihren Herrscher auf Reisen geschickt hatten, war die bayrische Zeitung so schmerzlich berührt worden, daß sie auf die ernste Autorität des delphischen Orakels sich berief und behauptete, dasselbe würde die Hellenen auf die Wittelsbacher als auf ihr alleiniges Heil verweisen, falls es heute noch existirte. Diese Argumentation ist schwer zu widerlegen, und soviel kann man zugestehen, daß die bayrische Dynastie zwar von den Griechen nicht vermißt werden, aber von Europa nicht leicht zu ersetzen sein wird. Indeß — was uns hier allein angeht — in dem Widerstreit der Interessen der Schutzmächte wird Preußen kaum mitbestimmend einwirken können, wenigstens nicht in der Richtung, die man Herrn v. Bismarck bisher zuschrieb. Oder sollte es den Dienst, den uns Lord John Russell gegen Dänemark erwiesen hat, mit der Begünstigung eines Candidaten beantworten, der zur geeigneten Zeit für die großgriechische Idee eintritt?

Der Schwerpunkt der Napoleonischen Politik, d. h. leider der Action Europas, scheint indessen heute nicht innerhalb unseres Continents zu fallen. Von langer Hand her hat der französische Kaiser die Realisirung der Pläne vorbereitet, die in der Depesche seines Ministers vom 30. October an's Licht getreten sind. Als er England und Spanien zu dem Zuge nach Mexiko bewog, war es die ausdrückliche Bedingung ihrer Allianz, daß die Expedition auf die Geldforderungen und den Schutz der Unterthanen sich beschränken, in die inneren Verhältnisse Mexikos aber nicht eingreifen solle. Unter den Händen Louis Napoleon's verwandelte sich dieser Zweck in sein Gegentheil. So gewann er die Gelegenheit, in dem Lande, welches den Süden der americanischen Union begränzt, militärische Position zu nehmen, und jetzt befindet sich in Mexiko, ungerechnet eine Schiffsmannschaft von 14,000 Mann, eine Armee, die selbst von der officiellen Presse auf 32,000 Mann geschätzt, deren Stärke aber wahrscheinlich noch erheblicher ist. Wir versuchen es nicht, die Combinationen zu entziffern, die sich in dem Geiste Napoleon's an diese Stellung knüpfen mögen. Auch das wäre schon ein bedeutender Erfolg, wenn es ihm gelänge, wie die Krisen Europas, so den Streit in America vor sein Forum zu ziehen und als der Machthaber zu erscheinen, der die politischen Weltfragen selbst jenseits des Oceans zum Austrag bringt. In der französischen Depesche ist der Vorschlag zum Waffenstillstand als ein freundlicher Rath dargestellt, von dem man absteht, wenn er in der Hitze des Kampfes verworfen werden sollte. Indeß war seine Annahme seitens der Südstaaten wohl wahrscheinlich, und damit würde die Gelegenheit zu einer neuen Wendung Frankreichs gegeben worden sein. England hat es von der Hand gewiesen, sich in Cooperation mit dem unzuverlässigen Bundesgenossen auf Verwicklungen von unberechenbarer Tragweite einzulassen. Rußland hat mit bemerkenswerther Kälte seinen formellen Beistand selbst für den Fall des Einverständnisses der Westmächte abgelehnt. Immerhin ist die Fürsorge der Napoleonischen Politik für die darbenden Massen der Fabrikarbeiter öffentlich erwiesen; diese Bekümmerniß um die Leiden der Menschheit, und allerdings auch wohl die ernste Sorge um die Stockungen der französischen Industrie, wird den Blick des Kaisers auch fernerhin auf den americanischen Welttheil gefesselt halten. Wie aber auch seine Action sich an diesem Punkte weiter fortspinnen möge,

den Künsten der Täuschung und Unwahrheit bewährt sich auch hier, aber es würde ermüden, den einzelnen Proben zu folgen. Für die eiderdänische Partei ist die Erhaltung der gemeinsamen Verfassung für das Königreich und Schleswig „die Frage über Leben und Tod von Dänemark." Hall beharrt also bei der jetzt bestehenden factischen Incorporation Schleswigs, und betrachtet dieselbe als Vorbedingung seiner sogenannten Concessionen für das Bundesland Holstein. Diese letzteren sind uns vom vorigen Herbst her bekannt. Auch das Eiderdänenthum ist weit entfernt, dem Herzogthum Holstein eine wirkliche Gleichberechtigung einzuräumen. Es fordert die Aufopferung Schleswigs, und bietet Holstein die Position eines etwas selbstständigeren, aber einflußlosen und zinspflichtigen Nebenlandes. Indessen aller Trotz, welchen das copenhagener Cabinet den europäischen Rathschlägen entgegensetzt, hebt doch die Bedeutung derselben nicht auf. Es ist für die Zukunft die Gefahr beseitigt, daß die Einverleibung Schleswigs ähnlich wie die Aenderung der Erbfolge von einem europäischen Congreß legalisirt werde. Die Ansprüche der Herzogthümer auf Selbständigkeit und auf gleiches Recht mit dem Königreich, *haben im Princip die Anerkennung Europas gefunden*. Wenn nun gleichwohl Dänemark ihnen nicht genügt, so würden die auswärtigen Cabinete es nicht mißbilligen können, daß die deutsche Diplomatie auf den älteren, nur bedingungsweise geopferten Rechtsbestand der Herzogthümer zurückgriffe. Graf Bernstorff hat seinen Erfolg der Gradheit zu verdanken gehabt, mit welcher er, abweichend von seinem Vorgänger, auf die Mitte der Frage, auf Schleswig, los ging. Der offene Rückgang auf das alte Recht der Gemeinschaft der Herzogthümer würde vielleicht von einem ähnlichen Resultat begleitet sein. Es muß doch allgemein als eine leichtere Aufgabe angesehen werden, einen „Gesammtstaat" aus zwei Hälften, als aus vier Theilen zu bilden.

Indessen auf diesen diplomatischen Fortschritt werden wir Verzicht leisten müssen, wenn wirklich, wie verlautet, Oesterreich und Preußen im Begriff stehen, ihr Mandat in dieser Sache dem Bundestage zurückzugeben. Die eigentliche Lösung des endlosen Streits, seine Entscheidung durch die Waffen erwartet und wünscht überdies jetzt Niemand. Es liegt im Interesse der Herzogthümer und Deutschlands, daß sie verschoben werde, *bis in Preußen eine bessere Zeit angebrochen ist*. Somit ist die schleswig-holsteinische Frage für den Augenblick aus dem Mittelpunkt der Sorgen der Nation herausgerückt. In diesem Mittelpunkt steht die große Existenzfrage des *Zollvereins*. Auch diese Krise, oder wenigstens die Form und die Ausdehnung, die sie angenommen hat, verdanken wir dem Umschwung unserer inneren Verhältnisse. Die politische Lage von 1860 und 1861 ließ den Gedanken noch nicht aufkommen, daß es möglich sein werde, die Hegemonie Preußens im Zollverein durch Hineinziehen der anderen Großmacht zu brechen. Daher blieben bei der Erwägung der Vereinsangelegenheiten die sachlichen und wirthschaftlichen Interessen noch im Vordergrund, und von ihnen geleitet legitimirten die Vereinsstaaten Preußen bereitwillig zu Verhandlungen mit Frankreich, und begleiteten den Verlauf derselben mit ihrer Zustimmung. Obwohl es selbstverständlich war, daß mit dem Gelingen der Verhandlungen der Tarif herabgesetzt, der Zollverein an den Westen Europas angenähert,

Brück, Celle ꝛc. Adressen ausgegangen; eine Zusammenberufung aller Handelsvorstände durch den Vorort Hildesheim soll im Werke sein. Daß der Sunckel'sche Antrag zu Gunsten des Vertrags bei den kurhessischen Ständen die allseitigste Zustimmung gefunden haben würde, ist unzweifelhaft. Selbst in Altbayern scheint die Eventualität einer Auflösung des Zollvereins jetzt bereits ernste Besorgnisse zu erwecken. Der interessanteste Theil dieser Vorgänge ist die Bewegung, welche Herr von Beust durch seine Zweideutigkeiten unter den sächsischen Kaufleuten hervorgerufen hat. Diese Episode, insbesondere den Hader zwischen dem Dresdner Minister und dem Leipziger Stadtrath, werden unsere Leser an einem anderen Ort dieses Heftes ausführlich dargestellt finden. Es ist sehr bemerkenswerth, daß in letzter Zeit Demonstrationen *gegen* den Handelsvertrag nicht stattgefunden haben, mit Ausnahme der großdeutschen Versammlung zu Frankfurt, in der sich vielleicht nicht ein Dutzend Industrieller befanden.

In der diplomatischen und literarischen Discussion sind von den Gegnern des Vertrags, um einzelne Einwürfe zu übergehen, zwei große Gesichtspunkte aufgestellt. Zunächst ist der Tarifreform auf dem Wege eines Tractats der Vorschlag entgegengesetzt, welchen Preußen im September v. J. für den Fall des Scheiterns der Verhandlungen mit Frankreich anregte, — die Herabsetzung der Zölle durch selbstständige Verhandlung unter den Vereinsstaaten. Man darf sagen, daß dieser Einwand seine Basis verloren hat, seitdem die Wortführer auf der Gegenseite, wie Herr von Kerstorff und Herr Puscher zu dem Geständniß genöthigt worden sind, daß „der materielle Inhalt des neuen Tarifs großentheils einen Fortschritt ausdrücke," daß die stipulirten Eingangszölle „im Großen und Ganzen als angemessene Grundlage zu einer allgemeinen Tarifreform bezeichnet werden dürften." Ist dies der Fall, hat sich das Urtheil über den Vertrag im Allgemeinen dahin fixirt, daß er die Einfuhr nach Frankreich für die auf den Massenconsum berechneten Artikel, d. h. für die wichtigsten Fabrikate des Zollvereins erleichtert, während er Frankreich als Compensation ermäßigte Zölle für die feineren Waaren bietet, in deren Fabrikation wir an und für sich nicht concurriren können, — so ist es eine Folgerung der gesunden Vernunft, daß die Annahme des Tractats allen Versuchen zu einer autonomen Herabsetzung des Tarifs bei weitem vorzuziehen ist. Ob bei solchen Versuchen überhaupt etwas herauskäme, da jede Besserung durch das liberum veto eines einzelnen Vereinsstaats verhindert werden kann, ist sehr zweifelhaft; immerhin aber wäre es eine Reform ohne feste und bestimmte Aussicht auf entsprechende Gegenconcessionen des Auslandes, während der Handelsvertrag uns sofort die Schranken eines weiten und ergiebigen Marktes eröffnet. Dieses einfache Raisonnement muß dem praktischen Verstande der exportirenden Industriellen um so mehr einleuchten, als die Handelsstatistik neuerdings bereits nachgewiesen hat, wie sehr durch den französisch-englischen und den französisch-belgischen Vertrag die Ausfuhr und die Gewerbsthätigkeit aller drei betheiligten Staaten gefördert ist.

Der zweite Gesichtspunkt unserer Gegner bezieht sich auf das Recht Oesterreichs zu einer specifisch begünstigten Stellung, oder aber zur Zollvereinigung mit Deutschland, ferner auf den Nachtheil, welcher für beide Theile in ihren Verkehrsbeziehungen aus dem Handelsvertrag erwachsen soll. Der Vertrag von

1853 wird jetzt bekanntlich dahin ausgelegt, daß Oesterreich nicht nur ein Recht auf die Verkehrserleichterungen habe, welche darin bestimmt festgestellt sind, sondern auch ein Recht auf die Zollannäherung, wie in dem Vertrage als Wunsch, als eventuelles Resultat zukünftiger Verhandlungen in Aussicht genommen wird. Von diesem Standpunkte aus ist der Art. 31 des Handelsvertrags, in welchem der Zollverein und Frankreich sich gegenseitig die Rechte der meistbegünstigten Nationen zusichern, eine Verletzung der älteren Rechte eines bundesbefreundeten Staates genannt und mit besonderer Heftigkeit angegriffen worden. Preußischerseits hat man dagegen stets hervorgehoben, daß der Zollverein 1853 weder die Befugniß zur Ermäßigung seines Tarifs, noch zum Abschluß von Tractaten genommen worden sei; und daß Oesterreich, wenn es auf die Verbindung mit uns einen so hohen Werth lege, sich auch dazu verstehen müsse, der handelspolitischen Richtung zu folgen, welche der Zollverein seinen Interessen angemessen findet. Endlich ist darauf hingewiesen, daß falls der Zollverein gezwungen sein sollte, Oesterreich unter allen Umständen ein praecipuum vor anderen Ländern zu ertheilen, er begreiflicherweise darauf verzichten müßte, auf den Märkten fremder Völker seinerseits die Vortheile der meistbegünstigten Nationen zu genießen. Durch eine vortreffliche, allem Anscheine nach von der preußischen Regierung veranlaßte Broschüre ist nun die interessante Enthüllung gemacht, daß noch vor einem Jahre alle verbündeten Regierungen die wechselseitige Concession des Art. 31 für selbstverständlich erachteten. Insbesondere Würtemberg erkannte ausdrücklich an, daß solches Verlangen Frankreichs könne nicht abgewiesen werden. Ja, man ging damals noch weiter. Diejenigen Staaten, welche heute die wärmsten Vertheidiger der österreichischen Vorrechte sind, wollten früher nicht einmal zulassen, daß der Kaiserstaat an den Frankreich zu concedirenden Vergünstigungen ohne Gegenleistung Theil nehme. Während Preußen die sofortige Generalisirung des gebesserten Tarifs in's Auge faßte, schlugen Bayern und Würtemberg Verhandlungen mit Oesterreich vor, nicht um einer aus dem Vertrage von 1853 folgenden Verpflichtung zu genügen, sondern um auf Oesterreich frühzeitig einen Druck auszuüben und von ihm für die eventuelle Theilnahme an den Zollermäßigungen Concessionen zu erwirken.

Hiermit ist der vollgültige Beweis geführt, daß die Fürsorge der süddeutschen Staaten für die Rechte Oesterreichs nur ein spät aufgegriffener Vorwand ist. Mit dem zweiten Punkt, dem angeblichen Nachtheil, der für die Verkehrsbeziehungen der beiden Zollgebiete aus dem Handelsvertrage hervorgehen soll, hat man noch weniger Glück gemacht. Die Ausfuhr von Artikeln des Zollvereins gegen welche Oesterreich von dem Rechte seine Zwischenzölle zu erhöhen Gebrauch machen könnte, ist nicht bedeutend. Oesterreich selbst aber gewinnt mit der Durchführung des Handelsvertrags und der Verallgemeinerung seines Tarifs gerade bei denjenigen Industriezweigen, welche für seinen Export am meisten in Betracht kommen. Es kann seine Weine, seine Leinen-, Wollen-, Baumwollen- und Glaswaaren künftig gegen sehr ermäßigte, zum Theil über die Hälfte herabgesetzte Zölle bei uns einführen.

Durch die bisherige Discussion der Zollfrage ist der Widerstand gegen

elsvertrag seiner sachlichen Vorwände entkleidet. Auch in Bayern und Wür-
rg sind die schutzzöllnerischen Neigungen schwerlich so groß, daß nicht beide
rungen der Zustimmung ihrer Kammern sich versichern könnten, sobald sie
seits den dynastischen Gegensatz gegen den Tractat fallen lassen wollten.
leugnen nicht, daß das Verhalten der preußischen Regierung in dieser Exi-
rage unseres Staates bisher correct gewesen ist. Sie hat den „großen
," welchen Bayern am 7. November nach der Meinung des Organs des
en Rechberg gethan, mit der einfachen Erklärung parirt, daß die nächste
ralconferenz der Vereinsstaaten sich auf den gewöhnlichen Kreis von Gegen-
en zu beschränken haben werde. Sie hat den ablehnenden Regierungen ge-
ortet, daß sie ihre Entscheidung als den Entschluß auffasse, den Zollverein
Preußen über 1865 hinaus nicht fortsetzen zu wollen. Sie hat die Schuld
ventuellen Zerfalls des Vereins, die Herr v. Beust mit einer nicht glück-
Diversion den treu bleibenden Anhängern des Handelsvertrags aufbürden
, auf diejenigen gewälzt, denen auch die öffentliche Meinung der Nation
schreiben wird. Wir sind überzeugt, daß das unerschütterliche Festhalten
iesem Standpunkte allein schon ausreicht, um die süddeutsche Opposition zu
ren. Denn es gilt noch heute, was Herr v. Kerstorff 1851 sagte: „Für
, die nicht gänzlich blind und taub sind, bedarf es keiner Argumentation,
oir im Süden von Deutschland uns in der Unmöglichkeit einer Lostrennung
Zollverein befinden." Der einzige Halt, an welchen die neue Darmstädti-
Coalition sich anklammert, ist die Hoffnung, daß es endlich doch noch gelin-
werde, die preußische Beständigkeit zu erschüttern und daß der reißende
chritt der Reaction in diesem Staate endlich noch Personen zur Gewalt
en werde, die für die Gunst Oesterreichs selbst den höchsten Preis zu zah-
rbötig wären. Wird diese Hoffnung vereitelt, verpflichtet sich Preußen schon
Frankreich gegenüber definitiv zur Annahme des Handelsvertrags (was
die Vollziehung des besondern Protocolls vom 2. August bekanntlich noch
geschehen ist), werden ferner Schritte eingeleitet, um für die Eventualität
luflösung des Zollvereins ein Norddeutsches Vereinsgebiet zu bilden, so
nicht nur die Rücksicht auf die Einbuße von mehreren Millionen Staats-
hme, sondern auch die Furcht vor der unerträglichen Isolirung das süd-
che Hinterland zur Nachgiebigkeit zwingen. Wir werden in der Sache des
elsvertrags siegen und den Zollverein in seiner jetzigen Umgrenzung erhal-
aber ein anderer schwerer Verlust wird uns freilich kaum erspart bleiben:
urch den Sieg der Reaction in Preußen und die Schranken, welche da-
em bewegenden Einfluß, der umgestaltenden Kraft unseres Staates gesetzt
wird, so steht zu fürchten, die dringendste Reform, die Verbesserung der
ereinsverfassung für die nächste Zukunft vereitelt werden.

Literarisches.

Schon längst wäre es unsere Pflicht gewesen, unsere Leser auf die „Grundzüge der Politik nebst einzelnen Ausführungen" von Georg Waitz (Kiel 1862) hinzuweisen. Denn vor Vielen war sicher der Verfasser der „deutschen Verfassungsgeschichte," er, der in seiner Art, die Geschichte mit dem Recht gleichmäßig gediegen zu verbinden, einzig unter den nationalen Historikern der Gegenwart ist, zu einem derartigen Unternehmen berufen und befähigt. Gleich sehr von der praktischen wie von der theoretischen Seite her. Sagt er doch selbst in der kurzen, einer gleichzeitigen Publication („Deutsche Kaiser von Karl dem Großen bis Maximilian," in Ferd. Schmidt's Deutscher Nationalbibliothek) vorgesetzten Autobiographie, er habe in der Frankfurter Nationalversammlung mehr auch für seine Wissenschaft gelernt als in manchem Jahre gelehrter Arbeit. Seit einer Reihe von Jahren hält er in Göttingen neben historischen Vorträgen auch solche über allgemeine Staatslehre, über deutsche und allgemeine Verfassungsgeschichte, denen der Antheil an praktischer Politik während jener denkwürdigen Zeit vielfach zu Statten kommt.

Das vorliegende, ungewöhnlich liberal ausgestattete Werk zerfällt in zwei Theile, deren erster als Leitfaden für den Behuf der Vorlesungen und zum Selbstunterricht ohne Zweifel in weiten Kreisen Beifall finden wird. Die knappen, klaren Sätze sind ganz geeignet, zum ernsten Nachdenken über das hoch wichtige Thema und zu eingehender Beschäftigung mit demselben aufzufordern. Absehend von der historischen Begründung, aber doch durchweg auf derselben fußend, stellen sie die allgemeinen Principien des Staatslebens dar mit besonderer Rücksicht auf den Verfassungsstaat der Gegenwart und, fügen wir hinzu, auf das Bedürfniß Deutschlands. Sie erscheinen uns als die Skizze einer allgemeinen Verfassungslehre, reif, überzeugungsvoll, im echten Sinne liberal, wie sie der bewährte Mann der Wissenschaft nach strenger Prüfung des Stoffs und mit eigener Kenntniß des Lebens denen, die praktisch in das politische Treiben desselben eintreten, als Wegweiser mitgiebt.

Es fällt uns schwer, aus dieser knappen Darstellung Einzelnes herauszuheben; wenn es dennoch geschieht, so rechtfertigt uns vielleicht der Ernst dieser Tage, denn nicht wenige dieser Sätze klingen gerade jetzt als gesinnungsvolle Mahnung; dem Bedürfniß und dem richtigen Gefühl kommt das wissenschaftliche Nachdenken auf halbem Wege entgegen. Der Staat als ethischer Organismus ist unserm Verfasser eine göttliche Institution wie Kirche und Familie, — doch nicht in irgend einem mystischen oder superstitiösen Sinne, nicht so, daß der einzelne Staat, die einzelne Staatsform, das einzelne Oberhaupt als besonders geweiht gelten darf. Eine Krönung, auch wo sie hergebracht ist, verleiht kein höheres Recht, als an sich im Königthum liegt. Der Verfasser, der, überzeugt von der fortschreitenden Entwickelung der Menschheit, ebenso den Stillstand oder gar den Rückschritt in der Staatenbildung leugnet, hat ein scharfes Auge auf die von jeher in germanischer Staatengeschichte so bedeutungsvolle Wechselwirkung zwischen Regierung und Volk gerichtet. Aus ihr besonders leitet

er den Bereich des Staats ab. Kirche und Staat fallen nicht zusammen, sind aber auch nicht aus ihrer historischen Verschlingung zu trennen. Ebenso wenig darf der Staat den Unterricht ganz an sich reißen oder die Wissenschaft zu seinen Diensten beherrschen wollen. Die freie Bewegung in Corporationen und Genossenschaften, in Kreis und Provinz, denen indeß keine wesentlichen Theile staatlicher Organisation zuerkannt werden, ist allen diesen Gestaltungen geradezu Lebensbedingung. Die Bedeutung politischer Parteien für den Verfassungsstaat der Gegenwart hätten wir gern noch bestimmter hervorgehoben gesehn. In der Monarchie, wo Recht und Verfassung gelten sollen, ist auch der König an das Gesetz gebunden, denn er wäre sonst unumschränkt oder bräche das Gesetz; aber in einem solchen Staate giebt es auch keine Gewalt ohne den König. Dort bildet ein juristisch und politisch verantwortliches Ministerium das Bindeglied zwischen König und Volk, der Vertretung insbesondere. In der Wahl der Minister ist der König nicht an sich an die Majorität der Vertretung gebunden — das klingt fast wie eine Mißbilligung des Parlamentarismus, und leicht wird ein Zusatz vermißt werden wie etwa: Regiert der Fürst auf die Dauer mit Männern, welche nicht das öffentliche Vertrauen besitzen, so deutet das auf ungesunde Zustände. Der Verfasser dringt auf wirkliche Theilnahme der Cabinetsmitglieder an den Verhandlungen der Abgeordneten und verwirft ihre Vertretung durch Commissarien. Wozu letztere dienen, ist uns aus jüngster Vergangenheit gegenwärtig; wir meinen aber auch, daß wahrhaft verfassungsmäßige Zustände es mit sich bringen, daß die Minister, wenn nicht Mitglieder des Oberhauses, das Vertrauen ihrer Anhänger nachzusuchen haben, um einen wirklichen Platz in der Vertretung einzunehmen. Bei dem Zweikammersystem wird mit Recht betont, daß es neben anderen Vorzügen auch die Fähigkeit besitzt, Conflicte zwischen Regierung und Vertretung zu vermeiden. Wir wissen leider, wie dies in einem besonderen Falle das gerade Gegentheil ist und von einer Seite bestimmt auf Feindschaft gegen organisches Staatswesen deutet. Bei den Grundzügen der Wahl und Wahlordnung ist uns aufgefallen, daß es wünschenswerth sein soll, jeden Wahldistrict nur Einen Abgeordneten stellen zu lassen. Man sieht den Grund nicht ein. Der englische Brauch, der doch wahrhaftig auf Erfahrung ruht, spricht dagegen, nicht minder die Billigkeit, zwei entgegengesetzte Meinungen auch örtlich zu getheiltem Ausdruck kommen zu lassen. Dem Beamten, der allerdings als Staatsdiener in einem vielfach gebundenen Verhältniß zu der Regierung stehen muß, darf andrerseits nicht zugemuthet werden, was nicht seines Amtes ist, namentlich nicht Einwirkung auf die Wahlen; er hat dieselben staatsbürgerlichen Rechte wie alle übrigen Staatsangehörigen und kann daher als Wähler und Abgeordneter fungiren. Dem Militär in activem Dienst, zumal bei allgemeiner Dienstpflicht und jungen Jahrgängen, ist kein Wahlrecht zu gewähren, auch kein Eid auf die Verfassung abzufordern. Dagegen steht letzterer — man sieht nicht, ob auch ersteres — den Officieren so gut wie dem Kriegsminister und allen Staatsbeamten zu. Das Recht der Steuerbewilligung, dieser vollste Ausdruck verfassungsmäßiger Ordnung, involvirt auch das Recht der Verweigerung, allein die Vertretung hat nicht geringere Verantwortlichkeit als die Regierung, und eine gute Verfassung, die es

nach allen Seiten ausfüllt nehme, der nur dann berechtigt sein kann, wenn er in solchen Fällen ein Mittel und Weg gefunden, um das gestörte Gleichgewicht wieder herzustellen.

Gegen das Ende giebt der Verfasser, daß eine verfassungsmäßige Ordnung in dem Sinne, wie er sie nehme, in deutschen Staaten freilich bisher nicht vollständig möglich sei. Der Grund davon liege auch nach seiner Ueberzeugung nicht beim Volk, er sage ausdrücklich: „es ist nicht wie dem Wort, daß das Volk auf den Mist für die Verfassung." Gerade einfache, wenig aufgeregte Zustände seien für solche die beste, die durch innere Bewegung und langes, ungeschicktes Warten empfangen sind, — was freilich wieder hinwiederum verschieden ist von der allgemeinen Theorie, auf welcher ein Volk so weit fortgeschritten, so hoch gebildet sein kann, um jenes Gut zu genießen! Wir wissen, wenn es gilt, wenn darüber einem Volke, das nach ihm dürstet, verweigert wird, mit Fichte mit Wort: „Aus einem Bruch des Rechts erwächst nicht Recht."

Die einzelnen Ausführungen, nicht an der Zahl, umfassen mehr als die größere Hälfte des Bandes und gewähren in der lakonischen Kürze der Grundsätze in einzelnen wesentlichen Stücken sehr lesenswerthe eingehende Erörterung. Nur im Fluge wollen wir auf den ersten Aufsatz hindeuten: Ueber die Unterscheidung der Staatsformen, wo nach einer Kritik der mannichfaltigen Versuche, die Staatsformen nach wissenschaftlichen Principien auseinander zu halten, bei allem ausgesetzt wird, daß sie sämmtlich nicht ohne Hülfe der alten Aristotelischen Dreitheilung entrathen sind. So fragt es sich, ob diese Trennung zwischen Monarchie, Aristokratie und Demokratie entscheidend und ausreichend ist. Waitz erklärt sich gegen Beides, da nicht die Zahl der Gebieter entscheide, sondern die Organisation, d. h. das Verhältniß des Volks zum Staat, der Regierung zum Volk. Demnach giebt es nur zwei ausgeprägte Formen, nemlich Despotie und Konstitution, denen allenfalls noch die Theokratie zur Seite steht. Stimmig scheint dann auch es stets, einige besondere Erscheinungen unterzuordnen, aber die Anordnung bietet eher Raum dazu als jene Dreitheilung, deren einzelne Erscheinungen niemals ausschließlich für sich, sondern nur dem Uebergewichte nach vorherrschen, während sie sich unter einander zu manchen Arten mischen und verbinden können.

Die zweite Abhandlung: das Königthum und die verfassungsmäßige Ordnung wurden wir als besonders gelungen bezeichnen, wenn wir nicht mit seltsam Urtheil über eine ursprünglich in diesen Jahrbüchern (im Decemberheft des Jahrgangs 1855 gedruckte Abhandlung als Partei erschienen. Aus der Fülle der eigenen Lieblingserörterungen werden hier die festen Principien für eine Auffassung des Königthums und der ihm innewohnenden Befähigung für Verfassungszustände gefunden, die hier und da wohl eine etwas theoretische und ideale Färbung tragen, aber doch so, daß nirgends versäumt wird, das ideale Bild in Wirklichkeit zu übersetzen. Für Waitz ruht in dem Königthum, vorzüglich in seiner germanischen Entwickelung eine wahrhaft staatliche Institution von selbständigem Recht und selbständiger Gewalt, staatlich aber nur in seiner organischen Beziehung zum Volk. Ein Historiker, wie er, wird nimmermehr die Berechtigung des Titels von Gottes Gnaden leugnen. Aber weltliche und geistliche Fürsten im

Mittelalter führten ihn als Ausdruck der Demuth und nicht der Erhebung; auch kennt die Geschichte kein Königthum, sondern nur Könige von Gottes Gnaden. Vergesse man doch nicht, daß Wilhelm III. und selbst Cromwell an dem Titel festhalten so gut wie Karl I. oder Ludwig XIV. und ihn sicherlich im Sinne seiner ersten Träger besser verstanden haben als Stuarts oder Bourbonen. Als Grundlage dieser Staatsform gilt die Erblichkeit, welche auch durch die vor Alters bei den Romanen übliche Wahl nicht umgestoßen wurde, indem diese nur über den Nachfolger, nicht über das Recht der Succession entscheidet. Sie sollte eben damals schon das Recht des Volks ausdrücken, sich an dem Wechsel zu betheiligen, wie dasselbe späterhin in anderer Weise zur Geltung zu kommen pflegt. Indem das selbständige Recht der Krone mit dem selbständigen Rechte des Volks in eine harmonische Wechselwirkung tritt, bilden erst beide zusammen den eigentlichen Staat, das Wesen verfassungsmäßiger Ordnung. Aus einem Zusammenwirken beider Factoren allein entsteht regelrecht die Verfassung; selbst eine Octroyirung erscheint nur als Herstellung und Eingeständniß gestörter Ordnung, denn der König kann nicht als Geschenk verleihen, was, wie der Engländer von seinem Landrecht sagt, Geburtsrecht des Volks ist. Ein vergleichender Blick auf die der Geschichte angehörenden Formen des Königthums lehrt, wie die feudal-Monarchie, ihre wirklich staatlichen Rechte hingebend, sich in ganz anderer Weise beschränken läßt als die verfassungsmäßige, wie die demokratischen und aristokratischen Schattirungen nur von entgegengesetzten Seiten staatverderbend wirken müssen. Waitz kann sich nicht bestimmt genug gegen die Theorie von einer Mischung der Staatsformen aussprechen, da für ihn der Organismus nur von den beiden gegenüberstehenden Polen ausgeht. Wie in jedem einzelnen Falle sich das verfassungsmäßige Verhältniß zwischen König und Volk gestalten soll, hängt theils von der gemeinsamen Geschichte ab und ist anderntheils die schwierige Aufgabe der praktischen Politik, der es gilt, die richtigen Normen für Bildung und Abstufung der politischen Rechte zu gewinnen. Bei der Frage, ob Krone oder Parlament, handelt es sich entschieden um die Verrückung des Schwerpunkts von der Mitte hinweg nach einer der beiden Seiten. Es mag wünschenswerth sein, daß der König auf alle Fälle bedeutendere Macht und Mittel in Händen behalte als im englischen Parlamentarismus, „aber das Volk soll auch sicher sein, daß der König sich nicht gegen seine Entwickelung und seine Interessen abschließt.“ Ein völliges Gleichgewicht freilich wird in Wirklichkeit Ideal bleiben.

Der Aufsatz über das Wesen des Bundesstaats, der ursprünglich, und zwar schon im Jahre 1853, in der Kieler Monatsschrift erschien, ist mit Hülfe umfassender Gelehrsamkeit und kritischer Schärfe besonders sorgfältig ausgearbeitet, er läßt uns auch die ehrenhafte Persönlichkeit des Mannes erkennen, der sich nicht scheut, die in der Hitze der Frankfurter Debatten ausgesprochene Meinung nach tieferen Studien in wesentlichen Punkten zu modificiren. Im gegenwärtigen Augenblick, wo man die deutsche Frage von entgegengesetzten Seiten wach zu halten sucht, wird sich diese tief durchdachte Arbeit vorzugsweiser Aufmerksamkeit empfehlen; denn da sie das Wesen von Staatenbund und Bundesstaat in bestimmten Umrissen hervorhebt, nimmt sie laufende Beziehung auf die

[illegible]

[illegible] Regierungen [illegible]

[illegible] in ihren [illegible]

[illegible] haben, dem [illegible]

[illegible] mediatisiren, [illegible]

[illegible] werden. Es kommt [illegible]

[illegible] Theilen [illegible]

[illegible] der Wahl [illegible]

[illegible] und die allgemei[illegible]

[illegible] Standeraths [illegible]

[illegible] Wahl im Ge[illegible]

[illegible] der Einzelsta[illegible]

[illegible] durch Err[illegible]

[illegible] der Au[illegible]

[illegible] der staatlic[illegible]

[illegible] dahin ne[illegible]

[illegible] der [illegible]

[illegible] landesverthe[illegible]

[illegible] Mitte.

[illegible]

geglückten Schöpfungen Wunder gewirkt, sie hat in der Schweiz die Splitter verschiedener Nationalitäten, in den Niederlanden die Bruchstücke einer einzigen zusammengekettet und in Nordamerica, wo Jahre lang ein förmlicher Krystallisationsproceß immer neue Staaten ansetzte, auseinander strebende Tendenzen festzuhalten gesucht, so daß für eine neue Erscheinung in der Bildung des Bundesstaats nicht unbedingt zu verzweifeln wäre, zumal da ein Land danach ringt, das wenigstens die Einheit der Nationalität besitzt. Jedoch wir deuten nur auf die zähen Stammesunterschiede innerhalb derselben und auf die Gegensätze der Interessen hin, die sich zwar trefflich in ein politisches Schema einordnen lassen, die aber nach aller bisherigen Erfahrung thatsächlich der Aufrichtung eines monarchischen Bundesstaats nicht minder im Wege stehen als die dynastische Vielheit. Wir räumen der politischen Speculation, ja, auch den Experimenten gewiß gern den weitesten Spielraum ein, — aber täuschen wir uns nicht, ein deutscher Bundesstaat muß, ehe nicht ganz andere Verschmelzungen in den deutschen Macht- und Interessenverhältnissen vor sich gegangen sind, als ein schimmerndes Ideal gelten. Alles Flickwerk am Staatenbund wird ihn schwerlich herbeiführen. Ist dieser aber für Deutschland sicher nur eine Durchgangsstufe, die nicht für immer zu behaupten ist, so dürfte, eben der monarchischen Bedingungen wegen und trotz dem Widerstreben einzelner Glieder, der künftige Bundesstaat eine starke Tendenz zum Einheitsstaate haben.

Zum Schluß weisen wir noch auf den vierten Aufsatz: die Wahlen zur Volksvertretung hin, wo im Gegensatz gegen R. Mohl, der die Vertretung aus der Summe der Einzelinteressen zusammensetzen will, und gegen den neusten englischen, aber unausführbaren Einfall einer Personalrepräsentation bei Bildung der Vertretung, an möglichst einfachen Unterscheidungen nach geographischen und Zahlenverhältnissen festgehalten wird. Allgemeines Stimmrecht wird selbstverständlich verworfen, indem nur persönliche Selbständigkeit des Wählenden berechtigen soll. Die sogenannte vierte Klasse, das Arbeiterproletariat u. s. w. bleibt demnach ausgeschlossen. Der directen Wahl ist vor der indirecten aus sehr zu beherzigenden Gründen auch im Interesse der Regierung und der Ordnung der Vorzug zu geben, ebenso der öffentlichen vor der geheimen Abstimmung. — Doch genug der Mittheilungen. Man wird in Allem die feine Hand und den gewissenhaft abwägenden, biegsam vermittelnden Sinn des Verfassers wiedererkennen. Das Hauptverdienst seiner politischen Reflexion ist der Versuch der Ausgleichung zwischen Princip und Wirklichkeit, zwischen Recht und Geschichte. Hier bleibt nur Eins zu erinnern und nur Eins wäre in diese Reflexion nachdrücklicher aufzunehmen gewesen, — dies, daß zuweilen auch das nackte Princip gegen die vermittelnde Praxis, zuweilen auch die Macht der Thatsachen gegen die ideellen Forderungen durchzuschlagen sowohl die Gewohnheit wie das Recht hat. Erst wer dies zuzugeben einfach und nüchtern genug ist, wird über den Vorwurf eines überfeinen Doctrinarismus völlig hinaus sein.

Die lebhafte Bewegung, welche seit einigen Jahrzehnten unsere pädagogische Welt beherrscht, beginnt gegenwärtig einen gesunderen Charakter anzunehmen,

[illegible] Die Werke von K. v. R[illegible] [illegible] unseres Schulwesens haben [illegible] [illegible] das Verdienst [illegible] [illegible] unserer Schulen [illegible] Es kommt darauf an, [illegible] noch immer [illegible] [illegible] zu der Methode, [illegible] die ihr eigenthüm[illegible] [illegible] die Lösung [illegible] unseres Schul[illegible] [illegible] Staat und Kirche, zur Gesell[illegible] [illegible] der Geschichte und der [illegible] zu lebendigen und [illegible] kann. Denn nicht [illegible] in Frankreich die Revolution die [illegible] des Staats gestellt hat, wenn [illegible] des Schulwesens in großer Aus[illegible] [illegible] in denen er den eigent[illegible] [illegible] weder dem einen noch dem an[illegible] [illegible] Selbständigkeit [illegible] lassen wollen.

[illegible] die Schrift von J. Arnoldt: [illegible] und zur Päda[illegible] [illegible] 1861. 1862. Denn ver[illegible] [illegible] Gesichtspunkte [illegible] den genialen Blick [illegible] hervorragenden [illegible] der Jugend auf [illegible] über kurz [illegible] noch mehr den [illegible] Daß dies in [illegible] Wirkens leben [illegible] nicht [illegible] unternommen [illegible] gründliche philo[illegible] [illegible] verbindet — [illegible] — [illegible] ein Glück [illegible] gelegener kommt dies Werk, als [illegible] erwähnte Jubelschrift der Berliner Universität den großen Mann in einer Lebenszeit zur An-

schauung gebracht hat, in welcher er, von den gewohnten Formen seines Wirkens jahrelang losgerissen, die Freude an seiner früheren Lehrerthätigkeit verlor, ohne doch dem andern, zu welchem er mehr Beruf als Neigung hatte, dem schriftstellerischen Wirken sich völlig zuzuwenden. Das vortreffliche Buch Arnoldt's wird in der Schul- und Gelehrtenwelt ohne Zweifel durch seine fachmäßige Gediegenheit dauernde Geltung erwerben; wir können dasselbe aber auch weiteren Kreisen mit der Versicherung empfehlen, daß es zur Geschichte unserer geistigen Bewegung in dem großen Wendepunkte der beiden letzten Jahrhunderte einen unentbehrlichen und reichen Beitrag liefert. Unsere Philologen werden vielleicht bedauern, daß der Verfasser die eigentlich philologische Bedeutung Wolf's nicht ausführlicher geschildert hat: für die größere Leserwelt wird das Buch durch diese Beschränkung um so lesbarer. In knapper und doch erschöpfender Darstellung, welche die urkundlichen Beläge in die Anmerkungen und Beilagen verweist, wird uns das Bild eines Mannes vorgeführt, welcher seinerseits zwar wesentlich Autodidakt war, jedoch den Werth des methodischen Fleißes nicht minder als die gleichzeitigen holländischen Philologen zur Geltung brachte und zugleich durch die ihm eigene Congenialität mit den Alten der Kenntniß der antiken Welt eine bis dahin unerhörte anschauliche Lebendigkeit verlieh. Denn wie Vieles auch in Wolf's Natur wirkliches Genie war: wir sehen wiederum bei ihm, wie bei jedem großen Manne, daß er der mühsamsten Arbeit und der Erwägung des scheinbar Unbedeutenden, sofern es in seinem System Platz hatte, sich nirgends entzog. Wenn er selbst sich die nöthigen Kenntnisse für das Lehramt der Pädagogik abspricht, so mag dies für den rein theoretischen Theil dieser Wissenschaft eine beschränkte Richtigkeit haben. Dagegen sehen wir, wie er die Erziehung des Menschen und seine Heranbildung zu einer schönen Menschlichkeit (denn dies war sein eigentliches Ideal) von Anfang an und nach ihren Grundbedingungen verfolgt und mit seinen zum Theil nur gelegentlichen aber nicht minder werthvollen Beobachtungen begleitet. Derselbe Mann, welchen die Zionswächter unserer Tage als den Urheber des Antichristenthums in unseren Schulen verschreien, hat doch den Werth einer religiösen Erziehung, ja der kirchlichen Gewöhnung sehr wohl zu schätzen gewußt; und andererseits, wenn er bei Einrichtung der Schulen ein abgesagter Feind der Vielregiererei war, so ist er doch über den Werth allgemeiner Anordnungen nicht zweifelhaft gewesen. Es war vielleicht keine sehr tiefliegende, gleichwohl damals eine neue und für die Zukunft unserer gelehrten Schulen entscheidende Bemerkung, daß es vor Allem darauf ankomme, tüchtige Lehrer zu bilden, und in der energischen und einsichtigen Durchführung dieses Grundsatzes liegt die gar nicht zu überschätzende Bedeutung des von Wolf in Halle gegründeten und geleiteten philologischen Seminars. Auch hierbei ging er in bewußtem Gegensatz zu den Experimentalpädagogen damaliger Zeit, den Basedow's und Salzmann's, von der Voraussetzung aus, daß die gründlichste wissenschaftliche Bildung das erste Erforderniß zum Lehramt sei. Besonders aber wußte er seinen Schülern diejenige ideale Begeisterung einzuhauchen, welche mehr als alle Regeln der formalen Pädagogik zum Unterricht befähigt und den Lehrern die Kraft der wissenschaftlichen und sittlichen Anregung verleiht, neben welcher alle pädagogischen Kunstgriffe nur unbedeutendes Beiwerk sind. Es war doch

[illegible]

Aus dem Herausgeber dieser Zeitschrift ging vor wenigen Wochen jener lithographirte Brief zu, in welchem Arnold Ruge über den Ursprung des Buches „So spricht der König“ — einer Sammlung der Reden und Trinksprüche Friedrich Wilhelm's IV. — den interessanten Aufschluß giebt, daß die Idee dazu von Heinrich Simon, die Ausführung von Ludwig Simon herrühre. Wir hatten von den neueren Publicationen des ehemaligen Herausgebers der Hallischen Jahrbücher Ruge mehr gelesen: als interessanter daher als jene Enthüllung war uns die in dem Schreiben enthaltene Selbstcharakteristik des Verfassers. Da war er ganz wieder wie er immer gewesen: noch immer der geistreiche Pamphletist, der temperamentvolle Aesthetiker, der Mann, den man für einen Feinschmecker des Komischen halten möchte, wenn er sich nicht allzuoft bei der Mahlzeit übernähme und dann gelegentlich auch eine Zote für ein Bon mot hinunterschlucke, was nach immer, das versteht sich, der radicale Politiker, der unerschrockene Kämpfer für die Idee der Freiheit, dem man zu seiner Tapferkeit und Ausdauer wegen gut sein müßte, wenn er nicht die Freiheit so gar geistlos und wüst nähme, wenn nicht seine Tapferkeit aller ritterlichen Kunst und Rücksicht sich entschlüge und gewissen Cynismus verriethe, dem auch der Aesthetiker verfällt. Das ungefähr waren unsere Reflexionen über jenes unabdruckbare lithographirte Blatt, — als uns fast gleichzeitig ein gedrucktes Buch die ganze Erscheinung des Mannes noch viel lebhafter vergegenwärtigte. Unter dem Titel: „Aus früherer Zeit. Von Arnold Ruge“ (Berlin, Franz Duncker, 1862) liegt uns ein erster Band biographischer Memoiren vor, dem ein zweiter unmittelbar folgen wird. Seine eigenen Erlebnisse und seine Zeit will hier der Verfasser in einem leben-

digen Bilde wiedergeben, und die Eigenthümlichkeit, die Wahrheit, endlich „die Philosophie und die Form dieser Zeit" — dies Dreifache soll das Verdienst seiner Darstellung ausmachen. So steht nach seiner eigenen Absicht die praktisch-politische Tendenz wenigstens nicht im Vordergrunde dieser Erinnerungen —: wir dürfen uns zunächst mit reiner, vorurtheilsloser Theilnahme der Erzählung des Buches hingeben. Und diese Stimmung wird in der That in dem ganzen ersten Bande, welcher die Jugendzeit bis zum Abgange auf die Universität schildert, nur selten gestört. Es ist eine Lust, mit dem Verfasser das frische und zum Theil wilde Leben mitzuleben, das er auf der grünen Insel der Ostsee, auf Rügen, in Feld und Wald, in Haus und Hof, auf der Weide und am Strande führt. Den Vater, der auf gepachtetem Gute wirthschaftet, lernen wir als einen ernsten, verständigen und menschlichen Herrn, die Mutter als eine kluge, resolute, umstandslos zugreifende und gelegentlich dreinschlagende Frau kennen; ein tüchtiger und liebevoller Geist waltet durchaus in der Familie. Und rings herum eine Fülle ansprechender und bewegter Bilder. Eine große und wichtige Rolle spielt die Thierwelt. Mit dem Knaben sind wir bald bei'm Gänsejungen, bald bei dem Schweinehirten, bald wieder bei den weidenden Pferden und Kühen. Jagdabenteuer in allen Gestalten. Das eine Mal gilt es den Seehunden, ein andermal den Ratten und Hasen; ernsthafter geht es bei einer Hirschjagd und bei einer Expedition gegen die Familie Reineke's zu. Das eine Capitel führt uns in die Leutestube, manch' anderes auf's Meer oder in die Nähe des Meeres. Der Knabe erblickt zum ersten Mal die englische Flotte, aus nächster Nähe wird er Zeuge eines Schiffbruchs, sieht er einem Brande gescheiterter Kauffarteischiffe zu. All' diese kleineren Bilder aber werden fortwährend durchflochten mit der Schilderung der Zustände von Land und Leuten. Nur Bruchstücke der Erinnerung werden dabei zusammengestellt. Und überhaupt — Niemand wird ein geschichtschreiberisches Talent bei unserem Biographen erwarten. Er erzählt am besten, wenn er sich gehn läßt; seine Geschichte zerfällt in lauter Geschichtchen; Capitel um Capitel tischt er uns selbsterlebte und zwischendurch, wenn sein Humor einmal im Zuge ist, auch fremde Anekdoten und Schnurren auf; es ist zuweilen, als ob er eine Beispielsammlung für die Aesthetik des Komischen zu schreiben im Begriff wäre. Möchte es drum sein! Auch die Schulgeschichten, die nun folgen, wenn er zuerst in die Stadtschule nach Bergen, dann zu einem Pastor nach Pommern, endlich auf's Gymnasium nach Stralsund kömmt, sind zum Theil höchst ergötzlich, wie solche Schulgeschichten pflegen. Nun jedoch wird die biographische Erzählung mehrfach bereits mit politischen Reflexionen versetzt. Wenn uns der Verfasser eine Schilderung von der Schwedenzeit, von der Besetzung des Landes durch die Franzosen, von dem Abzug der Feinde, von dem Anbruch der Befreiungszeit, endlich von der Nachwirkung der Siege über die Franzosen zu geben sucht, da, offenbar, ist seine Unbefangenheit auf eine harte Probe gestellt, und wie sollte er wohl der Versuchung widerstehen, seine nachmalige und heutige Meinung von diesen Dingen, die allbekannte, oft wiederholte, wenigstens anhangsweise zum besten zu geben? „Altklug," so nennen schon auf der Schule seine Kameraden mit nur halb richtigem Sinn den fleißigen, ihnen an Verstand und Fleiß und vor Allem an idealem Streben voranstehenden Knaben. Er be-

[illegible] Interessen. Ein ungemein lebendig begeistertes Wesen — wenn es erlaubt ist, [illegible] aus dem Inhalt des 2. Bandes zu verrathen — kommt in die Hand von den Simmern'schen Gefährten; kaum ist er in Halle angelangt, so [illegible] in das studentische Treiben und hält ihn unwiderstehlich fest. Ihn, das heißt nun nicht den damaligen Ruge, sondern uns Alle, die wir [illegible] Jahre unter seine Einwirkung und seinen Lebensgang erwägen will. Denn [illegible] ist hier nur der richtige Name für diesen Ergriffenen. Der [illegible] nimmt [illegible] rasch in sich heute den Göttern seiner Jugend, den [illegible] Dichtern, den [illegible] Ideen, die ihn in dieser Zeit umschweben. Was an Wenigen [illegible] sonderbar erhebt sich das Niveau, in dem sich [illegible] der Held dieser Memoiren reflectirt, über dasjenige, auf dem [illegible] Genius stand. Nun werden wir ausführlich in die Interessen jener Jugend eingeweiht. Die Turnerei der Burschenschaft, die Fahrten der Studenten in Universitäten, die Reden der Secretäre, die Pläne und Verschwörungen der Jünglinge — das Alles wird mit milder Breite und mit dem Bewußtsein des [illegible] Weltgewichts [illegible] vor uns ausgebreitet. Doch, wir wollen [illegible] Ruge's Buch dem Autor [illegible] vergreifen, wohl aber wünschen, daß [illegible] Stimmung nicht allzusehr von derjenigen abweiche, mit der wir diese Memoiren [illegible] lesen. Die Ruge'schen Principien sind nicht die unsrigen, allein es ist das [illegible] Mittel, sich vor parteiischer Ungerechtigkeit gegen einen Andersdenkenden zu bewahren, wenn man ihn in seinen individuell-menschlichen Bewegungen und wenn man ihn zudem in dem Gange seiner Entwicklung kennen lernt. Man begreift dann, daß er sich nicht mit Willkür zu dem gemacht hat, was er ist, sondern daß er gerade so durch Natur und Schicksal, durch tödtliches Ereignen, durch unvermeidliches Irren, durch Gunst und Ungunst seiner Zeit geworden ist. Es ist mehr, in einem guten Theil ist der Werth und Zweck der uns die vorliegende Erzählung kennen lehrt, schon gar, das Wachsen des Mannes dessen Charakter sondern mit so bestimmten Augen und [illegible] Literatur- und Zeitgeschichte herausgetreten ist. Wenn er während seiner Schulzeit das Gymnasium's Examensstücke schwimmen lernt und wenn vollends der Versuch gelingt, was Wunder, daß er später für das Experiment [illegible] einen [illegible] Staat nach der Anordnung von Hegel's Logik im Gang zu bringen? Oder man lese die Geschichte, wie er seines Vaters Schweine in die Wälder [illegible] und die gezeichneten, um sie noch später von den anderen unterscheiden zu können, mit einem Schnitt in den Schwanz zeichnet, wie er ein andermal die Gänse nach Art der Pferde [illegible] — : wahrlich, das ist so echt Ruge'sch. Es geht durch die meisten dieser Jungenstreiche ein so wunderliches Gemisch von Verstand und Tollheit, von Kühnheit und Plumpheit, von Gemüth und Rohheit, daß man an der Wahrhaftigkeit dieser Selbstbiographie nicht zweifeln kann. Allein all diese Härten und Rauheiten, die später der Physiognomie des Schriftstellers und Politikers einen so einseitigen Ausdruck gegeben haben, verschwinden, oder vielmehr sie mildern sich in dem Bilde des lebenden, durch Ernst und Fröhlichkeit, durch Haß und Liebe sich hindurcharbeitenden Menschen. An das Beste, was ein Jeder von uns in sich fühlt und worauf er am meisten hält, klingen vielfach gerade die absichtslosesten Bekenntnisse die

ser Memoiren an. Soviel Pietät für die eigene Kindheit, für das Land der Heimath, das er verlassen müssen, für die geliebten Eltern, für Freunde und Jugendgenossen hätte vielleicht Niemand in dem Manne gesucht, der, wenn er in's Allgemeine raisonnirt, so oft jeder Rücksicht in's Gesicht schlägt. Eben deshalb nehme man ihn nur ganz wie er hier sich giebt; immer noch wird man weit von ihm auseinandergehen, — aber man wird nicht sagen dürfen, daß soviel unzweifelhafte Lebenskraft, soviel sittliches und intellectuelles Pathos keine Berechtigung hätte und keine Sympathien verdiente.

Ein kleines Schriftchen „Preußen nach dem Landtag von 1862" (Berlin, Springer), welches der Regierung mehrfach das Wort redet und die Verfassungskrise hinwegleugnet, hat in der Presse Beachtung gefunden, — vielleicht, weil man es eben aus diesen Gründen mit officiellen Kreisen in Beziehung gesetzt und daher auch die gemäßigten Friedensvorschläge, die es in Betreff der Militärfrage enthält, aus jenen Quellen hergeleitet hat. Dann allerdings würde die Broschüre ein allgemeineres Interesse verdienen; sie verliert es, da sie zweifelsohne nur die Wünsche einer vereinzelten Persönlichkeit darstellt, welche durch absonderliche Sympathien und Phantasien zu dem Geschicke verurtheilt ist, über Menschen und Dinge, über Gegenwart und Zukunft Preußens eine von ihrer Partei ganz abweichende Meinung zu haben.

Bekanntlich hatte Herr von Bismark früher das Glück, selbst bei einigen Liberalen den Glauben zu erwecken, daß in ihm der Mann der Situation und der kühnen Action gefunden sein möchte. Diese Träume sind seitdem verflogen, und Mancher, der sie gehegt, hat sich an seiner Leichtgläubigkeit geärgert. Indeß es giebt gemüthliche Naturen, welche zäh an ihren Neigungen festhalten, und welche leichter die Kraft finden, den Erfahrungen der lebendigen Gegenwart und den Consequenzen ihrer eigenen Grundsätze, als einem Vorurtheil aus vergangener Zeit zu entsagen. Es ist eine solche wackere, geistige, aber von dem Widerspruch ihrer politischen Gesinnung, und ihrer grundlosen Neigung hin und hergeworfenen Natur, die in diesem Schriftchen zu uns spricht. Einige Beispiele mögen dies verdeutlichen.

Der Verfasser ist liberal; er schildert mit Wärme und Geist den Gegensatz des Conservatismus und der Reaction. Die letztere, sagt er, will nicht die Unabhängigkeit und Parteilosigkeit des Beamten in seinem Beruf, sondern seine Abhängigkeit von der feudalen Partei. Sie macht, so oft sie zu Kräften kommt, einen Anlauf gegen die Presse; obwohl wer heute noch mit der Preßfreiheit anbindet, offenbar die Elemente der heutigen Politik nicht kennt. Sie will zwar die Verfassung nicht abschaffen, aber um somehr ihre Functionen lähmen; schon hat der Rundschauer ausgeführt, daß das Budget wohl zu Stande kommen könne, aber nicht müsse. Unser Verfasser warnt die Regierung und insbesondere „die Persönlichkeit des jetzigen Ministerpräsidenten, die die Reactionären schlau als einen der Ihren preisen" vor diesem System der Repression. — In welchen Regionen hat er seit zwei Monaten gelebt? Wer hat denn die Preßprocesse von Neuem belebt, die Verwaltungsbeamten, welche der Kammer

angehörten, versetzt oder außer Function gestellt, und ge[illegible] die unzweifelhaft legitime Volksvertretung die sehr zweifelhafte Legalität der [illegible]stände der Provinzen zu Hülfe gerufen? Hat denn der preußische Volksverein für sich allein die loyalen Deputationen und Adressen in Cours gebracht, ist Niemand sonst activ oder passiv dabei betheiligt? Ist es nicht die Regierung, welche die Kleist-Retzow'schen Anträge in Betreff der Kreisordnung den Landständen zur Begutachtung empfiehlt, und existirt nicht eine officielle Interpretation von Art. 99 der Verfassung, wonach in der Budgetfrage das „Müssen" sich nur auf die Vorlage des Voranschlags, aber nicht auf die gesetzliche Feststellung des Budgets bezieht? Kann uns der Verfasser die Differenz zwischen dieser Theorie und der des Rundschauers angeben, die er mit solcher Indignation verwirft?

Woran die officiösen Federn in der Presse sich mit vergeblicher Anstrengung abmühen — die Entgegenstellung von Ministerium und feudaler Partei —: der Verfasser vollzieht sie mit gläubigem Herzen. Es ist interessant, wie bei dem eben erwähnten wichtigen Punkt seine Vorliebe mit seinen Grundsätzen durchgeht. Diese sind strict constitutionell. „Die Verfassung, meint auch er, ist in den Budgetbestimmungen in keiner Weise lückenhaft. Mit vollkommener Deutlichkeit folgt aus ihr, daß die Vereinbarungsversuche über das Budget durch die Initiative der Regierung so lange zu erneuen sind bis sie zum Ziel geführt haben." Aber diese Theorie hindert ihn nicht, unsere jetzige Praxis in Schutz zu nehmen! „Noch, behauptet er, ist die Verfassung nicht verletzt, noch ist ihre Verletzung nicht einmal in Aussicht gestellt." Die bei Einführung der zweijährigen Dienstzeit erforderlichen Compensationen wollen ermittelt sein, und dafür sind einige Monate keine zu lange Zeit. Dies Talent, vor den wirklichen Hergängen und ihren Motiven die Augen zu verschließen, den Grund der bisherigen Verweigerung und Verzögerung materieller Concessionen in einer technischen Schwierigkeit zu finden, ist wirklich beneidenswerth. Solche Harmlosigkeit genießt dann das Glück, ganz allein unter allen denkenden Köpfen die Tiefe unseres Conflictes nicht zu empfinden, den Kampf zweier weltgeschichtlichen Principien, der in ihm zum Ausdruck kommt, nicht zu spüren. „Das Merkwürdige unseres inneren Zwiespalts, so lesen wir, ist, daß er keinen Gegenstand hat, oder sich desselben noch nicht bewußt ist." „Es ist ein rein theoretischer Streit." — Bekanntlich sind die Gründe, die es rechtfertigen sollen, daß die Regierung drei Monate ohne neue Budgetvorlage regiert, ganz ebenso zu ihrer Entschuldigung ausreichend, falls sie sich entschließen sollte, auch den Etat von 1863 scheitern zu lassen und abermals ohne gesetzliche Unterlage fortzuverwalten. Hat man an der Strenge des Grundsatzes einmal nachgelassen, so läßt sich ein zeitlicher Termin, wo das Recht aufhörte und das Unrecht anfinge, nicht mehr fixiren. Vielleicht wird, wenn jener Fall für 1863 eingetreten ist, der Verfasser sich erinnern, daß man constitutionelle Maximen nicht für unbestimmte Hoffnungen und Erwartungen aufopfern darf.

In der Militärfrage selbst steht die Broschüre auf dem Standpunkt der Minorität und der Gneist'schen Schrift. Diese letztere suchte bekanntlich nach einem Ausweg, um die zweijährige Präsenz bei den Fahnen ohne directe Aufhebung des entgegenstehenden §. 6 des Gesetzes vom 3. September 1814 zu erreichen. Sie schlug deshalb vor, das Contingentsgesetz nach der zweijährigen Präsenz zu normiren, jenen §. aber und damit die dreijährige Wehrpflicht des Einzelnen stehen zu lassen. An die Stelle dieses glücklichen setzt unser Verfasser einen sehr unglücklichen Gedanken. Die Regierung soll sich in ihrer Novelle zu der zweijährigen Präsenz nicht verpflichten sondern nur gesetzlich ermächtigen lassen. Da indessen das Ministerium bereits erklärt hat, daß es die Anforderung des §. 6 für sich selbst nur als eine Berechtigung, nicht als eine Verpflichtung auffasse, so ist jene Formel völlig verfehlt. Es würde in derselben die Voraussetzung eingeschlossen sein, daß durch die bisher übliche

frühere Entlassung der Mannschaften die Regierung das verpflichtende Gebot eines Gesetzes übertreten habe.

Der Schwerpunkt der Interessen unseres Verfassers liegt in der auswärtigen Politik. Auch hier theilt er äußerlich den Grundsatz der liberalen Partei, daß ein Staat, der in der Lage Preußens zur auswärtigen Action schreiten wolle, „seiner Kräfte vollkommen Herr und in gesunder Lebensfülle eins mit sich selber sein müsse." Aber vor seinem Auge, das sich die so lange gehoffte „kühne That" endlich zu schauen sehnt, schwinden die Gebirge von Hindernissen, welche durch die Heydt'sche und Bismarck'sche innere Politik aufgethürmt sind, zu Maulwurfshaufen zusammen. Er schildert in zwei kurzgefaßten Abschnitten die Wendung der Napoleonischen Politik und die Aufgabe Preußens. Nach seiner kühnen Ansicht haben die Italiener sowohl das ihnen früher günstige, als das jetzt ungünstige Stadium der französischen Politik vorzugsweise Preußen zuzuschreiben. Es war die bis 1861 dauernde Gefahr eines preußisch-östreichischen Bündnisses, welches den Kaiser bewog, die Dinge in Italien wider seinen Wunsch geschehen zu lassen, um sich an dem aufwachsenden Staat das Mittel zu einer Diversion gegen Oestreich zu erhalten; und es war die mit dem Frühjahr 1862 verschwundene Möglichkeit jener Allianz, die ihn nun endlich bewog, das italienische Einigungswerk zum Stillstand zu bringen. Hiernach könnte für den Fortgang des letzteren nichts Günstigeres geschehen, als wenn Preußen sich bald Oestreich in die Arme würfe. Solche flüchtige Gruppirung sehr verschlungener Weltereignisse nach einem freilich einfachen, aber um so schieferen Gesichtspunkt kann doch nur auf Leser Eindruck machen, deren politische Erinnerung nicht über das laufende Jahr zurückgeht. War es Furcht vor einer Allianz der, mit dem Frieden vom Juli 1859 bitter entzweiten deutschen Großmächte, welche Napoleon bestimmte die Stipulationen von Villafranca und Zürich bei Seite zu schieben? Er konnte an ihre Ausführung nicht denken, denn eine italienische Conföderation, die aus den Stimmen Venedigs, der zurückgekehrten Herzöge, Roms und Neapels sich combiniren sollte, würde das Uebergewicht im Rathe Italiens an Oestreich zurückgegeben haben. Er mußte im französischen Interesse die Annexionen wenigstens theilweise zulassen, und er ließ sich den Preis dafür bezahlen. Er mußte auch Garibaldi und Cavour in Neapel weichen, denn er konnte nicht, ein Jahr nach dem Kriege und unter Englands angedrohtem Protest, die Consequenzen seines Feldzugs wieder aufheben. Jener Preis, es ist wahr, regte Europa zu gesteigertem Mißtrauen auf; aber jede Spur einer Sorge vor einer neuen heiligen Allianz schwand schon mit der Warschauer Conferenz, wo Europa die Erwerbung von Savoyen und Nizza legalisirte, wo es sich der Bedingung fügte, daß selbst im Fall eines erneuten piemontesischen Angriffs die Abtretung der Lombardei nicht rückgängig gemacht werden sollte. Frankreich entzog dem angegriffenen Piemont seinen Schutz nicht; seine Neutralität für den Fall eines Vorgehens der Italiener sagte es nur unter der Bedingung der Gegenseitigkeit zu. Wann ist von 1859—1861 je der Moment gekommen, wo die Rechnung, welche die bekannte Lagueronnier'sche Broschüre auf den Widerstreit der östreichischen und preußischen Interessen setzte, fehlzuschlagen, wo eine politische Allianz der beiden Staaten und eine Garantie Venedigs eine Wahrscheinlichkeit zu werden drohte? Hat der Verfasser den Gang der Berliner Verhandlungen über die Bundeskriegsverfassung und die Motive ihres Scheiterns vergessen? Es ist ein Phantom, daß das System der freien Hand Frankreich eine ernste Besorgniß vor der Erneuerung der heiligen Allianz eingeflößt hätte; ob aber das System der Reaction trotz der augenblicklichen Differenz in der Zollfrage nicht endlich noch mit der östreichisch-preußischen Freundschaft abschließt, — wer weiß es?

Wir begnügen uns mit diesen Andeutungen. Preußen, so schließt der Verf. aus seinen Voraussetzungen, hat für Frankreich heute die frühere Wichtigkeit verloren. „Will Preußen jetzt etwas für die deutschen Interessen in Dänemark oder sonstwo thun, so wird der Kaiser den Preis feststellen, den früher Preu-

ßen feststellen konnte," „wenn es jetzt handelt, handelt es ohne Bundesgenossen." Was soll man daraus folgern, außer daß es der Preiszahlung sich entziehen, daß es den Moment zwar nicht passiv erwarten, aber doch erst suchen müsse, wo seine jetzt isolirten Interessen sich mit denen anderer Staaten verflechten, wo es mit dem reellen Werth seiner Freundschaft auch die Nothwendigkeit der Unterstützung seiner eigenen Aufgaben fühlbar machen kann? — Nichts von alle dem. „Es ist ein Segen dabei, wenn Preußen isolirt zu einer kühnen Politik gezwungen wird, dann handelt es rein deutsch, dem Ansehen wie der Sache nach, es dankt dann Niemand etwas als sich selbst. So zu handeln und selbst so zu scheitern, ist der größte Segen, der einem Staate zu Theil werden kann."

So wiederholt sich auf diesem Gebiet der Widerspruch, dem wir bei den inneren Fragen begegnete. Dort leichtes Hinweggehen über die Schwere des Conflicts, hier leichte Lust an dem Abenteuer. Daß auch die auswärtige Politik ein geordnetes Gefüge harmonirender Handlungen, ein System sein muß, daß die deutsche Action zumal ein bewährtes, und, wenn es verloren gegangen ist, ein durch neue Thatsachen dauernd befestigtes Bündniß mit den liberalen Ideen der Nation voraussetzt, daß der Ruf nach einer plötzlichen kühnen That, welche Berge versetzen und tief eiternde Wunden durch ein Wunder heilen soll, der Ausdruck einer fieberhaften Stimmung ist — wer weiß das nicht? Und was sollen wir uns abmühen, das ABC des nüchternen Menschenverstandes zu wiederholen? Wir sind sicher genug, daß er Recht behalten und daß die vom Zaun gebrochene große That ein Phantasma bleiben wird.

Notiz.

Wie wir bei früherem Anlaß unsere Leser von dem „Nichtschuldig" in Kenntniß gesetzt haben, mit dem der zuständige Gerichtshof eine gegen die Jahrbücher erhobene Anklage erledigte, so halten wir es jetzt für Pflicht, auch eine neueste, entgegengesetzte Entscheidung in diesen Blättern selbst zu notiren. Am 13. November stand der Herausgeber wegen eines Passus in der „Politischen Correspondenz" des Juliheftes unter der Anklage, bei einer schweren Beleidigung des Staatsministeriums wissentlich Hülfe geleistet zu haben, vor der vierten Deputation des Criminalgerichts zu Berlin. Auch nach der Vertheidigung, die er selbst und Herr Justizrath Ulfert führte, glaubte der Gerichtshof wenigstens in dem einen der angeschuldigten Ausdrücke eine strafbare Beleidigung finden zu müssen; er erkannte, da er übrigens in der „patriotischen, ja würdigen" Haltung des ganzen Artikels mildernde Umstände erblickte, auf eine Geldbuße von 20 Thalern und auf Vernichtung des betreffenden Heftes.

Beinah volle vier Jahre sind seit der letzten über uns ergangenen Beschlagnahme verflossen. Politische Preßprocesse waren in dieser Zeit in Preußen zu einer Antiquität geworden — in dem neusten Preußen sind sie ein stehender Artikel der Tagesgeschichte. Es wird uns und der gesammten Presse ohne große Mühe gelingen, uns danach einzurichten. Denn Eine Errungenschaft wenigstens ist uns aus der Periode freierer Bewegung geblieben: diejenigen, welche für die unverletzliche Heiligkeit unseres Verfassungsrechtes kämpfen, verstehen sich auf's halbe Wort, und so ausgebreitet und erstarkt ist der Rechtssinn der Nation, daß die ernste Leidenschaft, mit der wir unsere Worte nicht mehr färben dürfen, in der Seele der Lesenden ihrem Verständniß Nachdruck geben wird.

Verantwortlicher Redacteur: R. Haym in Halle a. d. S.
Druck und Verlag von Georg Reimer in Berlin.

Studien zur franzöſiſchen Literatur- und Culturgeſchichte.

IX.

Victor Hugo in der Verbannung.

Wenn wir bei Wiederaufnahme dieſer Studien mit der Betrachtung eines Bruchſtückes beginnen, ſo möge eine Erinnerung an die von Anfang an eingehaltene Grenze uns rechtfertigen. Wir ſchreiben hier keine Literaturgeſchichte, machen weder in Aufzählung von Büchern noch von Menſchen auf Vollſtändigkeit Anſpruch. Was wir im Auge haben, beſchränkt ſich darauf, der Verſtändigung über die zeitgenöſſiſche Culturarbeit unſerer franzöſiſchen Nachbarn durch eine gründliche und unbefangene Würdigung einiger ihrer maaßgebendſten Vertreter zu Hülfe zu kommen. So verſuchten wir zuerſt aus der Betrachtung Béranger's und Scribe's für das geiſtige und ſittliche Durchſchnittsbewußtſein des aus der Revolution hervorgegangenen Mittelſtandes einen Maaßſtab zu gewinnen. Die rückfluthende Gegenſtrömung des revolutionär geſchulten ariſtokratiſch-theologiſchen Geiſtes wurde in Joſeph de Maiſtre und Lamennais ſtudirt. Châteaubriand ließ uns in ſeinen Wandlungen die Halt- und Ausſichtsloſigkeit dieſer Beſtrebungen gegenüber der neufranzöſiſchen Geſellſchaft erkennen. Dann verlangten die bis jetzt unvollkommenen und einſeitigen, aber, wie wir feſt hoffen, im innerſten Kern geſunden und zukunftsreichen Beſtrebungen der Vorkämpfer des franzöſiſchen Rechtsſtaats eine Würdigung, die wir an die Betrachtung der Frau von Staël und Guizot anknüpften. Lamartine endlich und George Sand führten uns in die wirren Kämpfe und Zuckungen der dreißiger und vierziger Jahre hinüber, von denen wir die franzöſiſche Geſellſchaft gegenwärtig im Lazarethe des Imperialismus ausruhen ſehen. Ob zur Geneſung oder zum Tod? Nun, wir werden im Laufe der vorliegenden Betrachtung recht oft veranlaßt ſein, die dithyrambiſche Selbſtvergötterung unſerer Nachbarn, den Cultus des ewig jugendlichen und ſchöpferiſchen, allein ſelig machenden Franzoſenthums auf ihr Maaß zurück zu führen. Aber eine ſolche Frage im Ernſte aufzuwerfen, würden wir uns denn doch der Sünde fürchten, ſelbſt wenn nicht jetzt

Fluth der Gedanken, Erinnerungen und Träumereien sich über alle Dämme selbst der weitesten und freiesten Kunstform ergießt, wo des Verfassers ganzer politischer, philosophischer, poetischer und polyhistorischer Hausrath vor uns ausgeschüttet wird, wie das Magazin eines Sammlers und Trödlers im Großen. Indem wir uns nun anschicken, aus diesem überreichen Vorrath ächtfranzösischer Bekenntnisse und Schilderungen zu schöpfen, ist es keineswegs unsere Absicht, das Recht der Vergeltung an den Landsleuten des poetischen Culturhistorikers zu üben, der uns gelegentlich, die Hand auf Schiller's Räuber gelegt, ganz treuherzig versichert: „Am Vorabende der französischen Revolution sei das alte Deutschland dem Abgrunde der Jacquerie, des Krieges Aller gegen Alle, hülflos zugetrieben und nur durch die versittlichende „Rechtschaffenheit" der Sansculotten sei es vom bürgerlichen Tode errettet worden!" Als bescheidene deutsche Berichterstatter zum Wetteifer mit so genial aburtheilendem Scharfblicke nicht befähigt, werden wir unsererseits die Mühe nicht scheuen dürfen, die originellen Einfälle des sich selbst erhitzenden Dichters und Redners überall von den bewußten Bekenntnissen des Parteimannes und von den unbewußten, aber eben so lehrreichen Enthüllungen des Beobachters französischer Zustände zu sondern. Aber auch nach diesen Abzügen wird ein Gewinn für Kenntniß nicht nur des Mannes, sondern auch seiner Partei und seiner Zeit hoffentlich übrig bleiben.

Genügen wir zuvörderst einer Pflicht gerechter Anerkennung gegen den Mann. Victor Hugo war 49 Jahre alt, als der Staatsstreich sein Leben aus allen Fugen brach. Er hat seitdem eilf Jahre lang das Ungemach der Verbannung ertragen, und jetzt darf er als Sechsziger auf die geistige Ausbeute dieser immerhin harten Zeit zurückblicken im Hochgefühl fast ungeschwächter dichterischer Schöpfungskraft, mit der Genugthuung des rüstigen, unermüdlichen Arbeiters, dem auch die trübe Stunde ihren Tribut nicht versagte, und mit dem noch schönern Bewußtsein des in den Irrgängen und Enttäuschungen des Parteienkampfes nicht verbitterten, sondern wesentlich gehobenen Charakters. Wir sind, wie man denken kann, keineswegs in der Lage, die Ergebnisse seiner Entwickelung als unbedingt erfreulich anzuerkennen. Vielfach und nachdrücklich werden wir im Laufe dieser Betrachtung der Partei entgegentreten, in deren Namen er es liebt, seine politischen und socialen Orakel zu verkünden, und dieser Widerspruch wird nicht nur gegen Uebertreibungen, sondern in manchen Punkten gegen das Princip selbst sich richten, so wie gegen wesentliche Grundzüge der Gesellschaft, welche dasselbe entwickelt hat. Aber diese unsere scharf abgegrenzte Stellung wird unsere Anerkennung nicht abschwächen dürfen, sobald wir in dieser gegebenen Ideensphäre einem Fortschritte begegnen. Wo man, wenn auch

von jener Seite her, dem Rechts- und Hu[illegible] Ideale des Jahrhunderts ernstlich sich nähert, wäre durch Zu[illegible] des immerhin seltsamen und phantastischen Mitkämpfers der guten Sache schwerlich gedient. Wir lächeln, ja wir lachen nicht selten über die ächt celtischen Großsprechereien, in welche Victor Hugo's französisches Selbstgefühl, unbeschadet der December-Erfahrungen, sich alle Augenblicke verirrt. Wir haben nicht eben oft Veranlassung, dem Dichter über seinen geschichtsphilosophischen Scharfblick Verbindliches zu sagen; wir lassen uns durch sein Prunken mit geschichtlichen Notizen über die Gründlichkeit seiner Kenntnisse keineswegs täuschen; wir werden durch seine Schutzreden für die Republik von 1848 von deren historischer Berechtigung nicht überzeugt und noch viel weniger durch die Zukunftsphantasien des Verfassers über den Erfolg eines etwa wiederholten Versuchs beruhigt. Aber aus allen diesen leidenschaftlichen Herzensergießungen weht dennoch der erfrischende Hauch einer im Ganzen edeln und männlichen Lebensauffassung uns an. Wir haben es, was man auch sagen möge, nicht mit einem bloßen Schönredner zu thun, sondern mit einem von dem heiligen Feuer der Liebe durchglühten Parteigänger des wirklichen Fortschritts. Die Wirbel und Schaumwellen, welche wir vor uns auftauchen sehen, führen nicht aus der Hauptströmung unserer, der Verwirklichung des Rechtsstaates, wenn auch in mäandrischen Windungen, unaufhaltsam zudrängenden Epoche hinaus. Rechnen wir zu dem Allen eine zwar selten maaß- und geschmackvolle, aber überall erstaunlich reiche und nicht selten zu mächtigster Farbenwirkung sich steigernde Sprache, in der es heute noch an Anklängen an die beste Zeit Victor Hugo'scher Lyrik nicht fehlt, so glauben wir uns wegen eines gründlichen, von absprechender Verurtheilung und Zurechtweisung sehr weit entfernten Eingehens auf die vor uns liegende Reihe rhetorischer Leistungen hinlänglich gerechtfertigt.

Denn freilich ist es fast durchweg Rhetorik, wortreicher, häufig leidenschaftlich glühender Vortrag persönlicher Ueberzeugungen, was die vorliegenden Bände uns bieten. Wahrhaftigkeit und Natürlichkeit der Charakteristik, ohnehin nie die stärkste Seite des Dichters, leidet darunter begreiflich am meisten. Aber auch der bei Victor Hugo sonst so prächtig dahin fluthende epische Strom muß sich häufig genug die Ausweitung zur breiten, seichten Fläche gefallen lassen, und die reizenden, das Herz treffenden Töne ächter Lyrik bleiben der Hauptsache nach auf einen Theil der Contemplations beschränkt. Wir fassen, der bibliographischen Chronologie etwas vorgreifend, zunächst diese Sammlung in's Auge, weil sie vielfach auf die ursprünglichsten Züge von V. Hugo's Charakter zurück führt und den verbannten Politiker mit dem in Jugend und Glück strah-

lenden, in der Ausübung und den Erfolgen seiner Kunst sich genügenden Dichter verbinden. „Mémoires d'une âme“ nennt sie die Vorrede, „fortlaufende Bekenntnisse einer Seele, die nach und nach Jugend, Liebe, Illusionen, Kampf, Verzweiflung hinter sich gelassen und nun entsetzt am Rande des Unendlichen stehe;“ „erst sei es ein Lächeln, dann ein Schluchzen, zuletzt das Schmettern der Trompete des Abgrundes.“ Was die letztere anbetrifft, nämlich „die Trompete des Abgrundes,“ so wollen wir nur gleich bekennen, daß sie uns weit mehr nach dem Tusch vor dem Beginn der Vorstellung klingt, als nach der Posaune des jüngsten Gerichts. Es ist nicht gerade der glücklichste Gedanke Victor Hugo's, wenn er mit französischer Bescheidenheit sich gelegentlich so feierlich und geheimnißvoll als möglich dem Dichter der göttlichen Komödie vergleicht. Dieser französische Dante ist nicht seefest auf dem Meere der metaphysischen Verzuckungen. Sein Schweben wird oft zum Taumeln und läßt uns den festen, zierlichen, auch nach Umständen gravitätischen Schritt des im Salon, auf der Bühne, auf dem Pariser Pflaster und im Sitzungssaale weit mehr als in Himmel und Hölle heimischen französischen Dichters zurück wünschen. Auch was Victor Hugo, gewiß in bestem Glauben, über die menschliche Allgemeingültigkeit und Verständlichkeit seiner Herzensbekenntnisse bemerkt, wird man in Deutschland nicht so leicht unterschreiben. Für uns sind die ganz individuellen und besonders die eigenthümlich französischen Züge derselben weit lehrreicher und anziehender, als die kosmopolitischen Anläufe und Phantasien. Die ersteren sind zahlreich in den Contemplations, meistens markig und in frischer Farbe durchgeführt und geben dem Betrachter Manches zu denken. Wir haben da zunächst eigenthümliche Erinnerungen aus dem Schulleben des Dichters, für uns, die wir dies schreiben, eine eindringliche Bestätigung einer gewissen, in Frankreich gemachten Erfahrung, die man bei keiner gründlichen Vergleichung französischer und deutscher Zustände außer Acht lassen sollte: wir meinen die tiefe Kluft, welche bei unsern Nachbarn den Geist der Schule, gerade wie den der Kirche, von dem Bewußtsein der gebildeten Stände trennt. — Es ist schon richtig: seit den Zeiten des alten Orbilius plagosus haben die Humoristen aller Völker und Zeiten aus der Fundgrube des Schullebens geschöpft, und bei uns wie anderswo giebt eine gewisse Art von „Gebildeten“ nicht ungern Jugendgeschichten zum Besten, in welchen sie selbst als kleine Helden und Genies, ihre Lehrer aber als mehr oder weniger lächerliche Pedanten erscheinen. Aber diese verzeihliche und ziemlich harmlose Zärtlichkeit für den alten Adam in uns, dem die Schule die ersten und empfindlichsten Fesseln angelegt hat, sie verhindert bei uns im Ganzen keineswegs die Fortdauer eines Pietätsverhältnisses gegenüber den

Bildungsstätten unsers geistigen und sittlichen Lebens. Der großen Mehrzahl, namentlich der protestantischen Deutschen, fällt die Erinnerung an die Schule mehr oder weniger mit dem Cultus ihrer besten Ideale zusammen. Die unauslöschlichen Bilder der ersten Spiele, der ersten Freundschaften verbinden sich uns mit den Grundvorstellungen, auf welchen in männlichen Jahren unser Pflichtbegriff und unsere Ueberzeugungen ruhen. Der verjüngende Lebensodem der einen theilt sich den andern mit und es bildet sich um unser geistiges und gemüthliches Sein eine Atmosphäre sittlicher Freiheit und Gesundheit, die uns jetzt schon für viele Mängel unseres staatlichen Lebens entschädigt und in welcher die Keime auch einer größeren nationalen Zukunft der belebenden Sonne einer besseren Zeit entgegen harren. In Frankreich, wie in den meisten romanischen Ländern, ist das doch wesentlich anders. Der schroffe, unvermittelte Gegensatz zwischen Natur und Geist, zwischen Lust und Gesetz beherrscht dort die Schule, wie er mit unheimlicher Gewalt das ganze Leben durchzieht. In den französischen Colléges wird ein gemüthliches Verständniß zwischen Schülern und Lehrern durch unglaublich verkehrte Einrichtungen noch jetzt im höchsten Grade erschwert. An Stelle der Jesuitenpädagogik, welche die Voltaire und Diderot groß zog, ist unter dem Einflusse der „Napoleonischen Idee" ein herzlosester Formalismus getreten. Unterricht und Erziehung — das will nach französischem Begriff sagen Disciplinirung — sind vollständig getrennt, Furcht und eine mit allen Mitteln künstlich großgezogene Eitelkeit sind die Haupthebel des Ganzen, das „Gespenst des Gesetzes" richtet sich schon zwischen dem Katheder und der Schulbank empor, und eine in Deutschland erst neuerdings wieder angeregte, aber doch nur sehr theilweise und oberflächlich durchgesetzte Abrichtungs- und Zähmungsmethode macht Schüler und Lehrer eingestandener Maaßen zu „natürlichen Feinden." Schreiber dieses hat unter vielen französischen Freunden (und es sind sehr gebildete und sehr wackere Männer darunter) nicht Einen gefunden, der seines Lebens im Collége nicht mit ähnlichen Gefühlen gedachte, wie die, welche in Victor Hugo's „Contemplations" uns in nur zu bitterem Ernste entgegen treten. Der Humor hat da vollständig ein Ende. Der nackten, leidenschaftlichen Entrüstung entströmt der Vers, und die unerfreulichsten Streiflichter fallen dabei nach allen Seiten auf Personen und Zustände. „A propos d'Horace" nennt sich die Philippica, in welcher der Dichter seiner Schuljahre und seiner Lehrer gedenkt (Contempl. I. p. 53 sqq.). Sie beginnt mit einer wüthenden Kriegserklärung, etwa nach dem Muster der Catilinarien und Verrinen:

„Marchands de grec! Marchands de latin! Cuistres! Dogues!
Philistins! Magisters! je vous hais, pédagogues!

Car dans votre aplomb gravo, infaillible, hébété
Vous niez l'idéal, la grâce et la beauté!
Car vous enseignez tout et vous ignorez tout!
Car vous êtes mauvais et méchans! Mon sang bout
Rien qu'à songer au temps, où, rêveuse bourrique,
Grand diable de seize ans, j'étais en rhétorique!"

Und es folgt nun die Begründung des freundlichen Urtheils. Der Dichter, ein „träumerischer Esel," wie er es „als großer Bengel von sechszehn Jahren" wohl gewesen sein mag, macht auf der Schulbank irgend eine nicht näher bezeichnete Dummheit. Da trifft ihn wie ein Donnerschlag das Urtheil: „Sonntags Arrest und fünfhundert Verse Horaz! Zwanzigmal die Ode an Plancus und die Epistel an die Pisonen!" Das „Ungeheuer mit den schmutzgeschwärzten Nägeln" kennt keine Gnade und der Sonntag ist ohne Rettung verloren. Und was für ein Sonntag! Von Armide und Haydée hatte der sechszehnjährige Junge geträumt; ein Stelldichein mit der Tochter des Portier war verabredet; unter Liebesgesprächen, „in reiner Extase," berauscht von Himmel und Natur sollte es zum Pfannkuchenschmaus hinausgehen nach den Hügeln von St. Gervais! Da ist's denn dem pädagogischen Freudenstörer schon recht, wenn er, beiläufig nach achtunddreißig Jahren von seinem mittlerweile weltberühmt gewordenen Schüler in gereimten Versen als Eunuche, als Cretin verflucht wird, wenn der große Nationaldichter ihn und seine Collegen dem öffentlichen Abscheu preisgiebt als Ungeheuer, „die mit ihrem stinkenden Athem die naiven, glänzenden, funkelnden jungen Franzosen versteinern!" Hundertunddreißig Verse hinter einander geht es in den Contemplations in diesem Tone fort, wobei übrigens die Mathematiker nicht etwa besser fortkommen als die Philologen. Und ein trauriges Ergänzungsbild zu diesem Nachtstück aus der französischen Jugendwelt zeichnet später das Gedicht: „le Maître d'Etudes" (der Hülfslehrer). Viel einschneidender noch, als jene im Munde des 54jährigen Dichters gleichwohl recht bezeichnenden Wuthausbrüche, berührt hier unser deutsches Bewußtsein das Mitleid, mit welchem der ehemalige französische Gymnasiast des Paria der Colléges gedenkt, des armen Hülfslehrers, der dies geniale junge Frankreich um des lieben Brodes willen beaufsichtigen muß. „Quält ihn nicht, er leidet! Kein Strahl hat ihm je geleuchtet, er ist auf ewig der Gefangene des Zuchthauses: französische Schule!" „In seiner Seele streicht das muthwillige Lärmen der Knaben jeden aufkeimenden Gedanken aus — er ist der demüthige, frierende, hungernde Sklave." Es ist anzuerkennen und als wahrer Fortschritt des französischen Bewußtseins zu loben, daß Victor Hugo die ernsten Gefahren dieser Zustände und die nicht weniger bedenklichen Mängel des französischen Elementar-Schulwesens nicht geringe schätzt, sondern eine

Erneuerung und humane Umgestaltung der Schule als erste Vorbedingung wirklicher demokratischer Erfolge nachdrücklich anerkennt. Hoffentlich findet der Gedanke einst, wenn die „Napoleonische Idee" ihr Füllhorn vollständig geleert haben wird, jenseits des Rheines wirksamere Vertreter als die Büreaukraten Guizot und Cousin und den Poeten Victor Hugo. Von guten Wünschen und glänzenden Zukunftsphantasien ist der Letztere freilich freigebig genug. „Den Beamten des Fortschritts, den Arzt der Unwissenheit, den Priester der Idee" nennt er prophetisch am Schlusse jener Widmungen den französischen Zukunftslehrer, und auch in seinen Streitschriften gegen den Kaiser wie in den Misérables kommt er mehr als einmal würdig und eifrig auf den Gegenstand zurück. —

Vor und hinter jenen Schülererinnerungen in den Contemplations stehen Lieder der Liebe und des Naturgenusses, Bekenntnisse aus dem Seelenleben des jugendlichen, im Hochgefühl seiner Kraft sich wiegenden Dichters, sodann Schilderungen aus den ersten literarischen Kämpfen der romantischen Schule: das Meiste ächt französisch und voll anschaulicher handgreiflich-wirklichen Lebens, weniger erfreulich oder gar zurückstoßend nur da, wo die altkluge Declamation der harmlosen gallischen Lebenslust und Eitelkeit einen philosophischen Mantel umzuhängen bemüht ist. Ganz reizende Nachklänge aus der besten Zeit des mit Recht gefeierten Lyrikers sind mehrere Nummern der unter dem Titel „l'âme en fleur" zusammengestellten Gedichte. Sie zeigen, daß V. Hugo's Lyrik denn doch keineswegs nur aus des Dichters unerreichter Herrschaft über die Sprache ihre Hülfsquellen zieht. Sinnengluth und ächte Herzensempfindung durchdringen sich in schönem Maaß und durch einen hineinfallenden Schatten männlicher Reflexion wird das glühende Licht der Bilder zu erfreulicher Wirkung gedämpft. So unter Anderm in dem schönen Gedichte: „Elle me dit un soir en souriant," dessen eine, wohl keines Commentars bedürftige Strophe hier Platz finden möge:

„Nos coeurs battaient, l'extase m'étouffait,
Les fleurs du soir entr'ouvraient leurs corolles . . . . .
Qu'avez-vous fait, arbres, de nos paroles?
De nos soupirs, arbres, qu'avez-vous fait?
C'est un destin bien triste que le nôtre,
Puisqu'un tel jour s'envole comme un autre!"

Auch die Lieder: „Si vous n'avez rien à me dire" und „Mon bras pressait la taille frêle" verdienen durch Reinheit der Stimmung und zarten, anmuthigen Wohlklang entschiedenes Lob. Daß neben der Liebe auch die Galanterie in diesen Jugenderinnerungen ihre Stelle findet, sind wir weit entfernt, dem französischen Dichter zum Vorwurfe zu machen. Ein bescheidenes Maaß ächter, aufrichtig[illegible]

Lebensluſt iſt uns bei unſeren liebenswürdigen Nachbarn immer erwünſchter, als jene aufgeblaſene und ungeſunde Selbſtanbetung, welche in den myſtiſchen Verzückungen Châteaubriand's, Lamartine's und ihrer Jünger die alte, harmloſe franzöſiſche Leichtlebigkeit zu verdrängen bemüht iſt und von der ja auch Victor Hugo in älteren und neueren Dichtungen keineswegs immer ſich frei hält, — man denke an Didier in Marion Delorme und an ſeine ganze poetiſche Sippſchaft, von der beiläufig einer der langweiligſten Geſellen noch in den Misérables, wie ein Geſpenſt am hellen Tage, ſein Weſen treibt. Hier, in den Contemplations, ſchlägt der Dichter gelegentlich Töne an, die an Béranger erinnern, wie z. B. in dem von 1831 datirten Liedchen: „Vieille chanson du jeune temps“ einer hübſchen, franzöſiſchen Variation auf das kosmopolitiſche Thema der Heine'ſchen „blöden Jugendeſelei.“ Der Dichter geht mit Roſe durch einen frühlingsduftigen Wald:

„J'étais froid comme les marbres,
Je marchais à pas distraits.
Je parlais des fleurs, des arbres.
Son oeil semblait dire: Après?
Moi seize ans et l'air morose,
Elle vingt ses yeux brillaient.
Les rossignols chantaient Rose,
Et les merles me sifflaient.“

Allerliebſt iſt dann der Schluß:

„Je ne vis qu'elle était belle
Qu'en sortant des grands bois sourds.
Soit, n'y pensons plus, dit elle.
Depuis j'y pense toujours!“

Noch feuriger klingt die ſprudelnde Lebensluſt an in dem Stücke: „Elle était déchaussée“ und in der Schilderung: „La fête chez Thérèse.“ Doch verlangt die Gerechtigkeit die Anerkennung, daß Victor Hugo die wohlfeile Reizmittel ſinnlich-lüſterner Schilderungen, im Gegenſatze zu vielen, die Mehrzahl ſeiner romantiſchen wie klaſſiſchen Landsleute, nur ſelten anwendet. Sein neuſter Roman, wie ſo viele ſeiner früheren Dichtungen, iſt freilich keineswegs frei von jenem ſeltſamen Kultus der durch die Sünde läuternde Kraft der Liebe in Heldinnen und Heilige umgewandelten Sünderinnen, der nicht etwa erſt ſeit dem Aufkommen der neufranzöſiſchen Romantik, ſondern ſchon ſeit den gefühlsſeligen Jahrzehnten des achtzehnten Jahrhunderts in der geſammten neuen Literatur ſeine Triumphe feierte, die nur zu natürliche Kehrſeite einer gegen die ſtarre, liebloſe Kirchenmoral ſich auflehnenden Humanität. Die Fantine in den Misérables, eine von ihrem Liebhaber verlaſſene und durch alle Grade der Prostitution [illegible] gefeierten Heldin aufſteigende Griſette, bezeichnet jedoch [illegible]

Delorme immerhin einen wesentlichen Fortschritt, insofern Mutterliebe und Pflichtgefühl hier als reinigende Gewalten an die Stelle der Leidenschaft treten. Und was dem Dichter noch mehr zur Ehre gereicht: Bei Schilderung der in einem französischen Roman einmal unvermeidlichen „freien Liebe" vergißt er über der anmuthigen Außenseite nicht den bitteren, giftigen Kern. Die hier einschlagenden Capitel des zweiten Theiles der Misérables gehören zu dem trefflichst Beobachteten und Wahrhaftigsten, was wir über den Gegenstand gelesen, und berühren mit fester Hand diesen Aussatz einer verfeinerten Cultur, welcher gegenwärtig nicht etwa nur in den großen Städten Frankreichs mehr und mehr die Blüthe des heranwachsenden Geschlechts gefährdet. Vier Pariser Studenten verabreden sich, ihren Schönen eine lange versprochene „Ueberraschung" zu bereiten. Eine vergnügte, vom Dichter in den reizendsten Farben à la Watteau gemalte Landpartie macht den Anfang. Zierliche Toiletten, hübsche Arme und Schultern, lustiges Geplauder, — Alles von dem feinen Duft einer ächten Pariser Studenten-Idylle durchhaucht. Aber dann kommt mit der Mittagshitze und dem Diner die Ermüdung, die Sättigung, in welcher die Masken sich lüften und die Zungen sich lösen. Die jungen, liebenswürdigen Naturschwärmer verwandeln sich in blasirte, herzlose Gecken; die Nymphen, Fantine ausgenommen, in eben so gemein-alberne als leichtfertige Frauenzimmer, und einen sehr pragmatischen Schluß giebt dem Ganzen dann der Brief, in welchem die wegen der „Ueberraschung" fortgegangenen Herren Studenten, als gebildete und wohlerzogene junge Leute, die sie natürlich sind, sich am Ende den wartenden Gefährtinnen ihres „Jugendrausches" empfehlen, — um zu ihren Eltern, zu „Pflicht und Ordnung" zurückzukehren.

Was die weiteren Mittheilungen der „Contemplations" anbetrifft, so gewinnen dieselben sichtlich an Bestimmtheit und Leben, je mehr der Dichter von den Erinnerungen aus seinem Genuß- und Gefühlsdasein denen seiner geistigen Kämpfe und Erfolge sich zuwendet. Daß hier viel Selbstanbetung mit unterläuft, darf nicht erst gesagt werden, doch fehlt es auch nicht an trefflich empfundenen und formvollendeten Zeugnissen aus dem Heiligthum einer reich begabten Dichterseele. In zum Herzen dringenden Lauten erzählt uns der Dichter von seinem Liebesverkehr mit der Natur, von seinen Zwiegesprächen mit Bäumen, Blumen und Vögeln, mit der gesammten, geheimnißvollen, für die Menge stummen Creatur. Er ist für die Blumen und Schönen des Waldes der verschwiegene, sichere Vertraute, und der lustige Schmetterling, der eben fröhlich eine halbnackte Blume zerzaust, läßt sich nicht stören, wenn der Dichter vorüber kommt. „Bist du dumm!" sagt er zur Blume, die sich verstecken

will, „er gehört ja zum Hause!“ An anderen Stellen weht der frische Odem der ernsteren, das Leben täglich verjüngenden Geistesarbeit in wahrheitskräftigen Erinnerungen und Schilderungen uns an, und mitten in die ersten jugendfreudigen Kämpfe der Romantik werden wir versetzt durch die an den Schatten André Chénier's, ihres Patrons, gerichteten Verse, so wie durch die aus den Jahren 1834 und 1835 datirten Antworten auf die Anklagen der Gegner. Der ganze, jetzt lange ausgefochtene Zwist mit den rechtgläubigen Jüngern Boileau's, namentlich der Kampf um das Bürgerrecht starker, plebejischer Worte in der guten dichterischen Gesellschaft zieht in voller Frische noch einmal an uns vorüber. Man merkt dem Dichter das gerechte Selbstgefühl an, mit welchem er sich dieser seiner unbestrittensten und wahrscheinlich dauerhaftesten Triumphe seiner reichen und wechselvollen Laufbahn erinnert. „Ich habe zu den Nüstern schlechtweg Nase gesagt! Die länglich goldige Frucht habe ich einfach Birne genannt und Vaugelas einen alten Esel. Zu den Worten sagte ich: Seid Republik! Seid der unermeßliche Ameisenhaufen und macht euch an's Werk! Glaubet, liebet und lebt! Alles hab' ich in Fluß gebracht und grimmig gab ich den nobeln Vers den schwarzen Hunden der Prosa zur Speise!“ — In diesen Worten haben wir wirklich die wesentlichsten und bleibenden Erfolge der Victor Hugo'schen poetischen Arbeit beisammen: Verjüngung, unendliche Bereicherung der dichterischen Sprache, Befreiung und geniale Umgestaltung des Verses, Vervielfältigung und Vertiefung der dichterischen Anschauungsweise durch liebevolles Versenken in die entlegensten Gebiete der Natur und der Kunst, die ganze Strahlenkrone als „Pair lyrique.“ Leider ist in den Contemplations neben dem Allen auch die schlimmste dichterische Unart seiner Zeit und seiner Schule mehr als billig vertreten: wir meinen die Neigung, mit selbstquälerischer Phantasie sich in die Nachtseiten der Gesellschaft einzuwühlen und dann mit ganz ungenügenden Kräften sich auf das Gebiet mehr oder weniger metaphysischer Träumereien zu wagen und deren verworrene, gestaltlose Ergebnisse schließlich mit beneidenswerthem Selbstgefühl als maaßgebend in Gebiete einzuführen, wo nur der scharfen Beobachtung, dem unbestechlichen Verstande und der ausdauernden Willenskraft Erfolge in Aussicht stehen. Man weiß in Frankreich viel von deutschen Schwärmern und Träumern zu erzählen und steckt gern alles Deutsche, was man nicht auf den ersten Anlauf versteht, in den großen, stets bereiten Sack mit der Aufschrift: „le vague“ — und dennoch ist es eine gar leicht zu beweisende Thatsache, daß die französischen Dichter und Schriftsteller des letzten halben Jahrhunderts in dieser Richtung ihrem Publicum noch ganz andere Dinge zugemuthet haben, als unsere verschrieensten Phantasten. Die Mysterien des Weltschmer-

zes finden in Châtaubriand, Lamartine, George Sand, Alfred de Musset ihre beredtesten Priester, und was die Neigung zu boden- und grenzenloser theosophischer und politisch-socialistischer Phantasterei angeht, so sind die wunderlichsten deutschen Grübler im Vergleich mit diesen Schriftstellern und mit Edgar Quinet, Lamennais u. s. w. beinahe trockne Realisten zu nennen. Daß neben dieser Ueberschwänglichkeit übrigens die Hingabe an die körperliche Erscheinung der Dinge sehr häufig gleichfalls übermäßig hervortritt, namentlich in grobsinnlichen, maaßlos breiten Beschreibungen, darin wird Niemand einen Widerspruch sehen, der es beobachtet hat, wie der Zusammenstoß unvermittelter Gegensätze stets nach beiden Seiten hin steigernd und überreizend zu wirken pflegt. Victor Hugo, bisher fast eben so sehr wie sein dramatischer Mitkämpfer Dumas in der realen Erscheinungswelt zu Hause, hat, wie seine Contemplations nur zu deutlich zeigen, sich jener krankhaften Geistesströmung keineswegs erwehren können. Auf die oben berührten lebendigen und anschaulichen Schilderungen folgt in der Sammlung erst ein trostloses Wühlen in den Nachtseiten der Gesellschaft. Die alte Klage über die ungleiche Vertheilung der Güter, über das Fortbestehen und Anwachsen der Armuth neben dem Reichthum, über die Herzlosigkeit der unbekannten Menge gegenüber dem Leide des Einzelnen wie ganzer Klassen, über das Verkümmern der Proletarier-Jugend in häuslichem Elende, auf den Straßen und in den Fabriken — alle diese Jammerlaute, mit welchen der persönliche Glückseligkeits- und Erhaltungstrieb der Einzelnen die rastlose Arbeit der in's Ganze wirkendern Kräfte ebenso natürlich als vergeblich begleitet, finden in dem Nachtstücke „Mélancholie“ eine beredte Vertretung. Das Gedicht: „Chose vue un jour de printemps“ drängt das ganze Chaos dieser herzbeklemmenden Vorstellungen in die Schilderung einer Proletarierhütte zusammen: hungernde Kinder, kein Brot, kein Holz, wüthender Zank zwischen Vater und Mutter: Assassin! Prostituée! Und zu dem Allen scheint grausamer Weise die Frühlingssonne, die allerdings Nöthigeres zu thun hat, als vor dem Elende lüderlicher Menschen gleich dem Dichter weinend ihr Haupt zu verhüllen. Und von diesem Jammer über die Leiden des Ganzen (der beiläufig nur da dichterisch berechtigt ist, wo wir in die Entstehungsgeschichte des einzelnen, vorliegenden Falles eingeweiht worden sind) geht es im zweiten Theile der Contemplations mehr und mehr abwärts bis in die dunkelsten Tiefen selbstquälerischer Schwermuth, zum Theil anknüpfend an leise angedeutete Familienerfahrungen (und dann auch nicht ohne warme, zum Herzen sprechende Töne), sehr oft aber auch in gegenstandlosen Redeübungen weltschmerzlichen Inhalts, deren Analyse wir weder unseren Lesern noch uns selbst zumuthen mögen.

Es ist natürlich ein höchst günstiges Zeichen der unverwüstlichen geistigen Lebenskraft des Dichters, daß er diesem Cultus des eigenen, großen, zerrissenen Herzens noch rechtzeitig hat Halt gebieten können, um in männlichem Aufraffen sich noch einmal in künstlerischer Gestaltung seiner gesammten Ueberzeugungen und Lebensresultate zu versuchen. Daß diese Leistungen, die Légende des Siècles und die Misérables, unbeschadet der epischen Form sehr subjectiven Inhalts sind und die altgewohnte lyrische Farbenpracht vielfach zur Schau tragen, versteht sich bei Victor Hugo von selbst. Es mag hinzugesetzt werden, daß sie dabei die Vorrechte der epischen Breite und — des redseligen Alters bis an die äußerste Grenze des Möglichen ausnutzen. Dennoch kommt ihnen der Boden der Wirklichkeit, auf dem sie wenigstens zum Theil ruhen, sehr wesentlich zu Gute. Eine nicht zu unterschätzende Wärme des sittlichen Gefühls weht uns dabei überall wohlthuend an, und die Erwägung, daß der Dichter vielfach im Namen und im Sinne einer Partei spricht, wenn auch immerhin mit weitester poetischer Freiheit, nimmt außerdem einen höheren Grad von Aufmerksamkeit für den Spiegel in Anspruch, aus welchem Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft des französischen Volkes uns hier im Brillantfeuer entgegenglänzt. Wir beginnen mit einem kurzen Rückblick auf den unverhüllten und leidenschaftlichen Gegensatz gegen das neue Napoleonische Frankreich, unter dessen Einfluß diese Weltanschauung sich wesentlich gestaltet hat. Sodann wird eine Wanderung durch die Légende des Siècles und durch die zehn Bände der Misérables uns über die von dem Dichter erreichte Stufe epischer Kunstvollendung so wie über die durch ihn vertretenen geschichtlichen, rechtlichen und politischen Vorstellungen Auskunft gewähren.

Victor Hugo's Angriffe gegen den Kaiser, sein Napoléon le Petit und die noch saftigeren Châtimens, sind nach ihrem ersten Aufblitzen verhältnißmäßig schnell in Vergessenheit gerathen. Theils hat der Kaiser dafür gesorgt, weniger durch seine Preßpolizei als durch die geschickte und vorsichtige Ausnutzung seines Sieges, theils der Verfasser selbst, durch die unschöne Maaßlosigkeit seines Angriffs. Wir unsererseits sind weit entfernt, dieselbe vom ästhetischen Standpunkte oder auch nur von dem der Parteitaktik rechtfertigen zu wollen. Das Bild des „Schweines, welches sich auf der Löwenhaut wälzt," scheint uns das Verhältniß der beiden Napoleone nicht ganz zu erschöpfen, und wir dürfen kaum mehr an den großen Schriftsteller, sondern nur an den auf's Aeußerste gebrachten, verbannten Parteimann denken, wenn wir lesen: „Dieser Mann (Napoleon) kommt vom Schindanger, aus der Morgue; dieser Mensch hat dampfende Hände, wie ein Metzger, er kratzt sich damit hinter dem Ohre, lächelt und

erfindet Wörter wie einst Julie d'Angennes. Er vermählt den Geist des Hôtel de Rambouillet mit dem Geruch von Montfaucon. Das ist selten. Wir werden Beide für ihn stimmen, nicht wahr, Herr von Montalembert?" — Auch die politische und staatsrechtliche Anschauung der Sachlage zeichnet sich durch strenge Folgerichtigkeit und historischen Scharfblick nicht sonderlich aus. Der Mann des 2. December hat die von Victor Hugo mit Vorliebe als Waffe gegen ihn gebrauchte Vergleichung mit dem Czaar Nicolaus bald genug zu seinen Gunsten gewandt und wird gegenwärtig nicht ohne Genugthuung lesen, wie sein Gegner ihn immer nur „als liliputisches Hampelmännchen" dem „nordischen Koloß" gegenüber stellt. „Das Hampelmännchen" ist im orientalischen Kriege einigermaaßen gewachsen und darf sich wegen etwaiger boshafter Bemerkungen der Zuschauer über seine staatsmännische Taille vorläufig beruhigen. Auch die sehr bitteren Ausführungen Victor Hugo's über das welthistorische Rechenexempel der 7,500,000 Stimmen sind viel mehr glänzend als überzeugend, sonderlich im Munde eines Mannes, der im allgemeinen Stimmrechte trotz dem eifrigsten Bonapartisten den Stein der Weisen verehrt. Es klingt schlagend, und die Betheiligten werden es sich nicht eben an den Spiegel stecken, was Victor Hugo über die Abstimmung bemerkt: „Wer hat gezählt? Baroche. Wer hat gesondert? Rouher. Wer hat die Controle geführt? Piétri. Wer hat zusammengezählt? Maupas. Wer hat die Richtigkeit bescheinigt? Troplong. Wer hat die Wahl verkündigt? Napoleon. Das heißt: Die Gemeinheit hat gezählt, die Plattheit hat gesondert, die Spitzbüberei hat die Controle geführt, die Fälschung hat zusammengezählt, die Käuflichkeit hat die Aechtheit bescheinigt und die Lüge hat die Wahl verkündigt." — Auch in dem Bilde von den Räubern, welche die Postkutsche plündern und sich dann von den Passagieren ein Attest über gute Behandlung erbitten, liegt manches Wahre, doch ist es weit entfernt, allen Seiten der Frage gerecht zu werden. Victor Hugo vergißt bei diesen Vorwürfen, die freilich das ganze Europa seiner Zeit mit ihm erhoben hat, daß die Republik gerade durch das gepriesene allgemeine Stimmrecht schon am 10. December 1848 unzweideutig verurtheilt worden war, als das souveräne Volk ihr den Prätendenten Louis Napoleon in offenbarem Hohne zum Hüter setzte. Ebenso werden bei Aufzählung der „ehrlichen Bonapartisten," neben den „Beamten, den Schafsköpfen, den vermögenden Voltairianern, den Industriellen und Römlingen" die Millionen französischer Bauern fortgelassen, deren monarchischer Instinct durch Ledru Rollin's thörichte republicanische Reiseprediger und durch die Zuschlagsteuer aus seiner trägen Ruhe geweckt worden war. Auch übersieht der Verfasser, daß die Nationalversammlung selbst nur eine republicanische Minderheit

enthielt, daß sie darum die öffentlich betriebenen Vorbereitungen zum Staatsstreich nicht hemmte und daß sie nicht etwa aus Liebe zur Freiheit, sondern größtentheils mit sehr unrepublicanischen Hintergedanken die gesetzliche Wiederwahl des Präsidenten abgeschnitten hat. Aus allen diesen Gründen wird es denn auch wenig Politiker in Frankreich geben, welche die rosenfarbigen Phantasien Victor Hugo's über die 1852 bevorgestandenen Dinge theilen möchten, und es kann schließlich nicht verhehlt werden, daß des Verfassers beste Gründe sich im Munde eines bewährten, ehrlichen Legitimisten jedenfalls natürlicher und besser ausnehmen würden, als in dem eines Anbeters der Revolution und eines gläubigen Verehrers des allgemeinen Stimmrechts. Alle diese Einwände können und sollen jedoch dem berühmten Pamphlet seine hervorragende Stelle in der politischen Literatur unserer und aller Zeiten keineswegs nehmen. Die Schilderung der Unthaten des vierten December, des Gemetzels auf den Boulevards, dieser Behandlung einer hochgebildeten und heldenmüthigen Nation vermittelst eines Sturzbades kalten Entsetzens, ist von wunderbarer Kraft. Der dichterische Geschichtschreiber hat sie in unvergänglichen Zügen hingestellt, eine eherne, furchtbare Warnungstafel für alle Völker, welche sich zu sicher fühlen im bequemen Vertrauen auf theoretisch verbrieftes und beschworenes Recht, einen Gegenstand ernstesten Nachdenkens namentlich für Alle, welche berufen sind, auf die Entwickelung des in den großen Festlandmonarchien bestehenden Heerwesens einen Einfluß auszuüben. Das Schlimmste bei der Sache ist nicht sowohl das vergossene Blut, als die wahrhaft versteinernde Wirkung der frechen, ganz rücksichtslosen Gewaltthat auf die Stimmung einer zahlreichen, um ihres Ehrgefühls und ihres Muthes willen sonst so hoch gerühmten Bevölkerung. Es ist ohne Frage etwas Wahres an dem Worte Victor Hugo's, „daß ein guter Theil der geistigen Uebermacht des Kaisers in seiner völligen und unbedingten Unzugänglichkeit für Erwägungen des Privatrechts, des im gewöhnlichen Leben so genannten Gewissens ist." Wenn wir im bellum gallicum, dem Lieblingsbuche des Kaisers, lesen, wie Caesar ganz gelassen selbst in ein paar Worten erzählt, er habe 30,000 in Uxellodonum gefangenen Galliern die Hände abhauen lassen, ihnen aber das Leben geschenkt, „quo testatior esset poena improborum," so schaudern wir, wie vor einem Wesen aus einer fremden, uns unverständlichen Welt. Nun, seit den Ereignissen des 4. December 1851 und unter dem Zauber ihres noch heute dauernden Erfolges haben wir alle Ursache, in unseren Urtheilen über die heidnische Barbarei der Alten vorsichtig zu sein. Die zusammenkartätschten Spaziergänger, die in den Sälen und Kellern der Restaurationen abgeschlachteten Gäste, die Orgien der betrunkenen Soldateska in den blutbefleckten Straßen, dann die

Todtenschau des nächsten Tages, die Verwandten der Gemordeten, auf den Kirchhöfe die Ihrigen aus den halb verscharrten, nur mit den Köpfen und Füßen hervorsteckenden Leichen herausſuchend: dieſe ganze Reihe von Trophäen, unter welchen die Napoleoniſche Idee, angejubelt von der geſammten europäiſchen Ordnungspartei, ihren Einzug in die „Hauptſtadt unſerer Cultur“ hielt, iſt von unſerem ſchnelllebenden Geſchlechte viel früher vergeſſen worden, als es gut iſt. Nicht nur in Frankreich bewährt ſich ja jene dämoniſche Gewalt des Erfolges, deren Wirkungen V. Hugo's Pamphlet ſo meiſterhaft ſchildert: nicht nur in Frankreich giebt es ganze Klaſſen, welche, diesſeits oder jenſeits des ſtaatsbürgerlichen Rechtsgefühls, in bewußtloſer Beſchränktheit oder in verhärteter Selbſtſucht, ihre Maſſe und ihre Ränke der Culturarbeit in den Weg werfen. Und unſerer vollen Theilnahme endlich iſt der Wortführer der franzöſiſchen Verbannten gewiß, wenn er in feurigſtem Redeſchwunge das edelſte Opfer des Bonapartismus beklagt: wir meinen die Freiheit der von der Tribüne im Palais Bourbon einſt ſo weit und ſo hell über die Völker hinleuchtenden franzöſiſchen Beredtſamkeit. Wohl hat der Gedanke des Rechts und ernſter, verfaſſungsmäßiger Freiheit ſeitdem ein uns noch näher am Herzen liegendes Aſyl im Sitzungsſaale unſerer eigenen Vertreter gefunden, und was er da geleiſtet und zu leiſten fortfährt, läßt uns die ſelbſtgefälligen Uebertreibungen des allerdings in ſeinem Liebſten verletzten Franzoſen etwas ſeltſam erſcheinen. Nicht ohne Lächeln leſen wir heute, daß die engliſche und die franzöſiſche Rednerbühne ſich in die Welt getheilt haben, um, die eine über die Geſchäfte, die andere über die Ideen zu herrſchen. Aber doch thäten wir Unrecht, zu vergeſſen, daß noch vor fünfundzwanzig Jahren unſere geſammte Publiciſtik bei Guizot und Thiers, andererſeits bei Berryer und Montalembert zu Gaſte ging, daß noch kein Menſchenalter verfloſſen iſt, ſeit der Muth und die Begeiſterung der Verkämpfer des deutſchen Conſtitutionalismus ſich an dem Pariſer Centralfeuer entzündete. Grund genug, daß wir mit Victor Hugo wünſchen, es möge ihm und uns vergönnt ſein, den Tag zu erleben, an welchem die Flamme auf dem wüſt gelegten und beſudelten Altare ſich wieder entzünden wird. Derſelbe wird ſchwerlich, ſo wagen wir zu vermuthen, ein Tag unbedingten Triumphes für die Zukunftsideale des Dichters und ſeiner republicaniſchen Freunde ſein. Die frei gewordene Unterſuchung wird ihre Schneide auch gegen ſie kehren und einigen ihrer Lieblingsvorſtellungen vielleicht nachhaltigeren Abbruch thun als das ganze Rüſtzeug des Bonapartismus. Aber wir trauen Vielen unter ihnen die Fähigkeit und den Willen zu, von den Ereigniſſen zu lernen, jene Fähigkeit, welche nur den mit einer abſterbenden Vergangenheit verwachſenen Parteien abzugehen pflegt, und damit kann

sich auch für die französische äußerste Linke immerhin noch eine Zukunft gestalten.

Doch wir berühren hier vorgreifend ein Gebiet, auf welchem wir uns für den Augenblick noch nicht festsetzen möchten. Das politische und sociale Glaubensbekenntniß Victor Hugo's, als eines an den Kämpfen der Zeit doch wesentlich mit dichterischem Schaffen sich betheiligenden Künstlers, darf billigerweise nicht ohne Weiteres den Aussprüchen einer vor eilf Jahren, unter dem Eindrucke einer furchtbaren Krisis veröffentlichten Parteischrift entnommen werden. Eine eindringende Beurtheilung des Mannes wird sich vielmehr der Pflicht nicht entziehen dürfen, dasselbe sorgsam an der Gesammthaltung seiner neuesten Werke zu prüfen, und so versuchen wir denn zunächst, in der labyrinthischen Anlage und den bunten Stoffmassen der Légende des Siècles und der Misérables uns zurecht zu finden.

Vergleichen wir Inhalt und Plan des zehnbändigen Romans mit dem des zweibändigen epischen Bruchstücks, so irren wir schwerlich, wenn wir in der Herausgabe des ersteren einen thatsächlichen Verzicht auf die Vollendung des letzteren sehen. Der Roman entwickelt eben in der Seelengeschichte eines einzelnen symbolischen Menschen, umgeben von einer bunten Reihe zeitgenössiger Schilderungen und mit der unbegrenzten Freiheit des schaffenden Dichters, was das Epos, im Kampf mit den Massen der von den Jahrhunderten aufgespeicherten Geschichten und Sachen vergeblich zu gestalten versuchte. Der Held beider Gedichte ist im Grunde derselbe: die aus den Banden des dumpfen Triebes zu sittlicher Freiheit sich emporringende Menschenseele. Das eine Gedicht wie das andere ist ein rühmlicher und feierlicher Protest gegen den verbitterten Pessimismus, diese schlimmste Gefahr unterliegender Parteien. Beide weisen sie auf die Stetigkeit des Fortschritts hin in dem hin- und herfluthenden Chaos der Interessenkämpfe, auf die dauernden, unverlierbaren Siege der in der Gattung sich fortentwickelnden Vernunft über die Leidenschaft, welche zwar, als eine Elementarkraft, in jedem Einzelnen sich täglich erneuert, aber heute nicht stärker ist, als am Beginn der Geschichte. Beide endlich nöthigen uns Zustimmung ab, insofern sie den sittlichen Fortschritt nirgends von dem geistigen trennen, insofern der Verfasser, mit einer für einen Franzosen rühmlichen Anstrengung danach trachtet, nicht dem Glänzendsten, sondern dem Besten den Lorbeer zu reichen.

Indem nun die Légende des Siècles sich anschickt, in Verfolgung dieses Gedankens gleichsam die Seele der gesammten Weltgeschichte mit einem poetischen Leibe zu umkleiden, wagt sie, wie leicht ersichtlich, das Unmögliche und muß noch weit mehr Bruchstück bleiben, als das deutsche

Weltdrama des Faust, welches doch nur darauf ausgeht, die maaßgebenden Kräfte und Gegensätze des Ganzen in einem noch immer überschaubaren Rahmen, in dem Mikrokosmus des Einzelwesens, zur dichterischen Anschauung zu bringen. Der französische Dichter ist, wie natürlich, über einzelne culturhistorische Schildereien und Phantasien, aus alter und neuer Zeit, nicht hinausgekommen, und wofern ihm die Gabe der Selbstkritik nicht versagt ist, wird er es hoffentlich bei diesem Versuche bewenden lassen, und die ihm bleibende Kraft nicht etwa an der Vollendung der Légende, oder gar an deren angekündigten Complementen verschwenden. Es geht in der „Sage der Jahrhunderte" schon überschwenglich genug her, und Niemand wird begierig sein, Victor Hugo's Unerschöpflichkeit in Gleichnissen und traumhaften Phantasiegebilden auch noch an Stoffen wie „la Fin de Satan" und „Dieu" sich erproben zu sehen. Was die Form der vorliegenden Bruchstücke anbetrifft, so erinnern ihre kühnen und freien, hochromantischen Alexandriner weit mehr an Freiligrath's „Wüstenroß aus Alexandria" als an das elegante Schulpferd aus Boileau's Reitbahn. Die „Contemplations" werden hier durch den Reichthum der Bilder, durch die Kühnheit der Satzwendungen, durch die Mannichfaltigkeit des Rhythmus weit überboten. Die Reichhaltigkeit und Buntfarbigkeit des aufgewendeten Wörterschatzes erinnert an die übermüthigen Herausforderungen, welche Victor Hugo in den Tagen seines aufgehenden Gestirnes den Akademikern entgegen schleuderte. Natürlich fehlt es da nicht an überraschenden Effecten, an glänzenden, geschickt geordneten Antithesen. So schließt die Geschichte der Auferweckung des Lazarus fein und wirkungsvoll mit dem kurz hingeworfenen Worte der Priester,

„Ils dirent: Il est temps de le faire mourir!"

St. Johannes der Evangelist drückt sich kräftig und geistreich genug aus, als der Kalif Omar (nach der arabischen Sage) ihm eine weitschattende Ceder auf seinen sonnendurchglühten, kahlen Felsen zauberte. „Nouveaux-venus, laissez la nature tranquille!" ruft der überlebende Veteran der Apostel, der „Jünger, welcher nicht stirbt," den vorwitzigen mohamedanischen Emporkömmlingen zu. Höchst wirkungsvoll ist auch die Schilderung Philipp's II., der in den einsamen Sälen seines Palastes auf- und abgehend die Erfolge seiner eben unter Segel gegangenen Armada sich ausmalt:

„Son ombre aux feux du soir s'allonge
Son pas funèbre est lent comme un glas de beffroi,
Et c'est la Mort, à moins que ce ne soit le Roi."

Und dann, einen Schritt weiter, wo von dem geheimnißvollen, dämonischen Einfluß des königlichen Spions auf den ungeheuren Kreis seiner Wirksamkeit die Rede ist:

„Ceux, auxquels il pensait, disaient: „Nous étouffons;“
Et les peuples, d'un bout à l'autre de l'empire
Tremblaient, sentant sur eux ces deux yeux fixes luire.“

Leider stellt daneben, zugleich mit den unverkennbaren Einwirkungen des redseligen Alters, ein Rückfall in die auffallendsten Jugendfehler des Dichters sich ein. Die erlaubte epische Breite steigert sich oft zu ganz unerträglicher Geschwätzigkeit. Es ist häufig, als würde die Schleuse eines aufgestauten Beckens voll von synonymen Redensarten gezogen. Wo der Dichter sich der unschuldigen Wendung bedient, er habe zwei oder drei Worte über eine Nebensache zu bemerken, da fährt sicherlich auch dem abgehärtetsten Romanleser, der ihn erst einmal kennt, ein jäher Schreck durch die Glieder, — denn ohne eine declamirende Episode von ein- bis zweihundert Seiten geht es dann so leicht nicht ab. Doch gegen diesen Fehler wehrt sich der nicht zu literarhistorischen Studien verpflichtete Leser am Ende durch passiven Widerstand seiner Haut. Schlimmer, weil nicht so leicht aus dem aufgetragenen Gerichte zu sondern, sind die zahlreichen Rückfälle in die ungeheuerliche Bilderverschwendung und den rohen Materialismus der romantischen Sturm- und Drangjahre, wobei natürlich ein häufiger Umschlag der himmelanstrebenden Kraftsprache in ganz unglaubliche Trivialitäten nicht ausbleiben kann. So wird uns in der Schilderung des Paradieses vor dem Sündenfall ganz pathetisch vordeclamirt: nur das Gebrüll des Tigers sei damals noch sanfter und lieblicher gewesen, als der von den Engeln mit Entzücken belauschte Gesang der Vögel. Die köstliche Ruhe der üppigen Sommernacht, in welcher Ruth sich zu den Füßen des Boas lagert, wird in der pikanten Wendung geschildert:

„Une immense bonté tombait du firmament.
C'était l'heure tranquille où les lions vont boire!“ —

Von einem Raubritter, den Roland zusammenhieb, wird erzählt: „daß seine Seele heulte!“ In einer poetisch geschilderten Reihe von Städten figurirt Neapel mit dem gewiß sehr malerischen Zusatz: „Naples, où le mont Vesuve est fort considéré!!“ — Unter den zahlreichen, hier in pompösen Alexandrinern einherschreitenden Jugenderinnerungen an „Han d'Islande“ haben wir die famose Stelle begrüßt, wo der Dichter sich mit dem Charakter und den Thaten des nobelsten der vier Löwen in Daniel's Löwengrube beschäftigt. Es ist „der Löwe des Meeres.“ Als dieses ritterliche Ungethüm einst seine tragische Laune hatte, bezähmte er sich zum Frühstücke die Stadt Gur, mit Mauern, Thürmen, Thoren und allem Zubehör an Häusern und Menschen. Nur — einen Baum und ein Paar Mauertrümmer ließ er zurück. Und nun geht er blasirt und gähnend in der Löwengrube einher, von „diesem stillen Leben“ gründlich

gelangweilt, unterläßt aber nicht, dem eintretenden Daniel, als eine „wohlerzogene, chevalereske Seele," die er ist, die Honneurs zu machen. Wir erlauben uns, die Scene als Titel-Vignette in Vorschlag zu bringen, mit darüber etwa den symbolischen Hahn, in dessen Gestalt (comme un coq dans les ténèbres) der Dichter, am Ende des zweiten Theiles, „in finsterer Nacht" die Tremrete des jüngsten Gerichtes betrachtet.

Das ist nun ein ziemlich langes, und beim besten Willen nicht zu umgehendes, poetisches Sündenregister, — und dennoch glauben wir es dem Dichter schuldig zu sein, einen aufmerksamen Besuch in seiner seltsamen und bunten, hier aufgestellten Bildergallerie zu machen: denn dieselbe enthält unter wunderlichem Trödel ächte Kunstgebilde und noch mehr des Charakteristischen, bei dessen Betrachtung das Studium französischer Dinge und Zustände keineswegs leer ausgeht. Am schwächsten freilich sind die zuerst uns begegnenden biblischen und antiken Darstellungen des ersten Bandes. Sie lassen den leitenden Gedanken kaum hie und da erkennen und sind weit entfernt, durch schöne Abrundung der Ausführung diesen Mangel zu ersetzen. Eine Schilderung des Paradieses, im altherkömmlichen Stil der Sagen vom goldenen Weltalter, also ganz außer Zusammenhang mit dem humanen Fortschrittsgedanken des Werkes, dann eine ziemlich unzarte Verherrlichung der ersten Schwangerschaft Eva's (le Sacre de la Femme), Kain, von seinem Gewissen durch die Länder gejagt, die mohamedanische Sage vom Wettkampfe des Iblis mit Gott, wobei der Böse aus der ihm freigebig gewährten Quintessenz der ganzen Schöpfung nur die Spinne zu Wege bringt, worauf Gott durch einen Blick seines Auges die Spinne zur Sonne verklärt: dann Daniel in der Löwengrube, Boas und Ruth, in sehr französisch-schlüpfrigem Stil, Bileam's Esel (Dieu invisible au philosophe!!), Christus und Lazarus, der Löwe des Androklus, Mohamed's letzte Predigt, endlich die Legende von Johannes auf Patmos und der Ceder — wir wären in der That begierig, den Dichter gerade diese Auswahl vor dem feierlich angekündigten Plane seines Werkes rechtfertigen zu hören. Am wirksamsten von dem Allen ist noch die Schilderung des, von dem Auge des Gewissens bis in den siebenfachen ehernen Thurm, bis unter die Erde verfolgten Kain. Man denkt dabei unwillkürlich an die besten Stellen „Napoleon's des Kleinen." Der „Verfall Roms" wird nicht sowohl geschildert, als in einem überwältigenden Wortschwall angekündigt, und die ganze Einführung des „Löwen des Androklus" erweist sich als Vorbereitung der ziemlich billigen Antithese:

„Et l'homme étant le monstre, ô lion, tu fus l'homme!"

Dagegen gewinnen die Schilderungen sichtlich an Leben und Farbe, in dem Maaße, als der Dichter dem Heimathlande und der Geburtszeit des

romantischen Geistes sich nähert. Das Ritterthum und seine Poesie erfaßt er, wie man sich denken kann, nicht sowohl von der Seite des Gemüths, als von der der Phantasie und des sinnlich-übersprudelnden Lebens, und damit scheint er uns dem wirklichen Inhalte desselben näher zu kommen, als die sentimentale Auffassungsweise der „christlich-germanischen" Romantik — wobei es sich übrigens von selbst versteht, und dem Dichter auch nicht zum Vorwurfe gereichen kann, daß er weniger die realistische Prosa des Ritterthums, als dessen Ideale uns ausmalt, wie denn auch kein Kenner französischer Menschen und Dinge sich verwundern wird, die celtische, großsprecherische Cavalierphantasie hier mit vollem Behagen ihren Flug nehmen zu sehen. Man glaubt oft einen Fähndrich oder Studenten nach ihrem ersten Duell zu hören, oder einen Dumas'schen Romanhelden, oder — den ersten, besten französischen „Philosophen," der, vielleicht gerade von einem internationalen Friedenscongresse zurückkehrend, durch irgend einen Zufall auf französische Kriegsthaten zu sprechen kommt. Man sieht eben: kein Zufall hat den Ehrecodex des Ritterthums auf gallischem Boden entstehen lassen. An der Schwelle des gallischen Geschichtstempels erhebt sich die ächte Rittergestalt jenes Vercingetorix, der in großmüthigem Entschluß sich und die letzten Freiheitshoffnungen seines Landes hinopfert, um das Leben der mit ihm eingeschlossenen Kameraden zu retten. Aber was er wie ein Held beschlossen, führt er nicht nur aus, sondern er setzt es auch geschickt und glänzend in Scene. In vollem Waffenschmuck, auf seinem besten Rosse, umreitet er, Angesichts der beiden in Parade aufgestellten Heere, dreimal das Tribunal des Imperators und bietet sich dann mit großartigem Anstande den Fesseln dar. Nun gebe man jenem Vercingetorix einen Zusatz von germanischem, individuellem Unabhängigkeitssinn und unbändiger, physischer Kampfeslust und von christlicher Mystik — und der Paladin des französischen Ritterepos wie der Victor Hugo'schen „Legende" ist in seinen Hauptzügen beisammen. Mit Liebe und Behagen läßt der Dichter das ritterliche Ideal seines Volkes sich vor unseren Augen in riesigen Dimensionen gestalten. Roland und Olivier, die Paladine Karl's des Großen, eröffnen die Reihe (le Mariage de Roland). Ohne weiteren ersichtlichen Grund als ihre noble Passion für das Handwerk pauken die Helden fünf Tage und fünf Nächte in Einem Zuge aufeinander los. Dazwischen wird nur ein Paarmal der Schweiß abgewischt und ein kameradschaftlicher Schluck getrunken. Als die Schwerter verbraucht sind, werden sie durch ausgerissene Bäume, eine Eiche und eine Ulme, ersetzt, und die Arbeit geht unverdrossen weiter, bis Olivier, „der Held mit den Taubenaugen," endlich einen vernünftigen Einfall hat:

„Roland, nous n'en finirons point

Nous lutterons ainsi que lions et panthères.
Ne vaudrait-il pas mieux que nous devinssions frères?
Ecoute, j'ai ma soeur, la belle Aude aux bras blancs,
Epouse-la."
„Pardieu! je veux bien, dit Roland.
Et maintenant buvons: car l'affaire était chaude.
C'est ainsi que Roland épousa la belle Aude."

Da hätten wir die Grundzüge des Ritterthums, wenn auch in etwas grell französischer Farbenmischung, und es folgen nun poetische Bilder der feudalen Gesellschaft. Wie hier Kühnheit, Kriegsglück und Anhänglichkeit an den Lehnsherrn die Grundlage des Emporkommens bilden, zeigt die Geschichte der Einnahme von Narbonne durch Aymerillot, den Kämpen des großen Karl, und daneben preist die dem großen Cid von Bivar gewidmete Legende die patriarchalischen Tugenden der alten guten Zeit, welche Pietät, Unterthanentreue und Mannesstolz sich im Ideal des ritterlichen Kriegers vereinigt vorstellte. Der Cid steht im Hofe der väterlichen Burg und putzt eifrig ein Pferd. Erstaunt, ihn so zu finden, hält der Araber-Scheik Jabias ihm eine schwülstige Anrede über die sonst von ihm entfaltete Pracht und Herrlichkeit, worauf der Cid gelassen entgegnet: „Ja, damals war ich nur bei'm Könige, jetzt bin ich bei meinem Vater!" — Aber auch die düsteren Farben des Bildes läßt Victor Hugo nicht fort. In den Stücken „le Jour des Rois" und „Ratbert" erhebt er eine beredte, nur leider wieder entsetzlich wortreiche Anklage gegen die schlimme Kehrseite der feudalen Romantik. Es fehlt da nicht an wollüstig ausgemalten Schauerscenen. Spanien und Italien sind die Schauplätze der Handlung. Dort das Fehdesystem in seiner barbarischen Nacktheit, eine Kette scheußlicher Gewaltthaten, an deren Ende schließlich der verworfene, die Raub- und Herrschlust nicht reizende Bettler gegenüber den Gewaltherrschern als der einzige Freie und Gesicherte erscheint: auf der anderen Seite, in Italien, der gewaltthätige Feudalismus in seiner Verbindung mit byzantinischen Sitten und Priestertrug, eine doppelt und dreifach schwere Geißel der Menschheit. Und über diesem Chaos erheben sich dann (in den Stücken le petit Roi de Galice und Eviradum) die Paladine, die irrenden Ritter der Sage, als Verkörperung des ritterlichen Ideals. „Sie flammten auf, wie urplötzliche Blitze. In einer Zeit der Unterdrückung, der Trauer, der Schande, da die Nichtswürdigkeit ihren Hochmuth zur Schau trug, waren sie die Gespenster der Ehre, des Rechts. Wehe dem, der Unrecht that! Einer dieser Arme tauchte aus dem Dunkel auf, mit dem Ruf: Du mußt sterben! Das Volk erbebte vor diesen einsamen Träumern, diesen düsteren Reitern, diesen ewigen Wallern. Wo ihr riesiger Schatten sich erhob, fühlte man das Grausen der unbekannten Ferne; hinter ihnen

zog der Tod einher; aus den Nüstern ihrer Rosse schnob es hervor wie das Brausen des Meeres, das Rauschen des Waldes!" — Man mag diese Schilderung gelten lassen, wenn sie eben nur die Träumereien der Trouvères, nicht wirkliche Vorgänge zum Gegenstande hat. Die dann folgenden einzelnen Abenteuer führen uns, was Ungeheuerlichkeit der Formen und Farben und Traumhaftigkeit der Gestalten anbetrifft, recht mitten in den Urwald der alten Romantik. Doch fehlt es neben argen Geschmacklosigkeiten der sich überstürzenden Rhetorik nicht an gut erfundenen Stellen. Zuerst kämpft Roland im wilden, asturischen Gebirge, natürlich allein, gegen etliche hundert Raub- und Mordgesellen. Die letzteren halten dabei allerlei witzige Klopffechterreden, und werden dann, wie es sich gebührt, immer sieben auf Einen Streich erschlagen. Ein noch viel schöneres Stück spielt auf dem Schlosse „Corbus" in der Lausitz. Es fehlt da kein Zubehör des ächten Ritterstücks: das verwünschte Schloß im dunklen Walde, der Ahnensaal mit Reihen eiserner Rosse und Männer, die Fallthür über dem Abgrund, zahlreiche Gespenster, eine reizende Prinzessin, ruchlose Verfolger derselben und ein ritterlicher, rettender Held — Alles ist wohl assortirt, und die gewiegteste Abonnentin kleinstädtischer, für alt angekaufter Leihbibliotheken könnte höchstens an dem ehrwürdigen Alter das Paladins und an dem dadurch bedingten Ausbleiben der richtigen Pointe einigen Anstoß nehmen. Daß übrigens kein Geringerer, als der Kaiser Sigismund von Deutschland auf dem Schlosse „Corbus" als feiger Mörder überrascht und ritterlich erlegt wird — über diese kleine Freiheit wollen wir mit dem Dichter nicht rechten, denn „nicht die Erdichtung," sondern nur die „Fälschung der Geschichte" hat er zu meiden versprochen. Er dürfte von diesem Standpunkte aus mehr Mühe haben, seine Einleitung zur Legende des sechszehnten Jahrhunderts gegen eine hinter Worten und Bildern den Gedanken aufsuchende Kritik zu vertheidigen. Das Stück führt die Aufschrift „Renaissance, Paganisme," sucht also wohl das Verhältniß der wieder auflebenden antiken Studien und ihrer Resultate zur Antike selbst wie zur neueren Bildung dichterisch zu symbolisiren. Es erzählt uns von einem Satyr, der am Fuße des Olympus sein Wesen treibt

tenant à l'affût les douze ou quinze sens
qu'un faune peut braguer sur les plaisirs passans.

Endlich nimmt Hercules den Burschen, der sich gar zu unnütz macht, bei'm Ohre und schleppt ihn in den Olymp. Dort verliebt sich der Unhold so schnell als möglich in Venus, fordert sie in voller Versammlung ganz gemüthlich auf, mit ihm bei Seite zu gehen und ergießt sich dann in tiefsinnigen Gesängen und Reden, in welchen er schließlich den zuhörenden Göttern ihr eigenes Dasein in's Gesicht leugnet und das Dogma der sich

selbst ewig erzeugenden und sich selbst genügenden Welt verkündet. „Alles Uebel komme von der Gestalt der Götter her: Finsterniß entstehe so aus dem Strahlenden. Warum die Gestalt über das Wesen setzen? In der Klarheit des Aethers sei kein Platz für eine Herrschergewalt!“ Dann verlangt er „Raum für das unendliche Gedränge der dunklen und der blauenden Himmel, der Mittage, Morgenröthen und Abende. Platz für das heilige Atom, mag es brennen oder mag es rauschen! Platz für das Ausstrahlen der Weltseele! Ein König — das bedeute den Krieg. Ein Gott — das bedeute die Nacht. Freiheit wollen wir, Leben und — Glauben (foi), auf den Trümmern des zerstörten Dogmas.“ „Ueberall Licht! Ueberall Genius! Alles wird sich in Liebe verstehen, denn Alles ist Harmonie.

„Place à Tout. Je suis Pan! Jupiter, à genoux!“

Daß Victor Hugo das Jahrhundert Raphael's, Michel Angelo's, Tasso's, Shakspeare's und Luther's mit diesem Glaubensbekenntnisse habe einführen wollen, trauen wir selbst seiner poetischen Geschichtsbehandlung nicht recht zu. Eher ist es glaublich, daß er den Standpunkt der französischen, socialistischen Republicaner als den der für ihn natürlich maaßgebenden Vertreter unseres Jahrhunderts im Auge hat, so daß die seltsame Allegorie den „Fortschritt“ von dem beschränkten Schönheitscultus der Renaissance zu der „Geistesfreiheit“ eines poetisirenden Materialismus darstellen würde. In diesem Falle müßten wir es als eine ebenso lobenswerthe als ausnahmsweise Bescheidenheit des französischen Dichter-Philosophen anerkennen, daß er alle diese Weisheit einem vom Hercules bei'm Ohre in den Olymp geschleppten, mit fünfzehn schußfertigen „Sinnen“ ausgestatteten Satyr in den Mund legt. Es wäre da unhöflich, zu widersprechen.

Von den Geschichtsbildern, welche die Légende des Siècles aus dem sechszehnten und siebzehnten Jahrhundert entwirft, ist wenig zu sagen. Abgesehen von der schon oben berührten Schilderung Philipp's II. (la Rose de [illegible]) [illegible] mit sehr willkürlich ausgesuchten Nebendingen [illegible] schwach. So soll ein toll-phantastisches [illegible] und der Inquisition, das sechszehnte Jahrhundert [illegible] wird nicht besser durch eine sehr [illegible] das schweizerische Söldnerwesen vertreten. Beachtung [illegible] verdienen ein Paar recht schöne, sinnige Bilder [illegible] und zwar zumeist eine Erzählung aus des [illegible] Victor Hugo, als Kind, mit [illegible] eine im Wege einherkriechende [illegible] Steine zerschmettern, da nähert sich [illegible] von einem ermatteten Esel mühsam gezogen,

und neugierig treten die Knaben bei Seite, um zu sehen, wie das Fuhrwerk dem hülflosen Thiere mitspielen wird. Es kommt aber anders. Der Esel sieht die leidende Kröte und schiebt mit einem Ruck den Wagen bei Seite. Da läßt der Knabe den Stein fallen und hört aus dem Abendhimmel eine Stimme rufen: Sois bon!

„La bonté, qui du monde éclaire le visage,
La bonté, ce regard du matin ingénu,
La bonté, pur rayon qui chauffe l'inconnu,
Instinct, qui dans la nuit et dans la souffrance aime,
Est le trait d'union ineffable et suprème
Qui joint, dans l'ombre hélas! si lugubre souvent,
Le grand ignorant, l'âme, à Dieu, le grand savant."

Wir gestehen, die Schwäche zu haben, solchen Stellen aufrichtig zuzustimmen. Der schöne Sinn, der in ihnen sich ausspricht, reicht hin, um viel frostige Declamation zu erwärmen und für manche Sünde gegen den guten Geschmack, wenn nicht Vergebung, so doch mildernde Umstände zu schaffen. Zum Beweise dessen gehen wir gleich über die Schlußphantasien der Légende des Siècles so kurz und so glimpflich als nur möglich hinweg. Dieselben beginnen mit dem althergebrachten Preise der „armen Leute," der edeln Proletarier, um ihrer opferfreudigen Liebe (!) willen, und wenden sich dann zu einer Verherrlichung der gegenwärtigen Franzosen, worauf sie schließlich die Glückseligkeit ausmalen, deren sich das zwanzigste Jahrhundert in Folge der Erfindung des — Luftschiffes erfreuen wird. Erstere, die Franzosen der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts nämlich, werden die Kinder eines Löwengeschlechts genannt, Muth und Selbstverleugnung sei ihr Lebensodem. Für sich selbst, so belehrt uns der Dichter, fühlen jene Titanen sich verloren, aber für Alle gewonnen. Am Rande des furchtbaren Abgrundes, der die unvollkommene Gegenwart von der idealen Zukunft trennt, zögern sie nicht einen Augenblick. Sie stürzen sich kopfüber hinein, stoßen das Brett mit dem Fuße zurück und klimmen keuchend am entgegengesetzten, hochragenden Rande empor. Dort aber wartet ihrer und unser Aller seliges Glück. Einen letzten Blick wirft der Dichter noch auf die alte Welt, die wie das Wrack des Leviathan (Great Eastern) auf der Woge der Zeit unbehülflich einher treibt. Dann erhebt sich sein Auge in das heitere Jenseits des zwanzigsten Jahrhunderts. Das Luftschiff — denn das ist nun einmal die Hauptsache — ist nun endlich erfunden. Es wird nicht etwa symbolisch gefaßt, sondern in materiellster Ausführung, zum Nutzen der Zukunft-Techniker, geschildert. Mit dieser Erfindung werden dann nun alle Ketten, wird alle Schwere gefallen sein. Eine goldene Zeit wird beginnen: Tugend, Wissenschaft, Ueberfluß, Ruhe, Lachen, Glück, Recht, Vernunft, Brüderlichkeit, Wahrheit, Liebe u. s. w. wird fortan auf Erden

herrschen. Das Luftschiff wird civilisiren, es wird das Gesetz des „Eisens und des Blutes" aufheben, es wird die zur Wahrheit zurückbringen, „welche das Falsche zurückstieß," es wird Spinoza zum Glauben und Hobbes zur Hoffnung bekehren. Und endlich — für einen französischen, chevalereskeu Revolutionär gewiß eine anständige Höhe der luftschiffenden Begeisterung — endlich werden selbst die Vaterländer schwinden und nur noch eine glückliche Menschheit wird es geben!

Wer nun nach diesen Zukunftsgeschichten sich nur eine mäßige Vorstellung von der staatsmännischen Begabung des hier als Parteichef auftretenden Dichters gemacht haben sollte, den wird, so fürchten wir, auch der neueste social-politische Roman desselben schwerlich eines Besseren belehren. Dennoch verdient das Buch alle Beachtung, einmal als eine reiche Sammlung von Material für die innere Geschichte der letzten Jahrzehnte, sodann als ein rühmliches Zeugniß für die dem Alter widerstehende Phantasie und das liebenswürdige, edle Gemüth des Dichters. Fassen wir es zunächst in aller Kürze als Kunstwerk in's Auge, um uns dann über die politischen, religiösen und socialen Ergebnisse dieser dichterischen Generalbeichte einen geordneten Ueberblick zu verschaffen.

Drei Grundschäden unserer Gesellschaft erklärt der Dichter in der Vorrede seines Romans den Krieg: der Entwürdigung des Mannes durch das Proletariat, dem Herabsinken des Weibes durch den Hunger, der Verkümmerung des Kindes durch die Unwissenheit. Es mag hier gleich beiläufig bemerkt werden, daß dieses Programm theils mit den Gesetzen der Logik, theils mit einer anderen Stelle derselben Vorrede nicht ganz in Uebereinstimmung ist. Denn einmal sind Proletariat, Hunger und Unwissenheit keineswegs nebengeordnete Mächte, deren eine sich den Mann, die zweite das Weib, die dritte das Kind zum Opfer erwählt, sodann aber erhellt aus den Eröffnungsworten der Vorrede, sowie aus dem Inhalte des Werkes, daß Victor Hugo keineswegs bis zu den Grundquellen alles menschlichen Elends vordringen will, sondern daß er zunächst nur die Grausamkeit der Strafgesetze im Auge hat und die größere Grausamkeit der Gesellschaft, welche den von der Strafe des Gesetzes ereilten Mann und das einmal aus dem Bereich der Sitte getretene Weib (es sei denn, daß sie etwa glänzend „reussiren") auf Nimmerwiederkehr mit dem Fluche der Ehrlosigkeit treffen. Wir würden hierüber kein Wort verlieren, wenn nicht derselbe Grundfehler, die Aufopferung der Logik nämlich an declamatorische, rednerische, oft rein stilistische Rücksichten, durch das ganze Gedicht sich hindurchzöge, zu merklichem Nachtheil nicht nur der sittlichen, sondern auch der künstlerischen Wirkung. Held und Hauptträger der Handlung, entsprechend jener Tendenz sowie einer alten, allbekannten Liebhabe-

rei Victor Hugo's, ist nun natürlich ein tugendhafter Verbrecher, der entlassene Galeerensträfling Jean Valjean, welcher die Reihe der Triboulet, Marion Delorme, Lucrecia Borgia, Don César (im Ruy Blas) um eine wenn nicht überall wahre, so doch bedeutende und glänzende Erscheinung vermehrt. Sie alle verdanken ihre Entstehung dem romantischen, gegen die Klassiker gerichteten Glaubenssatze von der poetischen Berechtigung der Contraste sowie der Auflehnung des souveränen, warm fühlenden Künstlerherzens gegen die Satzungen einer vom frostigen Verstande und von kleinen Interessen beherrschten Welt. Sie alle aber haben auch gezeigt, wie Lessing Recht hatte, als er meinte, Shakespeare wolle studirt, nicht geplündert sein; es lasse sich leichter dem Hercules die Keule nehmen, als jenem ein Charaktermotiv oder ein Gedanken. Es ist nicht allzu schwer, Gift und Heilkräfte in ein Gefäß zusammenzugießen, oder den Kopf des Apollo auf den Körper des Satyrs zu setzen. Aber nur die Natur versammelt in dem harmonischen Organismus der Pflanze die giftigen und die heilenden Kräfte, und nur wenigen ihrer Lieblinge enthüllt sie im Gebiete der sittlichen Welt die einheitlichen Wurzeln des in die Spitzen greller Contraste auseinander laufenden Lebens. Zwar, es ist zuzugeben, die hier vorliegende Leistung Victor Hugo's in dieser bedenklichen Kunstform geht über ihre Vorgänger sehr merklich zu ihrem Vortheil hinaus. Der Dichter giebt uns nicht von vorne herein den bittersüßen Trank zu verschlucken, sondern er sucht uns seine Zusammensetzung zu zeigen und uns an ihn zu gewöhnen. Er macht uns zu Zeugen des psychologischen Vorgangs; die Umwandlung des Verbrechers in den Helden vollzieht sich Schritt für Schritt vor unseren Augen, und es wäre Unrecht zu leugnen, daß sie ebenso reich ist an wahrhaft ergreifenden Momenten, als leider auch an den gewagtesten Erfindungen einer vom Verstande nur sehr locker geführten Einbildungskraft. Vortrefflich und von höchster Wirkung ist gleich die erste Begegnung des entlassenen Sträflings mit der civilisirten, „christlichen" Gesellschaft. Der erste Arbeitsgeber entzieht dem Manne mit dem „gelben Passe" die Hälfte seines verdienten Lohnes. „Das sei lange gut für ihn," bekommt er auf seine Klage zu hören. Dann wird der Ermüdete und Hungrige am Abend nach beschwerlicher Wanderung von Haus zu Haus vertrieben. Aus dem trockenen Eckchen, in welches er am Ende sich niederstreckt, verjagt ihn, als rechtmäßiger Besitzer, der Hofhund. Da nimmt sich des Verzweifelnden ein ächt evangelischer Geistlicher an, der Bischof des Ortes. Er erprobt die Kraft christlicher Bruderliebe an dem verhärteten Herzen, behandelt den fremden, verfolgten Mann, auch da dieser sich zu erkennen giebt, ehrenvoll und als Gast. Er nennt ihn „Herr." Vertrauensvoll weist er ihm sein Lager im Kämmerchen neben dem eige-

nen an, unbekümmert um das in offenem Schranke daneben stehende Silberzeug: — zu vertrauensvoll, wie es sich zeigt. Denn, um Mitternacht vom Schlafe erwachend, findet Jean Valjean der Versuchung sich nicht gewachsen. Als ein gutmüthiger, schlichter Arbeiter, aber ohne alle Erziehung, hatte er daheim seine Jugend verlebt, als Mitleid für die zahlreichen, hungernden Kinder seiner verwittweten Schwester ihn zum Broddiebe und Einbrecher machte, und ihn für fünf Jahre auf die Galeere brachte. Dort hatten denn die Kette, die rothe Jacke, die Frohnarbeit, der Hunger, die Schläge die von der Schule versäumte Erziehung des Naturmenschen aufgenommen und in ihrer Weise vollendet. „Wenn das Hirsekorn unter dem Mühlsteine denken könnte, würde es ohne Zweifel denken, was Jean Valjean dachte." Zwei Entweichungsversuche hatten die fünf Jahre zu zwanzig Jahren ausgedehnt, und nach deren Ablauf gab nun die Galeere der Gesellschaft einen ingrimmigen, entschlossenen Feind statt eines unwissenden Verirrten zurück. Es ist, wie man sieht, die alte, von den Vorkämpfern der Gefängnißreform unzähligemale wiederholte Geschichte. Aber Victor Hugo weiß sie meisterhaft in Scene zu setzen und hält sich bei Darstellung der Krisen, in welchen er die Seele seines Helden zeigt, im Ganzen und Großen in den Grenzen der psychologischen Wahrheit. So fühlt er ganz fein und richtig heraus, daß die plötzliche Ueberschwemmung mit Liebe und Güte auf diesen Boden zunächst kaum anders wirken kann, als der erste Platzregen auf den hartgebrannten Wüstengrund. In der Stunde der Versuchung erweist die plötzliche Rührung sich nicht stark genug gegen die Leidenschaft des verbitterten Herzens. Jean Valjean beraubt seinen Wohlthäter seines Silbergeräths und entflieht. Doch schon am nächsten Morgen bringen ihn Gensdarmen, als des Diebstahls Verdächtigen, zum Bischofe zurück, wo ein unerwarteter und überwältigender Empfang ihm zu Theil wird. Der Mann des Evangeliums nimmt es nämlich ernstlich mit dem Spruche vom Rocke und vom Mantel. Die ganze Wendung ist vortrefflich und vortrefflich auch die dramatische Kraft und Lebendigkeit der Darstellung. Die ganze Scene erinnert mit vielen anderen Stellen der Misérables an die besten Leistungen des französischen Darstellungstalentes und es würden diese wahrlich nicht gering anzuschlagenden Schönheiten des Werkes eine mächtige Wirkung ausüben, wenn sie nicht leider durch weite Sandwüsten greisenhafter Geschwätzigkeit und durch Abgründe verwegenster, nicht selten bis zum Widersinn sich steigernder Sophismen von einander getrennt wären. Hier haben wir es zunächst mit einer Probe der letzteren zu thun, mit einem wundersam ausgedachten psychologischen Salto mortale. Jean Valjean verläßt nämlich den Bischof nicht etwa als Bekehrter, sondern wüthend über den gegen seine eigene

Menschenfeindlichkeit gerichteten, erschütternden Angriff. So trifft er in der einsamen Haide einen Savoyardenknaben, der mit einem Zweifranken-Stücke spielt und dasselbe zufällig fallen läßt. Jean Valjean setzt den Fuß auf die Münze, zwingt den sein Eigenthum fordernden Knaben durch eine Drohung zur Flucht und — bricht dann unmittelbar in Reue und Zerknirschung zusammen. Die nächste Nacht findet ihn in Thränen vor der Schwelle des Bischofs knieend, und wir glauben natürlich, er werde sich von da nur erheben, um das gestohlene Gut zurückzugeben und, etwa unter dem Schutze des einflußreichen Priesters, ein bescheidenes, arbeitsames Leben zu beginnen. Aber nein, Victor Hugo hat vor, einen zehnbändigen Roman zu schreiben und kann folglich so einfache Rechenexempel nicht brauchen. Es muß vielmehr der reuige und bekehrte Jean Valjean das ihm „geschenkte" Silberzeug ruhig behalten. Es muß ihm gelingen, mit dessen Erlös eine entfernte Stadt Frankreichs zu erreichen. Er muß dort das Kind des Gendarmerie-Capitäns retten, um sich ohne Paß ansiedeln zu können. Er muß sodann eine industrielle Erfindung machen, die Herstellung schwarzer Glaswaaren betreffend. Diese Industrie muß ihm vor allen Dingen die unerläßlichste Eigenschaft eines richtigen französischen Romanhelden, nämlich einen über die gewöhnlichen bürgerlichen Verhältnisse hinaus hebenden Reichthum verschaffen; sie muß ihm außerdem die Gelegenheit geben, ein Wohlthäter der Armen zu werden und Wohlstand und Glück rings um sich her zu verbreiten, — bis der Fluch der bösen That und des unerbittlichen Gesetzes den ihm Verfallenen urplötzlich ergreift und eine neue Reihe von Conflicten eröffnet, in denen jene unsinnige, einst an dem Savoyardenknaben verübte Gewaltthat sich als das unentrinnbare Fatum erweist und den Schuldig-Unschuldigen bis an sein Ende verfolgt. Jean Valjean, oder vielmehr Madeleine, wie er sich jetzt nennt, erfährt nämlich eines Tages, daß der Assisenhof in Arras im Begriff stehe, einen ertappten Felddieb als bannbrüchigen Sträfling Jean Valjean auf die Galeeren zu schicken. Es erfolgt, wie man denken kann, ein furchtbarer Seelenkampf, gut angelegt, aber schließlich durch eine wahrhaft tödtliche Breite um den besten Theil seiner dichterischen Wirkung gebracht; dann eine Reihe höchst spannender Scenen. Erst die Reise des erst halb entschlossenen Mannes nach Arras, mit den vielen sie durchkreuzenden Zufällen, eine breit realistische Ausführung des entsprechenden Motivs der Schiller'schen Bürgschaft. Die Wirkung leidet nicht darunter, daß hier einfache zerbrochene Räder und schlechte Wege die Stelle des poetischen, angeschwollenen Stromes und der Mörderbande vertreten. Trefflich ist dann die Schilderung der Gerichtsverhandlung mit ihren Peripetien: nur daß sie leider am Schlusse, ganz ähnlich wie die erste Krisis

des Romans, durch die Hinopferung des einfachen Menschenverstandes an das Bedürfniß weiterer Verwickelung entstellt wird. Madeleine-Valjean nämlich, statt sich einfach nur zu erkennen zu geben, klagt sich gleichzeitig des Raubes jenes bewußten Zweifrankenstückes an und besiegelt damit sein Schicksal, auf daß der Dichter der erwünschten Gelegenheit nicht entbehre, noch in einer beliebigen Reihe von Schauerscenen mit der Gesellschaft zu hadern. Es versteht sich nämlich von selbst, daß Jean Valjean, trotz jener Selbstanklage, weit entfernt ist, sich widerstandslos in sein Schicksal zu ergeben. Ein unzerreißbares Band hat ihn ja nur kürzlich an das Leben geknüpft und ihm eine Pflicht auferlegt, die er trotz alledem und alledem zu erfüllen gedenkt und zu deren Erfüllung er der Freiheit bedarf. Ein armes weibliches Wesen (eine jener bei Gelegenheit der „Contemplations“ erwähnten, von ihren Liebhabern so humoristisch-grausam verlassenen Grisetten), ist nämlich, wie er sich in den Kopf setzt, durch seine Schuld in unsägliches Elend gerathen. Nachdem sie ihr Kind zu fremden Leuten in Pflege gegeben, aus Furcht vor der Schande, hatte sie in Madeleine's Fabrik Beschäftigung und Unterhalt gefunden. Nun duldet aber Madeleine, in einer für einen Franzosen doppelt seltsamen Anwandlung von Puritanismus, nur fleckenlos-tugendhafte Mädchen in seinen Werkstätten. Die Klatsch- und Betschwestern des Ortes bringen natürlich die Existenz des kleinen Wesens bald genug heraus, Fantine verliert darüber ihre Stelle, sinkt durch alle nervenerschütternden Gräuel des Elends und der Schande von Stufe zu Stufe — (auch hier ist es nur gerecht, anzuerkennen, daß der Dichter das Laster durchaus nicht verführerisch malt) — und wird endlich in einer Scene scheußlichster Erniedrigung von Madeleine als ein Opfer seiner allzustrengen Moralbegriffe erkannt und sofort mit überschwänglichstem Mitleide aufgenommen. Ihrer Rettung beschließt er, sein Leben zu weihen, weiß das aber, da der Gerichtshof ihn in der ersten Bestürzung zu verhaften vergißt, leider nicht vernünftiger anzufangen, als indem er ganz naiv nach seinem Städtchen zurückkehrt und so, ganz ohne Noth, der unvermeidlichen Ergreifung sich aussetzt. Er kommt gerade recht, um seine Fantine sterben zu sehen und von ihr das Vermächtniß ihres Kindes, Cosette, zu empfangen, wird dann verhaftet, befreit sich, wird wieder ergriffen, nachdem er Zeit gehabt, sein Geld in einem Walde zu vergraben, und entflieht abermals, um von nun an ganz der Erziehung Cosette's zu leben. Das geht denn auch, trotz einer Masse unwahrscheinlichster Abenteuer, Alles ganz leidlich, bis Cosette herangewachsen ist und sich eines Tages in den ersten besten jungen Menschen verliebt. Ueberraschender Weise nimmt der allmählich zu einem Ausbunde heldenmüthiger Tugend und Entsagung herangereifte Valjean dies höchlich übel. Der letzte Rest seiner Selbstsucht

hat sich offenbar hinter seiner väterlichen Liebe für das Mädchen verschanzt, und er betrachtet das Naturgesetz, welches ihm das Kind zu entreißen droht, kaum anders, als einst das Gesetz der Gesellschaft, welches dem Hungrigen das Zugreifen zu fremdem Brode verbietet. Darüber brechen denn die letzten und härtesten Prüfungen herein. Er besteht sie heroisch, entwickelt sich überhaupt immer mehr zur Verkörperung jenes Volks und Ideals, in welches die sentimental-revolutionäre Mißstimmung gegen die Schranken und Pflichten des bürgerlichen Lebens bei unseren Nachbarn so häufig sich kleidet. Ein Zufall entdeckt ihm am verhängnißvollen 5. Juni 1832 den Geliebten seiner Cosette, sowie, daß derselbe augenblicklich an einer Barrikade sein Leben preisgiebt. Der tugendhafte Philosoph der Galeere will nun, obgleich von grimmem Haß gegen den Jüngling erfüllt, in's Gefecht, ihn zu retten, „um mit Abscheu zu thun, was die Pflicht ihm gebeut." Er wartet darum im Kugelregen ruhig ab, bis die Barrikade genommen ist, schleppt seinen schwer verwundeten Mann dann durch die gesammten Cloaken von Paris (man kann sich denken, unter wie pikanten Scenen des Entsetzens), trifft bei'm Ausgange den Polizisten, der ihn seit Jahren unermüdlich verfolgt und dem er soeben in der Barrikade, da jener als Spion gefangen war, großmüthig das Leben gerettet, macht dann einen Versuch, durch freiwillige Hingebung in sein Schicksal sich und alle die Seinigen zu ruiniren und wird abermals durch den Dichter gerettet, um nach verschiedenen Seelenmartern schließlich die Apotheose zu empfangen und den Triumph der in schlichter Einfalt sich hingebenden Liebe über alle finsteren Mächte des Lebens zu versinnlichen. Jean Valjean verheirathet nämlich Cosette an ihren Liebsten, schenkt ihr sein ganzes Vermögen als Mitgift, entdeckt dann dem überglücklichen jungen Gatten am Tage nach der Hochzeit alles Traurige und Schimpfliche aus seiner Lebensgeschichte, das Rühmliche und Herrliche, vor Allem die vollbrachte Rettung, sorgfältig verschweigend, — und muß es dann natürlich erleben, daß man ihm auf glimpfliche Art die Thüre weist, worauf er an gebrochenem Herzen stirbt. Die Gefühlsmartern dieser an den Haaren herbei gezogenen Scenen würden unerträglich sein, wenn der Dichter nicht durch einen menschlich und schön gedachten und mit der ganzen Kraft seines Talents ausgemalten Schluß einigermaaßen für sie entschädigte. Des alten Märtyrers Tugenden kommen nämlich (ganz gegen die Sitte der alten Weltschmerz-Romantik), zuletzt an den Tag, während er noch lebt. Auf Flügeln der Liebe und Reue eilen seine Kinder zu ihm, und er stirbt bei vollem Bewußtsein in ihren Umarmungen.

Es erhellt wohl schon aus dieser Skizze der Haupthandlung und ihres Helden, daß Victor Hugo nicht einmal einen ernstlichen Versuch macht, durch seine Dichtung der Aufgabe zu genügen, welche er in der

Pariſer ſei der franzöſiſche Athener, ſorglos, ſanguiniſch, aber wo er Ruhm am Ende des Weges ſehe, bewundernswerth in jeglicher Art von Leidenſchaften. „Gebt ihm eine Pike, und ihr habt den 10. Auguſt, gebt ihm eine Muskete, und ihr werdet Auſterlitz haben.“ (Man merkt hier doch, daß die Lection des zweiten December ſchon wieder vergeſſen wird.) „Sprecht ihm von Freiheit: Er reißt das Pflaſter auf. Nehmt euch in Acht. Seine Haare ſind epiſch (sic!), ſeine Blouſe faltet ſich als Chlamys, aus der erſten beſten Straße macht er die caudiniſchen Päſſe u. ſ. w.“ Das naturwüchſigſte Product dieſer „von dem Salz der Jugend und des Heroismus geſchwängerten Atmoſphäre“ iſt nun der Gamin, der mehr oder weniger herren- und elternloſe Sohn der „bonne mère la Rue.“ Er lebt von Aufregung und Zeitvertreib mehr als von Brod. „Dieu de Dieu,“ rief einmal ein ächter Gamin, „ai-je du malheur! dire que je n'ai pas encore vu quelqu'un tomber d'un cinquième!“ Er iſt ein ſtarker Geiſt, und ſein Hauptappetit richtet ſich auf Dinge, die an die Nerven gehen. Die Guillotine iſt ihm ein Lieblingsſpielzeug; er nennt ſie mit einer Menge zärtlicher Namen: „Fin de la Soupe, Grognon (böſe Sieben), Mère au Bleu (Himmels-Mama), Dernière Bouchée etc.“ Wie der junge Indianer die Kriegsgefangenen am Marterpfahle, höhnt er die Verurtheilten, aber nur um ſie zu encouragiren. Zwei Dinge verurſachen ihm Tantalusqualen: die Regierung zu ſtürzen und — ſeine Hoſe flicken zu laſſen. Das Erſtere erreicht er bisweilen, das Letztere nie. Dieſes moderne Heldengeſchlecht in Lumpen und Schmutz wird im Roman würdig vertreten durch Gavroche, den verſtoßenen Sohn eines ſcheußlichen Spitzbuben. Von den Seinen gänzlich verlaſſen, zeigt er nicht eine Spur von Kummer oder Sentimentalität, iſt aber bei vorkommender Gelegenheit flugs bereit, ſein Leben für die Befreiung ſeines Vaters zu wagen, gerade ſo als wäre dieſer ein Fremder, der ihn niemals beleidigt. Am Tage ernährt, unterhält und erzieht ihn die „gute Mutter Straße,“ des Nachts ſchläft er in dem Gypsmodell einer Elephanten-Statue, gegen die Biſſe der Ratten durch aus dem Jardin des Plantes geſtohlene Drahtgitter geſchützt, ſeitdem ihm die Ratten ſeine mitgebrachte Katze aufgefreſſen. Auf der Straße hat er für jeden anſtändigen Menſchen, der ihm in den Weg kommt, eine freche Redensart in Bereitſchaft, die Schaufenſter der Barbiere und die Straßenlaternen behandelt er als perſönliche Feinde, jeder Scandal findet ihn mit Entzücken bereit — aber mit hungernden, verirrten Kindern theilt er ſein letztes Stück Brod, und ſeine Frechheit hält Farbe vor den Kartätſchen. In einem Nu wird aus dem Schlingel ein Held. Er ſtirbt im Straßenkampfe, der Epopöe ſeines Geſchlechts, während er, die Soldaten durch Gaſſenhauer verhöhnend, mitten im Kugelregen die Pa-

trontaschen der Gefallenen plündert, um die Barricade mit Munition zu versorgen.

Nächst diesem Vertreter des „Volks" (wie nämlich die poetischen Demokraten der Revolution es kennen und verstehen), ist dem Dichter dessen conträrer Gegensatz und geschworener Erbfeind, der durch den revolutionären Pöbel nothwendig bedingte Polizist, der ächte, fanatische Ur-Polizist trefflich gelungen. Er ist das durch das Gesetz der Extreme hervorgerufene Erzeugniß desselben vulkanischen Bodens. Wie der Gamin der Fanatiker des Scandals quand même, ist er der gläubige und begeisterte Vertreter der „Ordnung," der unbedingten und rücksichtslosen Subordination, eines der vom Bonapartismus ausgenutzten Grundelemente des französischen Volksgeistes in leibhafter Gestalt. Er ist der „Hund, Sohn einer Wölfin," von dem die asturischen Bauern fabeln, und der allein im Stande ist, den Wolf zu bezwingen. Seine Mutter war eine Kartenschlägerin, ihr Mann starb auf der Galeere. Von dieser Abstammung kam ihm ein blinder Haß gegen jede Uebertretung, eine knechtisch-fanatische Verehrung jeder Autorität. Wer einmal das Gesetz übertritt, ist in seinen Augen verloren. Er ist stoisch, ernst, strenge, träumerisch, demüthig und hochfahrend, wie alle Fanatiker. Sein Leben ist Wachen und Ueberwachen. Er ist ein marmorner Spion, Brutus und Vidocq in einer Person. Wenn er zufrieden mit sich ist, gestattet er sich eine Prise Tabak: das ist sein Zusammenhang mit der Menschheit. Bis auf die im übertriebensten Maaße paradoxe Katastrophe, in welcher Javert, so heißt der Mann, sich ersäuft, weil er es nicht über sein Herz bringen kann, den Galeerenflüchtling, welcher ihm in großmüthigster Weise das Leben gerettet hat, zur Haft zu bringen, läßt die Durchführung dieser Charakterzüge Leben und Wahrheit nirgends vermissen. — Leider muß dieses Lob in Bezug auf die übrigen Gestalten der Dichtung in dem Maaße eingeschränkt werden, als dieselben Victor Hugo's eingestandenen Idealen sich nähern. Der fromme Bischof Bienvenu z. B. wird weit mehr in weitschweifigen Berichten und Beschreibungen als in Handlung vorgeführt, wenngleich ihm schöne und ergreifende Momente nicht fehlen. Viel schwächer noch sind die jungen Republicaner gezeichnet, die am 5. Juni 1832 auf der Barricade den Heldentod starben und an welche V. Hugo offenbar alle glänzendsten Farben seiner Palette mit Begeisterung verschwendet. Die ganze Gesellschaft, trotz ihrer im Stil der „Hochzeit Rolands" geschilderten Riesenthaten, wird zu einer Carricatur französischen Wesens und zu einer unwillkürlichen Rechtfertigung der härtesten Urtheile, welche Guizot und seine Parteigenossen über die republicanische Kriegs- und Umsturzpartei der dreißiger Jahre gelegentlich ausgesprochen haben. Da steht

an der Spitze ein junger Brutus, Eujolras, 22 Jahre alt, ausſehend wie 17, als Fanatiker der Revolution an ſich „Prieſter des Ideals," „mit tiefliegenden Augen, röthlichen Augenliedern, ſtarker Unterlippe, hoher Stirn, auf der die Logik der Revolution thront." Sein Freund Combeferre vertritt neben ihm deren Philoſophie, die ſtets den Frieden predigt, während die erſte wohl auch den Krieg beſchließt. (Da iſt es doch bemerkenswerth, daß Eujolras, „die Logik," ſtets das Commando hat!) Jener zwanzigjährige republicaniſche Philoſoph kennt nun „Alles:" „Fourier und St. Simon, Hieroglyphen und Steine, Geologie, Schmetterlinge, Grammatik, Jurisprudenz." Ein dritter Weltbefreier, Prouvaire, natürlich auch noch unbärtig, ergründet den Tag über die ſocialen Fragen: „Lohn, Capital, Arbeit, Credit, Ehe, Religion, Denkfreiheit, freie Liebe (wir citiren exact), Erziehung, Strafrecht, Armuth, Eigenthum, Proliction, Vertheilung" — am Abend aber thut er ſich eine Güte und betrachtet die Sterne. Ein vierter endlich, Feuilly, ein Fächermaler, vertritt in dieſer Geſellſchaft recht paſſend die auswärtigen, auf Frankreich harrenden barbariſchen Völker: Griechenland, Rumänien, Polen, Ungarn, Italien. (Es darf dem Dichter nicht unverdankt hingehen, daß er Deutſchland hier ausläßt.) Und bei allen dieſen Geſchichten bleibt der jetzt 60jährige, durch die Proben von 1848 und 1851 gegangene Staatsmann vollkommen ernſt und pathetiſch. Er glaubt ſichtlich eine niederſchmetternde Wirkung hervorzubringen, wenn er uns ausführlichſt erzählt, wie der eine jener jungen, franzöſiſchen Spartaner, nach dem erſten auf die Barricade gefallenen Kanonenſchuß, eine lange pedantiſche Rede über Zwölf- und Acht-Pfünder, über Zündröhren, Kartätſchen u. ſ. w. hält. Man glaubt mitunter Scenen aus einem ernſthaft gemeinten Don Quixote zu leſen. — Als die ſchlimmſte Verirrung endlich der ganzen Dichtung, ein wahrer Inbegriff aller Fehler Victor Hugo'ſcher Charakterzeichnung und aller bedenklichſten Seiten der von ihm vertretenen Weltanſchauung, muß der erſte Liebhaber des Romans bezeichnet werden. Marius de Pontmercy, ſo nennt er ſich, ſcheint recht eigentlich erfunden, um dem alten, frivolen Royaliſten Gillenormand Recht zu geben in ſeinen Verwünſchungen der revolutionären und weltſchmerzlichen Jugend unſers Jahrhunderts. Der junge Mann, Sohn eines bei Waterloo vom Kaiſer baroniſirten Officiers, wächſt bei ſeinem Großvater Gillenormand in ſtreng royaliſtiſchen Anſchauungen auf. Als ſein ſterbender Vater ihn zu ſich rufen läßt, kommt er aus ſaumſeliger Gleichgültigkeit zu ſpät, und findet ſtatt des letzten väterlichen Lebewohls nur den ſchriftlichen Befehl des eben Verſtorbenen, den demſelben von Napoleon verliehenen Barons-Titel der Regierung zum Trotze zu tragen und ihm Ehre zu machen. In Folge deſſen

auf preußischer Seite, und Alles wäre anders geworden. Lehrreich für uns ist die Vertheilung des Lichtes unter die beiden siegreichen Heere. Wo von den Engländern die Rede ist, werden ihre Truppen, ihr Volk mehrfach in rückhaltlosen Worten gelobt, nur ihr Führer getadelt. Erringen Preußen oder Deutsche irgend einen Erfolg, der sich nicht geradezu leugnen oder verschweigen läßt, so hat das immer der und der General gethan. Truppen und Volk werden nur genannt, wo es irgend einen höhnischen oder ingrimmigen Seitenblick gilt. So wird die unermüdliche Verfolgung fast als völkerrecht-widriges Verbrechen dargestellt, und endlich erfahren wir gar, der alte Blücher habe sich bei Belle-Alliance entehrt, weil nämlich ein preußischer Husar den General Duhesme niedergehauen haben soll, nachdem dieser bereits die Waffe gestreckt. Daß die dichterische Vergötterung des soldatischen Pompes und Sinnenzaubers dabei die Grenze des Möglichen erreicht, versteht sich bei dem Verfasser der Légende des Siècles von selbst. Das Ganze aber bildet zu den vorher und nachher auftretenden Glaubensbekenntnissen des republicanischen Friedensapostels einen so köstlichen Commentar, als ihn Herz und Einbildungskraft zu den wohl vorbereiteten Feiertagsreden des Verstandes nur immer bieten können.

Daß nun unter jenen Glaubensbekenntnissen die Anbetung der „Revolution an sich" obenansteht, ließ sich von dem Wortführer des Besiegten von 1851 nicht anders erwarten: dennoch haben wir uns gewundert, diese Auffassung hier so ganz ohne Beimischung eines ihren freien Flug etwa hemmenden Rechtsgedankens auftreten zu sehen. Victor Hugo scheint nach Allem, was er erlebte, noch immer nicht zu ahnen, daß Freiheit im Staate möglicher Weise etwas Anderes bedeuten könnte, als jenes Ringen um die Herrschaft, in welchem ein deutscher Adept des Bonapartismus uns kürzlich den Kern und Sinn aller Geschichte offenbarte. Die „Revolution," so versichert uns der Dichter der Misérables, ist der größte Fortschritt der Menschheit seit Christus. In vier heiligen Schaaren, meint er, habe Frankreich einst die Encyclopädisten, die Physiokraten, die Philosophen und die „Utopisten" zum Kampfe für die leidende Menschheit vorrücken lassen. Diderot habe die Menschheit zum Schönen geführt, Turgot zum Nützlichen, Voltaire zur Wahrheit, Rousseau zur Gerechtigkeit! Seitdem giebt es nun weiter keine Grundlage des Rechtes mehr, als die freie, allgemeine, aber auch „aufgeklärte" Abstimmung. Wo diese nicht vorhanden, trete von Rechts wegen die Insurrection ein, als ordnungsmäßige Frage der das Ideal suchenden Minderheit an die irre geführte oder schlummernde Mehrheit. Außerdem wird höchstens, wohl nur in einer ausnahmsweisen, toleranten Laune, eine Art Nothrecht des für seine persönliche Behaglichkeit und seinen Besitz kämpfenden Einzelwesens geduldet. Daß es ein Band

des öffentlichen Rechtes geben könne, dessen Verletzung einem Volke viel schmerzlichere Wunden schlägt, als die Stockung der Geschäfte oder die physischen Greuel des Straßenkampfes, dies scheint der beredte Verfasser „Napoleon's des Kleinen" über der Abfassung der Misérables schon wieder vergessen zu haben. Die Revolution, die gewaltsame Durchführung des logischen Ideals, wäre also die Hauptsache. Wie aber, sobald sie formell den Sieg errungen (wie etwa im Februar 1848), es bewirken, daß das allein seligmachende Vote universel nun auch wirklich seine Schuldigkeit thue und nicht etwa eine Wiederholung des Humors vom November 1848 sich erlaube?

Wir wollen nicht sagen, daß wir Ursache zu haben glauben, an Victor Hugo's aufrichtiger Begeisterung für die von ihm so beredt vertretene Sache der „Freiheit" und des „Volkes" zu zweifeln. Er spricht ganz gewiß als ehrlicher Mann, wenn er, trotz der bewußten „7,500,000 Stimmen," unverzagt das „Vox populi, vox dei" auf seine Fahne schreibt, aber leider glauben wir den ausdrücklichen Ausführungen und, was für uns noch wichtiger ist, einer Menge halb unbewußter Wendungen seiner Schrift die wenig trostreiche Ansicht entnehmen zu dürfen, daß ihm dabei immer noch, wie 1848, in erster Linie die von dem denkenden und besitzenden Mittelstande feindselig und mißtrauisch sich abwendende Menge vorschwebt. Was er am „Volke" verehrt, sind immer noch die schwieligen Fäuste, welche das Pflaster aufreißen, und die Pike ergreifen, gehorsam dem Rufe der dichterischen Apostel des „Ideals," und daneben etwa noch die sorglose, poetische Gutmüthigkeit, welche wohl, unbekümmert um den kommenden Morgen, das letzte Stück Brod mit dem Hungrigen theilt. Dagegen bricht tiefes Mißbehagen, nicht selten bis zum Hohn gesteigert, nur zu oft hervor, wo das Auge des republicanischen Dichters dem gar nicht chevaleresken Mittelstande begegnet, den nüchternen, rechnenden Leuten, welche selbständig denken, selbständig arbeiten und darum auch mehr unter den Eingebungen des Verstandes, als unter denen der Phantasie und des Herzens zu handeln gewöhnt sind. Wohl hat Victor Hugo seiner Zeit grimmig die Faust geballt, als das militärisch organisirte Vote universel dem nur von dieser Mittelklasse getragenen „Parlamentarismus" ein Ende machte. Wohl muß die mindeste Ueberlegung ihm sagen, daß diesem Mittelstande alle jene Geisteshelden der Revolution entsprossen sind, für welche er neuerdings in so begeisterter Andacht entbrennt. Alles das kann ihn mit der Anmaaßung nicht versöhnen, mit welcher die Masse dieser „Industriellen," dieser „Bourgeois," dieser „Speculanten," dieser unerträglichen Philister sich unterfteht, die Eingebungen des politischen Genius zum Verstande in's examen rigorosum zu schicken, und für die-

selben nicht einen Finger zu erheben, wenn sie da nicht bestehen. Er weiß sie bei jeder Gelegenheit mit seinen schärfsten Pfeilen zu treffen und sieht ihnen ihre, hier beiläufig nicht etwa zu leugnenden oder zu vertheidigenden Schwächen wohl ab. So läßt er während der Juni-Emeute 1832 einen wohlgenährten Vertreter ihrer Gattung mit seinem Söhnchen im Garten des Luxembourg spazieren, leutselig, gelassen, mit einem Lächeln, das „die Zähne zeigt, nicht aber die Seele." Der Kleine trägt die Nationalgarde-Uniform, der Emeute zu Ehren, der Alte aber Civil, um der Vorsicht willen. Während der Kanonendonner vom Kloster St. Méry herüber tönt, hält der bonus civis seinem Sprößling einen Vortrag über Bürgertugend und philosophischen Gleichmuth. „Sieh' mich an, mein Sohn! Ich liebe nicht übermüthigen Prunk. Nie sieht man Gold und Edelgestein an mir funkeln. Diesen falschen Glanz überlasse ich den niedriggearteten Seelen u. s. w." Dabei stochert er behaglich in seinen Zähnen und geht mit philosophischem Gleichmuth an einem hungernden „Sohne des Volkes" vorüber. Dem „Bourgeois" sind diese und ähnliche Ausfälle schon recht. Er hat die Gemeinheit, die „Gloire" nicht gern mit Million zu escomptiren; er macht sich des gemeinschädlichen Vergehens schuldig, die Emeute zu Gunsten politischer Theorien nicht für das erste Grundrecht eines großen, dem Ideale zustrebenden Volkes zu halten. Also fort mit ihm unter das Vote universel oder unter das Martialgesetz, je nachdem das „Volk" seine Freiheitslaune hat oder zur Abwechselung etwas „Gloire" verlangt. — „Ludwig Philipp habe seine Krone verloren, weil er auf Kosten des französischen Volkes bescheiden war." Dieser Schluß einer sonst billigen und vernünftigen Beurtheilung des Bürgerkönigs ist eine böse Vorbedeutung im Munde eines Wortführers der allgemeinen Völkerverbrüderung, eines begeisterten Predigers evangelischer Liebe und eines, freilich wohl nur „philosophischen," nicht auch „logischen" Gegners der stehenden Heere und des Krieges. Es mahnt stark an das neueste, von allzu feinen Köpfen für bloße antibonapartistische „Ironie" genommene Auftreten Proudhon's zu Gunsten der Annectirung Belgiens und des Rheins und für die Theilung Italiens. Nicht geringere aber, als die eben erwähnten Verheißungen sind es, mit welchen Victor Hugo im Namen der Republik vor sein, gegenwärtig doch des Vote universel sich erfreuendes Vaterland hintritt. Einen Augenblick, im Paroxysmus seines Zornes gegen den Staatsstreich, gewann es den Anschein, als wäre der 4. December 1851 ihm zu einem Tage von Damascus geworden. Weggefegt von dem Kartätschenhagel der Boulevards erschien da die alte rechtgläubige Verehrung der Centralisation, der Mutter der Größe und des Ruhms, glänzender Feldzüge und mit theatralischer Geschwindigkeit in

Scene gesetzter Revolutionen. Fortan sollte nun das schöne, freie Frankreich seine Staatspyramide auf der breitesten Grundlage selbständiger Gemeinden errichten. Freie Geschworene, neben gewählten, absetzbaren (!!) Richtern sollten das Recht verwalten. Freie Priester, d. h. nicht nur frei von Beaufsichtigung durch den Staat, sondern auch frei von Gehalt, sollten die Herzen zum Himmel führen; eine Volkswehr endlich, in drei Auszügen, sollte Staatsstreiche wie Eroberungskriege fortan unmöglich machen. Die goldene Zeit war, ohne den bösen Decembermann, dicht vor der Thür. Es fehlte nur noch das, bescheidener Weise dem zwanzigsten Jahrhundert vorbehaltene Luftschiff. Leider hat Victor Hugo die Anklage Ludwig Philipp's, modestiae crimine, und die Verherrlichung der „titanischen" Küraſſiere von Waterloo zehn Jahre später geschrieben, und die bedenkliche Stelle von den „absetzbaren Richtern," welche schon jene republicanische Zukunftsidylle enthielt, wird durch die socialistischen Herzensergüsse in den Misérables in wenig erfreulicher Weise ergänzt. Der ganze, alte, despotisch-revolutionäre Humbug macht sich hier wiederum breit, gerade als hätte es kein 1848 und kein 1851 gegeben. Wiederum wird der englischen Selbstregierung der Vorwurf gemacht, daß sie zwar das Erzeugen des Reichthums trefflich verstehe, nicht aber „dessen Vertheilung." Wiederum ist von einer „mathematischen und brüderlichen Vertheilung des Lohnes" durch den Staat die Rede, wieder wird das Recht auf Arbeit sammt den Nationalwerkstätten als nothwendige Folge der Verpflichtung zur Arbeit verkündet. Wieder wird, unbeschadet der Ableugnung des rothen Gespenstes, den civilisés de la barbarie (den Vertheidigern der gegenwärtigen freien Concurrenz) zu Gunsten der sauvages de la civilisation, der socialistischen Barricaden-Professoren, ein Schnippchen geschlagen, wobei natürlich das rosige Zukunftslicht auf die harten, blutigen Hände fällt, welche, im Dienste des Ideals, sich die „Edénisation du monde" zur Aufgabe machen. So widerruft Herz und Phantasie des Dichter-Politikers an einer Stelle, was Vernunft und bittere Erfahrung an der andern dictirten. Als einziges, erfreuliches Ergebniß des innern Fortschritts, welchen der Verfasser auf diesem Gebiete unter den Prüfungen der Verbannung gemacht, bleibt schließlich nur der rühmliche Eifer für allgemeine Volksbildung zurück. Derselbe zieht sich, wie schon oben erwähnt wurde, durch die ganze Reihe der vor uns liegenden Arbeiten hindurch, ohne sich gleichwohl aus der glänzenden Nebelhülle allgemeiner Wünsche und begeisterter Lobpreisungen zu bestimmten Anschauungen und Vorschlägen hervor zu arbeiten. Der Gesammteindruck, den das Ganze in uns hinterlassen hat, ist der einer thatsächlichen Abdankung des französischen Republicanismus, sofern derselbe nicht etwa ein-

mal ganz neue Führer wählt und ganz neue, den Franzosen bisher unbetretene Wege einschlägt. Die Fülle edler Gesinnung und schwungvoller Begeisterung, welche sich in Einzelnheiten sehr häufig kundgiebt, kann uns zu einer Milderung dieses Urtheils nicht bestimmen, weil wir überall das A und O politischen Fortschritts, die Achtung vor dem Vertragsrechte, vermissen. Wir drücken dem Dichter wie dem Publicisten in herzlicher Zustimmung die Hand, wenn er aus der Fülle seines patriotischen Schmerzes gegen die erfolgreiche Gewaltthat die Sache der Ehre und des Gewissens führt, aber wir vermissen die folgerichtige Durchführung dieser Grundsätze jedesmal, wo eins seiner „Ideale" in Frage kommt. Wir begrüßen ihn aus vollem Herzen als Bruder, wo er in Worten voll Wärme und dichterischen Zaubers die Kraft ächt evangelischer und menschlicher Liebe verherrlicht. Wir freuen uns von Herzen seiner unverwüstlichen Kraft, wenn die Quelle seines Erfindungs- und Darstellungs-Talents mitten in den Steppen der breiten Declamation plötzlich dichterisch-blühende Oasen belebt. Aber alle diese einzelnen Schönheiten können uns nicht gleichgültig machen gegen den Mangel wahrer Kunstschönheit, die doch nur da sich erhebt, wo eine kräftige, von gesunder Sittlichkeit erwärmte Einbildungskraft in die Zucht des klaren Gedankens sich fügt. Und der politische Inhalt dieser ganzen Rhetorik hat vollends unsere Ueberzeugung nicht erschüttert, daß in Frankreich ebenso wie in germanischen Ländern der Weg zur Freiheit nur durch die allgemeine und gründliche Entwickelung des Rechtssinns gehen kann. So lange es nur darauf ankommt, Proletarier-Massen mit dem Vote universel zu beherrschen, selbstsüchtige Spießbürger in Ruhe zu lullen und erhabene Spectakelstücke in Scene zu setzen, gehört nach dem natürlichen Gange der Dinge nicht den Republicanern, sondern ihren klügeren und folgerichtigeren Geistesgenossen, den Bonapartisten, der Sieg. Wir werden nächstens den Versuch machen, auch nach dieser Seite hin auf dem Wege einer literarhistorischen, dem Kaiser selbst gewidmeten Studie, dem Verständnisse des heutigen Frankreich einen Schritt näher zu treten.

Die Reform des russischen Unterrichtswesens.

Entwurf eines Reglements für die unter dem Kaiserlich russischen Ministerium der Volksaufklärung stehenden allgemeinen Bildungsanstalten. Uebersetzt und herausgegeben auf Allerhöchsten Befehl S. Maj. des Kaisers unter der Redaction von Dr. S. v. Tanéeff, Kaiserl. russ. wirkl. Staatsrath. Leipzig, 1862. Wagner.

Entwurf eines allgemeinen Plans für die Errichtung von Volksschulen in Rußland. Uebersetzt u. s. w. von Tanéeff. Leipzig, 1862.

Entwurf eines allgemeinen Statuts für die Kaiserl. russischen Universitäten. Uebersetzt u. s. w. von Tanéeff. Leipzig, 1862.

Die politischen Reformen in Rußland, welche unter der denkwürdigen Regierung des jetzigen Kaisers in Angriff genommen werden, erregen die Aufmerksamkeit des übrigen Europa mit Recht in hohem Grade. Sie bezwecken in der Aufhebung der Leibeigenschaft und in der Herstellung eines freien Grundbesitzes nichts Geringeres als die Gründung eines allgemeinen selbständigen Reichsbürgerthums, welches im Bewußtsein seiner Stellung den Aufgaben des Staats gerecht zu werden vermöge. Die entgegenstehenden Schwierigkeiten sind gewiß außerordentlich groß, allein sie werden hoffentlich früher oder später besiegt werden; dafür bürgt außer dem festen Sinne des Kaisers vor Allem die Unmöglichkeit, auf der einmal betretenen Bahn stille zu stehen. Es ist ein nicht genug zu schätzender Entschluß der russischen Regierung, daß sie mit jener bürgerlichen Umgestaltung zugleich die Reform des gesammten Schul- und Erziehungswesens unternommen hat, und die in neuerer Zeit von Wolffon und Bodenstädt veröffentlichten Aufsätze lassen erwarten, daß sie in diesem Vorhaben von der mehr und mehr sich klärenden Bewegung der Geister kräftig unterstützt werden wird. Die Aufgabe ist nicht einfach; es gilt nicht allein, den verschiedenen Klassen der bürgerlichen Gesellschaft die Möglichkeit wie die Nöthigung zu einem angemessenen Unterricht zu geben, — es gilt auch, dem russischen Beamtenstand, namentlich auf seinen niederen und mittleren Stufen, statt der bisherigen Tünche und Abrichtung für bestimmte Berufszwecke, zu einer allgemeinen Bildung zu verhelfen, welche ihn innerlich läutert und zu weiteren Anschauungen befähigt, es gilt endlich, und dies ist in den vorliegenden Entwürfen wiederholt ausgesprochen, dem unberechtigten Zudrang zum Staatsdienst zu wehren und statt dessen die Augen der Bevölkerung auf ihre eigentlichen Ziele zu richten, auf Befestigung des Besitzes, Entwickelung des allgemeinen Wohlstandes und Gründung derjenigen Selbständigkeit, in welcher die Einzelnen

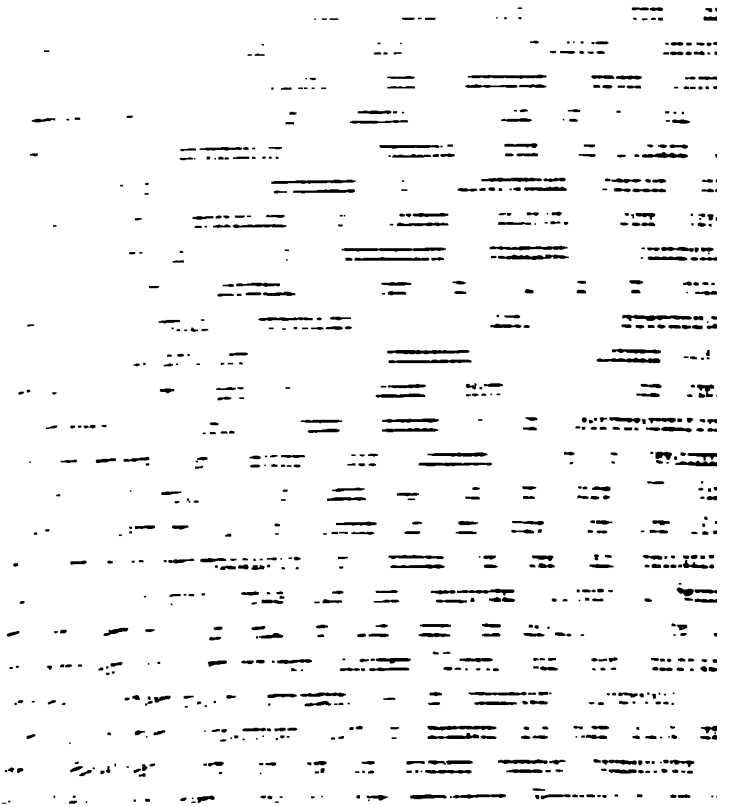
kräftige, unabhängige, productive Glieder des Staates werden. „Es iſt jetzt," ſo heißt es auf S. 105 der Erläuterungen zu dem erſten Entwurf, „mehr als jemals zur dringenden Nothwendigkeit geworden, Individuen für jeden der menſchlichen Thätigkeit offenſtehenden Wirkungskreis vorzubereiten. Damit Alle von ihren Rechten einen vernunftgemäßen Gebrauch machen können, müſſen die Maſſen dieſer Rechte ſich bewußt werden, die Liebe zur vernünftigen Arbeit muß geweckt, und einem Jeden Achtung vor ſich ſelbſt und vor den Menſchen überhaupt eingepflanzt werden. Nur unter dieſen Bedingungen kann die bei uns noch herrſchende Iſolirung jedes Standes aufhören und eine vernünftige Vertheilung der Beſchäftigungen unter alle Staatsbürger ſtattfinden." Eine ſo klare und richtige Auffaſſung der Aufgabe verdient von Erfolg gekrönt zu werden.

Der Blick, welchen die Entwürfe auf den bisherigen Bildungsſtand des ruſſiſchen Volks eröffnen, iſt allerdings wenig erfreulich; er widerſpricht den Vorſtellungen, welche bei uns über denſelben im Schwange ſind, keineswegs. Die Gründung und Leitung der Volksſchulen war unter die Miniſterien der Volksaufklärung, der Reichsdomänen, der Apanagen zerſplittert; die Folge war Mangel an Einheit im Lehrplan, Ausbildung der beſten Schüler für beſtimmte Aemter, mechaniſcher Unterricht der übrigen im Leſen, Schreiben, Rechnen und der Religion, Vernachläſſigung der Erziehung und Mangel an Schulen überhaupt. Die Kreisſchulen, welche etwa unſeren mittleren Bürgerſchulen entſprechen ſollten, blieben verhältnißmäßig unbeſucht und behielten ihre Zöglinge nur für wenige Klaſſen; die Gymnaſien hatten allerdings am meiſten den Charakter allgemeiner Bildungsanſtalten bewahrt, boten aber keinen einheitlich gegliederten und methodiſch abgeſtuften Unterricht und entließen die Mehrzahl ihrer Schüler vor Vollendung des Curſus mit mechaniſch angeeigneten und zuſammenhangsloſen Kenntniſſen. Vor Allem ſcheint das weibliche Geſchlecht in den niederen Volksſchichten faſt gänzlich des Unterrichts entbehrt zu haben, der Einfluß der Mütter auf Erziehung und Unterricht der Kinder wird aber in den Entwürfen mehrfach nach Gebühr gewürdigt.

Das Vorwort zu den Erläuterungen des erſten Entwurfs giebt uns Aufſchluß, wie die vorliegenden Pläne zu Stande gekommen ſind. Der Miniſter der Volksaufklärung hatte ſchon 1856 dem Gelehrten-Comité der Hauptverwaltung der Schulen den Auftrag gegeben, unter Berückſichtigung der früheren Verordnungen ein neues Reglement zu entwerfen. Dieſe Arbeit wurde 1860 allen Curatoren der Lehrbezirke zur gründlichen Prüfung durch die Lehrercollegien der Gymnaſien unter Zuziehung der erfahrenſten Inſpectoren und Lehrer der Kreisſchulen zugeſchickt; zugleich wurde dieſelbe durch den Druck veröffentlicht, um die Meinung der Ge-

bildeten überhaupt zu vernehmen. Auf Grund der von beiden Seiten reichlich eingegangenen Bemerkungen erfolgte durch das genannte Comité eine letzte Ueberarbeitung des Entwurfs, welcher hiernach unter No. 1 uns vorliegt. Es läßt sich nicht verkennen, daß bei Abfassung desselben, namentlich in denjenigen Theilen, welche den Lehrplan, die innere Einrichtung der Schulen und die Lehrerbildung betreffen, das deutsche, namentlich das preußische und sächsische Schulwesen vielfache Berücksichtigung gefunden hat. Für den Ernst, mit welchem man um die Kenntniß desselben bemüht gewesen ist, legt auch eine kürzlich erschienene Schrift des Herrn von Tanéeff über die Grundzüge des Volksschulwesens in Preußen und Sachsen ein vortheilhaftes Zeugniß ab; nicht nur die bei uns bestehenden Schulverordnungen, sondern auch der um die bekannten Regulative entbrannte Kampf sind dem Blick und dem maaßvollen Urtheile des Verfassers nicht entgangen.

Es ist umgekehrt für uns schwer, über die Angemessenheit vieler Bestimmungen in den Entwürfen ein sicheres Urtheil zu gewinnen. Uns mangelt eine genauere Kenntniß des jetzigen Zustandes, über welchen die obigen Andeutungen nur ein allgemeines Licht verbreiten; uns fehlt vor Allem eine Anschauung des in den Schulen herrschenden Geistes und der Methode, woraus wir mehr lernen würden, als aus allen Verordnungen und statistischen Angaben. Wir sind z. B. geneigt, die Bestimmung, nach welcher die Zöglinge der mit den Progymnasien und Gymnasien verbundenen Schülerpensionate Uniform tragen, als seltsam zu belächeln, in Wahrheit ist indeß hierin ein Fortschritt enthalten, insofern für die übrigen Schüler, die sogenannten Externen, die Uniform künftig fortfällt. Uns scheint es genügend, daß kein Kind confirmirt werden darf, welches nicht die erforderlichen Elementarkenntnisse besitzt: der russische Entwurf hält es für nöthig, diesen Mangel mit empfindlichen bürgerlichen Strafen zu belegen, z. B. mit der Unfähigkeit zu einem Ehrenamt und mit der Zahlung doppelter Gebühren beim Eintritt in eine Gilde oder beim Empfang von Handelspatenten und Pässen. Ja, dieser Strafe soll in einer uns nicht eben klaren Weise selbst das weibliche Geschlecht unterliegen. Wir würden die staatliche Beaufsichtigung des Privatunterrichts als einen unerträglichen Zwang empfinden: dort hält man es für gerathen, selbst das Hauslehrerwesen einer Regelung zu unterwerfen, welche den Hauslehrern und Lehrerinnen neben bestimmten Pflichten auch Rechte auf besondere Rangklassen, auf Geldunterstützungen, Pension und sogar auf das Tragen von Medaillen zuweist. Uns scheint es selbstverständlich, daß die Gymnasialdirectoren auch Unterricht ertheilen: in den Entwürfen hat dies im Gegensatz zu dem bisherigen Brauch erst vorgeschrieben werden müssen.



sollen deshalb die Elementarschulen der Reichsdomänen und Apanagen, wie auch die zum Bergwesen gehörigen Schulen, unverändert fortbestehen und ebenso behalten bis auf Weiteres diese Ressorts die Befugniß, neue Schulen zu gründen oder bestehende durch andere zu ersetzen. Um nach dem vorliegenden Entwurf eine auch nur einigermaaßen ausreichende Zahl von Volksschulen zu schaffen, wird ein Menschenalter schwerlich genügen. Hierin liegt kein Vorwurf für das an sich richtige System; die Volksschulen müssen, wenn sie Bestand und Gedeihen haben sollen, aus der Gemeinde hervorgehen.

Dagegen soll die Aufsicht über sämmtliche Schulen schon jetzt in dem Ministerium der Volksaufklärung vereinigt werden. Zu diesem Behufe wird das ganze Reich in Lehrbezirke getheilt, deren jeder mehrere Gouvernements umfaßt und unter einem Curator steht. Zur Eröffnung einer Schule gehört die Genehmigung des Ministers; der Curator hat das Recht, die Volksschuldirectoren, die Inspectoren der Lehrerinstitute (unserer Schullehrerseminare) und der Progymnasien, die Directoren der Gymnasien und die Directionen der höheren Töchterschulen zu ernennen, nach Umständen zu bestätigen; er entscheidet über die Verabschiedung der Lehrer, über die Verleihung des Emeritenranges an dieselben, über die Belassung derselben im Amt nach fünfundzwanzigjähriger Dienstzeit, über die Anträge der pädagogischen und curatorischen Collegien an den Gymnasien auf Abänderung des Normallehrplans, auf Eröffnung ergänzender Lehrcurse und in ähnlichen Angelegenheiten.

Von größter Wichtigkeit ist das Amt der unmittelbar unter den Curatoren stehenden Volksschuldirectoren, deren je einer für jedes Gouvernement bestimmt ist. Sie haben sämmtliche Schulen ihres Gouvernements jährlich zu besuchen und die Schüler zu prüfen, sie beaufsichtigen die Lehrerinstitute, oder, wie es im §. 59 des ersten Entwurfs wörtlich heißt, das Lehrerinstitut steht vollkommen unter ihrer Gewalt; auf Antrag der Schulpatrone bestätigen und entlassen, oder aber ernennen sie selbständig die Lehrer und schlagen Belohnungen für dieselben vor, sie haben endlich den jährlichen Verwaltungsbericht an den Curator zu erstatten. Zählt das Gouvernement über siebenzig Schulen, so erhalten sie einen oder mehrere Inspectoren als Gehülfen, welche betreffs der Schulrevisionen völlig zu ihrer Verfügung stehen. Indem wir zur Charakteristik dieses Amtes noch hinzufügen, daß die Volksschuldirectoren, welche übrigens mit einem Gehalte von 1500 Rubeln und außerdem mit einer Dienstzulage von 1000 R. bedacht sind, durch die Zwischenstufe der Inspectoren aus dem Stande der Volksschullehrer hervorgehen sollen und daß nur wegen des jetzigen Mangels an solchen Inspectoren einstweilen auch Studirte nach zehn-

jähriger Lehrerzeit mit diesem Amte bekleidet werd dürfen, so kann wir eine dreifache Besorgniß nicht unterdrücken. Zu diejenige, daß die eben bezeichnete Arbeitslast die Kraft eines Mannes übersteigt und daß demzufolge die Revisionen, wenn sie wirklich sämmtliche Schulen des Gouvernements umfassen sollen, ziemlich oberflächlich erledigt werden müssen. Diesem Uebelstande ließe sich indeß durch die einfache Aenderung abhelfen, daß für jene Revisionen ein zweijähriger Turnus bestimmt wird, was auch in Wahrheit völlig ausreichen würde, zumal sich in den Schulpatronen doch einiger Ersatz für unsere Localschulinspectoren findet. Wichtiger ist indeß das zweite Bedenken: es ist in der Hand eines Mannes eine Gewalt vereinigt, welche zwar eine thatkräftige und rasche Verwaltung sehr unterstützt, aber sehr leicht in eine unheilvolle und eigenmächtige Selbstherrlichkeit ausarten kann und die Verantwortlichkeit eines gewissenhaften Beamten auf eine schwere Probe stellt. Wie bedeutend auch bei uns der Einfluß des technischen Raths in unseren Regierungen ist und naturgemäß sein muß, immer ist derselbe Mitglied eines Collegiums, vor welchem er seine Maaßnahmen begründen und rechtfertigen muß. Endlich aber, — und dies ist vielleicht der größte Mangel der besprochenen Einrichtung, — die Bildung eines Volksschullehrers ist für eine solche Stellung nicht ausreichend, wie groß auch seine praktische Erfahrung im Lehramt sein mag. Hier handelt es sich nicht allein um technische Ausbildung, es kommt noch mehr auf ein sicheres und zugleich unbefangenes Urtheil über andere Menschen, auf eine freiere Auffassung der Verhältnisse und ein richtiges Abmessen der Bedingungen an, denen jede Anstalt und jeder Lehrer im Besondern unterliegt. Wir sprechen keinen Vorwurf gegen den ehrenwerthen Stand der Elementarlehrer aus, wenn wir diese Eigenschaften unter ihnen nur höchst selten und vereinzelt zu finden glauben; ihre Vorbildung wie ihr Beruf halten sie in einem engeren Kreise fest. Auch bei uns sind ja vielfache Wünsche auf Ersetzung der geistlichen Kreisschulinspectoren durch Aufsichtsbeamte aus dem Stande der Volksschullehrer laut geworden; allein die Lehrerwelt würde diese spärliche Aussicht auf eine höhere Stellung mit der pedantischen Befangenheit und dem bureaukratischen Verfahren ihrer nächsten Vorgesetzten sehr theuer zu bezahlen haben und an die Stelle einer freien Unterrichtsentwickelung würde ein Methodenzwang treten, unter welchem Lehrer und Schüler zugleich verkümmern müßten. Und doch würde in Preußen über den Schulinspectoren noch der studirte Schulrath stehen, während in Rußland eine solche Instanz überhaupt nicht Statt haben soll.

Kürzer können wir uns über die Directoren der Gymnasien und die Inspectoren der Progymnasien fassen; bei den ersteren ist neben zehnjähriger Dienstzeit die akademische Bildung unerläßliche Bedingung, bei den

letzteren neben fünfjährigem Dienst wenigstens die Regel, obschon ausnahmsweise auch befähigte Progymnasiallehrer, welche nicht studirt zu haben brauchen, mit der Inspection eines Progymnasiums betraut werden dürfen. Da von den Progymnasien die alten Sprachen ausgeschlossen sind, die Lehrer aber wenigstens den vollen Gymnasialcursus vollendet haben müssen, so mögen derartige Ausnahmen eher zulässig sein. Die Amtsgewalt des Gymnasialdirectors ist in einigen wichtigen Punkten beschränkt; über die Aufnahme und Versetzung der Schüler entscheidet das pädagogische oder Lehrercollegium, was uns wenigstens in ersterer Beziehung mit der Verantwortlichkeit des Directors nicht wohl vereinbar scheint. Umgekehrt scheint uns die Befugniß desselben bei der Besetzung der Lehrerstellen immer noch zu ausgedehnt, obschon seine Vorschläge der Bestätigung des Curators unterliegen. Daß er außerdem bei den Anstellungen zuvor die Ansicht des Lehrercollegiums hören und zur Kenntniß des Curators bringen soll, wird sich in der Praxis wenig bewähren und läßt sich auch theoretisch nicht rechtfertigen.

Zur Schulverwaltung gehören endlich die Schulpatrone. Auch diese sind bezeichnender Weise nicht Collegien, sondern einzelne, allerdings auf bestimmte Zeit gewählte Männer. Die Obliegenheiten des Patrons sind bei den Volksschulen ziemlich belangreich; außer der Beaufsichtigung der äußeren Verwaltung und dem Vorschlagsrecht bei der Anstellung hat er ebenso die Dienstführung des Lehrers wie die Fortschritte der Schüler zu überwachen. Da zu Schulpatronen neben den Gutsbesitzern und anderen achtbaren Gemeindegliedern auch die Parochialpriester gewählt werden dürfen, so ist in ihnen, wie schon bemerkt, einiger Ersatz für die unseren Pfarrern anvertraute Localschulinspection gegeben. Bei den Progymnasien und Gymnasien stehen den Patronen curatorische Collegien zur Seite, in welchen neben gewählten Mitgliedern die Directoren der Anstalten, der Patron, ein Ortsgeistlicher und der Bürgermeister ihren ständigen Sitz haben. Sie dürfen also nach ihrer Zusammensetzung wie nach ihrer Befugniß etwa unseren städtischen Schuldeputationen oder den für einzelne Anstalten bestehenden Curatorien verglichen werden. Die Töchterschulen haben Schulpatroninnen, welche jedoch in der Geschäftsführung durch den Adelsmarschall des Kreises vertreten werden. Daß nicht nur den Curatorien sondern auch den Lehrercollegien Kanzleibeamte zugeordnet sind, wird zur Verminderung überflüssiger Schreiberei eben nicht beitragen.

Wir übergehen eine Menge von Einzelbestimmungen über die Ehrenrechte der Patrone und Curatorien, über Bildung der Pensionsfonds und der Gouvernementsreserveschulfonds u. a., um zu den wichtigeren Abschnitten über die Ausbildung der Lehrer, über die rechtliche Stellung der-

selben und über die innere Einrichtung der Schulen zu gelangen. Zunächst ist hier zu bemerken, daß der Religionsunterricht in jeder Schule gegen die schon oben angegebene Remuneration durch den Ortsgeistlichen ertheilt werden soll. Nur bei weiter Entfernung der Parochialkirche oder bei ähnlichen Hindernissen fällt es dem Lehrer anheim, die Kinder in den wichtigsten Gebeten und in der biblischen Geschichte nach den von der heiligen Synode approbirten Lehrbüchern zu unterrichten; die Revision dieses Unterrichts bleibt aber dem Parochialgeistlichen vorbehalten. Wir müssen dahin gestellt sein lassen, in wie weit diese Trennung des Religionsunterrichts von dem übrigen in Rußland heilsam, durchführbar oder vielleicht gar nothwendig ist. Die Beurtheilung dieser Einrichtung würde sich nur auf eine genaue Kenntniß der griechischen Kirche und ihres Lehrbegriffs, auf das Verhältniß zwischen Dogma und Sittenlehre, kurz darauf gründen [illegible] die griechische Religion die Durchdringung des inneren Menschen mit ihren Satzungen und Lehren in Anspruch nimmt. Ist [illegible] kann namentlich die Thätigkeit des weltlichen [illegible] scheinbar äußerliche Einübung der kirchlichen Gebräuche [illegible] werden, so würden wir vom protestantischen Stand[illegible] Mangel an lebendiger und schöpferischer Kraft der Re[illegible] Wahrheit, das auch bei uns mehrfach gehörte Ver[illegible] des confessionellen Religionsunterrichts aus unseren [illegible] Grund keineswegs in den Principien echter Pädagogik, [illegible] in dem ungeschickten, rohen und geistlosen [illegible] und Lehrer, welche nur auf eine äußere An[illegible] statt die religiöse Umbildung und Er[illegible] zu fassen.

[illegible] später nur diejenigen bestellt werden, [illegible] in einem Lehrerinstitut (Schullehrer[illegible] auch weibliche Personen als Lehrerinnen in [illegible] werden können, so sollen diese wenigstens den [illegible] Ranges vollendet und einige Gewandt[illegible] haben. Bis zur Beschaffung einer [illegible] gebildeter Lehrer darf indeß das Lehramt [illegible] welche in Progymnasien, Gymnasien, geist[illegible] Lehranstalten gebildet sind: ja nach §. 44 [illegible] einstweilen Personen jeden Standes ohne [illegible] Vorbildung als Lehrer angestellt werden, wenn [illegible] Volksschuldirector die Fähigkeit zu diesem Amte zu[illegible] bestehen aus drei Klassen mit anderthalb[illegible] auf Staatskosten unterhalten; außer dem

Inspector und dem Religionslehrer ist für jede Klasse ein Lehrer bestimmt. Die Zöglinge sollen mindestens sechzehn Jahr alt sein, und statt sonstiger Vorbereitung nur ein Zeugniß über die befriedigende Zurücklegung der Volksschule beibringen; sie erhalten Wohnung und Kost im Institut und bleiben nach ihrer Ausbildung sechs Jahre zum öffentlichen Schuldienst nach Verfügung der Schulbehörden verpflichtet. Eine sehr heilsame Bestimmung ist, daß die Unfähigen nach einem halben Jahre wieder entlassen werden. Die Unterrichtsgegenstände sind ziemlich dieselben wie in unseren Seminarien; Hauptsache ist die Ausbildung der Methode, wogegen die Aneignung neuer und ausgebreiteterer Kenntnisse zurücktritt. Daß der Vortrag der Pädagogik, welcher stets dem Inspector obliegt, sich auf die Psychologie stützen soll, wird wohl nur mit großer Beschränkung zu verstehen sein. Die Verbindung einer Normalschule mit jedem Institut zur Uebung der Schule, und die Einrichtung von Wiederholungscursen während der Ferien für die schon angestellten Lehrer, entsprechen den preußischen Anordnungen. Daß zum Unterricht im Gemüse-, Obst- und Feldbau, wie zur Bearbeitung des Gartens und des Musterfeldes, ein besonderer erfahrener Landwirth an jedem Institut angestellt werden soll, scheint an sich sehr lobenswerth; die nicht unbeträchtlichen Kosten dieser Einrichtung werden sich durch Verwerthung der gewonnenen Früchte für den Unterhalt der Zöglinge erheblich verringern.

Die Progymnasiallehrer sollen das Gymnasium vollständig zurückgelegt haben: zu ihrer Bildung sind an zwei Gymnasien jedes Lehrbezirks besondere pädagogische Curse eingerichtet. Von diesen Verpflichtungen sind einstweilen noch die Lehrer der französischen Sprache, und, wie sich von selbst versteht, die Lehrer für den Schreibe- und Zeichenunterricht, für Gesang und Gymnastik ausgenommen. Von den Lehrern der Gymnasien wird mit den eben bezeichneten Ausnahmen die Vollendung des Universitätsstudiums gefordert; für ihre pädagogische Ausbildung ist durch Vorträge auf der Universität und praktische Lehrübungen an Gymnasien gesorgt. In letzterer Hinsicht bezieht sich der Entwurf auf eine Verordnung vom Jahre 1860; die Nichtmittheilung derselben bedauern wir um so mehr, als auch bei uns die Veranstaltungen zur pädagogischen Ausbildung unserer Gymnasiallehrer noch unvollständig sind, und manche junge Kraft aus Mangel an Anleitung verkümmert oder doch von herben Erfahrungen, die natürlich auch der Jugend zum Schaden gereichen, nicht verschont bleibt. Das Unterrichten ist eine Kunst, zu welcher eben deshalb eine bestimmte Begabung erforderlich ist; allein die Anlage allein macht noch nicht den Künstler, und andererseits werden mittelmäßige Talente, die in jedem Beruf die Mehrzahl bilden, durch eine regelrechte

Un weiſung und methodiſche Uebung zu achtungswerthen Leiſtungen be-
fäl
w l L r erſchiedenen Schulen angeſtellt
we , a ; immungen über ihre Rangver-
hältniſſe können h i l dagegen verdienen die mit gro-
ßer Freigebigk l n über die Penſions- und
Emeritenverhältniſſe L er e beſonderen Erwähnung. Die
wiſſenſchaftlichen Lehrer a und Gymnaſien treten nach
funfzehnjähriger Amtsverr ung ehmigung des Curators in die
Zahl der emeritirten Lehrer, d. h. ſie erhalten während ihrer fernern
Dienſtzeit eine Zulage von 150 , che ihnen auch ſpäter als Pen-
ſion verbleibt. Daß die Vor ieſer Auszeichnung an die Zu-
ſtimmung des Lehrercollegiums nüpft , dürfte freilich keine beſonders
heilſame Anordnung ſein, da wohl der Geiſt der Camaraderie
als die kleinlichen Antriebe und der Privatfeindſchaft man-
cherlei Nahrung ziehen werden; die e me Abſtimmung bei derartigen
Berathungen (I. S. 150) iſt ein ungenügender Schutz. Sämmt-
liche Directoren und Lehrer an den ymnaſien, Gymnaſien und Lehrer-
inſtituten, mit Einſchluß der Relig - und techniſchen Lehrer ſo wie die
Volksſchuldirectoren, beziehen bei ihrer Entlaſſung aus dem Dienſte für
zwanzigjährige tadelloſe Amtsführung das halbe, und nach fünfundzwanzig
Jahren das ganze Gehalt als Penſion; es entſprechen mithin ſieben Jahre
des ſonſtigen Civilſtaatsdienſtes, bei welchem fünfunddreißig Amtsjahre zur
Erlangung der vollen Penſion erforderlich ſind, einer fünfjährigen Dienſt-
zeit der Lehrer. Bleiben ſie nach fünfundzwanzigjähriger Amtsführung mit
Zuſtimmung der Behörde noch in Thätigkeit, ſo empfangen ſie neben dem
etatsmäßigen Gehalt auch die Penſion, und für je fünf Jahre weiteren
Dienſtes eine Erhöhung der Penſion um den fünften Theil derſelben. Die
an den Volksſchulen angeſtellten Lehrer beziehen nach fünfundzwanzig Dienſt-
jahren zwei Drittheile des Gehalts als Penſion, welche bei ihrem ferneren
Verbleiben im Dienſt neben dem Gehalt ausgezahlt wird. Selbſt diejenigen,
welche ſchon vor Ablauf der angegebenen Friſten durch Krankheit dienſt-
unfähig werden, ſind von dem Bezuge der Penſion oder wenigſtens von
dem Empfange einer Geldunterſtützung nicht ausgeſchloſſen. Es iſt freilich
möglich, ja wahrſcheinlich daß zum Theil der Mangel an guten Lehrkräften
dieſe humanen Beſtimmungen dictirt hat: immerhin werden unſere Lehrer
ihre äußere Lage mit derjenigen ihrer ruſſiſchen Collegen nicht ohne einige
Bitterkeit vergleichen. Ganz abgeſehen von anderen Mängeln des Penſions-
geſetzes vom 28. Mai 1846 ſind die Lehrer der höheren Schulanſtalten in
Preußen, allerdings den übrigen Staatsdienern im Civil und Militär ent-

sprechend, erst nach dreißigjährigem Dienst zum Empfang des halben Gehalts als Pension berechtigt, und wenn es ihnen vergönnt gewesen ist, dem angreifendsten aller Berufe mit Aufreibung ihrer Kräfte und schließlich auch leider nicht ohne Schaden für die Jugend funfzig Jahre obzuliegen, so dürfen sie, an der äußersten Lebensgränze angelangt, sich mit einer Pension von drei Viertheilen ihres bisherigen Gehalts zurückziehen! Wann wird man bei uns lernen, daß das Amt des Lehrers eine Frische und Productivität erfordert, welche naturgemäß dem höheren Lebensalter in den meisten Fällen versagt ist?

Wenden wir uns zur inneren Gestaltung des Unterrichts und zur Einrichtung der Lehrpläne, so sprechen die Erläuterungen zu dem ersten Entwurf S. 106 sich über den Gesammtzweck der Schulen bestimmt und klar aus. „Die Lehranstalten aller Abtheilungen haben nur Eine gemeinsame Aufgabe, nämlich die allgemein menschliche Erziehung auf dem Wege des Unterrichts in verschiedenen Kenntnissen, und unterscheiden sich nur durch die größere oder geringere Zahl und zum Theil durch die Beschaffenheit ihrer Bildungsmittel oder durch die rein materiellen Kenntnisse, welche die Zöglinge in den Unterrichtsanstalten der einen oder der anderen Abtheilung erlangen; kurz, der Unterricht in allen Lehranstalten der verschiedenen Abtheilungen darf nur einen formalen Zweck haben, welcher in der Erziehung des Menschen besteht, obgleich die Mittel zur Erreichung dieses Zweckes je nach der Bestimmung dieser Anstalten verschieden sein können. Nur durch das ausschließliche Streben nach dem formalen Zwecke werden die Lehranstalten fähig sein, Menschen zu erziehen, indem sie zugleich damit den materiellen Zweck erreichen, d. h. indem sie den Zöglingen Kenntnisse mittheilen, die für das praktische Leben taugen. Wenn man dagegen den materiellen Zweck zur Hauptsache macht, so verlieren diese Lehranstalten ihren allgemein bildenden Charakter, und werden aus den Zöglingen nicht Menschen von starker moralischer Ueberzeugung bilden, sondern leblose Vorrathsmagazine, mehr oder weniger angefüllt mit Kenntnissen verschiedener Art, die nur scheinbar und äußerlich etwas Verdienstliches haben." Es ist auch bei uns in neuerer Zeit mehrfach über die Berechtigung des formalen Unterrichtsprincips gestritten; versteht man indeß darunter den Grundsatz, den jugendlichen Geist nach seinen psychischen und ethischen Bedingungen zu bilden, die Anhäufung unverarbeiteter Kenntnisse abzuwehren und die Jugend mit bleibenden und in sich zusammenhängenden Ideen zu tränken, welche natürlich einen ewigen und realen Gehalt besitzen, aber eben deshalb eine formale Wirkung haben, so wird jenes Princip doch als das allein richtige gelten müssen. Anders scheint dasselbe auch von den Verfassern der russischen Schulpläne nicht aufgefaßt

zu sein, und es verdient deshalb volle Anerkennung, daß sie nahe liegende Nützlichkeitsrücksichten von der Hand gewiesen und ihre Schulen nach jenem idealen Gesichtspunkte eingerichtet haben. Wenn sie die Körperstrafe schlechtweg in allen Schulen beseitigt wissen wollen, so mag dieser Grundsatz als ein Pareli gegen schweren Mißbrauch heilsam sein: an sich würden wir finden, daß damit einer falsch verstandenen Humanität zuviel Gewicht eingeräumt sei. Denn daß diejenigen Schulen nichts taugen, in welchen die Ruthe das Regiment führt (I. S. 115), ist allerdings unbestritten; allein zwischen dem Verwalten der Körperstrafe als dem einzigen und eben deshalb unwirksamen Erziehungsmittel unfähiger Lehrer, und zwischen einer seltenen aber rechtzeitigen und prompten Anwendung derselben ist ein großer Unterschied, und in eben diesem Sinne haben sich einsichtige Schulmänner auf der diesjährigen Philologenversammlung in Augsburg ausgesprochen.

In den Volksschulen soll der Unterricht mit analytischen Anschauungsübungen beginnen und hierauf die Religion, die Muttersprache einschließlich des Lesens und Schreibens, Rechnen und Gesang umfassen; die Mädchen werden außerdem in den nothwendigsten weiblichen Handarbeiten unterwiesen. Beim Lesen wird die Lautirmethode vorgeschrieben, — was sich doch diejenigen unserer Lehrer und Schulinspectoren merken mögen, welche das Buchstabiren immer noch aus dem etwas chinesischen Grunde vorziehen, weil viele Eltern nicht im Stande seien, beim Lautiren den Kindern häusliche Nachhülfe zu gewähren. Die Kenntnisse aus der Geographie, Geschichte und Naturgeschichte sind den Kindern mittelst der Erklärung des Lesebuchs beizubringen; dieselbe Vorschrift findet sich in den preußischen Regulativen, wenn auch nicht in gleicher Beschränkung. Wenn jedoch der Unterricht nur 21 wöchentliche Stunden umfassen soll, und wenn er außerdem in den Landschulen nur vom Schluß der Feldarbeiten bis zum Wiederbeginn derselben, im Wesentlichen also nur während des Winterhalbjahrs Statt haben soll, so ist freilich eine enge Begrenzung des Lehrstoffs dringend geboten, falls auch nur in dem Nothwendigsten einige Sicherheit erreicht werden soll. Inzwischen was hier Regel ist, findet sich theilweise als Ausnahme leider auch bei uns; es fehlt in unsern östlichen Provinzen nicht an Gutsbesitzern, welche einen Theil der Kinder während des Sommers zum Hüten verwenden, und ihnen kaum die vorschriftsmäßige tägliche Unterrichtsstunde gestatten, und ebensowenig fehlt es an Eltern, denen der Hüterlohn ihrer Kinder nöthiger scheint, als der Unterricht derselben.

Mit allen Gymnasien sind Progymnasien verbunden, doch können letztere auch gesondert eingerichtet werden. Dieselben bestehen aus vier Klassen mit jährigen Cursen. In der Religion, der russischen Sprache,

der Mathematik, Naturkunde, Geschichte und Geographie, dem Schreiben, Zeichnen und Gesang wird obligatorischer, im Deutschen und Französischen facultativer Unterricht ertheilt; die alten Sprachen sind gänzlich ausgeschlossen. Wenn schon in diesen Anstalten Uebungen im Feldmessen, freilich nur zur Unterstützung der theoretischen Geometrie, vorkommen und wenn andererseits die beiden fremden Sprachen mehr empirisch erlernt werden sollen, so ist hierdurch von der strengen Methode doch etwas zu Gunsten des Nützlichkeitsprincips abgewichen. Im Uebrigen ist den Lehrern, deren, ziemlich reichlich, sieben für jede Anstalt bestimmt sind, ganz richtig vorgeschrieben (I. S. 109), daß ihre Arbeit hauptsächlich in der Geistesgymnastik ihrer Zöglinge während der Schulstunden zu bestehen habe, und es ist zu bedauern, daß den Lehrern der Gymnasien nicht eben dieselbe Aufgabe schärfer vorgezeichnet ist. Es ist ganz richtig (I. S. 113), daß den höheren Klassen mehr Zeit zu selbständiger häuslicher Thätigkeit eingeräumt werden muß; dies schließt aber den eigentlichen Wechselverkehr zwischen Lehrer und Schüler in der Klasse nicht aus, und wenn den Gymnasiallehrern vorzugsweise die Anwendung der akroamatischen Methode und des zusammenhängenden Vortrags empfohlen wird, so verdient dies Verfahren, bei welchem die Schüler sich in einer nachtheiligen Passivität befinden, kaum noch den Namen einer Unterrichtsmethode, und die Besorgniß, daß die Lehrer ihre Vorträge ablesen und sich um Aufnahme und Verarbeitung derselben Seitens der Schüler nicht eben kümmern werden, liegt nicht allzufern.

Die Gymnasien sollen in Realgymnasien und philologische Gymnasien zerfallen; beide bestehen ebenso wie die Progymnasien aus vier Klassen mit jährigen Cursen. Der Lehrplan umfaßt in den Realgymnasien Religion, russische Litteratur, Mathematik, Naturkunde, Geschichte und politische Geographie, lateinische, deutsche und französische Sprache. In den philologischen Gymnasien sollen eben dieselben Gegenstände, jedoch Naturkunde und Mathematik in beschränkterem Umfange, Deutsch und Französisch dagegen ausführlicher und außerdem die griechische Sprache gelehrt werden. In beiderlei Anstalten ist nur eine der beiden neueren Sprachen obligatorisch; der Unterricht im Gesang und der Gymnastik ist allen Schülern vorgeschrieben. In jeder Universitätsstadt soll sich ein philologisches Gymnasium befinden; übrigens giebt der Entwurf den Realgymnasien den Vorzug, weil die Beschäftigung mit der lateinischen Sprache neben den anderen erwähnten Unterrichtsgegenständen zur allgemeinen Ausbildung und logischen Entwickelung des Zöglings, ja sogar zur Erwerbung der sogenannten gelehrten Bildung genüge, weil die Kenntniß der griechischen Sprache hauptsächlich doch nur den Philologen unentbehrlich sei, weil

in der Naturkunde und noch mehr in der Mathematik rationelle Unterrichtsmethoden, die mit dem formalen Bildungszwecke der Gymnaſien vollkommen übereinſtimmen, vollſtändig ausgebildet ſeien und endlich weil ſich nur auf dieſe Weiſe die erforderliche Beſchränkung der Lehrgegenſtände erreichen laſſe. Daß die Realgymnaſien, welche auch im Lehrziel der einzelnen Gegenſtände im Weſentlichen unſeren Realſchulen entſprechen, allgemein den Vorzug vor den philologiſchen Gymnaſien verdienen ſollten, wird man in Deutſchland wenig geneigt ſein zuzugeben. Behauptet iſt dies freilich auch bei uns; nachdem ſich indeß der wohlbekannte Streit hierüber einigermaaßen geklärt hat, ſo iſt zwar die Nothwendigkeit und Wirkſamkeit der Realſchulen völlig anerkannt; allein weder unſere Geſchichte noch der Zuſtand und die Forderungen der deutſchen Wiſſenſchaft würden uns geſtatten, auf diejenige gelehrte Bildung zu verzichten, welche nach bewährter und ſtets vervollkommneter Methode in unſeren Gymnaſien überliefert wird, und aus formalen wie aus realen Gründen ohne Kenntniß der griechiſchen Sprache nicht zu erreichen iſt. Anders mag ſich indeß die Frage in Rußland beantworten laſſen, wo die höhere Schulbildung derjenigen geſchichtlichen Grundlagen entbehrt, welche unſer Schulweſen geſtaltet haben, und wo bei der Maſſe der Tagesprobleme die eigentlich gelehrte Bildung nicht die Geltung gewinnen kann, welche der Deutſche der Wiſſenſchaft im ſtrengen Sinne des Worts unbeſtritten einräumt. Und nach der Stundenzahl, auf welche die alten Sprachen in den philologiſchen Gymnaſien Rußlands beſchränkt werden ſollen, würden auch wir zugeben müſſen, daß die dortigen Realgymnaſien rationeller gedacht und zweckmäßiger eingerichtet ſind. In dem ganzen philologiſchen Gymnaſium ſind der lateiniſchen Sprache 24, der griechiſchen 22 Stunden wöchentlich zugewieſen; es fallen alſo dem Lateiniſchen in jeder Klaſſe durchſchnittlich 6, dem Griechiſchen 5 bis 6 Stunden wöchentlich zu. Rechnet man hierzu, daß die Schüler ohne jede Kenntniß der alten Sprachen in die Gymnaſien eintreten, ſo leuchtet freilich ein, daß auf denſelben dasjenige Ziel, welches unſeren Abiturienten in den alten Sprachen geſteckt iſt, Gewandtheit im Ueberſetzen, Sicherheit in der Grammatik und einige Fertigkeit in ſchriftlicher Darſtellung, ſelbſt annähernd nicht erreicht werden kann. Eine einfache Berechnung wird dies noch klarer herausſtellen. Setzen wir für unſere Gymnaſien nach Abzug der Ferien nur vierzig jährliche Schulwochen, ſo fallen auf den lateiniſchen Unterricht nach dem preußiſchen Normallehrplan bei niedrigſter Annahme insgeſammt 3360 Stunden, in den ruſſiſchen Gymnaſien dagegen bei dreiundvierzig Schulwochen nur 1032 Stunden, und nach gleichem Anſatz haben unſere Gymnaſiaſten 1680, die ruſſiſchen nur 946 griechiſche Lehrſtunden. Unter dieſen Umſtänden

ist es allerdings gerathen, den Realanstalten, welche eher ein Ganzes bieten, den Vorzug zu geben; denn nach den vorliegenden Plänen sind der Mathematik mit den Naturwissenschaften in den philologischen Gymnasien wöchentlich zusammen 12, für jede Klasse also 3 Stunden zugewiesen, während für dieselben Wissenschaften auf den Realgymnasien insgesammt 35, also in jeder Klasse fast 9 Stunden wöchentlich bestimmt sind. Den Ausschluß der alten Sprachen aus den Progymnasien rechtfertigen die Entwürfe mit dem Grunde, daß auf diese Weise die Schüler derselben eine abgeschlossene und im engeren Kreise gleichmäßige Bildung erhalten, und daß hierdurch von den Gymnasien viele Zöglinge abgehalten werden, welche denselben überhaupt fern bleiben sollten. Es würde dieser an sich billigenswerthen Erwägung nicht widerstreiten, wenn für diejenigen Schüler der obersten Progymnasialklasse, welche auf das Gymnasium überzutreten beabsichtigen, ein sechsstündiger lateinischer Unterricht in der Woche eingerichtet würde. Wenn man außerdem im Gymnasium die lateinischen Lehrstunden in jeder Klasse um zwei vermehrte, so würde man für diesen Gegenstand im Ganzen etwa 600 Stunden mehr gewinnen, ohne die betreffenden Schüler durch eine übermäßige Unterrichtszeit zu ermüden. Denn nach den vorliegenden Plänen fallen auf die Klassen im Progymnasium durchschnittlich 26, im Gymnasium etwa 28 wöchentliche Lehrstunden. Auch in Baiern und Wirtemberg sind die oberen Gymnasialklassen von den niederen häufig getrennt, allein hier gewähren die sogenannten niederen lateinischen Schulen die erforderliche philologische Vorbildung. Zu solchen Anstalten wird in Rußland nach dem Stande und den Bedingungen der dortigen Bildung der Anlaß fehlen; dies vorausgesetzt scheint der den Realgymnasien gegebene Vorzug in den dortigen Verhältnissen begründet zu sein.

Den Abiturienten der russischen Gymnasien stehen neben einigen Steuererleichterungen ungefähr dieselben Rechte zu wie den unsrigen; daß sie nach Vollendung eines pädagogischen Cursus ohne Weiteres als Lehrer an den Progymnasien angestellt werden dürfen, ist schon oben bemerkt. Die ausgezeichnetsten unter ihnen sollen bei der Entlassung Medaillen erhalten. Dies ist zwar nicht ganz so schlimm wie in Frankreich, wo die Eitelkeit der Jugend und mehr noch der lieben Eltern durch Medaillen, Kränze und andere Verherrlichungen schon während der Schulzeit gefüttert und die Sucht nach äußerer Ehre zum Frommen der Nation von früh auf sorgsam großgezogen wird. Indeß auch in jener Beschränkung ist die Anordnung bedenklich genug und würde von der großen Mehrzahl der deutschen Lehrer unbedingt verworfen werden.

Lob verdient dagegen die Freiheit, welche den Lehrercollegien, ja den

einzelnen Lehrern in der Aufſtellung des Lehrplans und der Abgrenzung der Klaſſenpenſa geſtattet iſt. Wenn hierzu ſelbſt die Befugniß tritt, die Geſammtzahl der für jeden Gegenſtand beſtimmten Stunden nach eigenem Ermeſſen unter die verſchiedenen Klaſſen zu vertheilen, ſo iſt dies nur bei dem zugleich angenommenen Syſtem von Fachlehrern ausführbar, von denen jeder ſeine Wiſſenſchaft durch alle Klaſſen lehrt, und mithin für ſein Fach alle Verantwortung trägt. Indeß auch ſo dürfte jene Freiheit leicht in willkürliches Experimentiren umſchlagen, welches die Gewinnung zuverläſſiger und gleichmäßiger Erfahrungen ſehr erſchwert. Dieſe Gefahr ſcheint auch den Verfaſſern der Entwürfe nicht entgangen zu ſein, da ſie zur Erhaltung der Einheit unter den Anſtalten, zur Verbreitung richtiger pädagogiſcher Grundſätze und zur Förderung des geſammten Schulweſens die Einſetzung von Gouvernements-Schulcollegien vorgeſchlagen haben. Dieſelben ſollen in der Gouvernementsſtadt ihren Sitz haben und, was uns zu häufig dünkt, monatlich einmal zuſammentreten; ſie beſtehen aus dem Volksſchuldirector, den Directoren der Gymnaſien, den Inſpectoren der Progymnaſien und Lehrerinſtitute, den am Orte befindlichen Vorſteherinnen der Töchterſchulen und je zwei von jedem Gymnaſium und jeder Töchterſchule erſten Ranges gewählten Lehrern. Die Thätigkeit dieſer lediglich berathenden Behörden erſtreckt ſich im Weſentlichen auf den Austauſch pädagogiſcher Erfahrungen, auf Vorſchläge zur Abänderung der Statuten, zur Gründung oder Schließung von Schulen, zur Feſtſtellung allgemeiner disciplinariſcher Maaßregeln und Aehnliches. Wie ſie von den Protokollen der Lehrerconferenzen an den einzelnen Anſtalten Kenntniß erhalten, ſo haben ſie ihre Vorſchläge dem Curator des Lehrbezirks einzureichen und für eben denſelben einen eingehenden Jahresbericht über den Geſammtzuſtand des Schulweſens im Gouvernement zu entwerfen. Das Heilſame dieſer Einrichtung bedarf keines Beweiſes; ja, ohne dieſelbe dürfte die Ausführung der beabſichtigten Schulreform kaum gelingen. Bei uns fällt ein Theil der bezeichneten Aufgabe den Schulverwaltungsbehörden, in Preußen z. B. den Provinzialſchulcollegien anheim; ein anderer Theil wird durch die Directorenconferenzen gelöſt, welche leider erſt in wenigen Provinzen Preußens eingerichtet ſind und einige Ergänzung in den größeren Lehrerverſammlungen finden. —

Wir haben aus dem reichhaltigen Stoffe diejenigen Punkte ausgewählt, welche hauptſächlich zur Würdigung des ganzen Plans dienen und überdies ein allgemeineres Intereſſe in Anſpruch nehmen; viele Beſtimmungen, welche für den praktiſchen Schulmann nicht ohne Werth ſind, haben hier ebenſowenig als die einzelnen Anordnungen über die höheren Töchterſchulen und den häuslichen Unterricht erörtert werden kön-

nen. Auch der Entwurf des Universitätsstatuts kann hier um so mehr übergangen werden, als derselbe sachgemäß sich fast durchgängig auf die Universitätsverwaltung, die Stellung des Lehrerpersonals, die Rechte und Pflichten der Studenten beschränkt, ohne über die Lehrvorträge Bestimmungen zu treffen. Unsere Bedenken im Einzelnen haben wir nicht verhehlt; wenn an dem Volksschulplan wenig auszusetzen ist, so werden dagegen die philologischen Gymnasien in den alten Sprachen so lange zu mittelmäßigen Ergebnissen führen, als es ihnen an lateinischen Vorschulen fehlt. Dies hindert uns nicht, die Einsicht und Klarheit anzuerkennen, mit welcher die leitenden Gesichtspunkte für Unterricht und Erziehung, für die Berufsbildung und äußere Stellung der Lehrer aufgefaßt und festgestellt sind. Der ganze Plan ist bis auf einige Nebenbestimmungen einheitlich gedacht; seine einheitliche und einigermaaßen vollständige Durchführung wird ein Werk von der größten Schwierigkeit sein. Allein diese Durchführung muß, unbeschadet einzelnen Aenderungen, versucht werden, weil erst auf Grund derselben eine praktische Kritik im Verhältniß zu den dort gegebenen Bedingungen möglich ist. Der Versuch wird das Gesunde von dem Unhaltbaren scheiden; er wird in Begleitung einer lauteren und unbefangenen Schulverwaltung jedenfalls die Bildung eines gewissenhaften und seiner Aufgabe sich bewußten Lehrerstandes fördern und er wird im Fall des Gelingens für das russische Volk einen ebenso nothwendigen als segensreichen Fortschritt herbeiführen.

Goethe als Staatsmann.

II.

Goethe's Hingebung an den Herzog — denn hiervon sollte zunächst die Rede sein *) — werden uns am besten einige ausgehobene Züge aus der Geschichte ihrer ersten Periode erkennen lassen. „So geht's denn," schreibt der Mentor-Poet am Ende des ersten Jahres, „durch Frost und Schnee und Nacht. Es scheint sich unser Beruf zu Abenteuern mehr zu bekräftigen. Ein bischen ungern bin ich aufgestanden, denn um zwölf erst kam ich zu Bett. Ich weiß auch Zeiten, wo ich früh aufgestanden bin

*) Vergl. Novemberheft, S. 470.

Den guten Landes- und Hausvater würdest Du näher mehr bedauern. Was da auszustehn ist, spricht keine Zunge aus. Herrschaft wird niemand ungeboren und der sie erbt, muß sie so bitter gewinnen, als der Eroberer, wenn er sie haben will, und bitterer. — Bei Gott, es ist kein Kanzlist, der nicht in einer Viertelstunde mehr Gescheidtes reden kann, als ich in einem Vierteljahr, Gott weiß, in zehn Jahren thun kann. Dafür weiß ich auch, was sie alle nicht wissen. Ich fühle nach und nach ein allgemeines Zutrauen und gebe Gott, daß ich's verdienen möge, nicht wie's leicht ist, sondern wie ich's wünsche. Was ich trage an mir und Anderen, sieht kein Mensch —." Im Sommer dieses Jahres dieselbe Klage und derselbe Trost: „Ich bin vom Morgen bis in die Nacht beschäftigt. — Mir möchten manchmal die Kniee zusammenbrechen, so schwer wird das Kreuz, das man fast ganz allein trägt. Wenn ich nicht wieder den Leichtsinn hätte und die Ueberzeugung, daß Glauben und Harren alles überwindet! Es könnte ja tausendmal bunter gehen und man müßte es doch aushalten." Und im Herbst: „Gott giebt mir zur Buße meiner eigenen Sünden die Sünden Anderer zu tragen. Und in meinem immer bewegten Zustand beneid' ich den, der mich um etwas bittet. — — Der Herzog kam und wir stiegen, ohne Teufel oder Söhne Gottes zu sein, auf hohe Berge und die Zinne des Tempels, da zu schauen die Reiche der Welt und ihre Mühseligkeit und die Gefahr, sich mit einem mal herabzustürzen. Nachdem wir uns denn ganz bedächtlich entschlossen, stufenweis von der Höhe herabzusteigen und zu übernehmen, was Menschen zugeschrieben ist, gingen wir noch in den anmuthigen Spaziergängen heroischer Beispiele und geheimnißvoller Warnungen herum und wurden von einer solchen Verklärung umgeben, daß die vergangene und zukünftige Noth des Lebens und seine Mühe wie Schlacken uns zu Füßen lag und wir in noch irdischem Gewand schon die Leichtigkeit künftiger seliger Befiederung durch die noch stumpfen Kiele unserer Fittige spürten. — — Das Volk jauchzt über seines Landesherrn Gegenwart und alle alte Uebel werden wie die Schmerzen eines Gichtischen nach einer Debauche in unzähligen Suppliken lebendig. — — Langes Gespräch mit dem Herzog, so lebhaft und luminos, als das vorige. Worin einiger guten Werke Rechenschaft gegeben und ein neues zu Stande gebracht wurde und so ein fröhliches Ende eines sonst elenden Tags —." Im März des folgenden Jahres 1781 rügt ein vertrautester Brief scharf, daß es mit dem Herzog nicht nach Proportion vom Fleck wolle und das Widerschlagende in der tiefsten Natur stecke; und im nächsten Monat weist Goethe des Fürsten Wunsch, daß er mit ihm zu Vergnügen und Soldatenschau reise, unter nachdrücklichen Vorhaltungen ab.

Endlich, um Anderes zu übergehen, im Juni
i auf ſehr guten Wegen, wir haben über viele
n, es klärt ſich Vieles in ihm auf, und er wird
und gegen Andere wohlthätiger werden.“ Nimmt
ollſtändigen Kette von urkundlichen Spuren noch
ieſes Jahres die Zuſammenfaſſung der Geſchichte
er ſtrengen Anwendung auf die begonnene fürſt-
n Gedicht „Ilmenau,“ ſo wird klar, wie herzlich
ingebung an den hohen Freund, wie unausgeſetzt
meint ſie war.
erhältniß zu ſeiner edeln Gemahlin und den Prü-
ung, in den Wechſelbezügen des mütterlichen und
zungsverirrungen und ſchlimmen Verwicklungen des
den wechſelnden Leidenſchaften des Herzogs ſelbſt
iode viele und mannichfaltige Schwierigkeiten, deren
ethe's praktiſcher Hauptaufgabe untrennbar, deren
Wärme ſeines Mitgefühls unausbleiblich war.
ne im verſchiedenſten Sinn im Auge zu behalten,
ng herauszuempfinden und vorzufühlen, leiſe ver-
eſt vorbauend und wehrend, verwundend und trö-
ieder verſöhnend einzuwirken. Seine eingehende,
loſſene Theilnehmung hat ihm der Herzogin Luiſe
reundſchaft lebenslänglich, ſie hat ihm die dankbare
edes der fürſtlichen Familie erworben. Während
Hofgeſellſchaft wahre Gefälligkeit unterhielt, Her-
nnig anzueignen und ſeiner Familie Intereſſe zu
el in vertraulichem, thätigtreuem Verkehr beharrte,
lebenſtehende, Höhere und Niedere, Aeltere und
hen Freundlichkeit. Aus Vorſorge für die Wohl-
eſellſchaft und aus Mitgefühl für Einzelne hatte
eiten, Zurechtweiſungen zu übernehmen, Vorwürfe
eimiſche mit Ueberraſchungen, Gäſte mit Unterhal-
einen Gedrückten aufzumuntern, dort im Stillen
nft zu predigen, da im ſchicklichen Augenblick ein
ier ökonomiſchen oder Erziehungsſorgen zu dienen
rzchen, ein zurückgeſetztes gutes Kind mit Tropfen
einen Freuden zu begütigen. So bewegte er ſich
enſchlich Guten, in allen Windungen und Winkeln
nner lebendiger Empfindung, überall individueller
ichlich, wie ſie Anderen ſich erwies, beſtimmte ſich

ihm der Werth seiner Seele, so innig, wie sie den Anderer persönlichen Stärken und Schwächen sich bestimmt fühlte, ward ihr selbst das Allgemeine gegenwärtig. Aus dem hierin hat die Tiefe, hat die Musik der Goetheschen Poesie ihren Grund.

Bei einer so ausgebreiteten Betheiligung an Gemüthslagen und Herzensanliegen der Umgebung konnte freilich nicht ausbleiben, daß der junge Mann unter Seitenanziehungen und Nebenreizen auch einmal ausglitt, aus Einfältigkeit sich verwickelte, aus Bedacht ins Unwillkürliche, aus dem Guten ins Angenehme fiel. Andere vollenden diese Schule sich nicht, läutert sich nicht die Sentimentalität zum reinen Menschengefühl als mit dem Erfahren so jäher Umschläge, so leiser Uebergänge aus dem Gefühl in Befremdung, der Absicht in Verwunderung, der Wärme in Verwurf, der Großmuth in Abenteuer. Es ist gerade der Austausch von Verdruß und Humor, von Muth und Angst, Leid und Freude, worin die Gründlichkeit und der Nachdruck dieser concreten Selbstbildung besteht: — der Genuß ein Kampf, das Wachsthum beständige Unruhe. Eben das reine Verhalten dieser Unruhe giebt dem unveräußerlichen Frieden im Grunde des Wesens den fühlbarsten Ausdruck in „Wanderers Nachtlied" und „Ueber allen Gipfeln." — Die Prüfungen dieser sozialen Mission, wo Goethe, nach eigenen Aeußerungen, aus dem Wasser ins Feuer geworfen wurde und von einem Orte zum andern, in seiner Pflicht war wie die berühmten Fische in der Pfanne, seine Seele wie ein ewiges Feuerwerk ohne Rast, — dies ganze Berufsgedränge bezeichnet er selbst gleich im ersten Jahre als Erblühen der Poesie, wenn er sagt, er schwebe darin zwischen Behagen und Mißbehagen in ewig klingender Existenz. Des Dichters energisches Vertrauen zu der Idealität des Wirklichen, welches ihn Verkennungen mit süßer Festigkeit ertragen, Täuschungen zur Selbsterneuterung nutzen, Ausschreitungen wagen und sühnen lehrte, gab ihm auch in diesem Felde die Einstimmigkeit mit seinen Lagen und Losen, die ihn selber mit ungeahnten Vortheilen überraschte. Am 7. November 1777 z. B. schreibt er: „Mit einem Blick auf den Morgen, da ich vor zwei Jahren zuerst in Weimar aufwachte und nun bis hieher, ist mir wunderbar fröhlich und rührend geworden. Was mir das Schicksal alles gegeben hat und wie nach und nach, wie man Kindern Freude macht, daß ich jedes Gut erst ganz ausgekostet, mir so ganz eigen gemacht habe, daß ich in die von mir ebenso entferntesten Gefühle und Zustände lieblich bin hineingeleitet worden." Und im Frühjahr 1780: „Das Leben ist so geknüpft und die Schicksale so unvermeidlich. Wunderlam! ich habe so Manches gethan, was ich jetzt nicht möchte gethan haben und doch, wenn's nicht geschehen wäre, würde unentbehrliches Gute nicht entstanden sein. Es ist als ob ein Genius oft unser Hegemonikon verdunkelte, damit wir zu unserm und

Anderer Vortheil Fehler machen." — Diese eine Hälfte also seiner amtlichen Wirksamkeit, worin er am wenigsten den Geheimrath von seinem andern Selbst getrennt hielt, steigerte als eine reiche sittliche Uebung die Weite und Empfindlichkeit seiner Seelenentfaltung und seine Gabe der Seelenführung. Mit solcher Wärme in seiner Stellung übte er eine Anziehung auch über ihre Sphäre hinaus. Ein sterbender Freund vermacht ihm den adoptirten Schweizer Hirtenknaben zum Mündel. Der gemüthskranke Plessing sucht mit Vertrauensbriefen den mächtigen Dichter auf und veranlaßt ihn zu theilnehmend vorsichtiger Einwirkung, und jener verunglückte Mann aus Gera, dessen sich Goethe in der Stille annahm und ihn erst in Ilmenau, dann in Jena viele Jahre unterhielt, wird sein Pflegling nicht nur im leiblichen, auch im psychiatrischen Sinne. Reine Humanität, reife, milde Weisheit spricht in den Briefen des jungen Hochgestellten an den verzagten älteren Mann, den er schonungsvoll zu mahnen, durch Beschäftigung zu beruhigen, sich und guten Zwecken nützlich zu machen weiß. Die Harzreise, wo er zum erstenmal und unerkannt Plessing's Ueberspannung zu begütigen suchte, enthält, zusammengefaßt in der merkwürdigen Ode, neben dem anschaulichen Eingehen in den Seelenzustand dieses Verstimmten das Mitgefühl auch für den Drang des thüringer Landmannes, die Nachempfindung des weichen Lebens der Reichen und das selbst auferlegte Erdulden von Entbehrung, Mühsal, Gefahr in den Gruben der armen tüchtig Lebenden und auf erhaben rauhen winterlichen Gebirgswegen. Alle diese wirklichen Momente der sittlichen Sympathie und praktischen Hingebung des Jünglings, und in ihrer Mitte seine persönlichste Liebeshoffnung — das Alles sammelt das Gedicht in die Aufrichtung zu seliger Naturandacht auf dem erreichten Gebirgsgipfel, in den Adlerschwung einer Poesie, die im Unvollkommenen das Vollkommene ereilt. Es ist das Gemeinsame dieser sittlich gemüthlichen Processe, die Selbstanschauung der ganzen Seele, was in der nächsten Ode von ähnlich hoher Einfalt, „dem Gesang der Geister über dem Wasser," sich im Gestaltenwechsel der Alpenbäche spiegelt. Die dritte Ode in der Zeitfolge, „Meine Göttin," feiert die Dichterphantasie als diese seelenführende Macht, die selbst mit Launen und Thorheit zu beglücken, mit Schrecken zu spielen, Freude und Elend der Sterblichen unsterblich zu begleiten das Vorrecht hat, und hier giebt der Schluß, der dieser Himmelstochter ältere gesetztere Schwester als die stille Freundin des Dichters anruft und sie die edle Treiberin, Trösterin Hoffnung nennt, wieder Zeugniß, wie bei dem Sänger das ernstliche Wohlwollen und sittliche Streben Hand in Hand mit dem Spiele der Dichtung geht. In den nächsten Jahren gesellen sich der Gruppe dieser hochsinnigen Selbstgespräche die beiden, einander ergänzenden Oden: „Grenzen

der Menschheit" und „Das Göttliche," die das entschlossene Anerkennen der Schranken des menschlichen Daseins und innerhalb ihrer die einzige Bewährung des Göttlichen im edelmüthigen, hülfreichen Handeln des Menschen ausdrücken. In denselben Jahren, in welchen die deutsche Philosophie eine neue Stufe der Menschheit bezeichnete, da der Scharfsinn Kant's die Schemen der Metaphysik auflöste und, sie auf die Erfahrung des Wirklichen beschränkend, eine Bewährung der Ideale nur der praktischen Vernunft zuerkannte; in denselben Jahren betrat der jugendblühende Dichter von seinem Beruf aus diese Stufe, sprach dieselbe Begrenzung der Idee auf wirkliche Erfahrung und der Anschauung des Vollkommenen auf rein menschliches Handeln aus und schuf aus ihrem thätigen Vollzuge concrete Poesie.

Durch diese Ausführungen sind wir nun aber mit dem Berufsleben Goethe's bereits in die Epoche übergegangen, wo es dem Manne sehr wohl gelang, den Dichter und den Geheimrath auseinander zu halten. Zur Sicherheit dieser Unterscheidung hatte er in den Erfahrungen der engeren und eigentlichen Beamtengeschäfte sich gebildet, die er von Anfang neben dem sittlichen Umgang mit dem Herzog und seinen Angehörigen betrieb. Und dies daher ist das Letzte, was wir uns noch klar zu machen haben: Goethe's Verhalten in den sachlichen Geschäften, die Verknüpfung dieses sachlichen Wirkens mit dem sittlichen, und das Ergebniß für seine freie schöpferisch entwickelte Anschauung.

Geschäfte im Verwaltungswesen zu übernehmen, erkannte Goethe gleich anfangs für nöthig, als er sich entschloß, eines angehenden Regenten guter Gefährte zu sein. Das Hofleben zu theilen und zu schmücken konnte nicht genügen, sollte der Fürst wirklich der Herrschaft froh werden. Durch eigenes Eingehen in's Gegebene und Nothwendige der immer laufenden Haus- und Landesbedürfnisse mußte der Freund das Eingehen des Fürsten darauf leichter und so richtig und nachhaltig als möglich machen. Anders konnte des Fürsten Glück nicht begründet und befestigt werden als auf dem reellen Boden seiner Pflichten. Insofern war das hierauf berechnete Geschäftetreiben des Dichters die Spitze seiner sittlichen Theilnehmung und ihre ernstlichste Probe: weshalb wir auch die Spuren dieser Thätigkeit in eben dieser Hinsicht mit denen der Hingebung für den Herzog verknüpft gesehen haben. Es war ebenso die Spitze im Einsetzen seiner persönlichen Genialität, die ihr Vermögen, in gegenwärtiger Existenz heimisch und frei zu sein, nirgends gründlicher bewähren konnte, als in selbstthätiger Theilnahme gerade an der Arbeit der Verwaltung. Darum hat auch unser Vorausblick

auf Goethe's Einverständniß mit der äußeren Natur schon seiner administrativen Aufgaben und Arbeiten als der Mittel und Wege seiner Natur- und Selbsterfahrung und seines Erreichens der Schönheit im eigenen Lebensgrunde gedenken müssen. In den Aufgaben und Arbeiten selbst aber hatte er es mit der Natur, wie sie dem System der Gesellschaft zugeeignet ist und wird, zu thun. Indem sie da den Stoff bildet für die sittlichen Begriffe der Eigenthumsrechte, Leistungspflichten, Staatsordnung u. s. w., so ist hier das Feld, wo die Sittlichkeit der Menschen in ihrem wahren Zustand und Werth angetroffen wird, wie sie wirklich gilt, ist, handelt und leidet. Hier ist die Substanz auch für das Erholungs-, Umgangs-, Genußleben der Menschen, und eben hier mußte daher der Dichter sich unmittelbar einlassen, wollte er die Menschenwelt gründlich und baar erfahren, wollte er seine eigne Menschlichkeit total zur Wirklichkeit bringen. Er that es in folgendem Fortschritt.

In den ersten Jahren nahm der Legationsrath noch keine bestimmte Stelle in der Verwaltung ein, wohl aber lernte er sie durch Umschau und Einschau überall im Lande, neben fortgehendem Antheil an den Geheimrathsitzungen, im Ganzen kennen und griff als unmittelbarer Berather des Herzogs mit gelegentlichen Acten-Einsichten und Commissionen in ihre verschiedensten Zweige ein. Die gleichzeitigen besondern Geschäfte, auf Leitung und Ergänzung des fürstlichen Liebhabertheaters, auf Stellenbesetzung, Anknüpfen mit Fachmännern, Dichtern, Künstlern bezüglich, ferner auf Verschönerung der Residenz und auf die Bequemlichkeitsbedürfnisse in den Schlössern, „die Fußböden, wie er sich selbst ausdrückt, Oefen, Treppen und Nachtstühle," — das Alles bildete ein sehr ungleichartiges, bunt durcheinander laufendes Gedränge. Noch wog die Zuversicht, die Freude an diesem Wirbel von Großem und Kleinem, Leichtfertigem und Wichtigem, bei dem Dichter vor, dessen sympathetische Ausbreitung damals ebenso die ungleichste, weiteste und lebhafteste war. Er wollte „auf dem theatro mundi tragiren" und sich in allen tragikomischen Farçen leidlich bewegen, war weder Geschäftsmann, noch Hofmann und kam in beiden fort, erfuhr jedoch in den Zwecken und Erfolgen die ganze Ironie der Prosawelt. Das Humorleben mit dem Herzog brachte ihm schlimmen Leumund; Stolberg, den er für Weimar gewonnen, kam nicht; Herder, dessen Anstellung er durchgekämpft, gerieth vorerst wiederholt in Schwierigkeiten, auch in Verstimmungen mit ihm; die jungen Dichter, die auf ihn hoffend einsprachen, konnte er nicht halten. Und daß sich mit den dilettantischen Hofleuten, selbst den tieferen Knebel eingeschlossen, eine bedeutende geistige Pflanzung nicht anlegen lasse, sah er bald. Gelang die allmähliche Gestaltung des Parks ihm besser, so urtheilte er hingegen vom Bauwesen nach drei Jahren, daß ihn darin

[illegible]

zoginnen. Wie redlichen Bedacht er auf ein allgemeines Wohlwollen und Einverständniß nahm, das lassen uns die Grundaccorde seiner Iphigenie fühlen, die im vierten Amtsjahr gedichtet und im Hofkreis aufgeführt wurde, das haben uns die gleichzeitigen Zeugnisse von der Reise mit dem Herzog in die Schweiz dargethan. Von Herder und seinem Geistesleben ließ er nicht ab, und Knebeln, als er sein Ausscheiden aus dem activen Dienste kommen sah, erhielt er in guter Angehörigkeit. Schon im Frühjahr nach jenen Worten an Lavater hatte er die Vormundschaft des Schweizerknaben angetreten und Plessing's Klagen überlegt, den er im Winter 1777 besuchte. Im Winter 1778 aber schrieb er an jenen Hülferufenden in Gera Worte des aufrichtendsten, wohlthuendsten, reellsten Trostes: „Ich weiß im ganzen Umfang, was das heißt, sich das Schicksal eines Menschen mehr zu den übrigen Lasten auf den Hals zu binden, aber Sie sollen nicht zu Grunde gehen" — — „Sie sind mir nicht zur Last, vielmehr lehrt mich's wirthschaften. Und glauben Sie denn, daß Ihre Thränen und Ihr Segen Nichts sind?" Und indem er ihn nun, während jener schönen Sorgen für den nächsten Kreis, im Stillen zu Ilmenau versorgte, nützte er zugleich diesen Mann, der lebenslang sein Pflegebefohlener blieb, damals, vor und nach der Reise in die Schweiz, zur Vermittlung von anderen ihm vertrauten Bedürfnissen, Kunde von Verwaltungsmängeln, Steuersachen u. dergl. Denn eben in die Verwaltung war er, gleich unabgeschreckt vom Verfehlten, nur tiefer eingegangen, hatte die Vorbereitung für die Berg-Commission schriftlich und mit Grubenfahrten fortgesetzt, über die Kammergüter an Merck um Rath geschrieben, der im Frühjahr 1779 selber auf einen Monat kam und den tüchtigen Landcommissar Baty brachte, und hatte endlich, gleich mit Anfang des Jahres 1779, auch die Kriegscommission, der sich der Wegebau anschloß, auf sich genommen.

Bei diesem Geschäfte, der sehr ernstlich angegriffenen Militärökonomie, sehen wir ihn gleich ausgehen vom Absondern jener Phantasiethätigkeit, die sein Bauführen beirrt hatte. Hier „will er gar Nichts hervorbringen; nur das, was da ist, recht kennen und ordentlich haben." Die Erfahrung, wie oft Reformvorschläge der Beamten eigennützige Hintergedanken verkleiden, wodurch man (sagt er) so mißtrauisch wird, daß man sich zuletzt scheut, den Staub abwischen zu lassen, giebt ihm Vorsicht, Ruhe, Schärfe gegen zweckwidrigen Putz und verwirrende Trägheit. Noch zwei volle Jahre hatte er neben allem Andern die Sichtung und Führung dieser besondern Verwaltung fortzusetzen, bis sie wohlgeordnet war. In der Mitte des ersten derselben sah er sich noch nicht am Ziel, aber gelobte: „Ich will's so sauber schaffen, als wenn's die Tauben gelesen hätten," zu Ende desselben trieb er einen hinderlichen Collegen aus und ar-

wie das Gute der Menschen und Zustände immer nur ein Bedingtes, das Zweckleben in keinem Moment ein völlig befriedigendes sein könne, ergab ihm als Allgemeines und Gleiches dieser Ungleichheiten die Natur. Kommt in der moralischen und politischen Natur der Menschen, wie in der physischen, durch dieselbe Nothwendigkeit und Folgerichtigkeit, die dem Mangel, der Störung, dem Schlechten seine Stelle giebt, das Gute und Wohlthätige hervor, so konnte der Dichter das Mangelhafte und Schlechte, dem er im Geschäftstreiben widerstreiten mußte, mit Ruhe, mit Befriedigung schauen. Und damit ging die Ernüchterung über die Menschenwelt in begeisterte Anschauung ihrer Wahrheit, die nothwendig nur bedingte Befriedigung der amtlichen Thätigkeit in die unbedingte der poetischen über. Es ist das Gefühl von diesem unwillkürlichen Uebergange, was ihn unablässig nebeneinander die Lästigkeiten und Plagen, Mängel und Unzulänglichkeiten seines dienstlichen Treibens und das Erwünschte, Vortheilhafte, Glückliche eben dieser Stellung gleich stark und gleich wahr aussprechen läßt. Freilich war es Goethe's geniale Natur, die, jede Hingebung mit Zurückhaltung, jede Theilung mit Sammlung aufwiegend, seine praktisch gebundenen Reflexionen in die freie des Naturzusammenhanges zurückzog. Es war gleichzeitig, daß er von seinen Inspectionen und Commissionen aus zur gründlichen Anschauung der körperlichen Naturbildungen hingeleitet wurde. Denn schon im Herbst vor seinem Antritt der Militärverwaltung lesen wir: „Ich bin in Jena gewesen, wo mich Steine und Pflanzen mit Menschen zusammengehängt haben;" und in eben den drei folgenden Jahren, wo er in der Praxis jener Verwaltung sich über ethische Menschennatur ernüchterte, hob sich über seine Landschaftsmusterung die freie Betrachtung des Naturzusammenhanges in Gebirgsgestalten und lebendigen Structuren. Es war dies, wie gesagt, Natur und geniale Begabung in ihm. Daß er aber mit seinem Willen bei ihr aushielt, daß er in der Hingebung trotz der Verdunklung, die sein junger Ruhm erlitt, in der Hoffnung und Emsigkeit, trotz dem ungleichen Wachsen der Aufgaben und Erfolge, beharrte, darin erst vollendet sich das Geheimniß der Erwerbung seiner unsterblichen Meisterschaft. Dies ist näher zu sehen am zweiten Fortschritt seines praktischen Lebens.

Die Schule seiner humoristischen und sentimentalen Sympathie und seiner Berathung des Herzogs in passiven und activen Culturbezügen hatte mit der mannichfaltigen Selbstentäußerung Goethe's seine Unveräußerlichkeit in Gefühl und Willen gestärkt. Gleich im ersten Halbjahr sagte er: „Freilich hab' ich was auszustehen gehabt, dadurch bin ich nun ganz in mich gekehrt;" im Herbst des zweiten Jahres hatte er ein „tiefes Gefühl

des Alleinseins, fand sich entfremdet von viel Welt und, wo er doch noch Band geglaubt, in Entfremdung bestimmt." Im Anfang des dritten: „Stille und Vorahndung der Weisheit, immer fortwährende Freude an Wirthschaft, Ersparniß, Auskommen, fortwährende reine Entfremdung von den Menschen." Hierauf im Mai, wo er in Berlin und Potsdam durch Hof, Kriegsrüstungen, Städte, Gemächer wandernd überall fest an sich hielt, bemerkte er geheim: „Je größer die Welt, desto garstiger die Farce, und ich schwöre, keine Zote und Eselei der Hanswurstiaden ist so ekelhaft als das Wesen der Großen, Mittleren und Kleinen durcheinander. Gleichmuth und Reinheit erhalten mir die Götter auf's schönste, aber dagegen welkt die Blüthe des Vertrauens, der Offenheit, der hingebenden Liebe täglich mehr." Im Winter wieder: „Die letzte Zeit meistentheils sehr still in mir. Architectur gezeichnet, um noch abgezogener zu werden. Leidlich reine Vorstellung von vielen Verhältnissen." Nun hängt allerdings das reine, richtige Vorstellen mit solcher Abgezogenheit, die Unbefangenheit der Auffassung mit dieser inneren Stille, Sicherheit des Urtheils mit dem Gleichmuth, Selbstbeherrschung in Umgang und Geschäft mit reiner „Entfremdung von den Menschen" begreiflich zusammen. Eben so steht aber auch dieser natürlichen Selbstbeherrschung mit Freude an Wirthschaft der Egoismus, dem Gleichmuth eines Verschlossenen fühllose Kälte, der Abgezogenheit Indifferenz, und der fortwährenden Entfremdung Leere des Gemüths, ja verneinende Frechheit nahe. Es berühren und kreuzen sich an dieser Schwelle Faust und Mephisto. Diese Spannung, wenn sie in dem jungen Staatsmann überwiegend wurde, hätte ihn der ehrlichen Umgänglichkeit, der Grundform seines ersprießlichen Fürstendienstes, entkleidet, hätte, von den nächsten Reibungen des Lebens ihn zurückhaltend, seine Erfahrung einseitiger und ungültiger, sein amtliches Thun unangemessener und seine allgemeine Anschauung selbst nur mönchisch oder philosophisch, anstatt poetisch machen können. Daher war bei Goethe auch das wieder ebensowohl Bedacht und Absicht als Jugendmuth und Jugendblut, daß er den Trieb, sinnlich zu fühlen, sinnlich zu bedürfen und zu leiden, nicht etwa unterband, sondern frei gewähren ließ. Daher nützte er seinen Dienst, die Strapazen, Genüsse, Sinnlichkeiten, die er ihm bot, für den Dienst und war, während er der vornehmen Haltung und praktischen Freiheit sich entgegenbildete, unermüdlich, mit dem in Zusammenhang zu bleiben, was er die „ersten Wege" der Existenz, den „menschlichen Gesichtskreis," die „menschlicheren Leidenschaften" nannte. Wie oft gedenkt er nach angestrengtem Wachen des schönen Schlafs, der ihn hergestellt, des Bissens, der ihn erquickt, des Weines, wie jetzt sein Genuß, jetzt die Enthaltung davon seine Thätigkeit erhöht. Eislauf und Schwimmen, Fechten und

Tanzen, Gehen und Reiten, die abenteuerlichen Wirthschaften, Jagden, Bergfahrten, Hofluſtbarkeiten und was ſonſt ſein Dienſt hergab oder erforderte, — Alles macht er ſich zur bewußten Gymnaſtik. Er erhält ſich die Fühlbarkeit der Exiſtenz dadurch, daß er Eins dem Andern entgegenſetzt, das einſame Wohnen, Bauen und Pflanzen der Geſelligkeit, der ſtillen Actenarbeit Umritt und Umſchau, den Kunſtſpielen, Artigkeiten, Intriguen des Hofs den Verkehr mit gemeiner Natur, den Frühlingsgenuß, die Ausdauer in Stürmen. Schon die Harzreiſe 1777, zum amtlichen Zweck der Bergwerkskenntniß heimlich und abſichtlich in der bitterſten Winterzeit unternommen, zeigt uns dieſe merkwürdige praktiſche und dichteriſche Diätetik. Herbergserholung nach äußerſten Unbilden der Witterung, Verkehr mit Menſchen als Unbekannter geben ihm die einfachſte Naturbegeiſterung, die gefaßteſte Naivetät. „Ich trockne nun an meinen Sachen, ſie hängen um den Ofen. Wie wenig der Menſch bedarf, und wie lieb es ihm wird, wenn er fühlt, wie ſehr es des Wenigen bedarf! — — Den ſonderbaren dramatiſch miniſterialiſchen Effect, den die Welt auf mich macht, durch die ich ziehe! Das ſchönſte von dieſer Wallfahrt iſt, daß ich meine Ideen beſtätigt finde, auf jedem Schritt, über Wirthſchaft, es ſei ein Bauerngut oder ein Fürſtenthum, und daß ſie ſo ſimpel ſind, daß man gar nicht zu reiſen brauchte, wenn man bei ſich 'was lernte. — Wie ſehr ich wieder auf dieſem dunkeln Zug Liebe zu der Klaſſe von Menſchen gekriegt habe, die man die niedere nennt, die aber gewiß für Gott die höchſte iſt! Da ſind doch alle Tugenden beiſammen, Beſchränktheit, Genügſamkeit, gerader Sinn, Treue, Freude über das leidlichſte Gute, Harmloſigkeit, Dulden u. ſ. w. — In meiner Verkappung ſeh' ich täglich, wie leicht es iſt, ein Schelm zu ſein und wie viel Vortheile einer, der ſich im Augenblick verleugnet, über die harmloſe Selbſtigkeit der Menſchen gewinnen kann. Niemand macht mir mehr Freude als die Hundsfötter, die ich nun ſo ganz vor mir gewähren und ihre Rolle gemächlich ausſpielen laſſe. Der Nutzen aber, den das auf meinen phantaſtiſchen Sinn hat, mit lauter Menſchen umzugehen, die ein beſtimmtes, einfaches, dauerndes, wichtiges Geſchäft haben, iſt unſäglich. — In meiner erſten Jugend, ſo lang ich im Druck lebte, ſo lang Niemand für das, was in mir auf- und abſtieg, einig Gefühl hatte, vielmehr wie's geſchieht, die Menſchen erſt mich nicht achteten, dann wegen einiger wiederrennender Sonderbarkeiten ſcheel anſahen, hatte ich mit aller Lauterkeit meines Herzens eine Menge falſcher, ſchiefer Prätenſionen — da war ich elend, genagt, gedrückt, verſtümmelt. — Jetzt iſt's curios beſonders die Tage her in der freiwilligen Entfernung, was da für Lieblichkeit, für Glück drin ſteckt. Die Menſchen ſtreichen ſich recht auf mir auf, wie auf

einem Probiritein, ihre Gefälligkeit, Gleichgültigkeit, Hartleibigkeit mit Grobheit, eins mit dem andern macht mir Spaß — Summa Summarum, es ist die Prätensionen aller Prätensionen, keine zu haben!" — In solchen Uebungen sah Goethe unmittelbar, daß die Menschen zuverlässig und berechenbar, wie die Verwaltung sie überall will, nur in dem seien, wozu ihre unmittelbarsten Triebe und Bedürfnisse sie leiten und einschränken. Und immer war er dabei vorsichtig, daß die Schärfe dieser Ernüchterung nicht dem Glauben an's Gute und dem Streben darnach schädlich werde. Nach einem Gespräch mit dem Herzog über Polizeigesetze bemerkt er für sich: „Meine Vorstellung darüber darf ich nicht mit Worten ausdrücken, sie wäre leicht mißverstanden und dann gefährlich. Indem man unverbesserliche Uebel an Menschen und Umständen verbessern will, verliert man die Zeit und verdirbt noch mehr; anstatt daß man diese Uebel annehmen sollte, gleichsam als Grundstoff, und hernach suchen, diesen zu contrebalanciren. Das schönste Gefühl des Ideals wäre, wenn man immer rein fühlte, warum man's nicht erreichen kann." So erinnert er sich dann bei der Aufgabe der Militärverwaltung, „irdische Maschinen" in Gang zu setzen und darin zu erhalten. „Ich bin," sagt er, „zu abgezogen, um die ersten Verhältnisse, die meist Lumperei und Armuth des Geistes und des Beutels sind, zu finden und zu benutzen. Doch muß es gehen, da ich viel klarer bin und sehr vorsichtig, oft zu mißtrauisch, das aber nicht schadet." Und hierauf bei der Recruten-Auslesung: „Es ist nichts vortheilhafter als in solchem Zeug zu kramen. Von oben herein sieht man Alles falsch und die Dinge gehen so menschlich, daß man, um etwas zu nützen, sich nicht genug im menschlichen Gesichtskreise halten kann." Dieselbe Forderung, sich im Mitgefühl zu erhalten, spricht er zugleich mit Demüthigung des Selbstgefühls aus nach dem Brand in Apolda, wo er so angestrengt arbeitete und Nöthiges zur Feuerordnung lebhaft erkannte. Man höre weiter was er im April 1780 schreibt: „Der Herzog wird täglich besser; nur ist's ein Uebel, daß ein Prinz, der etwas angreifen will, nie in die Gelegenheit kommt, die Dinge im Alltagswege von unten auf zu sehen. Er kommt auch manchmal dazu, sieht, was fehlt; aber wie ihm zu helfen? Ueber die Mittel macht man sich klare Begriffe, wie man glaubt, und es sind doch nur allgemeine." Im Sommer 1780: „Uebrigens geht Alles seinen decidirten Gang, ich wende alle Sinnen und Gedanken auf, das Nöthige im Augenblick und das Schickliche zur Situation zu finden, es sei Hohes oder Tiefes. Es ist ein sauer Stückchen Brot, doch wenn man's erreichen könnte, auch ein schönes. Die größte Schwierigkeit ist, daß ich das Gemeine kaum fassen kann. Unbegreiflich ist's, was Dinge, die der geringste Mensch leicht begreift, sich drein schickt,

ſie ausführt, daß ich wie durch eine ungeheure Kluft davon geſondert bin. Auch geht mein größter Fleiß auf das Gemeine." Bald darauf, nach dem Feuer in Groß-Brembach: „Man fühlt da recht, wie einzeln man iſt, und wie die Menſchen doch ſo viel guten und ſchicklichen Begriff haben, etwas anzugreifen. Die fatalſten ſind dabei, wie immer, die nur ſehen, was *nicht* geſchieht und darüber die auf's Nothwendige gerichteten Menſchen irre machen. Ich habe ermahnt, gebeten, getröſtet, beruhigt und meine ganze Sorgfalt auf die Kirche gewendet, die noch in Gefahr ſtund, als ich kam und wo außer dem Gebäude noch viel Frucht, die dem Herrn gehört, auf dem Boden zu Grunde gegangen wäre. Voreilige Flucht iſt der größte Schaden bei ſolchen Gelegenheiten .... Meine Augenbrauen ſind verſengt, und das Waſſer in meinen Schuhen ſiedend hat mir die Zehen gebrüht; ein wenig zu ruhen legte ich mich nach Mitternacht, da Alles noch brannte und kniſterte, im Wirthshaus auf's Bett und wurde von Wanzen heimgeſucht und verſuchte alſo manch' menſchlich Elend und Unbequemlichkeit. — Einige ganz gewöhnliche und immer unerkannte Fehler bei ſolchen Gelegenheiten hab' ich bemerkt." — Im Herbſt auf der Kammergüter-Inſpection: „In Melpers habe ich viel Vergnügen gehabt. Bath hat ſeine Sachen trefflich gemacht. Man ſoll thun, was man kann, einzelne Menſchen vom Untergange zu retten. Dann iſt aber noch wenig gethan, vom Elend zum Wohlſtand ſind unzählige Grade. Das Gute, das man in der Welt thun kann, iſt ein Minimum. In bürgerlichen Dingen, wo Alles in einer gemeſſenen Ordnung geht, kann man weder das Gute ſonderlich beſchleunigen, noch ein oder das andere Uebel herausheben; ſie müſſen zuſammen wie ſchwarze und weiße Schafe *einer Heerde* untereinander zum Stalle herein und hinaus." — Dieſe Befliſſenheit, *mit dem gemeinen Lauf der Dinge in unmittelbarem Verkehr zu bleiben*, den Austauſch von Stärken und Schwächen in den Functionen der eigenen Individualität und den gangbaren Zuſtänden zu erfahren, überall mit adäquatem Maaßſtabe zu meſſen und ſo recht nach den gegebenen Umſtänden zu handeln, erwirkte, verſteht ſich, einen Fortſchritt in der Klarheit und Gewandtheit des amtlichen Handelns. Dazu ſtimmen auch die Tagebuch-Noten: Im Frühling 1780: „Conſeil. Momentane Bewegung. Widerſtanden und überwunden. Es ſcheint das Glück mich zu begünſtigen, daß ich in wenig Tagen viel garſtige und mitgeſchleppte Verhältniſſe abſchütteln ſoll. Nemo coronatur nisi qui certaverit ante." — Bald darauf: „Mit Kalb zwei Stunden lange Erörterung. Er iſt ſehr herunter. Mir ſchwindelt vor dem Gipfel des Glücks, auf dem ich gegen ſo einen Menſchen ſtehe. Manchmal möcht' ich wie Polykrates mein liebſtes Kleinod in's Waſſer werfen. Es glückt mir Alles, was ich nur angreife;

aber auch anzugreifen sei nicht lässig. — Ich trinke fast keinen Wein und gewinne fast täglich mehr Blick und Geschick zum thätigen Leben. Doch ist mir's wie einem Vogel der sich in Zwirn verwickelt hat; ich fühle, daß ich Flügel habe und sie sind noch nicht zu gebrauchen. Es wird noch werden." — Darauf im Mai: „Meine Tage waren vom Morgen bis in die Nacht besetzt. Man könnte noch mehr, ja das Unglaubliche thun, wenn man mäßiger wäre; das geht nun nicht. — Ordnung habe ich nun in allen meinen Sachen; nun mag Erfahrenheit, Gewandtheit u. s. w. auch ankommen. Wie weit ist's vom Kleinsten zum Höchsten? — Es offenbaren sich mir neue Geheimnisse. Es wird mit mir noch bunt gehen. Ich übe mich und bereite das Möglichste. In meinem jetzigen Kreis hab' ich wenig, fast keine Hinderung außer mir. In mir noch viele. Die menschlichen Gebrechen sind doch rechte Bandwürmer; man reißt wohl einmal ein Stück los und der Stock bleibt immer sitzen. Ich will doch Herr werden. Niemand, als wer sich ganz verleugnet, ist werth zu herrschen und kann herrschen."

Wir sehen zu diesen Gewahrungen des Fortschritts, die im folgenden Jahr noch stärker werden, objectiv die Entstehung neuer Aufgaben und Ansprüche, subjectiv zum Gefühl des Erreichten das um so schärfere des Unerreichten sich gesellen. Natürlich und nothwendig erzeugte sich in dieser praktischen Schwingung an der stets nur getheilten Befriedigung die Unbefriedigung. Der Widerspruch des amtlichen Verhaltens, in dem sich der Dichter übte, gegen den Grundtrieb freier Totalanschauung stellte sich in seinem Empfinden als jene Schwankung eines amphibischen Lebens dar, die er schon früher als angehendes Froschwesen und im Herbst eben des Jahres 1780 so launig als allmähliche Verwandlung eines dem Ertrinken nahen Vogels in einen unbehaglichen Halbfisch geschildert hat. Aus natürlicher Federkraft durchbrach dann die unveräußerliche Dichteranschauung diese praktischen Spannungen und schwang sich in freiem Spiele unaufhaltsam über sie hinweg, wie dieselben Herbstreisebriefe es uns malen. Sie zauberte sich im Möglichen der Einbildung die volle harmonische Erholung, nach der ihre von den praktischen Motiven gedrückten Triebe lechzten. „Gleich einem angenehmen Mirza reis' ich auf die berühmte Messe von Kabul, Nichts ist zu groß oder zu klein, wonach ich mich nicht umsehe, drum buhle oder handle, und wenn ich mein Geld ausgegeben habe, mich in die Prinzeß von Kaschmir verliebe und erst noch die Hauptreisen bevorstehen, durch Wüsten, Wälder, Bergzinnen und von dannen in den Mond." Desto ungenügender fiel dann freilich wieder die vergessene Gegenwart den rasch angestoßenen Sinnen auf und machte das Gefühl des Behagens in das des Unbehagens, der Selbstanklage, des Mißtrauens umschlagen.

In erhöhtem Maaße aber dieselbe Erfahrung bei dem ähnlichen Einsatze der individuellen Lebhaftigkeit in die Umgangspflichten und geselligen Aufgaben des jungen Seelenführers und Einklangstifters. Auch hier hatte er von Anfang den wechselnden Situationen sich dadurch natürlich gerecht gemacht, daß er in die Züge und Wendungen der gesellschaftlichen Gruppen seine eigenen Jugendbedürfnisse und Herzensneigungen naivlistig miteinflocht. Wenn er dies nicht gewollt hätte, — er war zu schön und zu interessant, zu empfänglich für jede Spielart individueller Anmuth und selbst zu liebenswürdig, als daß er in irgend einer geselligen Sphäre hätte von unwillkürlichen Anziehungen und empfindsamen Wechselseitigkeiten unversucht bleiben können. So gewiß nun dies warmblütig und zart wohlwollende und wohlthuende Mitleben Goethe's im Wesentlichen die wirkliche Bedingung der von ihm ausgehenden Temperatur-Erhöhung des ganzen Weimarischen Hofkreises war: so natürlich schweiften hin und wieder die nebenhergehenden „Miseleien," „Liaisons," und Gefälligkeiten in leichtsinnige Augenblicke und leidenschaftliche Neigungen aus. Diese Verfänglichkeiten, obwohl sie der junge Mann auszugleichen und einer soliden Haltung in seinen Pflichtverhältnissen unterzuordnen klug und ernst genug war, störten doch während der ersten fünf Jahre mit wiederkehrenden kleinen Verwicklungen, auch wohl mit nur scheinbaren Kreuzungen das bedeutendste dieser Neigungsbänder, das in der ersten Zeit schon tiefbegründete und bei raschen Wandlungen unablässig von ihm festgehaltene Verhältniß zu Frau von Stein. Denn diese Dame von wohlwollendem Gemüth und gefaßtem Wesen war ihm, und zwar nicht blos für seine gewissenhafte Sorge um die Wohlstimmung der fürstlichen Familie, durch Stellung und Charakter die einflußreichste und günstigste Verbündete. Sie war durch einen Geist der Ordnung und des lieblichen Wohlmaaßes dem unter so vielen Anforderungen der Sammlung und Stillung bedürftigen Jüngling höchst anziehend, und eine leise Schwermuth, ein Verzicht auf Lebensglück, als Folie ihrer klaren Umsicht und Theilnehmung, reizte um so tiefer die Wärme des muthigen, auf Lebensglück und Glück der Liebe vertrauenden Dichters. Von Anbeginn war ihm daher die Werbung um ihr Wohlgefallen, ihr Mitleben, ihr mit ihm aufsteigendes Glück die individuellste Fassung und Spieglung seiner ganzen genial-praktischen Mission. Sein Ringen gegen ihre Zurückhaltung, sein fügsames Ausdauern bei ihren Einschränkungen war die gemüthliche Seite der gleichen Regsamkeit und Ausdauer in den amtlichen Richtungen, das Anempfinden an ihr besonnen wohlthätiges Walten in Haus und Gesellschaft die magnetische Leitung in seiner eigenen Entwicklung solcher Eigenschaften für seine geschäftlichen Betriebe; und wie er anhaltend war, die großen und kleinen Sorgen und Freuden ihrer Häus-

ward in diesem Zusammenstreben der Liebe durch die Schwankungen zwischen dem wohlthuendsten Einverständniß und der Hemmung derselben die Macht des persönlichen Bedürfnisses nur empfindlicher. Und da der Dichter zum Inhalt und Mittel dieses Einverständnisses die Uebersicht und Durchklärung eben seiner praktischen Aufgaben gemacht hatte, so bewegte sich sein Fortschritt auf der amtlichen Bahn zwischen der doppelten Reibung des Dichterschwunges und der individuellen Leidenschaft. Deutlich liegen hier die Elemente seines Trauerspiels Tasso. Wirklich hat ja dieses im Frühjahr 1780 bei'm Uebergange des jungen Geheimraths in gesteigerte praktische Aufgaben den Keim angesetzt unter jenen Gewahrungen des Fortschritts, worin das Glück des Gelingens mit dem Stachel neuer Anforderungen und das Bedingte der Leistung mit Selbstanklage sich so stark aussprach. Und dann geschah es nach dem erfahrenen Durchbruch der Dichterphantasie zwischen den Schwankungen praktischer Befriedigung, daß im Spätherbste des Jahres die culminirende Leidenschaft zur Freundin heftig verwundend anstieß und daß mit dem Verweben dieser Erschütterung in Reue, Vorwurf, Aussöhnung die Niederschrift dieser Dichtung ihren lebhaften Anfang nahm. Die Vollendung derselben fiel bekanntlich weit später, — in die Zeit der Rückkunft aus Italien, nach einem anderen Conflict des Dichters und zwar mit gänzlicher Umarbeitung des früheren Anfangs. Denn dieser war von weicherem Pulsschlag. Noch überwog in diesen ursprünglichen zwei Acten die Wärme seliger Hingebung. In der lebhaftesten Kreuzung seiner Strebungen hatte der standhafte Werber die sittliche Vereinigung mit der Freundin, zu der die natürlichst erwachsene Neigung ihn hinzog, zu der Reife heraufgepflegt, von welcher jener heftige Anstoß seines Anspruchs im Herbst 1780 nur der individuellste Ausdruck, ihre Erschütterung selbst und das kurze Zerwürfniß für Beide nur die empfundenste Verständigung der Unumgänglichkeit ihrer Verbindung war. Und die Aussöhnung zu dieser wurde für den Dichter gleich sehr die Erreichung seines Lebensglücks mit dem der Geliebten wie in seinem praktischen Berufe die gelingende Trennung seines amtlichen Verhaltens von der schönen Totalanschauung und die innerste Wiederverbindung beider zur concreten Poesie.

Der praktische Fortschritt, der im ersten Frühjahr 1780 ihm sein Uebergewicht über den Kammerpräsidenten und seine Bestimmung zu stärkerem Eingehen in das Bedingte der Verwaltung zum Bewußtsein brachte, forderte, wie er sich's aussprach, gänzliche Selbstverleugnung. Ebenso unabläßig bedingend waren gleichzeitig seine sittlich-geselligen Aufgaben: den Herzog auf Geschäfts- und Vergnügensausritten zu begleiten und bei leidendem Zustand zu beachten, die neue Inscenesetzung der Iphigenie und

dann die Mitwirkung bei anderen Komödienaufführungen, bei Tänzen und Unterhaltungen schöner Gäste als Vehikel zu behandeln, um des Prinzen Constantin leidenschaftliches Neigungsverhältniß zu trennen, sein Auf-Reisen-Gehen vertraulich und wirthschaftlich vorzubereiten, dem Verdrusse bei seiner Entbehung von der Hofmeisterstelle vorzubauen, und mehr solche bedrohliche Verwirrungen der Gesellschaft gelinde zu beugen. Die Freundin, bei diesen Begütigungszwecken mitwirkend und von seinen individuellen Reizbarkeiten sorglich bewegt, gab ihm zum erbetenen Andenkenspfande auf trennenden Wegen, einen Ring mit ihrem Namenszug. Er selbst, im Gefühle, wie diese Gesellschaftsdienste gleichfalls Selbstverleugnung ebenso sehr fordern als erschweren, schrieb ihr Anfangs Juni auf dem Wege nach Gotha: „Was mir die Götter geben, ist auch Ihnen. Und wenn ich heimlich mit mir nicht zufrieden bin, so sind Sie wie die eherne Schlange, zu der ich mich aus meinen Sünd' und Fehlern aufrichte und gesund werde. Denn die Götter haben den Menschen Vielerlei gegeben, das Gute, daß sie sich vorzüglich fühlen, und das Böse, daß sie sich gleich fühlen." Damit bekannte er, daß ihm Reinheit in solchen Intriguen geselliger Leidenschaften nur durch den tieferen Zug seiner ganzen Individualität zu Ihr bewahrt werden könne. Das wiederholte er in der zweiten Woche darauf, als die Freundin verreist, er wieder in die psychiatrischen Anliegen gezogen und dabei „die Vögel" zu dictiren und den Hof-Patienten einzuüben, zwischendurch dem Feuer in Brembach und anderen Nöthen zu begegnen veranlaßt war: „Wenn Sie nicht bald wiederkommen, muß ich eine andere Lebensart anfangen. Eine Liebe und Vertrauen ohne Grenzen ist mir zur Gewohnheit worden. Seit Sie weg sind, hab' ich kein Wort gesagt, was mir aus dem Innersten gegangen wäre. Aber freilich tausend und tausend Gedanken steigen in mir auf und ab." Kurz darauf der gleiche Anruf mit der Anwendung auf die Nothwendigkeit überall bedingten Verhaltens im Praktischen: „Wir wollen uns lieb und werth behalten, meine Beste. Denn des Lumpigen ist zu viel auf der Welt, obgleich dem Gescheidten alles zuverlässig sein sollte, wenn er nur einmal Stein für Stein und Stroh für Stroh nimmt. Es ist aber nichts schwerer als die Sachen zu nehmen für das, was sie sind. Ich hab' Ihnen artige und unartige Dinge zu vertrauen." Wenn ferner dies bedingt praktische Verhalten, sofern es ein gelingendes ist, ihm das allein Zuverlässige in der allbestimmenden Natur darstellte, so konnte seine Totalanschauung des reinen Zusammenhangs wieder nur durch Verleugnung der Sympathie für das Einzelne und Individuelle sich geltend machen. So schreibt er zu Anfang September aus Ilmenau: „Auf dem höchsten Berg des Reviers hab' ich mich gebettet, um dem Wuste des Städtchens, den Klagen, den Verlangen,

der unverbesserlichen Verworrenheit der Menschen auszuweichen. Es ist ein ganz reiner Himmel und ich gehe, des Sonnenuntergangs mich zu freuen." Und Tags darauf: „Wir sind auf die hohen Gipfel gestiegen und in die Tiefen der Erde gekrochen und möchten gar zu gern der großen formenden Hand nächste Spuren entdecken. Es kommt gewiß noch ein Mensch, der darüber klar sieht. Wir wollen ihm vorarbeiten. Wir haben recht schöne große Sachen entdeckt, die der Seele einen Schwung geben und sie in der Wahrheit ausweiten." Nun aber unmittelbar der sympathetische Rückblick: „Könnten wir nur auch bald den armen Maulwürfen von hier Beschäftigung und Brod geben —. Ich habe Verschiedenes durchgeredt und untersucht. Die Menschen sind vom Fluch gedrückt, der auf die Schlange fallen sollte, sie kriechen auf dem Bauche und fressen Staub." — Zu dem lebhaften Mitgefühl dieses Unbehagens und zu dem Aufgebot thätiger Fürsorge war nichts so sehr im Stande ihn zurückzubringen, als die Vergegenwärtigung des Glückes, das ihm die Liebe der Freundin gewährte: er bittet in eben diesen Briefen Gott, ihn immer werther zu machen „seiner Liebe und der Ihrigen." Diesen Bergfahrten schloß unmittelbar die Güter-Inspectionsreise und gleichzeitige Mittheilung der mannichfaltigsten Reflexionen sich an, — alle diese Reflexionen aber laufen aus in Versicherungen seiner Sehnsucht, seiner Liebe zu ihr. — Kurz, der vielgereizte Kämpfer erkannte: sollte er in seiner praktischen Berufsthätigkeit festverständige Haltung ohne starre Abgezogenheit, Sinnenfrische und Geschwindigkeit ohne Verwilderung und Abstumpfung behaupten, so mußte er seine allgemeinste Bestimmung mit seinen persönlichsten Trieben in der Wahrheit seiner Liebe vereinen. Im Anfang October gab sein ungeduldiges Dringen auf die Nähe der Freundin, ihr so tief, als es sie verwundete, die Empfindung, wie viel sie ihm war. Als ihm daraus die Blüthe ihrer Liebe aufging, kam Alles, was ihn innig begeisterte, in ihr persönlich, aus ihr lebendig ihm entgegen. Nun war sein Ideal, wie in der allgemeinen Existenz und der Menschenwelt, so im persönlichen Dasein auf Natur gegründet, lebenswahr, sein Sinn einig mit Schicksal und Gegenwart. „Ich recapitulire," schrieb er am 7. November, „in der Stille mein Leben seit diesen fünf Jahren und finde wunderbare Geschichten. Der Mensch ist doch wie ein Nachtgänger, er steigt die gefährlichsten Kanten im Schlafe. Behalten Sie mich lieb, das muß einen befestigen, daß man mit allem Guten bleibender und näher wird, das Andere wie Schalen und Schuppen täglich von einem herunterfällt." Er hatte inzwischen am Tasso geschrieben, hatte wohlbesonnen für nöthige Verständigungen in der fürstlichen Familie gewirkt, und arbeitete nun unter den

Wiederſehensfreuden am Schluß des Jahres auf das Nachdrücklichſte in ſeinem Verwaltungszweig.

Mit dieſer Befeſtigung des zweiten Fortſchritts in ſeinem praktiſchen Berufe hatte der 31jährige Mann in der geſicherten Harmonie ſeiner ſelbſt die freie Tauglichkeit zu allen ſeinen Amtsbelangen gewonnen. Beide konnte fortan nur äußerlich wachſen. Die Selbſtgeſtändniſſe, die bis dahin ſo beſtimmt und ſchonungslos ſeine Fehler im Amt, Rückſtände und Unzulänglichkeiten rügten, ſprechen im Sommer 1781 den gelungenen Abſchluß und den Muth zu Größerem aus, und ſeiner Mutter ſagt er gleichzeitig, es ſei nun der Zeitpunkt da, wo die gepflanzten Bäume wachſen und man hoffen könne, bei der Ernte das Unkraut vom Weizen zu ſondern. Die Schlußrechenſchaft dieſes Jahres lautet: „Mehr Ordnung, Beſtimmtheit und Conſequenz in Allem, Feſthalten an einem Plan. Aufklärung und Entwickelung mehrer Dinge. Dicke Haut mehrer Perſonen durchbrechen. In Wilhelmsthal, Eiſenach, Gotha überall Glück und Geſchick. Ruhe und Ordnung im Hauſe —." Seine in dieſen Jahren ſo zahlreichen Maskenſpiele für die Redouten entwickeln auf's Mildeſte die freie Lebensanſchauung und huldigen anmuthig der Herzogin Luiſe. Den Herzog beobachtete er von nun an ſchärfer, ließ ihn auch wohl Strenge fühlen und ward ihm nur unentbehrlicher. Goethe ſah bereits klar, daß er mit poetiſchen Unterhaltungen ſeinem Hof nur momentan, gründlich ihm nur durch Beſſerung der Verwaltung dienen könne. Schon im Mai 1781, mitten unter dichten Zeugniſſen ſeines befriedigten Fleißes, ſchrieb er der Freundin: „Ich bin geſchäftig und traurig. Dieſe Tage machen wieder in mir Epoche. Es häuft ſich Alles, um gewiſſe Begriffe bei mir feſtzuſetzen und mich zu gewiſſen Entſchlüſſen zu treiben. Zu Mittag komm' ich, empfange mich mit Deiner Liebe und hilf mir über den dürren Boden der Klarheit, da Du mich durch das Land der Nebel begleitet haſt." Hier ſpricht die Vorausſicht, daß ihn von einer Seite das große Vertrauen des Herzogs, von der anderen ſeine Aufdeckung der Uebelſtände der Verwaltung zur Uebernahme ſchwieriger Geſchäfte von gleichwohl zweifelhaftem Erfolge drängen werden. Einen Monat ſpäter kämpft er wiederholt mit der Beſchwerniß ſolcher Ausdauer in einem fehlerhaften Syſtem. Dann geht im Spätjahr der ihm zugekommenen Ankündigung ſeiner Erhebung in den Adelſtand eine vertraute Aeußerung vorher, die des Fürſten Ideenfolge und Standhaftigkeit für einen langen verwegenen Plan bezweifelt, und folgt am 9. December die andere: „Die Götter machen es recht künſtlich, daß auch ein Menſch, den ſie nach und nach der Kindheit entreißen, dem ſie einige Klugheit gönnen, daß auch der immer noch im Unmöglichen eine Laufbahn vor ſich

sieht." Und als er Anfangs Juni folgenden Jahrs wirklich das Diplom hat: „Wie viel wohler wäre mir's, wenn ich von dem Streit der politischen Elemente abgesondert, in Deiner Nähe, meine Liebste, den Wissenschaften und Künsten, wozu ich geboren bin, meinen Geist zuwenden könnte;" und gleich darauf als Kammerpräsident nach Kalb's Absetzung: „Da Alles epochenweise mit mir geht, so hoff' ich, die neue Veränderung und Erweiterung meiner Bestimmung sei mir und Anderen wohlthuend." So frei von Illusion, mit klarer Verleugnung in den anwachsenden Geschäften vorwärts zu gehen, war er deshalb im Stande, weil er diese Verleugnung auf den positiven Grund gebracht hatte, der sie zum natürlichen Zustand machte, auf den Seelenschwung der Liebe, der thatlustige Unruhe mit dem Gleichmuthe gestillter Sehnsucht in jedes Tagewerk übertrug und um ihn, wie er's von jener Epoche an unerschöpflich ausspricht, das schöne Klima schuf, worin der Fleiß ihm leicht ward, worin Mühseligkeiten ihm die beglückende Ruhe des Abends verdienten. Die trockensten Arbeiten nüchterner Pflicht waren am besten geeignet, von dieser ihnen dienlichen Verleugnung heilsamen Zins der schönen Leidenschaft selbst zurückzugeben. Denn so hingerissen im Entzücken, so gehoben in Begeisterung, so unablässig zur Geliebten hingezogen erscheint der Dichter, daß dieser unbedingte Zug wieder eines prosaischen Gegengewichtes bedurfte. Da er jetzt alle Absichten und Bedenken seines Pflichtlebens vor der Freundin auseinander legte, kam ihm sein Sollen und Wollen aus dem Auge der Liebe als verklärte Spiegelung seines Wesens, aus dem Munde der Treue als Ausdruck innigen Einverstandenseins zurück; und wie er von dieser Liebe und Treue sagt, sie sei alle Tage neu und das Vergängliche scheine die Unvergänglichkeit angezogen zu haben, so gewannen seine Geschäfte in dieser geistvollen Leidenschaft die Totalität, die sie an sich nicht hatten. Sie wurden in der Theilnahme der Vertrauten die Verwirklichung seiner feurigen Bitte: „Vollende Dein Werk, mache mich ganz gut," wurden die Erfüllung seines Gebets, „ihrer Güte, Weisheit, Mäßigkeit und Geduld theilhaftig zu werden." „Wenn die Menschen," sagt er, „Dir zur Freude Gutes von mir reden, so möcht' ich erst auch um des Rufs willen etwas thun —: erhalte mich im Guten und im Genusse des Guten." Und wieder: „Den Frauen und Dir besonders hab' ich in der Stille des Morgens eine Lobrede gehalten. Eure Neigungen sind immer lebendig und thätig und Ihr könnt nicht lieben und vernachlässigen. Die Offenheit und Ruhe meines Herzens, die Du mir wiedergegeben hast, sei auch für Dich allein und alles Gute, was Anderen und mir daraus entspringt, sei auch Dein. Glaub' mir, ich fühle mich ganz anders, meine alte Wohlthätigkeit kehrt zurück und mit ihr die Freude meines Lebens. Du hast mir den Genuß im Gutsthun gegeben, den ich verloren hatte."

Wenn Sorge ſeinen Blick auf die läſtigſte Seite ſeines Zuſtandes heftet und ihm Flucht anräth, ſo fühlt er, daß ein Blick, ein Wort von der Geliebten alle dieſe Nebel verſcheuche. Und in ihrem Wirthſchaftseifer auf ihrem Gute liebt er „ihre köſtliche, thätige Seele," iſt ſie ihm ein Vorbild und Gleichniß für ſeine eigene Geſchäftsthätigkeit.

Aber nicht blos ſeine Geſchäftsthätigkeit trug den Gewinn davon. Ebenſo gewann er jetzt aus dem Glück und dem Zartgefühl dieſes engſten Bundes für ſeine ſittliche und diplomatiſche Geſelligkeit anſtändige Freiheit, gefällige Sicherheit und vornehme Bildung. Es war im erſten Hochgefühl ſeiner vollen Gewißheit, daß der Liebesſelige aus der Entfernung, als Mitgaſt des gräflichen Schloſſes, in den Briefen an die Verbundene, ſich in der friſchen Aufklärung über Welt, Große Welt, Welthaben ſo feinſinnig erging. Und fortwährend bezeugt er, wie ihm die Welt ſo klar und ſo lieb ſei, ſeit er in ihrer Liebe „ein Ruhen und Bleiben habe." In vielfacher Variation kehrt dieſes Zeugniß immer wieder. „Ich bin vergnügt," heißt es unter Anderm, „weil ich mitten durch die vielerlei Menſchen mich an dem Faden der Liebe zu Dir ſachte und ſicher winde — — Wie angenehm wird mir dies Spiel, da ich keinen Wunſch habe als den, Dir zu gefallen und Dir immer willkommener zu ſein — — Wie wunderſam und auffallend, wenn ich ſo ein fremdes Völkchen, wo gewiſſermaaßen kein Wort auf eine Saite in mir trifft, vor mir habe und mit ihm lebe. Ich will mich gut halten — — Da ich einmal im Gewinnſt ſitze, ſo fällt mir Alles zu, da ich aufmerkſam bin, des Glücks zu gebrauchen, ſo vermehrt ſich's täglich und ich verſchleudere Nichts. Wäre das, was ich gewinne, Geld, ſo wollt' ich bald eine Million beiſammen haben. Verſchiedene ſind auf Verſchiedenes in der Welt angewieſen. Goldreich werd' ich nie, deſto reicher an Vertrauen, gutem Namen und Einfluß auf die Gemüther. — — Das danke ich Dir, Liebſte, alle Tage, daß ich Dein geworden bin und Du mich auf's Rechte gebracht haſt. — — Die Seele aber wird immer tiefer in ſich zurückgeführt, je mehr man die Menſchen nach ihrer und nicht nach ſeiner Art behandelt. Man verhält ſich zu ihnen wie der Muſicus zum Inſtrument und ich könnte es nicht acht Tage treiben, wenn mein Geiſt nicht in der glückſeligen Gemeinſchaft mit dem Deinigen lebte. — — Meine Nähe zu Dir fühl' ich immer. Durch Dich habe ich einen Maaßſtab für alle Frauen, ja für alle Menſchen, durch Deine Liebe einen Maaßſtab für alles Schickſal. Nicht, daß ſie mir die übrige Welt verdunkelt, ich ſehe recht deutlich, wie die Menſchen ſind, was ſie ſinnen, wünſchen, treiben und genießen, ich gönne jedem das Seinige und freue mich heimlich in der Vergleichung, einen ſo unzerſtörlichen Schatz zu beſitzen." —

Es ist von dieser persönlichen Aneignung des vornehmen Gleichgewichts im Anschauen und Betragen, das dem Hof- und Staatsmann zu üben vergönnt und vortheilhaft war, schon oben der Vortheil, den es auch dem Dichterstil Goethe's gewährte, hervorgehoben worden. Hier ist in diesem Betracht nun die Gleichzeitigkeit des Eintretens dieser Stileigenschaft mit der belebten Weltmannsübung zu beachten. Denn jene durch ihre freie, edel umfassende Sprache ausgezeichnete Parentation auf Mieding, die an sinnvollen Stellen ausdrücklich den Staatsmann durchblicken läßt, und von welcher der Dichter sagte, man möge sie für ihn selbst als Parentation mitgelten lassen, entstand im Frühjahr 1782 zwischen Goethe's ersten behaglichen Versuchen diplomatischer Touren und unter jenen nüchternen Erwägungen, die ihn einem größeren Antheil am Staat entgegendrängten. In derselben Zeit, der auch die heroischen Oden „Grenzen der Menschheit" und „das Göttliche" angehören, arbeitete er den Egmont auf diesen größeren und reineren Stil zu derjenigen Form hin, wie er ihn Anfangs Mai 1782 an Möser schickte. Und auch die läuternde Ueberarbeitung des Werther ward schon im Juni 1782 bedacht, im November begonnen. In „Ilmenau," aus dem Herbst des nächsten Jahres, verkennt Niemand diese Freiheit in der Wahrheit, diese in sittlicher Umfassung politischer Welt und Gegenwart persönlich hohe Haltung. Und in solcher konnte der Dichter sich geben, weil er als Weltmann in der Gesellschaft unabhängig verbindlich, im Staat uneigennützig tüchtig lebte, konnte sie an dem, was am unmittelbarsten den Athem der Persönlichkeit hat, an Ton und Maaß des Ausdrucks darthun, weil sein nach Außen unabhängiges und uneigennütziges Wesen ihm durch inneres Glück natürlich, die feine Harmonie des Vorstellens bei ihm durch seine Liebe eine totale, ganz persönliche war. — Wenn ferner von dem Stoffreichthum für seine Dichteranschauung der Umfang und die Vielartigkeit, wie sie aus der amtlichen Stellung, das solide Verständniß, wie es aus dem praktischen Verkehr sich ergab, schon oben hervorgehoben wurde, so versteht sich nun leicht, wie dieser Vortheil wachsen mußte, nachdem der geniale Mann den geheimen Mittelpunkt und Schwerpunkt seines Daseins in dem Verhältniß befestigt hatte, das geistig sinnlich seine Individualität ebenso völlig hob als befriedigte. Nun war ihm für die richtige Würdigung aller Individualbildungen eine reinste Stimmung geworden, der sie mit anziehendem und abstoßendem Reize nichts anhaben konnten. Er sagt das in jenen Briefen der ersten Bundeswonne, wenn er bekennt, daß die Herrin „das Gesindel aus seinem Herzen vertrieben habe, daß sie dies überall verschuldete Herz nun haushälterischer zu werden, in einer reinen Einnahme und Ausgabe sein Glück zu finden lehre, und gleichwohl eine reichlichere Competenz ihm gebe, als er vorher im Vermögen ge-

habt." Oder ein andern [illegible] „alle seine [illegible] über Welt und Menschen sich nicht wie [illegible] onius an sein [illegible] andern an sein zweites Selbst richten und [illegible] ich di[illegible] Dialog Alles ihm heller und werther werde." Und so sind [illegible] Berichte an sie durch alle die Jahre reich an jenen trefflichen Umriß [illegible] menschlichen Situationen und besonderen Charakteren, oder an [illegible] n feingefaßter Seelenzüge, und immer nennt er als Hauptreiz a[illegible] Auffassungen diese Absicht auf die Geliebte, auf die Belebung ruhiger [illegible] und n bei ihr mit seinem Erzählen, Erklären, Vollenden der Lebensbilder in ihrer gleichbewegten Seele. Damit gewannen alle diese Spiegelungen der Menschenwelt die Einheit schöner, poetischer Anschauung, und andererseits übte nun die beruhigte, von Liebe durchathmete Stimmung des Dichters ihre natürliche Anziehungskraft auf verwandte, ihm nahe stehende Gestalten. Die erwärmte Freundschaft Herder's genoß Goethe in dieser Periode mit Austausch in schönen Bestrebungen so lauter und ganz, wie sie im Humanus des Fragments „Die Geheimnisse" (1784) zum poetischen Bild sich verklärte. Angenehm nahe blieb ihm Prinz August von Gotha, der bei „sehr richtigem Gefühl, außerordentlich bescheiden und ohne fürstliche Queren," die „Kenntniß und das Interesse hatte, um das reichlich Vorräthige, was sonst jeder für sich behält, in Bewegung zu setzen und zu erhalten." Die bezaubernde Marquise Branconi, die „einen Geist, ein Leben, einen Offenmuth" hatte, daß „kein Vogel, unverletzt die Flügel, vorbeistrich, auch die schnelle Taube nicht, die dem Jovi Ambrosia bringt," — auch sie brachte dem Dichter ihre schöne Gegenwart, schrieb ihm und empfing auf ihrem Schloß Langenstein seine kurzen Besuche. In eben diesen Jahren endlich bildete sich die anmuthige Corona Schröter an dem Umgange, den Liedern und den Poesiegestalten des liebenswürdigen Meisters.

Alle diese Schwingungen der Seelenanziehung mit der an ihnen bewegten Poesie bog Leidenschaft und Geisteskraft des Dichters in den Centralkreis seiner einzigen Liebe. Ein Hergang, dem in genauer Parallele die Form gegenüberliegt, die er jetzt seinen naturwissenschaftlichen Interessen gab. „Die Artigkeit, Anmuth, Gefälligkeit der Frauen, die ich hier sehe, selbst ihre anscheinenden Neigungen, sie tragen alle das Zeichen der Vergänglichkeit an der Stirne, nur Du bist auf der beweglichen Erde bleibend und ich bleibe bei Dir." — So schreibt er aus bewegtem Gesellschaftskreise an die Freundin — und es war dieselbe begeisterte Resignation, die ihn über dem Unbestand und den Schwankungen der reellen Existenz auf die ursprüngliche und feste Einheit der schöpferischen Natur zurückgehen ließ. Die Vereinfachung der Anschauung, auch auf dieser Seite in gleichem Schritte mit der Bereicherung wachsend, steigert sich

ch dieſe zweite amtliche Fünfjahrperiode und entwickelt ſich
typen des Erdbaus und der Menſchenſtructur zu jener Ein-
m Pflanzen- und Thierreich mit identiſcher Formbewegung
ſlied hervorbildet und den Kreislauf des Lebens in ſich zurück-
e Forderungen und die Ungenügen des Amtes waren es, die
eſem Trieb auf das Zuverläſſige, immer Wirkliche Gelegenheit
ß, Uebungsfelder und Mitarbeiter, und das wiederkehrende Be-
eranbrachten. „Ein beſchwerlicher Liebesdienſt," meldet er im Oc-
›1, „führt mich meiner Liebhaberei näher, Loder erklärt mir alle
ıd Muskeln und ich werde in wenig Tagen Vieles faſſen;" im
r 1782: „Die Mineralogie und neuſtens der Beruf, mich der
nie zu nähern, die ganze Naturgeſchichte umgiebt mich wie Bacon's
Salomeniſches Haus;" im Herbſt 1783: „Ich habe mich recht mit
angefüttert, ſie ſollen mir, denke ich, wie die Kieſel dem Auerhahn
rdauung meiner übrigen ſchweren Winterſpeiſe helfen;" im Früh-
785: „Die Materie vom Samen hab' ich durchgedacht, ſo weit meine
rungen reichen; — — ich mag am liebſten meine freien Augenblicke
eſen Betrachtungen anwenden: die Conſequenz der Natur tröſtet ſchön
die Inconſequenz der Menſchen." — Zeichnungen wie Gegenſtände und
tel dieſer Betrachtungen, vor Allem aber die vereinfachenden Grundbegriffe,
er Anderen geheim hielt, brachte und vertraute er der Geliebten, der
npelſchließerin aller ſeiner eigenſten Anliegen. Und mit welcher Spann-
ıft der Individualität er dieſe Urtypen der Natur, dieſe letzten Da-
nsgründe ſeinen perſönlichſten Beſtimmungen verknüpfte, davon haben
ir eine Andeutung in einem Bruchſtück ſeines Aufſatzes „Ueber den Gra-
it" aus der Anfangszeit dieſer Studien: — „Ich fürchte den Vorwurf
nicht, daß es ein Geiſt des Widerſpruchs ſein müſſe, der mich von Be-
trachtung und Schilderung des menſchlichen Herzens, des innigſten, man-
nichfachſten, beweglichſten, veränderlichſten, erſchütterlichſten Theiles der
Schöpfung zu der Beobachtung des älteſten, feſteſten, tiefſten, unerſchütterlich-
ſten Sohnes der Natur geführt hat." Denn warum iſt es kein Widerſpruch?
„Auf einem hohen nahen Gipfel ſitzend und eine weite Gegend überſchauend
kann ich mir ſagen: Hier ruhſt du unmittelbar auf einem Grunde, der
bis zu den tiefſten Orten der Erde hinreicht, keine neuere Schicht, keine
aufgehäufte zuſammengeſchwemmte Trümmer haben ſich zwiſchen dich und
den feſten Boden der Vorwelt gelegt, du gehſt nicht, wie in jenen frucht-
baren ſchönen Thälern über ein anhaltendes Grab, dieſe Gipfel haben
nichts Lebendiges erzeugt und nichts Lebendiges verſchlungen, ſie ſind vor
allem Leben und über alles Leben. In dieſem Augenblicke, da die inneren
anziehenden und bewegenden Kräfte der Erde gleichſam unmittelbar auf

mich wirken, da die Einflüsse des Himmels mich näher umschweben — — wird ein Gleichniß in mir rege. So einsam, sage ich zu mir selber, indem ich diese ganz nackten Gipfel hinabsehe und kaum in der Ferne am Fuße ein gering wachsendes Moos erblicke, so einsam, sage ich, wird es dem Menschen zu Muthe, der nur den ältesten, ersten, tiefsten Gefühlen der Wahrheit seine Seele öffnen will. Ja er kann zu sich sagen: hier auf dem ältesten ewigen Altare, der unmittelbar auf die Tiefe der Schöpfung gebaut ist, bring' ich dem Wesen aller Wesen ein Opfer." — Von dieser Resignation in die ältesten, dauerhaftesten, nur natürlichen Grenzen des Daseins, und der begeisterten Aufrichtung an ihnen zur unveräußerlichen Einheit des allschaffenden Wesens, ist der Uebergang in Poesie ein ganz offener; er tritt an „Ganymed," wie den anderen Oden dieser Epoche, deutlich hervor. Dies aber ist durchaus der Charakter dieser Epoche in Goethe's Leben: die Erhebung standhafter Beschränkung auf's Gegebene in reine Naturbegeisterung. Er setzt hierin, als seine Thätigkeit am weitesten von seinem Talent abzugehen scheint, den angeborenen Genialitätsanspruch durch: er tritt in den Besitz ganzer Wirklichkeit und beherrscht seine Welt.

Sein Einstimmen mit dem Amtswirken ist nun das Entschiedenste. „Merck und Mehrere," schreibt er im August 1781 seiner Mutter, „beurtheilen meinen Zustand ganz falsch, sie sehen das nur, was ich aufopfere, nicht aber, was ich gewinne und können nicht begreifen, daß ich täglich reicher werde, indem ich täglich so viel hingebe." Zu seiner Unermüdlichkeit, sagt er Knebeln im Winter darauf, seiner vermannichfaltigten Thätigkeit zwinge ihn „das Bedürfniß seiner Natur." Und im Frühjahr 1782 bei'm Antritt der Kammerleitung, wo er weiß, daß er zwei volle Jahre aufzuopfern hat: „Ich sehe aber auch weder rechts, noch links und mein altes Motto wird immer wieder über eine neue Expeditionsstube geschrieben: Hic est aut nusquam quod quaerimus. Dabei bin ich vergnügter als jemals — was nun geschieht, hab' ich mir selbst zuzuschreiben." Im Winter desselben Jahres: „Seit einiger Zeit lebe ich sehr glücklich — — ich habe mein politisches und gesellschaftliches Leben ganz von meinem moralischen und poetischen getrennt; äußerlich, versteht sich; und so befinde ich mich am besten." In dieser Trennung hatte er Alles auf die natürlichen Grenzen gebracht. Er behandelte die Geschäfte nicht nach dem Absehen auf seine persönliche Befriedigung, sondern jedes nach seinem Erforderniß, und so wurden die Dinge ihm objectiv und gaben in der Summe der reinen Betrachtung ihm die Befriedigung der Wahrheit. Er behandelte die Menschen „nach ihrer, nicht nach seiner Art," auf diese Weise „fühlte er sich glücklich, an jedem Ort in einem richtigen Verhältniß zu

seinem und der Anderen Vergnügen existiren zu können." Er nahm diese Freiheit selbst aus der Wirklichkeit durch innige Beschränkung auf die ihm natürliche Liebe zu der Vertrauten, deren Antheil ihm alle diese gegebenen Verhältnisse in reine Anschauung hob und seinen Wirkungskreis ihm zur Heimath machte. Das Amt gerade, die Forderungen und die Ungenügen des Amtes brachten ihm, wie den Zug nach der Natureinheit, so das immer wiederkehrende Bedürfniß dieser persönlichen Leidenschaft heran. Im Anfang der Epoche, im December 1780, nennt er daher jene Liebe „das Capital, das er in seinem weitläuftigen und gefährlichen Handel so nothwendig brauche." Und in der Mitte des Handels, als auf der Höhe der Verwaltung mit des Fürsten Zug nach äußerer Politik die Gefährlichkeit wuchs, versichert er der Geliebten (24. Juli 1783, bei des Herzogs Abreise nach Würzburg): „Sei wegen meiner unbesorgt, denn Alles, was mir widerfährt, freut mich, weil es um Deinetwillen geschieht. Denn auch das Entfernteste duld' ich, weil Du bist und wenn Du nicht wärst, hätt' ich Alles lange abgeschüttelt." Dergestalt mit voller innerlicher Theilnahme im Berufe festgehalten und in der neu bezogenen Stadtwohnung umgeben von den anwachsenden Mitteln seines Naturumgangs und von seiner Liebe immer neuen Zeichen, gab er sich damals auch das stetige Gefühl der Hausväterlichkeit, indem er den jüngsten Sohn der Freundin unter sein Dach, in seine väterlich-brüderliche Erziehung (1782 bis 1786), wie auch auf Amtswanderungen und Reisen an seine Seite nahm. Heimathlich umgab seinen Heerd das Land seiner Verwaltung und der wohlbekannte Umkreis. Die Gipfel des Harzes und des Thüringer Waldes waren bei Besuch und Wiederbesuch die Zinnen und Warten seiner Amtsthätigkeit, die Dankopferaltäre seiner Naturandacht und die Denksteine seiner Lebens- und Liebesepochen, die ihm die Einheit seiner Schikkung und seines Willens, seiner Vergangenheit und seiner Gegenwart in erinnerungsvollem Schweigen, erhabener Ruhe und erhebender Aussicht darstellten. Damit war seine Amtsverstrickung in der That wahre Vollendung seiner Wirklichkeit, so war die Diensttreue Dichterberufstreue und die Frucht — concrete Poesie. Nicht die Luft und beschauliche Muße Italiens, nur der Durchgang durch die reellen Bestimmungen eines praktischen Berufs umfassender Art hat es Goethen möglich gemacht, sich dergestalt mit seiner ganzen Wirklichkeit in einer thätigen und genießenden Anschauung zu befriedigen, die das Bedingte, wie es gegeben war, zum Mittel des Unbedingten, zur Vereinigung mit Allnatur in Wahrheit und Liebe machte. Zum Beweise vom Zusammenhang seiner Poesiestärke mit diesem praktischen Leben tragen die Gebilde dieser Poesie schon jetzt, gleichzeitig mit seinem festen Auftritt auf die oberste

Amtsstufe, den Stempel der Meisterschaft. Auch dieser Beweis jedoch will bewiesen sein, — und noch einmal daher brechen wir an dieser Stelle ab, um die angedeutete Ausführung einem späteren und letzten Artikel vorzubehalten.

A. Schöll.

Militärische Correspondenz.

I.

Das Bundesmilitärwochenblatt und die südwestdeutschen Bundesfestungen.

Vom Main, 20. December.

Es stimmt, denke ich, zu der Aufgabe der Preußischen Jahrbücher, wenn ich Ihnen zuweilen, in ungebundener Form, wie sich die Gegenstände gerade herzudrängen, über militärische Dinge von allgemeinerem Interesse berichte, die sich hier begeben. Ich weiß wohl: neben der großen Frage, in der sich jetzt Heer und Verfassung zusammendrängen, ist in Preußen für andere militärische Erörterungen kaum eine Stätte mehr; doch weist ja auch diese Frage auf jeder Entwickelungsstufe immer wieder über die preußische Grenze hinaus auf das übrige Deutschland. Und gerade hier, in der südwestlichen Ecke des Vaterlandes, ist durch alte und neue Verhältnisse, durch die politisch geographische Lage und durch die militärische Verfassung des Bundes, eine Fülle von Stoff zusammengedrängt, worin sich auch auf diesem Gebiet die Berührung zwischen den inneren preußischen Zuständen und den allgemeinen deutschen Fragen auf die mannichfaltigste Weise spiegelt.

Für heute möchte ich Ihre Leser auf einen Artikel in No. 48 vom 29. Novbr. des „Militärwochenblattes für das deutsche Bundesheer" aufmerksam machen. Man kennt vermuthlich bei Ihnen wohl das Blatt nur wenig oder gar nicht. Ist doch selbst den „Militärischen Blättern von Courbière" in Berlin vor Kurzem die seltsame Verwechselung passirt, die Redaction des Blattes mit derjenigen der Darmstädter „Allgemeinen Militär-Zeitung" in eine einzige moralische Person zusammenzuwerfen, obwohl beide Zeitschriften nicht viel mehr gemein haben, als daß sie in demselben Verlag erscheinen. Auf dem Standpunkt der privilegirten militärischen Weisheit, wie ihn diese Blätter einnehmen, braucht man über dergleichen Dinge allerdings nicht unterrichtet zu sein, um darüber zu urtheilen; für Ihre Leser aber bemerke ich, daß jenes Wochenblatt „ein großdeutscher militär-literarischer Versuch" ist — oder war. Der Mitredacteur der Augsb. Allg. Z., Dr. Orges, hat mit an seiner Wiege gestanden, als es vor nun 2½ Jahren, im Sommer 1860, an das Licht kam, und der Präsident der Bundesmilitärcommission, General Rzikowsky, hat ihm den Weg in's Dasein erleichtern helfen. Als Redacteur wurde W. Streubel gewonnen: ehemaliger sächsischer Artillerielieutenant, durch eine Anzahl Brochüren bekannt, talentvoll und unterrichtet, doch sehr geneigt, so Vieles, was ihm noch fehlt, in selbstzufriedener Zuversicht oberflächlich

zu überspringen; von mäßiger politischer Bildung, doch dafür mit ehrlichem Preußenhaß und großdeutschem Fanatismus erfüllt. Das Blatt war indessen weit entfernt, die ausgeprägte Farbe seines Redacteurs anzunehmen; es that sich als Centralorgan für die Interessen des deutschen Bundesheeres auf und suchte sie unparteiisch zu vertreten. Herr v. Rzikowsky ist ein Mann von anständiger Haltung und ein diplomatischer General, wie sie Oesterreich bekanntlich zahlreicher besitzt, als Preußen; er wußte, auch ohne viel einzugreifen, so lange eine officiöse Verbindung bestand, den officiösen Ton zu wahren. Dafür litt die Zeitschrift an dem Fluch eben dieser Verbindung, die natürlich in Frankfurt am Bundestag zehnfach häklicher ist als anderwärts, — sie wurde langweilig, trotz mannichfacher brauchbarer Mittheilungen. Das führte allmählich zur Auflösung der officiösen Verbindungen. Unter den Mitgliedern der Bundesmilitärcommission scheint eine Verständigung darüber stattgefunden zu haben, mehrere Regierungen zogen in diesem Sommer ihre Unterstützung sowohl in Bezug auf Abonnement, als auf officielle Mittheilungen zurück. Seitdem ist das Blatt mehr auf eigne Füße und sofort auch in seiner großdeutschen und antipreußischen Tendenz schärfer hervorgetreten, natürlich ohne darum an Gehalt zu gewinnen. Es wird wohl den Weg aller verfehlten Versuche gehen. Doch kann es in seiner Art immer als ein Zeichen der Zeit gelten, und jedenfalls blickt durch seine Arbeiten zuweilen noch ein Zug durch, an dem sich die, wenn auch etwas verborgnere, Fortdauer der alten Freundschaft erkennen läßt.

Und nun der Artikel, der übrigens seitdem auch in die politischen Zeitungen seinen Weg gefunden hat. Er handelt „über die Verstärkung der Bundesfestungen." Wir erfahren da zuerst, daß „gegenüber den unablässigen Verdächtigungen des Bundes durch eine fanatisirte Parteipresse" die Thätigkeit desselben, auch in diesem Stück, eigentlich eine ganz normale war. Bis in die fünfziger Jahre hinein „wurden die Bundesfestungen im Allgemeinen mehr nach Außen ausgebaut;" dann mußte, etwa 5 Jahre hindurch, daran gedacht werden, „das Innere der Plätze zu vervollständigen;" jetzt scheint der Moment gekommen, die übrigen Lücken in unserem Defensivsystem in's Auge zu fassen, und es treten abermals „die Beziehungen unserer Festungen *nach auswärts* hervor." Dies Letztere ist bei Weitem die Hauptsache in dem Artikel. Was über die Kennzeichen der beiden ersten Perioden in der Bundesfestungsverwaltung gesagt ist, kann als ein bei der verbreiteten Kenntniß der Thatsachen ziemlich unschuldiger Versuch gelten, Streben und zusammenhängende Entwickelung nachträglich in Dinge hineinzudenken, worin keines von beiden war. Bezüglich der jetzt beginnenden Periode dagegen wird uns von Absichten der Bundesmilitärcommission berichtet, von denen das Blatt bei seinen Verbindungen allerdings etwas wissen kann. Dieselbe bereitet hiernach nichts Geringeres vor, als eine Reihe von Anträgen für die Verstärkung von *Ulm*, *Rastatt* und *Mainz*. In *Ulm* sollen auf der Ostseite zwei große und sehr starke Werke errichtet werden, welche den Umfang des bisherigen Fortgürtels erweitern würden, dann soll der nordwestlichen Front durch mehrere über die bisherigen Forts hinaus vorgeschobene Werke an beherrschenden Stellen eine noch ausgeprägtere Bedeutung für den Platz verliehen werden: das Ganze würde das verschanzte Lager, welches die Festung be-

reits einschließt, vervollständigen und zugleich die Hauptumfassung besser sichern. Bei Rastadt handelt es sich um die unmittelbare Verstärkung der Hauptumfassung, mehr noch um die Ausführung des verschanzten Lagers nach dem früheren Entwurf, d. h. zur Aufnahme des ganzen 8. Bundesarmeecorps. Mainz soll eine Anzahl größerer selbständiger Werke auf dem linken Rheinufer erhalten, welche den Platz in weitem Abstand auf der ganzen Westseite umgeben, dadurch in seinem Kern gegen das entfernte feindliche Feuer besser sichern und zugleich den festen Rahmen für das Lager einer jeden hier zu versammelnden größeren Truppenmasse bilden würden. Der Artikel verkennt nicht, daß diese Neubauten einen sehr bedeutenden Kostenaufwand verursachen würden; trotzdem hofft er, daß sie zur Ausführung kommen werden, theils weil sie sich auf „rückständige Leistungen" beziehen, theils weil ihnen „der Charakter des Nothwendigen" beigelegt werden muß.

Was hier als Absicht der Bundesbehörde hervortritt, ist in ganz ähnlicher Weise von der militärischen Presse in den letzten Jahren vielfach verhandelt und gefordert worden. Man könnte das bisherige Widerstreben des Bundes als den berechtigten Widerstand gegen das Andrängen von Neuerungen bezeichnen, — wenn es nicht gar zu kurze Zeit her wäre, daß man dort dieselben Vorschläge mit allem Nachdruck bekämpfte, die man jetzt selber hervorstellt! Namentlich in der Mainzer Frage hat das Bundesmilitärwochenblatt noch vor etwa einem Jahr von der Nothwendigkeit, die es jetzt behauptet, nichts einsehen wollen; und die beiden bereits begonnenen Werke, die es jetzt als den Anfang eines großartigen Planes bezeichnet, schienen damals vielen Sachverständigen nur als ein in seiner Vereinzelung bedenkliches Zugeständniß an die sehr scharfe und berechtigte Kritik, die über den Zustand der Festung laut geworden war. Woher jetzt der Umschwung? Die Verhältnisse hat man damals so gut gekannt, wie heute; den Einfluß der gezogenen Geschütze vermochte man auch vor einem Jahre schon zu würdigen, die Kriegsgefahr an dieser Grenze ist seitdem nicht gewachsen. Es liegt freilich in der Natur der Sache, daß bei einer Organisation, wie die des Bundes ist, die Einsicht und der Wille nur langsam für eine Action gewonnen werden; allein es liegt auch noch etwas Anderes in der Natur des Bundes, das man nicht vergessen darf, wenn man sich vor Täuschung bewahren will. Der Bund pflegt seine Thaten weit seltener durch Gründe, die in der Sache selbst liegen, als durch politische Gründe bestimmen zu lassen. Noch vor einem Jahre nahm Preußens Regierung eine hervorragende Stellung in der öffentlichen Meinung in Deutschland ein; heute ist dies nicht mehr der Fall. Was jetzt zur Sicherung der deutschen Westgrenze vom Bunde geschieht, das wird wesentlich als ein Verdienst Oesterreichs und der Mittelstaaten erscheinen, — es kommt der großdeutschen Position zu Gute. Es ist traurig, daß man sogleich auf Beweggründe der Eifersucht zurückführen muß, was durch die Gemeinschaft der stärksten vaterländischen Interessen gefordert wird; allein es ist noch trauriger, daß uns die Geschichte seit dem Bestehen des Bundestags die Eifersucht als eines der wirksamsten Motive unter allen kennen gelehrt hat. Ob sie diesmal stark genug ist, das freilich müssen wir trotz der guten Zuversicht des Bundesmilitärwochenblattes noch bezweifeln.

Daß die vorgeschlagenen Verstärkungen, von einer einzigen gleich zu berührenden Frage abgesehen, zeitgemäß, ja nothwendig sind, wird kein Sachverständiger, der über die Verhältnisse unterrichtet ist, bestreiten. Auf Einzelnes kann ich mich hier natürlich nicht einlassen. Ich bemerke nur, daß die Nothwendigkeit nur zum Theil auf eine Schuld der Bundesorganisation oder der militärischen Techniker zurückzuführen ist. Es tritt hier, nur in verstärktem Maaße, die Erscheinung hervor, welche sich auch theilweise bei preußischen Festungen herausgestellt hat. Man hat von Anfang, es ist wahr, nicht überall nach einem großen einheitlichen, nur auf das Nothwendige gerichteten Plane gebaut; allein man konnte auch bei dem ersten Plane die gezogenen Geschütze nicht berücksichtigen. Ulm scheint in der Ausführung von Einzelheiten einen größeren Aufwand, als nöthig, erfordert zu haben; namentlich mit Mauerwerk sind die Ingenieure hier wie bei den anderen beiden Festungen etwas verschwenderisch umgegangen. Allein im Ganzen ist der Platz, seiner Lage und seinem Zweck entsprechend, in großartigem Stil als Operationsplatz angelegt, würde sich als solcher bei richtiger Artillerieausrüstung selbst ohne die projectirten Verstärkungen gegen die neuen Geschütze behaupten können und erfordert eben, um dieser groß gedachten Anlage willen, für die Erweiterung einen im Verhältniß nur mäßigen Aufwand.

Zweifelhafter ist der Fall mit Rastatt. Die Oertlichkeit trägt hier lange nicht den ausgesprochenen Charakter, der für die Linien und Werke die Wege und Punkte schon andeutet; die Ingenieure werden mit großer Umsicht verfahren müssen, um nicht zu wenig oder zu viel zu thun, namentlich liegt die für die Techniker bekanntlich sehr gefährliche Versuchung vor, weiter und immer weiter zu gerathen, wenn sie nicht bei Plan und Ausführung den strengen Zusammenhang mit den Bewegungen, mit der Action, der das Lager dienen soll, festhalten. Noch weniger entspricht die strategische Lage des Platzes, d. h. seine Bedeutung für die Bewegungslinien, denen der Krieg im Großen folgen soll, dem Gedanken eines verschanzten Lagers. Die großen Verhältnisse, wie bei Mainz, die schon die Bestimmung des Punktes für die entscheidende Wendung eines ganzen Krieges kennzeichnen, sind hier nicht vorhanden; es fehlt namentlich für eine große Armee hier, zwischen Schwarzwald und Rhein, an jener Freiheit der Bewegung, welche das ganze Gewicht der Macht in überraschender Weise auf einen entscheidenden Punkt zu werfen erlaubt. Ein Lager für ein bloßes Armeecorps aber ist immer nur von untergeordneter Bedeutung, der theilweise Schutz und Erfolg, den es zu gewähren scheint, kann, im Falle der ganze Erfolg gegen uns ist, gerade die Ursache einer Katastrophe für den Theil werden, der sich in diesen Schutz verstrickt, und in jedem Falle nimmt man solche Maaßregeln zweiten oder dritten Ranges erst in Aussicht, wenn für die Hauptsachen gesorgt ist. Hätte man erst heute Rastatt zu bauen, heute, wo die Brücke bei Kehl fertig steht, wo Ludwigshafen seine feste Verbindung mit Mannheim erhält, wo Germersheim ebenfalls nach einer stehenden Ueberbrückung des Stromes zur Schienenverbindung mit Bruchsal verlangt: — man würde wahrscheinlich über die Eignung des Ortes zur Festung sehr ernste Zweifel erheben. Indessen der Platz steht einmal, er kostet bis jetzt wohl schon 8 Mill. Thlr., und verschwendet sind diese doch nicht; es müßte eine sehr verkehrte Kriegführung sein, die Rastatt

nicht trotz seiner Mängel zu verwerthen verstände. Was nöthig ist, um die Festung ihrer Bedeutung gemäß zum Abschluß zu bringen, muß geschehen; ob aber zu dieser Bedeutung durchaus das verschanzte Lager gehört, dies ist die Frage. Ehe man hier Hand anlegt, sollte man sehr ernstlich prüfen, ob der Aufwand nicht besser bei Germersheim oder Ludwigshafen verwendet wird. Eine Menge von Zwecken, die bald von dieser, bald von jener Seite als durchaus nothwendig bezeichnet werden, giebt es natürlich hier wie überall: es ist die Aufgabe, das wirklich Nothwendige darunter zu erkennen und gerade darauf die Mittel zu concentriren. Die Sache scheint auf den ersten Blick nur Süddeutschland anzugehen; allein Preußen möge sich jener größeren politischen Anschauung erinnern, in welcher es einst mit entscheidendem Nachdruck für den Bau von Ulm und Rastatt eingetreten ist. Es handelt sich hier um eine Position, die mit derjenigen von Mainz im Sinne des großen Krieges nahe zusammenhängt; es handelt sich um jene Flankenstellung, welche allein verhindern kann, daß die schönsten Provinzen Südwestdeutschlands bei ihrer auch so noch preisgegebenen Lage nicht geradezu ein bequemer, allezeit sicherer Raub für den mächtigen westlichen Nachbar werden. Es liegt mit der militärischen zugleich die größte politische Entscheidung in dieser Gegend, denn auf Südwestdeutschland sind schon seit Ludwig XIV. allemal die ersten entscheidenden Stöße geschehen, durch welche Deutschland, zur Niederwerfung so gut von Preußen wie von Oesterreich, zuletzt gesprengt worden ist.

Und eben in diesem Zusammenhang ist die Verstärkung von Mainz weitaus der bedeutsamste und dringendste von allen drei Vorschlägen. Es ist ohne Frage der wichtigste Platz an der ganzen westdeutschen Grenze; nirgends concentriren sich wie hier die militär-politischen Interessen von Nord- und Süddeutschland; man kann sagen, daß das große Ganze, selbst wenn die südwestlichen Staaten bis Ulm hin im augenblicklichen Besitz des Feindes sind, noch immer fest zusammenhält, so lange Mainz noch steht, daß mit dem Falle dieser Festung dagegen ein Keil in den großen Staatenkörper getrieben ist, der nicht blos das Ganze lähmt, der auch die einzelnen Theile, selbst die mächtigen, in ihrer Existenz bedroht. Es ist diese strategische Bedeutung von Mainz in den letzten Jahren ein stehender Artikel unserer militärischen, wie politischen Presse gewesen, und zwar hat, — ein Zeichen, wie sehr die Sache allgemein empfunden, wenn auch nicht verstanden wird, — die Verhandlung sich genau in dem Maaße gesteigert und wieder allmählich nachgelassen, wie die Gefahr von Westen zu- und wieder abzunehmen schien. Zuerst gab die Brücke Mainz-Gustavsburg den Anlaß, den Mangel an Umsicht und Fürsorge von Seiten der Militärbehörde des Bundes anzuklagen, mit unter den ersten hat damals das „Preußische Wochenblatt" das große Interesse verfochten, das hier versäumt war. Jetzt, während wir dies schreiben, wird die Brücke eingeweiht, — ein stehendes Denkmal für eine Vernachlässigung militärischer und selbst handelspolitischer Forderungen, wie sie nur bei einer Organisation, wie die des Bundes, vorkommen kann. Dann, im Sommer 1860, traten ein preußischer und ein österreichischer Officier, man glaubt im Auftrag einer zu diesem Zweck besonders gestifteten patriotischen Vereinigung, hervor und wiesen mit einer Sachkenntniß, die an Ort und Stelle erworben

war, die Mängel in der bisherigen Entwickelung der Festung, wie die nothwendigen Maaßregeln für deren Beseitigung nach. Die kleine Schrift fand den lebhaftesten Widerhall in der Presse; die Flugschriften, die darüber entstanden, abgesehen von den Artikeln in Zeitungen und Zeitschriften, mögen allein zwei starke Bände füllen, und sie sind zum großen Theil viel besser, als was man sonst in Brochüren zu erleben pflegt. Vergebens bemühten sich officiöse Federn, die auch im Bundesmilitärwochenblatt ihre Stelle fanden, die Bewegung als eine gemachte, übertriebene darzustellen; nachdem der Streit ein Jahr lang gedauert, war der Sieg entschieden, die groben Mängel der Festung konnten nicht geleugnet, die dringende Nothwendigkeit umfassender Verbesserungen nicht in Abrede gestellt werden; selbst innerhalb der höchsten Festungsbehörden und wahrscheinlich selbst in Frankfurt bei der Militärcommission gestand man sich das unter vier Augen zu. Wenigstens geht jetzt eben von da eine späte Genugthuung aus. Was die Militärcommission für Mainz vorschlagen will, ist nur das Geringste und zugleich Nothwendigste von jenen vorher so entschieden bekämpften Vorschlägen der Presse. Diese Erweiterung der Westseite wird dem Platz zunächst die örtliche Stärke gegen den feindlichen Angriff geben, deren er bei der bisherigen überaus mangelhaften Entwickelung seiner Werke durchaus bedarf und zugleich wird sie ihn zum Mittel- und Stützpunkt für die Bewegungen einer großen Armee erheben, d. h. sie wird ihm, wenn auch nicht in vollem Umfang, die strategische Bedeutung verleihen, die er bis jetzt nur seiner Lage nach besitzt. In beiden Stücken hat sich Preußen längst zustimmend entschieden; es war nicht am wenigsten das Vertrauen auf seinen guten Willen, welches zu jenen Forderungen in der Presse ermuthigte. Auch hat es selbst diplomatische Schritte dafür gethan; nur Schade, daß sie von dem für die preußische Diplomatie neuerdings bezeichnenden Mißgeschick begleitet waren, durch das Ungeschick in der Form die Sache zu verderben. Man weiß jetzt, daß bei den Verhandlungen über die Bundeskriegsverfassung, welche im Frühjahr 1862 zwischen Preußen und Oesterreich in Berlin geführt wurden, das erstere das Recht der „Alleinbesetzung von Mainz" in Anspruch nahm. Die nämliche Forderung wurde bald danach in einer Flugschrift erhoben, die dem rühmlich bekannten Oberst Bluhm zugeschrieben wird und militärwissenschaftlich wohl das Bedeutendste enthält, was neuerdings in dem Streit überhaupt gesagt worden ist. Keine Frage, daß in diesem Falle den Gegnern gegenüber eine künstliche Verhüllung der eigentlichen Forderung Preußens nicht geholfen hätte; allein in dem Worte Alleinbesetzung lag eine unnöthige Verschärfung, die der Argwohn nur steigern mußte. Preußen braucht den alleinigen Oberbefehl in der Festung, wie die Leitung des Artillerie- und Genieweſens; daneben kann es ohne alle Besorgniß Bundestruppen, bis zur Hälfte der Besatzungsstärke etwa, zulassen, und namentlich haben doch gerade die Contingente der benachbarten Staaten ein Recht darauf. Wahrscheinlich allerdings oder vielmehr gewiß, daß Preußen auch mit der gemäßigter formulirten Forderung ohne den Nachdruck bedeutender Ereignisse bei den deutschen Regierungen niemals durchdringen wird; aber Das soll es auch vor allen Dingen auch seinem besten Bundesgenossen, dem deutschen Volke, gegenüber sich

merken, daß es auch seinen gerechtesten Ansprüchen niemals den Schein geben darf, als würden sie nur im Interesse Preußens, nicht zugleich in dem Deutschlands erhoben.

Wie wird sich Preußen jetzt zu den beabsichtigten Anträgen stellen? Jetzt, wo der Friede über das Dappenthal nicht gerade als eine neue Bedrohung unserer Westgrenze, aber doch als eine Stärkung der Position des westlichen Nachbars erscheint? Die „l'Europe" (ehemals Journal de Francfort) brachte kürzlich die Nachricht, daß Herr v. Bismarck mit Oesterreich Verhandlungen angeknüpft habe, er hätte Wechsel im Vorsitz am Bunde, die Mainlinie und den Oberbefehl über das Bundesheer verlangt. Die Mainlinie, — das würde gerade in jene Absichten hineintreffen; nur fehlt jede nähere Andeutung, was darunter zu verstehen ist. Doch darauf kommt es zunächst nicht an. Jeder Urtheilsfähige wird die Nachricht für eine Ente halten, wie sie selbst in den Wassern der eingeweihten Diplomatie zuweilen auftauchen, und sie ist seitdem von der preußischen ministeriellen Zeitung ausdrücklich dementirt worden. Es gab eine Zeit, wo dergleichen Gedanken für Preußen erlaubt waren, Baden legt davon Zeugniß ab; es waren die Tage, wo der Jubel des deutschen Volkes den König von Preußen als den Träger seiner lange versunkenen Hoffnungen begrüßte. Jetzt wird Herr von Bismarck, nach seiner untragischen Art, selbst über die Kühnheit der Gedanken lächeln, die man von ihm zu dichten wagt. Etwas Anderes aber ist die Frage, ob dieses Ministerium auf diesem Gebiet zu gänzlicher Unthätigkeit verdammt ist? Sehr natürlich, wenn keine gesunde Partei von ihm eine große Action in deutschen Dingen wünschen oder hoffen mag; warum aber soll es von der Möglichkeit ausgeschlossen sein, wenigstens da, wo es ein anderes Interesse nicht haben kann, künftigen besseren Tagen die Bahn zu bereiten? Sollte Herr v. Sydow nicht einmal der Mann dazu sein, zum Gegenstand einer wirklichen militär-politischen Thätigkeit zu machen, was doch eine Bundesmilitärcommission bereits beabsichtigen soll?

Politische Correspondenz.

Berlin, 28. December.

Um für den Gang unserer Dinge ein richtiger Prophet zu sein, scheint es leider am sichersten, das Schlimme vorauszusagen. Die Besorgniß, die wir vor einigen Wochen an dieser Stelle aussprachen, daß die ursprüngliche Differenz über eine praktische Reform mehr und mehr die Gestalt eines principiellen Gegensatzes annehmen werde, ist durch die Vorgänge des letzten Monats nur zu sehr gerechtfertigt worden.

Freilich sind die bisher angestellten staatsmännischen Versuche des Ministeriums nicht eben glücklich ausgefallen; das Hauptexperiment, welches die feudale Partei zur Stärkung des Herrenhauses und zur Schwächung des Abgeordnetenhauses angerathen hatte, ist geradezu mißlungen. Wir gestehen, daß das schließliche Ergebniß der Provinzialständischen Versammlungen die Erwartung übertref-

fen hat, die wir an dieſe ſtändiſchen Organismen glaubten knüpfen zu können. Sie haben nicht nur die Zumuthung politiſcher Adreſſen entweder völlig abgelehnt, oder doch denſelben — mit nur Einer Ausnahme — die polemiſche Wendung gegen das Abgeordnetenhaus genommen; ſondern, was uns noch bedeutender ſcheint, die Vertreter des Bürger- und Bauernthums haben ſich auch in der für unſer communales Leben wichtigſten Reformfrage ihrer Intereſſen vollbewußt gezeigt, und es iſt bei dieſer Gelegenheit ſelbſt von einem Theile der Ariſtokratie die Verderblichkeit der von ihren Standesgenoſſen im Herrenhauſe befolgten Politik anerkannt worden. Daß für eines der Fundamente der privilegirten Stellung unſerer Land-Ariſtokratie, für das Princip des Virilſtimmrechts auf den Kreistagen, ſich nur bei den pommerſchen Ständen die geſetzliche Majorität zuſammenbringen ließ, daß die übrigen Landtage ſich dem Geiſt einer gleich vertheilenden Gerechtigkeit nicht mehr entziehen konnten, — dies iſt eine Thatſache, der man wohl für den Augenblick die praktiſche Folge, aber nicht die Bedeutung für die Zukunft abſchneiden kann. Wenn von liberaler Seite bisher die Behauptung ausgeſprochen wurde, daß das Herrenhaus durch ſeine jetzige Zuſammenſetzung ſchlechterdings verhindert werde, das rechte Maaß zwiſchen Bewegung und Stillſtand des Staats zu finden, mit anderen Worten die conſervativen Intereſſen wahrzunehmen, ſo pflegte die Partei von der Farbe der Kreuzzeitung über die deſtructiven Tendenzen des Liberalismus zu klagen und den antireformatoriſchen Sinn ihrer Freunde in dem hohen Hauſe als ſtaatsmänniſche Weisheit zu preiſen. Jetzt iſt dieſe Weisheit ſelbſt von den Körperſchaften desavouirt, die noch auf dem Princip des Ständethums beruhen. Für wen alſo ſoll man fortan noch den Beweis für die Unumgänglichkeit der Reform des Herrenhauſes führen?

Dieſes eclatante Zeugniß von der iſolirten Stellung der feudalen Partei wird das Wachsthum ihrer Macht im Centralpunkte des Staates vorläufig allerdings nicht verhindern. Vielmehr ſind eben in letzter Zeit Schritte geſchehen, durch welche ihr Einfluß geſteigert und ihr Bund mit der Regierungsgewalt feſter als bisher geſchloſſen erſcheint. Es war die Kreuzzeitung, die mit ihrem Drängen nach energiſcheren Maaßregeln gegen Beamtenthum, Vereine und Preſſe die Conſolidirung des Miniſteriums und eine activere Verwaltungspolitik ankündigte. Was ſie forderte, iſt ſeitdem in's Werk geſetzt worden. Als Herr von der Heydt ſein Portefeuille niederlegte, erwarb ihm dieſer Schritt unter den damaligen Umſtänden noch eine Art von Popularität. Herrn v. Jagow iſt bei dem Scheiden aus ſeinem Amt dieſes Glück nicht zu Theil geworden; das Urtheil des Landes über die Leiſtungen dieſes Staatsmannes war ſeit der letzten Kammerſeſſion zu unabänderlich fixirt. Aber an „Thatkraft" im Sinne der Kreuzzeitung hat das Miniſterium durch den Hinzutritt des Herrn v. Selchow, und wie es ſcheint auch durch den des Grafen Eulenburg gewonnen. Nicht gemiſcht mit liberaliſirenden Elementen, wie ſie das Miniſterium Manteuffel in den Perſönlichkeiten des Juſtiz- und Handelsminiſters beſaß, ſteht es mehr als dieſes letztere für die inneren Fragen in Verwandtſchaft mit der Mehrheit des erſten Hauſes. Freilich ſcheint im Uebrigen ein großer Gegenſatz zwiſchen beiden Cabinetten zu beſtehen. Während Herr v. Manteuffel ſich nach Außen zu

einer demüthigenden Unterwerfung und einer völlig nichtigen Passivität verstand, sinnt Herr v. Bismarck auf überraschende und kühne Aggression. Indessen auch dieser Unterschied kann mit der Zeit ausgeglichen werden. Wir glauben nicht an die Möglichkeit, nach Innen im Einklang und nach Außen im Widerspruch mit unseren legitimistischen Kreuzrittern zu regieren.

Wir kommen von der Composition unseres heutigen Ministeriums zu seinen Handlungen. Wenn man die Mittel zur Ausgleichung nicht in der Hand hat, um den Gegner zu versöhnen, so bleibt nichts übrig, als die Mittel der Repression zusammenzufassen, um ihn zu unterwerfen. Das ist, soviel wir sehen, bis heute die Lage und das Ziel des jetzigen Cabinets.

Jene Repressionsmittel bestehen vorzugsweise in der Disciplinirung des Beamtenthums, soweit es an der Opposition betheiligt ist, in Maaßregeln gegen die Presse und das Vereinswesen. In allen diesen Punkten hat sich in jüngster Zeit eine frische Thätigkeit gezeigt. Verbote von Sammlungen, Untersuchungen gegen Richter und Landwehrofficiere, Dispositionsstellungen und Versetzungen, Confiscationen einheimischer und fremder Blätter, landräthliche Untersagungen von Adressen der Wähler an ihre Abgeordnete, Anzeigen von bevorstehender Entziehung des Postdebits für ausländische Zeitungen — derartige Nachrichten machen einen erheblichen Theil der Neuigkeiten aus, welche die Tagesblätter uns seit längerer Zeit berichten. Weiter hat das Ministerium, ähnlich wie im März dieses Jahres, durch neue Erlasse gleichsam ein erhöhtes Stadium seiner Thätigkeit inaugurirt. Graf Eulenburg hat in seinem Circular vom 10. dieses Monats die rückhaltslose Hingebung seiner Untergebenen gefordert, die um so unbedingter nöthig sei, „seitdem die Einführung freier Institutionen dem Beamtenstande wesentlich die Aufgabe zugewiesen hat, eine Stütze der verfassungsmäßigen Rechte des Thrones zu sein." Wir wollen zugeben, daß in diesen Sätzen etwas Richtiges liegt. Wir haben stets die Ueberzeugung vertreten, daß für jede Verwaltung eine geschlossene Einheit nothwendig sei, und unseren Freunden in dem liberalen Ministerium, leider ohne Erfolg, vorausgesagt, daß ihre Autorität durch ihre Säumnisse in diesem Punkt erschüttert werden würde. Die Aufgabe des preußischen Beamtenthums ist durch den Uebergang unseres Staats in die constitutionelle Form in der That verändert worden. Je freier und vielseitiger die Interessen des Volks in seiner parlamentarischen Vertretung zum Ausdruck gelangen können, desto mehr bedarf jede Staatsregierung in ihrer Wechselwirkung und Reibung mit diesen freien und selbständigen Factoren einer sicheren Unterstützung ihrer ausführenden Organe. Die große historische Bedeutung des preußischen Beamtenthums, das sich früher wie ein selbständiges Organ des Staats- und Volkswohls angesehen hat und legitimer Weise ansehen durfte, wird also mehr und mehr schwinden müssen. Aber es ist der unglücklichste Irrthum, wenn man nun meint, dieses Beamtenthum in seinem äußeren Umfang und in der ganzen Tragweite seiner Befugnisse und Beschäftigungen conserviren und alle Veränderung darauf beschränken zu können, daß es in ein blind gehorchendes, ministerielles Dienerthum gewandelt wird. Die constitutionelle Staatsform verlangt nicht die Maaßregelung der Büreaukratie, sondern die Hinwegschaffung der büreaukratischen Institu-

tionen, die Heranbildung und Erweiterung der Organe der Selbstverwaltung. Es ist ganz vergeblich, Tausenden von Männern, denen ihr Bildungsgang und die bisherige Freiheit ihrer Stellung eine feste politische Ueberzeugung eingeprägt hat, mit Einem Male zuzumuthen, daß sie ihrer geistigen Selbständigkeit entsagen und das Werkzeug einer, ihnen widerstrebenden politischen Richtung werden sollen. Solche Zumuthung mag von einzelnen Subjecten erfüllt werden, denen die äußeren Lebensverhältnisse über die Anforderungen des Charakters gehen: bei der Mehrzahl wird sie, so Gott will, an dem männlichen Kern der Natur oder wenigstens an der Scheu vor der öffentlichen Meinung scheitern. Im Ernst, wir hoffen, daß durch diesen moralischen Fond unser Staatsorganismus vor den Schäden bewahrt werden wird, die im anderen Falle aus den getroffenen obersten Anordnungen nothwendig folgen müßten. Das Complement, dessen der constitutionelle Staat für die Zwecke der Verwaltung bedarf, besteht eben in Einrichtungen, die von dem jetzigen Ministerium zu allerletzt zu erwarten sind. Es soll das Beamtenthum nicht zu einem Heer politisch unmündiger Personen degradirt werden, sondern dieses Heer soll bis auf einen, im Vergleich zu der jetzigen Zahl geringen Rest beseitigt, dieser Rest soll auf lediglich technische, von der Politik nicht berührte Aufgaben beschränkt, und nur ein Minimum von Aemtern soll übrig gelassen werden, die einen politischen Charakter behalten, und deren Inhaber dann eben deshalb mit dem Wechsel des Ministeriums wechseln müssen.

Innerhalb des Beamtenthums war es besonders der Stand der Richter, dessen unabhängige Gesinnung und Stellung von jeher als der Stolz des Landes betrachtet wurde. Es giebt keine populärere Erinnerung aus der Zeit des großen Friedrich, als die Anekdote vom Potsdamer Müller und dem Kammergericht. Die Sicherung der vollen Unabhängigkeit der Justiz war eines der gesundesten Ziele der Bewegung von 1848, die denn auch die gesetzliche Abschaffung der geheimen Conduitenlisten zur Folge hatte. Die Artikel 86 — 87 der Verfassung stellten die äußeren Voraussetzungen für die Würde des richterlichen Amtes fest, und sie erhielten während der Amtsdauer des liberalen Ministeriums eine Ergänzung in der Cabinetsordre von 1860, welche für das Vorrücken der Richter im Gehalt lediglich die Anciennetät zum Maaßstabe machte. Erst auf dem Culminationspunkte ihres Einflusses wagte sich die Reaction der funfziger Jahre an die Beschränkung der Justiz. Es wurde als ein schwerer Schlag gegen die Bedingungen des freien Rechtsstaates empfunden, als in dem Gesetz vom 13. Februar 1854 die Competenz der Verwaltung bei gerichtlichen Verfolgungen von Amts- und Dienstthandlungen ausgedehnt, als 1856 der Artikel des Staatsgrundgesetzes aufgehoben wurde, welcher die Uebertragung anderer besoldeter Staatsämter auf den Richter untersagte. Von allen Maaßregeln des jetzigen Ministeriums hat demnach auch keine einen verletzenderen Eindruck gemacht, als der Erlaß des Justizministers vom 1. December. Wir haben keine Vorliebe für ein Parlament von Kreisrichtern, aber wir wünschen nicht die Teufel durch Beelzebub auszutreiben. Je mehr unsere politische Bildung an Tiefe und Breite gewinnt, und insbesondere unser communales Leben tüchtige, zur parlamentarischen Thätigkeit vorbereitete Kräfte erzeugt, je mehr die Zahl selbstän-

[illegible] Aufblühen der industriellen und gewerb-
[illegible] der gleichsam von Natur zur Ehre
[illegible] der Gutsbesitzer aus seiner Indifferenz
[illegible] wird, desto mehr wird der Miß-
[illegible] sich seine Vertreter in den unteren
[illegible] Dies ist der natürliche Proceß unserer Ver-
[illegible] der Lippe hat eine zu geringe Meinung
[illegible] die ohne Menschenfurcht die Hoheit
[illegible] glaubt, jenen natürlichen Proceß durch
[illegible] Als er im Frühjahr sein Circular erließ,
[illegible] mit der juristischen Parteinahme zu verwech-
[illegible] Reichensperger, Waldeck u. s. w. an
[illegible] Amt verlange. Heute fordert er die
[illegible] auf, von der politischen Thätigkeit je-
[illegible] zu nehmen und Anzeige davon zu
[illegible] oder gegen die Staatsregierung, will
[illegible] zu wirken bestrebt seien. Er erklärt,
[illegible] der Dienstvorgesetzten über die Qua-
[illegible] nicht ohne Einfluß sein werde. Von
[illegible] ab, und die gut unterrichtete Kreuz-
[illegible] Cabinetsordre von 1860 Modifica-
[illegible] die Parteilosigkeit nicht mehr das Ideal,
[illegible] wird die ministerielle gegenüber ge-
[illegible] die Privatconduite tritt die über die pe
[illegible] Deutschland der Erlaß so verstanden wer
[illegible] same, einen Preis für die richtige
[illegible] es tief, daß der alte Ruf unseres
[illegible] worden ist, deren Wirkung wesent-
[illegible] wird, die sie erregt hat.
[illegible] Bismarck verwiesen. Ohne Aus-
[illegible] zu vertragen, oder nach Auflösung
[illegible] es durch administrativen Druck den
[illegible] Die politische Intelligenz ist außer-
[illegible] durch die Beamten vertreten:
[illegible] Reaction, der Schullehrer in Abhängig-
[illegible] der Regierungsbeamte sind die hervor-
[illegible] den Versuch, diese bewegenden
[illegible] und Industriellen durch Verthei
[illegible] Schwierigkeit des Conflicts von
[illegible] Spannung des Ganzen durch Ermüdung
[illegible] 99 der Verfassung gewährt die
[illegible] Umständen so lange fortzusetzen,
[illegible] an eine Auflösung die Hoffnung

Wir glauben, daß, abgesehen von der Eventualität einer äußeren Verwicklung oder dem unwahrscheinlichen Fall einer Nachgiebigkeit in der Militärfrage, dies im Ganzen das System des Ministeriums Bismarck ist. Es wird den Conflict nicht durch jähe Gewaltsamkeiten, sondern durch die Langeweile zu lösen suchen. Nur erfordert dieses System eine Kaltblütigkeit, die sich in der Praxis sehr schwer bewahren läßt. Man darf sich dabei weder durch die Unablässigkeit der Angriffe der politischen Gegner in nervöse Aufregung, noch durch solche Demonstrationen, wie es die Loyalitätsadressen waren, in Illusionen versetzen lassen. Außerdem aber kann Niemand verbürgen, ob jener Standpunkt, den das jetzige Ministerium einstweilen offenbar festhalten will, in Folge anderer Einwirkungen auch haltbar bleibt. Innerhalb seiner fast dreimonatlichen Thätigkeit hat es keine erheblichen Succesſe aufzuweisen. Die Haltung des Landes ist am Wendepunkt des Jahres nicht viel anders als im September; jeder liberale Wahlkreis würde heute seine Deputirten wieder wählen, nur manche weiter nach Links greifen. Mit der beginnenden Session werden diese Stimmungen nicht sinken, sondern sich heben. Wenn so die Langwierigkeit des Conflicts nicht anschlägt, wenn die Experimente auf dem auswärtigen Terrain mißglücken, so wird die extreme Seite der reactionären Partei von Neuem vordrängen. Sie hat den Ausdruck ihrer Befriedigung über die jüngsten ministeriellen Maaßregeln sofort an die Klausel geknüpft, daß dieselben „in weiteren Thaten ihre Ergänzung" finden müßten. Sie wird, wie früher gegen die Heydt und Jagow, so später gegen die Bismarck und Eulenburg ihre Klage erheben, sobald sie nur über die Frage, wer ihre Nachfolge übernehmen könnte, in's Reine gekommen ist. Dieser herrschsüchtige Servilismus, der in einem seiner Organe die heuchlerische Parole ausgab: „Unser König ist unser Parlament, unser Wähler, unser Wille und unser Gesetzgeber," wird mit fiebernder Hast dahin streben, den Knoten zu zerhauen, damit seine friedliche Lösung ein für allemal unmöglich werde. Das Scheitern der bisherigen Regierungsmaaßregeln wird seine Rechtfertigung sein. Wenn Preßprocesse und Postdebitsentziehungen nur die Form, aber nicht die Richtung der Presse verändern, so wird diese Partei der revolutionären Action die Octroyirung von Preßordonnanzen und die Unterwerfung aller Parteiorgane unter den officiösen Einfluß verlangen. Wenn die Disciplinirung der Beamten dieselben nicht abschreckt, ihren Beruf als Abgeordnete in der alten Weise zu erfüllen, so wird sie fordern, daß ihnen die Wahl zwischen ihrem Mandat und ihrem Amte gestellt werde. Der siegestrunkene Fanatismus dieser Partei hat sich bereits bis zum halben Wahnsinn gesteigert. Wir wissen wirklich keinen andern Ausdruck, um die Invectiven gegen das harmlose Freimaurerthum oder die Hindeutungen auf den „geheimnißvollen persönlichen Mittelpunkt" der Beamtenopposition zu kennzeichnen. Das sind allerdings nur Thorheiten; aber bereits hat die Kreuzzeitung auch mit ruhiger Dreistigkeit die Theorie auseinandergesetzt, daß nach Art. 63 der Verfassung die Regierung berechtigt sei, ein neues Wahlgesetz zu octroyiren, sobald ihrer Meinung nach ein derartiger Nothstand vorliege. Wir wollen, wie gesagt, annehmen, daß die Minister solchen Theorien fernstehen, aber die Logik der Thatsachen ist stärker als die Absichten der Einzelnen, und welche feste Schranke des Handelns giebt

Die conſtitutionelle Partei aber befindet ſich in einem Zuſtand, der ebenfalls nur in der traurigen Situation, welche während der letzten Monate der liberalen Regierung herrſchte, ſeinen Urſprung und ſeine Berechtigung hatte. Wenn er heute noch fortdauert, ſo giebt es dafür keinen anderen Grund, als das Princip des trägen Beharrens, welches allen einmal exiſtirenden Zuſtänden einwohnt. Da iſt auf der einen Seite eine Maſſe, der es an Vertrauen erweckender Führung fehlt, oder deren Führer in den wichtigſten Fragen diſſentiren und ſich zur Minorität ſchlagen, eine Maſſe, welche in dieſer Lage an ihrer Fortexiſtenz nur die Freude haben kann, welche alle linken Centren an ihrem Daſein empfinden, nämlich die, bei der Abſtimmung im Plenum die Entſcheidung ſcheinbar in der Hand zu haben, die „allein wahre Poſition" einzunehmen. Da ſind auf der anderen Seite zwei Fractionen, denen es, ſo lange ſie im inneren Gegenſatz verharren, ſo lange namentlich die eine nicht von beſchränkenden Rückſichten auf die Zeit ihrer maaßgebenden Herrſchaft loskommen kann, an jedem ihren reichen Kräften entſprechenden Stimmgewicht fehlt, und die in den Commiſſionen und bei der Beſchlußfaſſung des Hauſes eine verſchwindende Minorität ſind, während ſie in der Plenardebatte als die volle gleichberechtigte Hälfte deſſelben erſcheinen. Dieſe Zerſtückelung der conſtitutionellen Kräfte, die ihrer thatſächlichen Geltung im Lande ſo wenig entſpricht, gereicht nicht nur ihnen ſelbſt, ſondern auch dem Anſehen der parlamentariſchen Oppoſition zum ſchweren Schaden. Das Miniſterium Bismarck iſt dieſem aufgelöſten Zuſtand gegenüber weit ſtärker, als es ſein würde, wenn neben unſerer demokratiſchen Linken eine compacte conſtitutionelle Rechte ſtände, und wenn die Führung der Oppoſition von einer Partei genommen würde, deren gehaltene politiſche Grundſätze das Gewicht ihres Angriffs verſtärkten. Die Zeiten ſind ernſt genug, um vergangenen Hader zu vergeſſen, alle Sondernamen aufzugeben und die conſtitutionelle Partei auf neuem Fundament wieder aufzubauen. Gar Viele im Lande würden, wie wir glauben, dem anhaltenden Kampfe, der uns bevorſteht, mit verſtärkter innerer Ruhe entgegenſehen, wenn die Männer, die in einem achtjährigen Widerſtand gegen die Reaction ihre beharrliche Ausdauer bewährt haben, ſich verſtärkt durch alle hervorragenden Elemente der diesjährigen Minorität, durch alle ihnen politiſch verwandten Elemente der Fortſchrittspartei unter einem neuen Wahrzeichen ſammelten.

Wir ſprechen Wünſche aus, ohne die Schwierigkeiten zu verkennen, welche ihrer Erfüllung entgegenſtehen. Vielleicht wird die Zerſetzung ſo lange währen, bis die Dauer der Reaction die Maſſen ermüdet und den Kern des Widerſtandes in den gebildeten Mittelſtand zurückverlegt hat; vielleicht wird die geſunde Umbildung unſeres Parteiweſens erſt mit dem Zeitpunkt beginnen, wo auch der Staatsorganismus die Geſundheit unter einem Miniſterium wieder empfängt, das zwar nicht „entſchieden-liberal," aber „liberal und entſchieden" iſt. Wie dem jedoch ſei: ob zertheilt in den jetzigen Fractionen oder ob in zuſammengefaßter Einheit — die conſtitutionelle Partei wird über den oberſten Geſichtspunkt ihrer heutigen Politik nicht zweifelhaft ſein können. Für den Artikel 99 der Verfaſſung darf keine laxe Interpretation und keine das Princip unterhöhlende, keine „Rechnung tragende" Praxis geſtattet werden. Alle fortdauernde

es dann durch das Angebot der Jonischen Inseln zu verhindern gesucht, wobei wir uns freilich Corfu oder doch dessen Kriegshafen und Befestigungen werden ausgeschlossen denken müssen. Um den Preis eines bis auf diese Station werthlosen Protectorats ist England in Hellas der Herr der Situation geblieben und hat jeden ihm mißliebigen Candidaten seiner Gegner im voraus aus dem Felde geschlagen. Der Einfluß dieses klugen Actes reicht über die Grenzen von Griechenland hinaus. England erscheint den Völkern des Mittelmeers als der opferbereite Beschützer der Nationalitäten zu derselben Zeit, wo die Napoleonische Politik den Haß der Italiener und das Mißtrauen der griechisch-slavischen Volksstämme rege gemacht hat. Dazu ist die wirkliche Abtretung der Inseln an zwei Bedingungen geknüpft, an die Errichtung eines kräftigen constitutionellen Regimentes in Hellas und an die Zustimmung der Mächte, welche 1815 die sieben Inseln in die europäische Ordnung einfügten. In den Verhandlungen, welche damit in Aussicht stehen, sind Frankreich und Rußland in die üble Lage versetzt, entweder durch ihr verneinendes Votum ihren Einfluß auf Griechenland noch vollständiger einzubüßen oder durch die Zulassung des Acts die Dankbarkeit gegen England zu steigern. Wie aber auch diese Fragen sich lösen: das Uebergewicht, welches die englischen Staatsmänner in der griechischen Sache errungen haben, ist eine neue Bürgschaft dafür, daß die Balkanhalbinsel schwerlich von Athen aus in Brand gesteckt werden wird. Die provisorische Regierung mag die Pforte durch Beschwerdenoten reizen, Fürst Cusa über die Grenze Bessarabiens Waffentransporte erhalten und der Philhellenismus die Gemüther der Rumänen entzünden, — die Dinge sind bisher noch nicht dazu angethan, um eine große orientalische Krise, in welcher die Mächte Europas Partei zu nehmen hätten, wahrscheinlich zu machen.

Es ist die Frage, ob die dunkeln Wolken, die am deutschen politischen Himmel so eben aufsteigen, in Wahrheit bedrohlicherer Art sind. Da in unserm Vaterlande die Freiheit zum Reden und Beschließen ein paar Dutzend Staaten beiwohnt, deren dynastische Interessen sich beständig durchkreuzen, so pflegt hier mit seltenen Pausen ein wüster Lärm zu herrschen, der bei anderen Völkern einen vernichtenden Krieg ankündigen würde, bei uns aber meistentheils nicht das Mindeste zu bedeuten hat. Wer erinnert sich nicht noch der Bernsdorff'schen Unionsdepesche und des Geräusches, das in Antwort darauf durch die identischen großdeutschen Protestnoten im Februar dieses Jahres plötzlich erhoben wurde? Schon damals schien Deutschland in zwei feindliche Hälften zerfallen zu wollen, — indeß diese äußerste Spannung hinderte die beiden deutschen Mächte nicht, sich in anderen Fragen brüderlich die Hand zu reichen und mit einander gleichlautende Depeschen aufzusetzen. Unter solchen Umständen hieße es von den liberalen Parteien Uebermenschliches fordern, wenn sie bei'm ersten Posaunenton der Sternzeitung sofort den inneren Streit ruhen lassen und sich mit den Genossen des Herrn v. Kleist-Retzow zur Vertheidigung des Vaterlandes in Reih' und Glied stellen sollten. Dazu ist ein Streit am Bundestage ein zu gewöhnliches Ereigniß. Daß ein solcher Streit aber zur Bedeutung eines wirklichen Conflicts gesteigert werde, dies kann Niemand, der in Deutschland die moralischen Eroberungen für die unerläßliche Unterlage aller anderen hält, in diesem

möchte, wenn Preußen verspreche, die Autorität der Bundesverfassung gegen den Nationalverein und die unionistische Presse zu sichern. So lange hierfür aber keine dauernde Gewähr geleistet ist, bleibt den Würzburgern nur der Gesichtspunkt übrig, das Bündniß zwischen den nationalen und den liberalen Interessen zu zersprengen. Darum die einlenkende Nachgiebigkeit in Stuttgart und Darmstadt, in Wiesbaden und Hannover. In Würtemberg steht die Regierung davon ab, das Interesse des Adels in dem Ablösungsstreit zu vertreten und macht Anfänge zur Emancipation der Juden, in Darmstadt läßt man die Wünsche auf ein erhöhtes Militärbudget fallen und verspricht eine freisinnige Ordnung des Verhältnisses zwischen Kirche und Staat. In Hannover soll das Ministerium Windhorst die Gemüther der Benningsen'schen Richtung entreißen und jenem Stüve'schen Liberalismus wieder Boden schaffen, der, zufrieden mit dem heimischen Glück einer freisinnigen Verwaltung, die Idee des Bundesstaates in particulärer Selbstgenügsamkeit und mit großdeutscher Neigung von sich abweist. Selbst in Kassel scheint die jüngste Concession, durch welche die Forterhebung der Steuern verfassungsmäßig geordnet ist, mit jener von Wien aus empfohlenen allgemeinen Parole, sowie natürlich mit dem Wunsche zusammenzuhängen, Preußen jede fernere Gelegenheit zur Entsendung von Feldjägern abzuschneiden.

Es ist ein vollkommen richtiges und gesundes Gefühl, wenn das preußische Volk bei einer solchen Gesammtsituation einen Conflict, wie er über die Delegirtenfrage in Frankfurt zu entstehen droht, für das Staatsinteresse keineswegs vortheilhaft findet. Als wir uns 1850 dem wiedererstehenden Bundestag entgegenstellten, hatten wir in der Union von neunundzwanzig Regierungen ein positives Besitzthum, das sich lohnte, gegen die Restauration zu schützen. Heute haben wir höchstens die papierene Theorie von dem engeren Bund, und wenn wir unseren Gesandten aus Frankfurt abberufen und aus dem Bunde austreten, so werden wir selbst unter den kleinen und kleinsten deutschen Staaten keine Neigung finden, sich unserer Hand als Material für eine Neuschöpfung darzubieten. Da auf diese Weise jeder Weg abgeschnitten ist, um aus der Negation und aus den Protesten heraus zu fruchtbaren Entwürfen zu gelangen, so könnte eine Initiative zu einem Conflicte unsererseits nur in außerhalb der Sache liegenden Motiven seinen Grund haben.

Indessen das Organ unseres Ministeriums hat behauptet, daß dasselbe den Conflict nicht herbeigeführt, sondern vorgefunden habe. Wäre dies im vollen Umfange richtig, so würde die Sachlage freilich geändert sein. Wenn die Bundesmajorität die verkehrte, auf dem abstracten Princip der Gleichheit souveräner Staaten ruhende Stimmenvertheilung dazu mißbrauchen wollte, um eben dieses Princip nun wieder selbst aufzuheben, und die ihr beliebenden fundamentalen Bundes-Veränderungen durch Mehrheitsbeschlüsse einzuführen; wenn sie also wirklich Delegirte der deutschen Kammern als eine Ergänzung der ausschließlich diplomatischen Bundesinstitution einberiefe, zunächst für zwei bestimmte, dann für alle analogen Fälle; wenn sie bei dem Dissens einzelner Regierungen jene Maaßregel als eine Sondervereinbarung der Mehrheit, aber am Bunde und als Bundessache in's Leben führte, der Minorität nur den Trost lassend, daß sie zur Theilnahme ja nicht verpflichtet werden solle, — so würde Preußen

Aber auch der „tragische" Ernst, mit welchem Herr von Bismarck die großdeutschen Windbeuteleien aufgefaßt hat, wird einen Bruch kaum herbeiführen können. Auf der einen Seite fehlt es an der Handhabe und dem Gegenstand des Angriffs, auf der anderen an der Neigung, unserm Eifer eine Blöße zu bieten. Da das Haus Habsburg seinen Fuß noch nicht auf den Nacken der Ungarn und Italiener gesetzt hat, so ist keine Zeit zu Bündnissen von Bregenz. Also wird man in Frankfurt mit Anstand ausbiegen, und ganz besonders während unserer Kammersession die Anlässe meiden, durch welche unsere intensive Beschäftigung mit dem inneren Conflict etwa gestört werden könnte.

Durch die Wirren am Bunde ist unser Blick von einer Angelegenheit abgelenkt worden, die noch vor wenigen Monaten auch die auswärtige Diplomatie mit lebhafter Sorge erfüllte. Hätte nicht Lord John in dem Stande der schleswig-holsteinschen Sache eine Gefahr für Europa erkannt, so würde er sich nicht mit solcher Unumwundenheit gegen die dänischen Maaßregeln in Schleswig erklärt und die ganze Idee des Gesammtstaats umgeworfen haben. Jetzt ist die Sache, wir wissen nicht, ob in Folge des Verhaltens Frankreichs, wieder in den Hintergrund getreten. Obwohl die englischen Vermittelungsvorschläge in Copenhagen eben jetzt wiederholt abgelehnt werden, hört man doch nichts von neuen Schritten der deutschen Mächte. Die Krisis ist augenscheinlich vertagt, vorausgesetzt, daß das eiderdänische Ministerium durch die Autorität Englands bewogen werden kann, den Itzehoer Ständen das gemeinsame Budget vorzulegen und in Bezug auf Schleswig aggressive Schritte zu vermeiden, also z. B. weder den Reichsrath zusammenzuberufen, noch durch ein demokratisches Wahlgesetz die Opposition der Ritterschaft und der größeren Grundbesitzer zu Gunsten der leichter zu beeinflussenden Masse zu brechen. Ob das Hall'sche Ministerium sich zu solcher Selbstüberwindung entschließt, wird sich in den nächsten Monaten herausstellen. Im anderen Falle würde nur ein wiederholter Druck von London her, der den Sturz der eiderdänischen Staatsmänner und die Aufhebung des Reichsraths zur Folge haben müßte, spätere Verwicklungen beseitigen können. Bei dem Interesse, welches die englische Politik daran hat, hervorbrechende Gegensätze abzustumpfen und Anstöße im Sinne des Friedens hinwegzuräumen, entbehrt ein solcher Ausgang nicht der Wahrscheinlichkeit. Auf jeden Fall aber wird die schleswig-holsteinsche Angelegenheit, so lange sie vor das Forum des ganzen Deutschland gehört, ihren Fortgang in so schleppender Weise nehmen, daß auch sie auf unsere inneren Verhältnisse vor der Hand keinen raschen und entscheidenden Einfluß ausüben kann.

Es gab unserer Meinung nach in dem verflossenen Jahr nur Einen Punkt, wo Preußen unter günstigen Chancen und unterstützt von dem Gewicht mächtiger Interessen ein großes Unternehmen wagen konnte; — wenn es sich nämlich entschloß, in die beginnende Zollvereinskrisis die Verfassungsfrage hineinzuwerfen. Hier lag, wie wir das seiner Zeit bereits angedeutet haben, die Möglichkeit vor, wenn auch nicht sofort das ganze Vereinsgebiet, so doch den größten Theil von Nord- und Mitteldeutschland durch repräsentative Formen mit sich zu verknüpfen. Hier kämpfte auf preußischer Seite gegen die Abneigung und den Widerwillen die zwingende Gewalt des materiellen Bedürf-

nisses, die Nothwendigkeit, wie eine Resolution von Industriellen und Kaufleuten aus Worms es ausdrückt, „die Früchte einer dreißigjährigen Arbeit und die ganze Zukunft der Industrie zu erhalten.“ Da der Schritt von Preußen nicht gewagt worden ist, so wird auch die Zollvereins-Krisis sich in friedlicher Weise durch allgemeine Annahme des Tractats und unter Conservirung aller übrigen alten Verhältnisse lösen. Die volksthümliche Agitation, deren Fortschritt wir früher verfolgten, hat, nachdem das nördliche und das mittlere Deutschland von ihr erobert ist, nun auch angefangen im Süden zu wirken. In einer Petition von einigen tausend Algäuern ist der Verlust des nördlichen Marktes für diesen District nach Millionen berechnet. In Schwaben fängt man an, die Gutachten der Handels- und Gewerbevereine zu sammeln, die nicht alle nach dem Sinn des Herrn von Hügel lauten sollen, und am 3. Januar wird in Stuttgart eine große Versammlung stattfinden, die von 32 angesehenen Männern, Freunden des Handelsvertrags, einberufen ist. So wird sich der Rückhalt, den die Opposition gegen den Tractat bisher in einem Theil der süddeutschen Bevölkerung fand, mehr und mehr auflösen.

Es ist keine erfreuliche Wahrnehmung, daß unter solchen Umständen in München, Stuttgart, Darmstadt noch ein auswärtiger Druck hinzutreten muß, um einen Widerstand beseitigen zu helfen, der aus Gründen volkswirthschaftlicher und finanzieller Nothwendigkeit in der letzten Stunde doch aufgegeben werden muß. Aber schon der heillose Unfug, den die großdeutsche Presse mit ihren Nachrichten über die veränderten Absichten Preußens und Frankreichs trieb, zwang auch die letztere Macht dazu, in dem Circularschreiben vom 28. Nov. zu constatiren, wie beide die preußische und die französische Regierung in völliger Uebereinstimmung den Tractat als vollendete Thatsache betrachteten. Was die Umkehr des Herrn von Beust auf die Seite Preußens betrifft, so dürfen wir annehmen, daß dieselbe schon vor dem Eintreffen der Depesche vom 9. November erfolgt war. Die letztere soll mit unverkennbarer Beziehung auf die früheren sächsischen Vermittelungsgedanken erklärt haben, daß man in Paris und in Berlin den Tractat im Princip wie in der Ausführung als unveränderliches Werk betrachte. Preußen und Frankreich sind also gegenseitig unauflöslich verpflichtet, und da kein Vereinsstaat im Ernst aus dem Zollverein ausscheiden will, so kann auch keiner mehr im Ernst daran denken, den Handelsvertrag zu verwerfen. Demnach glauben wir auch nicht, daß Bayern auf der bevorstehenden Zollconferenz die früher angekündigte Scene aufführen wird. Eine solche Demonstration würde nur den Rückzug erschweren, der in irgend einer passenden Form jetzt doch in's Werk gesetzt werden muß. Leider werden die Exportinteressen des Vereins noch lange Zeit daran zu tragen haben, daß wir in Deutschland Minister von der Sachkunde der Herren von Schrenk, von Hügel und Dalwigk besitzen, die sich in eine Position verrennen, welche dann um des politischen Anstandes willen nur mit Zögern und schwerem Zeitverlust aufgegeben werden darf. —

Fassen wir die Summe unserer Betrachtungen zusammen. Bei unserer Umschau über die außerpreußischen Verhältnisse sind wir zwar den Keimen von mancherlei Verwicklungen, aber keiner Frage begegnet, welche unserer experi-

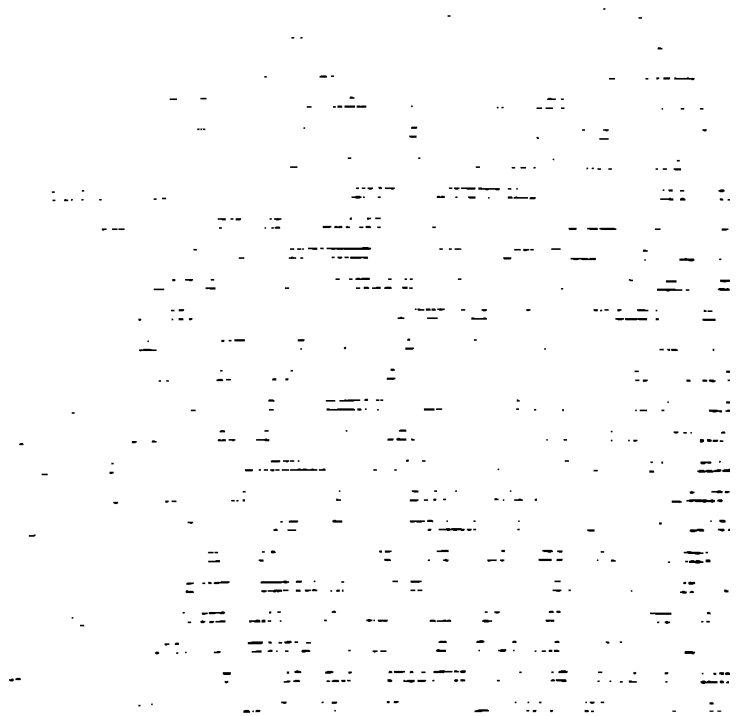
mentellen Politik die vorwiegende Beschäftigung mit dem inneren Conflict ersparen könnte. Es ist keine Scheu vor der Action, die unsere Betrachtungen leitete. Von den Unternehmungen, die unseren Staatsinteressen nahe liegen, ist uns keine für die Kräfte Preußens zu groß, und an den Festen, die man uns zumuthet, während wir von dem Mißgeschick des Vaterlandes niedergedrückt sind, scheint uns außer dem Zeitpunkt, in dem wir sie feiern sollen, nichts beklagenswerther, als daß sie Siege betreffen, die von längst dahingegangenen Generationen gewonnen wurden. Wenn wir heute den Beginn weitreichender Unternehmungen mit besorgtem Auge verfolgen, so geschieht dies noch besonders deshalb, weil bei dem offenbaren Zwiespalt, welcher in den Principien der auswärtigen Politik zwischen dem Chef des Ministeriums und seinen feudalen Freunden herrscht, wir niemals wissen können, ob uns nicht die Schmach des Rückzuges in dem Moment aufbehalten ist, wo die Consequenzen einer begonnenen Action sich in ihrer ganzen Tragweite auch schwächeren Augen enthüllen. „Entweder conservative oder liberale Politik, aber dieselbe Politik im Innern und nach Außen," so schreibt die Kreuzzeitung an die Adresse des Herrn von Bismarck; und ihre Koryphäen werden diesen Grundsatz zu vertreten wissen. Um so berechtigter ist die allgemeine, auch von uns getheilte Ueberzeugung, daß wir zu einer beharrlichen und planvollen Wahrnehmung unserer Interessen nicht eher gelangen werden, bis jede Möglichkeit eines hemmenden Einflusses der legitimistisch-feudalen Partei auf unsere Action beseitigt, und die Einheit unserer Kraft wiederhergestellt ist.

Literarisches.

Unser Conflict setzt manche Feder von Berufenen und Unberufenen in Bewegung; kunsterfahrene Aerzte und marktschreierische Quacksalber finden sich ein, um unsere Uebel zu beschreiben und Mittel zur Heilung vorzuschlagen: Als Beispiele des Schlechten und Guten heben wir aus der reichlichen Zahl von Broschüren zwei heraus. Die eine (der Conflict in Preußen, beleuchtet von einem verfassungstreuen Preußen, Leipzig, Magazin f. Literatur) erzählt uns aus der Zeit von 1858 bis 13. October 1862 allerhand von den Dingen wieder, die ein jeder mit der Politik halbwegs vertraute Mensch in einem besseren Zusammenhang im Kopfe hat. Der Verfasser scheint noch in jener glücklichen Periode zu stehen, wo man für eine so nüchterne Beschäftigung, wie die Prüfung der Thatsachen und die Befriedigung der Logik, nicht viel Vorliebe hat, sondern seine Fähigkeiten unzersplittert auf den kräftigen Ausdruck der Begeisterung für die Freiheit verwendet. Was die Kenntniß der Thatsachen betrifft, so behauptet der Verfasser z. B., General Bonin habe die Linienarmee, wie sie bestand, für groß genug gehalten. Er betrachtet ferner den Reorganisationsplan als einen den liberalen Ministern von vorn herein gelegten Fallstrick, oder wie er in seinem Stile sich ausdrückt: „die Hinterlassenschaft der Reaction von 1850

Ansicht, daß nach dem Siege der Reaction verschiedene Parteien zu gemeinsamer Abwehr nicht in Coalition treten könnten. Wir halten auch den Tadel über die Form des Beschlusses vom 13. October, in welcher der Verfasser ebenfalls eine Concession an die Linke erkennt, für viel zu ängstlich doctrinair. Denn ob das Abgeordnetenhaus den Beschluß, welchen das Herrenhaus in Betreff der Budgetvorlage der Regierung gefaßt hatte, mit der Erklärung zurückwies, daß das Oberhaus mit dieser Vorlage gar nicht befaßt gewesen sei, oder ob es ihn, wie geschehen, als null und nich.. bezeichnete, — in beiden Fällen war ein verwerfendes Rechtsurtheil über einen Act des anderen Factors gefällt, und ein solches Urtheil mußte bei dem vorliegenden Uebergriff gefällt werden.

Wir kommen zu dem wichtigsten Abschnitt, zu der Ansicht des Verfassers über die Lösung des Conflicts. Je schärfer er die tieferen Ursachen desselben erkennt, die nicht blos in einer einzelnen Frage, sondern in der principiell entgegengesetzten politischen Natur der jetzigen Staatsgewalten liegen, desto höher müssen sich auch seine Forderungen für die Lösung steigern. Die Fortexistenz des gegenwärtigen Herrenhauses, dessen Mehrheit in der Hand der Anhänger des kirchlichen Staats und der ständischen Vertretung liegt und das somit jede Gesetzgebung im Geiste der Verfassung hemmt, führt nothwendig zur Verstimmung des Landes, und zwar wie der Verfasser trauernd hinzufügt, zur Verstimmung des Landes gegen die Krone. Das Abgeordnetenhaus ferner in seiner jetzigen Zusammensetzung muß die Krone aus begreiflichen Gründen in der Neigung bestärken, statt in ihm, in dem Herrenhaus ihre Stütze zu suchen und die Reform des letzteren in die Ferne zu rücken. Endlich ein specifisch reactionäres Ministerium, das weder die Grundsätze der Verfassung in entsprechenden Gesetzen ausführen, noch den Widerstand, den das erste Haus gegen sie leistet, brechen will, wird nothwendig, statt zur Verständigung mit den Abgeordneten, zur Vertiefung des Conflictes kommen. Wir sind nicht gemeint, der Ansicht des Verfassers zu widersprechen, daß das heutige Ministerium eben aus jenem Grunde völlig unvermögend sei, Krone und Land zu versöhnen. Selbst wenn es ein Indemnitätsgesetz und eine Einschränkung des Militäretats im Sinne des Stavenhagen'schen Amendements vorlegte, selbst wenn es, was der Verfasser vielleicht mit zuviel Sicherheit bestreitet, für diese Vorlagen im Abgeordnetenhause die Majorität gewönne — der Conflict, an einem Punkt gehoben, müßte an anderen wieder hervorbrechen. Nur eine Totaländerung, welche auf die Ursachen unserer verzerrten Zustände zurückgriffe, und als Anfang derselben, der Rücktritt des jetzigen und die Ernennung eines neuen Ministeriums, das nicht „entschieden liberal," aber „liberal und entschieden" sein müßte, könnte dem Staate zur Wiedergenesung verhelfen. — Diese Diagnose der Krankheit ist untadelhaft, die vorgeschlagenen medicinischen Mittel sind unverwerflich; — es ist nur schlimm, daß der Verfasser und der Leser mit ihm zugestehen muß, daß ihre praktische Anwendung vor der Hand eine äußerst geringe Wahrscheinlichkeit hat.



nichts desto weniger aus der Wurzel allgemeiner anthropologischer und ethischer Anschauungen. Seine zweite Führerin ist die Geschichte, die vergleichende Betrachtung des antiken und des modernen, des griechischen und des germanischen Drama's. Mit der beweglichen Aufmerksamkeit auf die Unterschiede der geistigen und sittlichen Entwicklung, der die eine und die andere dieser Formen angehört, verbindet sich aber — wir wissen es nicht anders zu nennen — der Blick des beschreibenden Naturforschers. Ueberall geht dem Versuch der Ableitung aus der inneren Natur der Sache, der Erklärung aus den historischen Bedingungen, die analysirende Beobachtung des Einzelnen, das Ablesen der durchgehenden Regeln sammt ihren Anomalien von den vorliegenden großen dramatischen Mustern zur Seite. Ja, diese exacte naturhistorische Methode spitzt sich gelegentlich zur mathematischen Anschauung und zum Calcül zu, sie geräth wohl gar in Gefahr, dem scharfsinnigen Schema und der Rechnung zu viel einzuräumen. Genug aber: gerade in der Verbindung und dem sich ablösenden und unterstützenden Gebrauch aller dieser Momente liegt die Bürgschaft für eine erschöpfende Erkenntniß; eben hierin offenbart sich die schöne geistige Freiheit und die umfassende Totalität der Auffassung, in welcher unser Verfasser seinen Standpunkt hat. Wie ihm alle jene Methoden abwechselnd ihren Dienst thun müssen, so corrigiren und ergänzen sie sich gegenseitig. Sie schützen ihn, es schützt ihn insbesondere die historische Betrachtung vor allen absoluten Maaßstäben, vor allen unbedingten Musteranpreisungen; er versteht jenes Lessing'sche, „mit Bewunderung Zweifeln, zweifelnd Bewundern," er hält weder Sophokles für unfehlbar, noch Shakspeare für fehlerlos. Er ist ebenso vor dem Anspruch auf eigene Unfehlbarkeit gesichert; seine Regeln bilden wohl ein Ganzes, aber er hütet sich weislich, den lebendigen Leib der Dichtung an das Kreuz des Systems zu schlagen; eine seiner Regeln ist: „gebotene Fehler schön zu verüben;" er weiß, daß keine Wirklichkeit rein in einem Gesetz aufgeht und daß es Schwierigkeiten giebt, welche die Praxis *lösen*, aber keine Theorie der Welt lösen *lehren* kann. Auch die Technik des Drama's hat, so wie die Metaphysik des Aristoteles, ihre Aporien: man lese das Capitel, in welchem der Verfasser darstellt, wie die Behandlung der Charaktere ihre Mitgift an Schwierigkeit aus dem Stoff empfängt, um durch die Forderungen der Bühne von einer anderen Schwierigkeit bedrängt zu werden — dies Capitel vor allen möchten wir das Capitel der Aporien nennen. —

Brauchen wir weiter erst zu sagen, in wie hohem Grade der gute und gesunde Geist gerade der *heutigen* Wissenschaft dem Leser aus dieser Dramaturgie entgegentritt? Wir rechnen in erster Linie dahin das völlige Zurücktreten der abstracten Formel, der scholastischen Phrase. Wie tief die Fundamente in den Boden idealer Anschauungen versteckt sind: schon die ersten Erklärungen über die Natur und Aufgabe des Drama's lösen sich frei von aller Schulphilosophie. Hier wird nicht aus irgend einem gemachten, aus dem Schatz des Absoluten entlehnten Begriffe raisonnirt, sondern aus den ewigen und natürlichen Forderungen der *menschlichen Seele*. Immer und überall lenkt die Betrachtung zu dem *realen* Werden, Sein und Gewordensein der dramatischen

Gewissenhaftigkeit der vor der Wirklichkeit Stich haltenden Wahrheit geht durch das ganze Buch. Vielleicht verdankt dieser Gewissenhaftigkeit manche Wiederholung und die weniger als wünschenswerth knappe Fassung einzelner Partien ihren Ursprung: — ein geringes Uebel gegen unschätzbare Vorzüge. Unser Verfasser meint es so ernst mit seinem Beruf, er denkt von der Würde des Dramatikers so hoch wie Einer, aber er ist fern von jener Vornehmheit und jenem idealistischen Stolz, mit dem der Weimarische Classicismus auf das Publicum herabsah, um dann doch wieder nothgedrungen diesem Publicum die inconsequentesten Zugeständnisse zu machen. So fest und streng er in Beziehung auf das Wesentliche ist: in die Bestimmung der Grunderforderniſse des Drama's selbst hat er bereits die Rücksicht auf die Gewohnheiten der Bühne, auf den Sinn und Geschmack des Zuhörerkreises aufgenommen. Auch in dieser Beziehung kennt er, wie billig, nur einen relativen Maaßstab. „Die Wirkungen der dramatischen Kunst sind *gesellige*:" aus diesem Einen Satze leitet sich eine mannichfache Bedingtheit des schaffenden Dichters ab, der er sich nicht ungestraft entziehen darf, die mit den höchsten Forderungen der Kunst auszugleichen seine Aufgabe, und, wenn er sie löst, die Bewährung seiner genialen Kraft ist. An diesem Punkte zumeist, in dem letzten Capitel des Buches unter der Ueberschrift „der Dichter und sein Werk" kömmt die tiefe Bescheidenheit des Verfassers, jene echte Bescheidenheit zum Vorschein, die zu hoch von dem eignen Werthe denkt, um nicht noch höher von der Pflicht zu denken, die jede fremde Kritik als Anstoß zur strengsten Selbstkritik benutzt. Gestehen wir es offen: für uns beruht nicht der kleinste Reiz der vorliegenden Schrift darin, daß wir an so vielen Stellen in dem Gesetzgeber den Dichter, in dem Dichter den tüchtigen und liebenswürdigen Menschen erkennen. Mehr als einmal glauben wir ihn in seiner eigensten Werkstätte, über der Arbeit des Producirens zu belauschen; seine Regeln sind nicht mehr Regeln, sondern ein schildernder Bericht, durch den wir in die Prozesse unmittelbar eingeweiht werden, die er selbst vor und während der dichterischen Composition durchgemacht hat. Er, eben er. Denn mit keinem Worte zwar nehmen diese Blätter directen Bezug auf das bedeutende Beispiel tragischer Kunst, das er selbst in unserer dramatischen Literatur aufgestellt, aber unwillkürlich blickt da und dort dieses Beispiel durch, und unabsichtlich wird diese „Technik des Drama's" zu einem Commentar dessen, was der Dichter in seinen „Fabiern" erstrebt und geleistet hat. Ja, eben durch das, worin die Persönlichkeit des Verfassers am meisten aus seinen Auseinandersetzungen hervortritt, giebt er uns das Recht, bis zu diesem Innersten, von dem Buch zu dem Autor selbst vorzudringen. Wir meinen den Satz, der sich so oft wiederholt, daß er sich geradezu als das Hauptwort der ganzen Rede dem Leser einprägt, den Satz, *daß der tragische Dichter vor Allem sich selbst zu einem tüchtigen Manne machen solle*, so werde ihm, wenn er anders ein Dichter ist, das Uebrige von selbst zufallen. Es ist nur die Ergänzung zu dieser obersten und goldensten Regel, wenn an anderer Stelle im Namen der Kunst gegen alle Tendenzpoesie protestirt wird. „Die Kunst des dramatischen Dichters hat nicht die Aufgabe, der Politik zu

dienen und gar nicht das Recht, ihre Erfolge durch zufällige politische Sympathien zu stützen." Es ist unser Recht, hinzuzufügen, daß wir dem staatlichen und nationalen Leben von Seiten der Bühne keinen besseren Gewinn und keine schönere Förderung wünschen, als die, daß sie uns Handlungen und Charaktere vorführe, denen man es anfühlt, daß sie in einem männlichen Geiste entsprungen und gebildet, daß der ein Mann im vollen Sinne des Wortes war, der ihnen dramatisches Leben gab.

Und an diesen Punkt endlich möchten wir noch ein Geständniß anknüpfen. Niemand kann dem Verfasser für seine neuste Darbietung dankbarer sein als wir. Jeder, der im Einzelnen den hier niedergelegten Reichthum treffender Beobachtungen, wohlerwogener Rathschläge, feiner Erwägungen und Anmerkungen überschaut, wird unsere Empfindung theilen —, er wird vermuthlich auch unser Bedauern theilen, daß die Technik des Lustspiels ganz aus dem Plan der Arbeit ausgeschlossen blieb, und wird die Rechtfertigung, die der Verfasser selbst hinsichtlich dieser Beschränkung giebt, doch nur halb zureichend finden. Dennoch haben wir einen ganz anderen Wunsch auszudrücken, als den, das Versäumte möchte in einem zweiten Theil nachgeholt werden. Es ist uns vielmehr, als ob wir von allen Seiten lautere und leisere Stimmen hörten: eine so gründliche und durchsehende Bewußtheit des Künstlers über sein eigenes Thun sei für ihn selbst wohl eher ein Hemmniß, und daß er sich ihr mit so viel Vorliebe überlasse, ein bedenkliches Zeichen von der verhältnißmäßigen Schwäche seiner schöpferischen Kraft. Wir maaßen uns nicht an, darüber zu entscheiden, aber gewiß ist es, daß in dieser Dramaturgie eine Neigung des detaillirenden Rechenschaftgebens und Auspunktirens sichtbar wird, die, wenn sie der Production nicht hinderlich werden soll, durch das stärkste Aufgebot der begeisterten Phantasie und des entschlossenen Willens aufgewogen werden muß. Wir erwarten kaum, daß derjenige, welcher sich so grüblerisch in die Theorie des Drama's vertiefte, unmittelbar eine neue praktische Probe auf seine Rechnung machen werde. Er wird den Rückweg zur dramatischen Hervorbringung vermuthlich nur durch andere Mittelglieder finden. Aber wie förderlich er durch sein neustes Werk Anderen gewerden, wie gern wir hoffen, daß dasselbe die Zahl dramatischer Fehlversuche mindern helfe: die schwerste Verpflichtung hat es ihm selbst auferlegt. Kein Anderer als er allein kann die Bedenken, die wir berührten, Lügen strafen, und eben sein männliches Wesen bürgt uns dafür, daß er früher oder später sich von der Schuld lösen wird, die der theoretisirende Dichter in dem Grade mehr übernimmt, als er den theoretischen Problemen tiefer und wissenschaftlicher nachgegangen ist.

Das Staatsarchiv. Sammlung der officiellen Actenstücke zur Geschichte der Gegenwart. Herausgegeben von L. K. Aegidi und A. Klauhold. Hamburg, Otto Meißner. Jahrgang 1862 (2 Bände in gr. 8. mit drei außerordentlichen Beilagen: der ungarische Verfassungsstreit, badische Denkschrift in der kurhessischen Verfassungsangelegenheit und die Krisis des Zollvereins). — Man

halte es nicht für zufällig, daß wir unser diesjähriges letztes Heft, wie das vorjährige, mit einer warmen Empfehlung der Fortsetzung des eben bezeichneten Werkes abschließen. Nur natürlich, daß wir, die wir die Zeitereignisse stetig mit unseren Betrachtungen begleiten, auf eine „Sammlung der officiellen Actenstücke zur Geschichte der Gegenwart," als auf eine Ergänzung unserer eigenen Leistungen, hinweisen. — Auf den ersten Blick könnte es scheinen, als ob in der Veranstaltung einer solchen Sammlung, abgesehen von dem ersten Gedanken, sich nur ein eigenes persönliches Verdienst der Unternehmer ausdrücken könnte, bei näherer Betrachtung aber wird man finden, daß einerseits die Vollständigkeit und andererseits die tactvolle Ausscheidung von Unwesentlichem Schwierigkeiten darbieten, welche nur durch große Anstrengungen bei Herbeischaffung des Materials und nur durch sachverständige Vertiefung in dasselbe zu überwinden sind. Wir haben schon neulich Gelegenheit gehabt, der zweckmäßigen Zusammenstellung der Urkunden zur „Zollvereinskrisis" Erwähnung zu thun. Wir wollen heute, indem wir die 338 Actenstücke durchmustern, welche den Inhalt dieses Jahrgangs des Staatsarchivs bilden, beispielsweise auf das abgerundete Bild aufmerksam machen, welches uns die Herausgeber von der Entwickelung der Dinge in Mexiko, vorzugsweise aus den englischen Blaubüchern, aber auch nach französischen, spanischen und americanischen Quellen verarbeitet, vor Augen führen. Das der Darstellung des ungarischen Verfassungskampfes gewidmete Extraheft verdient eine besondere Erwähnung. Nur ein mit den einschlagenden Verhältnissen innigst vertrauter Bearbeiter vermochte aus der Fülle von Regierungserlassen, Adressen der Comitate und Municipien, Parlamentsverhandlungen u. s. w. eine so geschickte Auswahl zu treffen und daneben durch Mittheilungen aus den älteren Grundgesetzen Ungarns von 1687 an den deutschen Leser zu einem selbständigen Urtheile über die neueren Vorgänge zu befähigen. Ueberhaupt ist es anzuerkennen, daß das Staatsarchiv, obwohl es vorzugsweise zur Sammlung der neuesten Staatsacten bestimmt ist, doch gelegentlich auch die zum Verständniß erforderlichen Documente älteren Datums — so in dem neuesten Hefte die auf die griechische Thronfolge bezüglichen Protokolle der Londoner Conferenz — beibringt. — Wir gewinnen, wenn wir an der Hand der gut eingerichteten Register die vor uns liegenden beiden Bände durchblättern, einen rasch orientirenden Rückblick auf alle Verhandlungen, welche während des Jahres 1862 auf der Bühne der Welt theils zwischen verschiedenen Völkern, theils innerhalb derselben Volksgemeinschaften gespielt haben. Wenn wir uns dann aber fragen, was sind die Resultate, welche in diesem Zeitabschnitte die Kunst der Staatsmänner, die hier in ihren Monumenten zu uns spricht, zu Tage gefördert hat, so lautet die Antwort wenig befriedigend. Fast das einzige für die Menschheit wohlthätige Ereigniß, welches wir in diesem Jahrgang des Staatsarchivs verzeichnet finden, ist das Vermeiden eines Weltkrieges durch das energische Auftreten eines Ministers, der so alt ist, daß er kaum zu den Angehörigen der lebenden Generation gezählt werden darf. Ueberall sonst vom Mississippi bis zur Spree und Weichsel, von der Eider bis zum Tiber oder zur Leitha impotente Versuche eines epigonenhaften Geschlechts zur

Lösung der obschwebenden Aufgaben. Höchstens derjenige, welcher mit dem Humor des Dichters des Thierepos an die Weltgeschichte herantritt, wird einen Genuß aus der Lectüre der diplomatischen Regesten des Jahres 1862 davon tragen. Die Vetterschaft mit den Fuchsschwänzen — „hochgeehrt" ist sie aller Orten.

„Denn so ist es beschaffen — und so wird es bleiben?"

Wir wünschen den Herausgebern des Staatsarchivs und mit ihnen der ganzen Welt ein glücklicheres neues Jahr! —

Verantwortlicher Redacteur: R. Haym in Halle a. d. S.
Druck und Verlag von Georg Reimer in Berlin.

TI TY (HIGAN
DU TE L

DATE DUE

[redacted]		

Form 9584